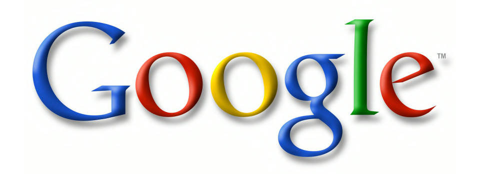
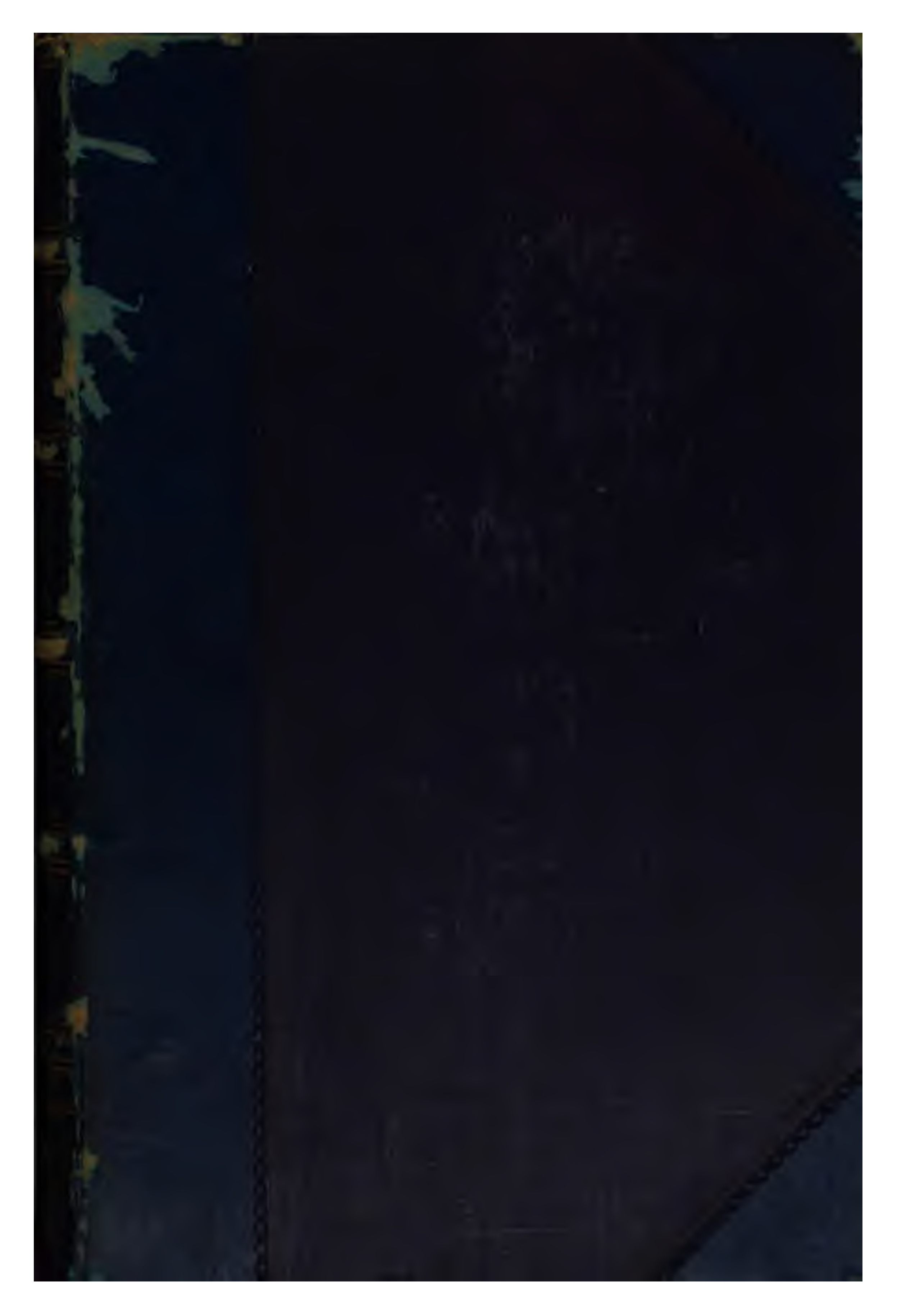








Geschichte
der deutschen Dichtung.

Zweiter Band.

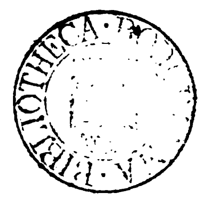
Geschichte

der

Deutschen Dichtung.

Von

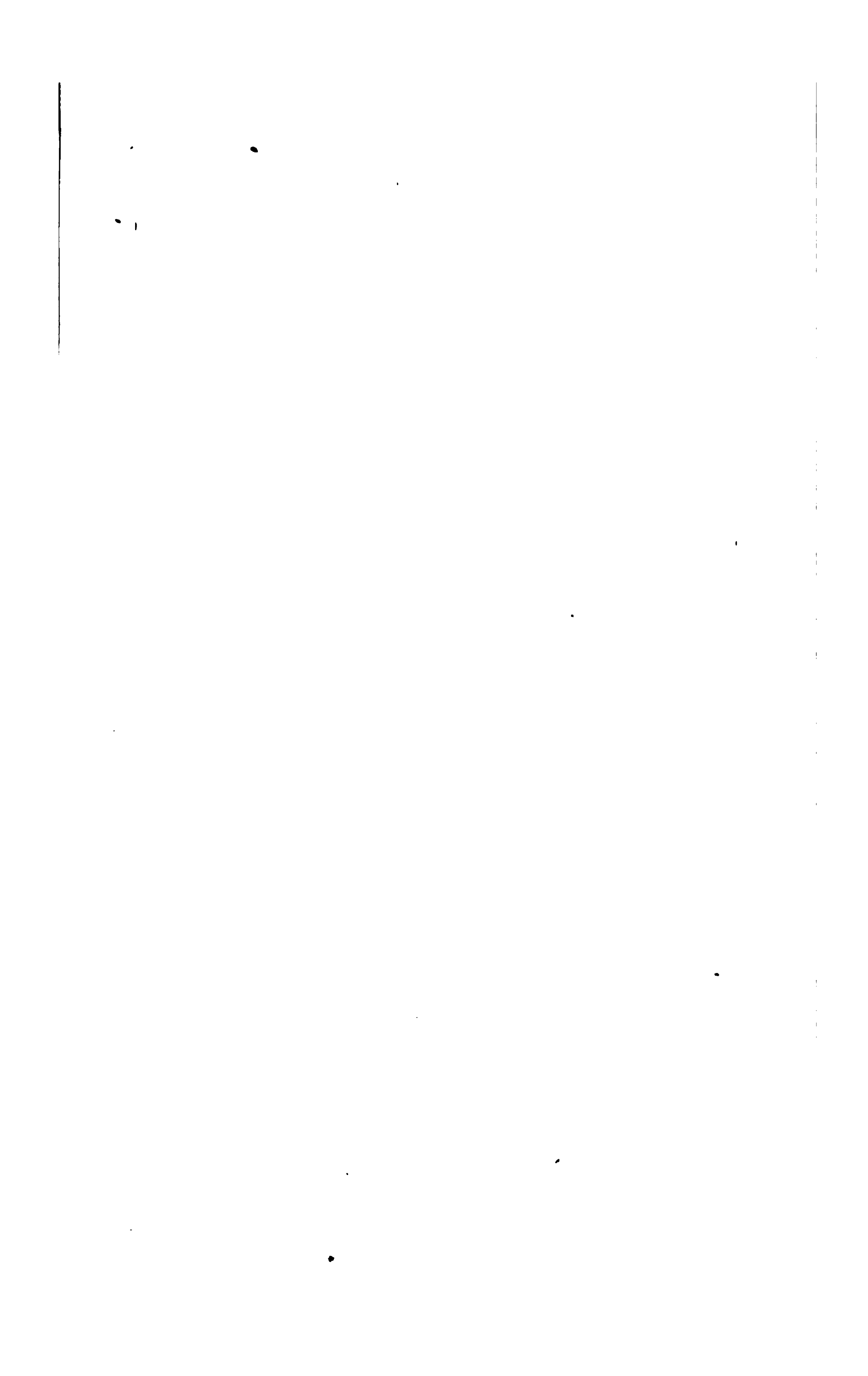
G. G. Gervinus.



Zweiter Band.

Fünfte, gänzlich umgearbeitete Auflage.

Leipzig,
Verlag von Wilhelm Engelmann.
1871.



Inhaltsverzeichniß.

V.

Blüte der ritterlichen Lyrik und Epopöe.

5. Didaktische Dichtungen.

Vier Männer haben wir bezeichnet als die, welche der Dichtung dieser Zeiten vor Allen Werth und Charakter gaben. Und sie thaten mehr als dies: sie bestimmten die Richtungen der Folgezeit genau und scharf, und haben mittel- und unmittelbar auf Jahrhunderte fortgewirkt. Der eine ist Walther von der Vogelweide, der in seinen Spruchgedichten, den Standescharakter der ritterlichen Welt überragend, das allgemein Menschliche ins Auge faßte und so eine gewisse Gattung von dichterischer Lebenskritik eröffnete, die zunächst von zwei Hauptwerken fortgesetzt wurde, welche mit Walther gleichzeitig sind und in offener Beziehung zu ihm stehen. Diese Werke gruben sich ihrerseits in die Nation ein und bilden mit ähnlichen lehrhaften Spruchgedichten, die sie anregten, eine Brücke bis zur Reformation hinüber, der ersten Zeit, die nach der ritterlichen Epoche wieder von neuer Bedeutung für unsere Bildungsgeschichte wird. Diese ganze Gattung lagerte sich der erzählenden Dichtung gegenüber und zerstörte sie allgemach. Was diese selbst angeht, so bewegte sich das deutsche Volksepos in dem herkömmlichen Stile fort bis es sich alternd überlebte, und neben ihm gingen die karolingischen Volkssagen her, die uns in Uebersetzungen zugeführt wurden. Diese beiden Zweige lassen sich nicht auf persönliche Vorbilder zurückführen, alles Uebrige aber theilt sich in die zwei grellen Richtungen, die Gottfried und Wolfram angegeben hatten. Fast Alles, was der Blütezeit der ritterlichen Kunst

näher lag und der höfischen Sitte und Art treu blieb, schloß sich an den künstlerisch bedeutenderen Gottfried an und um ihn gruppirt sich die ganze Nachblüte dieser Zeit. Alles was in Leben und Kunst tiefere Beziehungen nach Wissenschaft und Religion und mehr Verwandtschaft mit der lehrhaften Dichtung suchte, lehnte sich an Wolfram und schob in der Zeit vorwärts, so daß Wolfram und Walther im Andenken der Meistersänger noch lebten, als Gottfried und Hartmann lange vergessen waren mit aller Poesie, die sie gepflegt hatten. Die Wolframsche Richtung nach einer gewissen Mystik, nach Religiosität, nach einer Weihe des innern Lebens überwog gleich in den traurigen Zeiten der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts so, daß ganz deutlich in den Dichtern Gottfriedischer Schule selbst noch eine Aenderung wenn nicht der Manier, so doch der Sinnesart, des Geschmackes und der Wahl der Stoffe sichtbar wird. Alles nimmt den Zug von dem Weltlichen weg nach dem Geistlichen, von der kräftigen Denkart eines Walther zu einer weicheren und frommen, von der muthwilligen und freien des Gottfried zu einer verzagten und ängstlichen. Ehe wir diese Veränderungen in den erzählenden Dichtungen betrachten, wo wir nur mehr die nackte Thatsache beobachten können, machen wir uns mit der Lehrdichtung, die sich ohnehin der Zeit nach unmittelbar anschließt, zuerst bekannt, wo wir zugleich näher auf die Gründe dieser Wandelung hingeleitet werden.

Wir haben schon oben vorübergehend den Winsbeke[1]) berührt, ein Gedicht, das, mitten in der besten Zeit der Ritterdichtung (um 1210—11) entstanden, mitten neben die Musterthaten der alten Helden das Pflichten- und Sittengesetz des Ritterthums aufpflanzt in der Form von väterlichen Ermahnungen an einen Sohn. Es ist dies einer der theuersten Reste unserer ritterlichen Poesie, weil die Lebensregeln, die darin aufgestellt sind, dem Schönsten und Allge-

---

1) In Benecke's Beiträgen 2. Bd. und Ausg. v. Haupt. Leipzig 1845. Des Gedichtes Aufschrift ist der Name des Dichters, aus dem edlen Geschlechte der von Windsbach in Mittelfranken.

meingültigsten zur Seite gesetzt werden dürfen, was über Sittlichkeit und würdiges Leben gesagt ist, da sie das Gleichgültige der äußern und standesmäßigen Sitte verschmähend den Blick auf das Ewige zu lenken trachten. Es liegt etwas ungemein Rührendes und Erhebendes zugleich in dem sanftfeierlichen Tone der Ermahnungen, die der greise Vater dem Sohne mit in das Leben giebt. Es redet der ehrwürdige Alte, der die Rechnung seines Lebens abgeschlossen hat, dessen ganze Freude und Hoffnung hinfort auf den Sohn gerichtet ist, dem er, nachdem er selbst mit Ehren seines Hauses gewaltet, die Pflege desselben vertraut und mit herzlicher Innigkeit, mit edler Bescheidenheit die Erfahrungen und das Beispiel seines eigenen Lebens vorhält, ohne fürder eine andere Sorge zu haben, als daß es seinem Erben auf Erden und im Himmel nicht missegehe, ohne einen anderen Wunsch, als daß sein Name und seines Namens Ehre auch im Sohne erhalten werde. Jene höchste Religiosität spricht aus ihm, die der Welt Wandel gering achtet, ohne darum die irdische Laufbahn grollend zu verachten. Es ist jene schöne und seltene Frömmigkeit, die eine herzliche Liebe und Vertrauen auf Gott festhält, auch nachdem sie den Lauf der Welt hat kennen gelernt; jene schöne Verbindung von tiefer Menschenkenntniß mit der Richtung auf das Ewige und Innere, die stets zu Geringschätzung des alltäglichen Treibens der gewöhnlichen Menschen, aber nie zu Verachtung der Menschheit und des Lebens führt; die das Besondere und die falsche Richtung des Theiles erkennen, aber nie das Ganze und seine Bedeutung verkennen kann; die nie erlaubt, das Leben mit Leichtsinn zu vertändeln, noch ihm mit bitterer Verhöhnung den Rücken zu kehren; die stets jene wechselnden Eindrücke von Vergänglichkeit der weltlichen Dinge und von dem Dasein ewiger Zwecke nährt. Am Gottesdienste, empfiehlt der weise Vater seinem Sohne, sollen ihn nicht die Werke der Priester irren; ihre Worte seien gut, auf die soll er achten, und um ihre Thaten sich nicht kümmern. Im Frauendienste sollen ihn die Sitten der Vielen nicht stören; um des Geschlechtes willen soll er die Frauen

in Ehren halten. Nirgends ist die Frauenliebe und die Verehrung dieses Geschlechts schöner gefaßt, als hier: sie sind der Welt Zierde und Würde, die Gott mit seiner Gnade, als er sich dort Engel erschuf, uns hier zu Engeln gab, an denen alle unsere Seligkeit liegt; die mit der Krone geschmückt wurden, in die viel edle Steine mit Tugenden gesenkt sind; deren Liebe unsere Herzen heilt und heiligt, vor der unser Gram und Kummer wie Thau vergeht. Dabei ist (Str. 11) klar ausgesprochen, daß die sinnige deutsche Frauenliebe jener Zeit auf dem Stamme der Mutterliebe gewachsen ist, daß sie ihren Bezug auf das häusliche Glück nimmt, und nicht auf sinnliche oder gesellige Freude wie bei allen Südländern. Hier ist dann auch Ritterlichkeit und Waffenkampf und Verschmähen des guten Gemachs und weichlichen Verliegens gepredigt, mit dem nicht Ruhm und Ehre zu gewinnen sei. Es sind nicht grillenhafte Tugenden, die der Vater dem Sohn empfiehlt, sondern was das Leben fördert und Ehre des Hauses mit sich führt. Mit den Armen soll er sein Brot brechen, an Fremden und Reisenden gastliche Freigebigkeit üben, an Jedermann höfliche Sitte, Dienstfertigkeit an den Freunden und am Feinde Großmuth. Den Hochgeborenen ohne Tugend soll er geringer achten als den Niederen der nach Ehre strebt; denn die Tugend mache den Adel, und Hochgeburt ohne sie sei wie das Korn in den Fluß gesäet. Hoffart und Habsucht soll er schwinden lassen, das Gut möge er lieben, aber sich nicht von ihm beherrschen lassen. Den Zorn soll er zäumen, das Innere vom Gift der Untreue reinigen, in Maße leben, sein Wort in Treue halten, der Welt gegenüber der Vorsicht gebrauchen. Aber frühe soll er lernen die Kräfte zu regen, denn früh brenne was eine Nessel werden will und dreißig Jahre ein Thor bleibe für immer ein Narr. Er soll gutem Rathe folgen, auf Verläumder nicht horchen, „zu rechte schweigen, zu statten reden", damit er nichts anderes spreche als was den Weisen behage und sein Geheimniß treulich bewahre.

Die Einkleidung des Winsbeke in die väterliche Lehre an einen

Sohn ist in mittelalterlichen Sammlungen von Lehrsprüchen sehr gebräuchlich gewesen. Die Franzosen haben ihre eigenen und entlehnten Chastiements, die Nordländer das Sonnenlied, die Italiener kennen das ähnliche in prosaischer Form, die Deutschen haben, außer dem schwächeren Seitenstück der Winsbekin, den Segen des Tobias, die Lehren des Königs Tirol aus der besten Zeit des 13. Jhs.[2]) und mehrere Nachahmungen dieser Art z. B. in Ulrichs Alexander am Ende, in einem Gedichte „der Tugendspiegel."

Diese Form ist wohl gewiß den Distichen entlehnt, die unter dem Namen des Cato gehen, einem mittellateinischen Spruchgedichte[3]), für das sich sichere Zeugnisse im 8. Jh. finden und das schon von Notker im 11. Jh. übersetzt worden ist, wahrscheinlich in Prosa. Die ritterliche Zeit übertrug es in Verse und gab damit einen Anstoß zu der fruchtbarsten Ausbreitung dieses Werkchens in den nächsten Jahrhunderten. Die älteste Uebersetzung[4]) ist dem Inhalte nach nicht vollständig und nach Sinn und Anordnung sehr frei; die Besonderheit, die Färbung und Einkleidung des Originals verwischt sie, wie alle Uebertragungen älterer Poesien in diesen Zeiten thun. Sie ward die Unterlage einer Menge späterer Bearbeitungen, die bald diesen ersten deutschen Cato durch Verkürzungen, Umstellungen, Einschiebungen noch mehr vom Original entfernten, bald ihn mit Heranziehung des lateinischen Textes zu einer treueren Uebersetzung umgestalteten, welche Bearbeitung dann wieder ihre eigenen Veränderungen durchmachte. Diese Sprüche empfahlen sich der Folgezeit mehr als der Winsbeke, da sie von keinem bestimmten und besondern Stande ausgehen; auf der anderen Seite sind sie weit

2) Der König Tirol von Schotten und sein Sohn Fridebrant sind Figuren, die auch einem erzählenden Gedichte (wovon weiter unten) zum Gegenstande dienten, das älter ist als das epische Fragment. S. Haupt's Zeitschr. 1, 13.

3) Druck aus der ältesten Hs. des 9—10. Jhs. in Zarncke, der deutsche Cato. Leipz. 1852. p. 174 ff.

4) Aus der Melker Hs. von Hoffmann in den Altd. Blättern; und bei Zarncke p. 27 ff.

mehr als der Winsbeke von einem besondern Inhalte, weil sie neben der inneren Sitte auch die äußere Anstandsregel berücksichtigen, so daß in die späteren Bearbeitungen ein ganzes Gedicht von der Tischzucht [5]) eingeschoben werden konnte. Auch Stücke aus Thomasin's wälschem Gaste und dem Freidank sind in diese späteren Catosprüche eingegangen, wie denn schon die älteste Bearbeitung den Freidank benutzte und der Zeit nach diesem nachgesetzt werden muß. Thomasin und Freidank sind denn die Verfasser jener beiden Hauptwerke, die wir vorhin ankündigten als den Kern unserer ritterlichen Didaktik, von denen wir sagten, sie schlugen der Cultur eine Brücke zwischen dieser und der Reformationszeit, was ihnen eine vorragende Bedeutung für immer sichern wird.

Schon Lessing hatte zu der Lehrdichtung unserer Vorfahren eine so große Vorliebe, daß er dagegen ihre übrigen Dichtungen in Schatten stellte. Dies hatte nun wohl keinen andern Grund, als daß er von diesen übrigen wenig oder nichts kannte. Denkt man indessen an die Walther und Wolfram, an die Wirnt und Winsbeke zurück, so kann man nicht leugnen, daß auch damals schon gerade diese Tüchtigsten eine Vorneigung für das Lehrhafte in der Dichtung erkennen lassen, die sich auch aus der ganzen Natur der Bildung und der Dichtung jener Zeiten wohl begreift. Jeder Tiefere und Reifere mochte das Ungenügende in den schalen britischen Romanen bald empfinden und mußte zu Ansichten, zu Bedürfnissen, zu Einsichten kommen, denen die Romanlectüre keine hinreichende Nahrung und Befriedigung gab. Sobald sich die Poesie den inneren Menschen zur Aufgabe nahm, lag der Uebergang zum Nachdenken über menschliche Natur, über Beruf und Pflichten des Menschen nahe genug. Sobald ferner neben allen Zweigen geistiger Thätigkeit auch die Philosophie jetzt die lateinischen Schulen, denen sie bisher ausschließlich gehörte, verließ und in die

---

5) Das Vorbild desselben ist die Tischzucht in Haupt's Zeitschr. 6, 488, die auf Tanhäuser's Hofzucht beruht.

Hände der gebildeteren Laien kam, so war es nur natürlich, daß sich Mancher unter diesen, der sich vielleicht zum Lateinlesen aber nicht zum Lateinschreiben fähig fühlte, oder der es auf die Förderung der Bildung der Laien und Ungelehrten absah, entschloß die Muttersprache zur Hülfe zu nehmen, um seine Weisheit durch sie zu verbreiten; und da er keine Prosa, wohl aber die vollendetste Vers- und Reimkunst vorfand, so war es nicht minder natürlich, daß er dieser Weisheit ein poetisches Gewand gab. Von diesem Gesichtspuncte betrachtet ist der wälsche Gast[6]) eines der bedeutendsten Werke, die uns aus jenen Zeiten übrig sind. Dieses Gedicht überhebt uns der Mühe, zu Manchem, was uns in dem Geiste unserer ritterlichen Dichtungen bisher noch dunkel und räthselhaft war, die Erklärung weither in anderen Fächern zu suchen. Indem es uns in den verschiedensten Fragen ein überraschend helles Licht anzündet, gibt es uns zugleich einen Aufschluß über die Beurtheilungsart der Ritterromane in jener Zeit ihrer schönsten Blüte selbst, die, wenn sie nicht allgemein gültig ist, doch immer die Ansicht der unverächtlichsten Klasse von Lesern ausspricht. Der Dichter ist Thomasin von Zirclære, ein Dienstmann des Patriarchen Wolfger von Aquileja, aus dem edeln Geschlecht der Cerchiari in Cividale im Friaul[7]). Er schrieb in wälscher Sprache ein (verlorenes) Werk über höfische Sitte, woraus Einiges in das deutsche Gedicht aufgenommen ward[8]), das er, noch nicht dreißig Jahre alt, im Laufe des Jahres 1216 (10 Bücher in 10 Monaten) schrieb und seiner Geburt wegen den wälschen Gast benannte. Daß Thomasin ein Italiener und in der Lombardei wie zu Hause war, ist aus seinen geschichtlichen und örtlichen Kenntnissen klar; er bittet um Nachsicht mit seiner deutschen Rede,

---

6) Ausg. von H. Rückert. Quedl. 1852.

7) Das Geschlecht (Circlaria) hat Karajan in Urkunden des 12. Jahrhs. nachgewiesen in Haupt's Zeitschr. 5, 242.

8) V. 1173. Alsô ich hân hie vor geseit an mîm buoch von der hüfscheit, daz ich welhschen hân gemaht —.

in der ihm wohl einmal die Worte für entlegenere Gegenstände fehlen. Uebrigens schreibt er Deutsch nicht allein ohne sprachliche Fehler sondern auch aus der Fülle des Herzens: nur daß ihm der zierliche Stil, daß ihm die metrische Kunst der höfischen Dichter abgeht, daß ihm ungenaue Reime entschlüpfen, daß er mundartliche Eigenthümlichkeiten der österreichischen Grenzlande verräth.

Gleich im Eingang des wälschen Gastes gibt Thomasin das Verhältniß seines Werkes zu den Dichtungen seiner Zeit an: nachdem er lange den poetischen Preis edler und schöner Thaten gehört, so wolle er nun verkünden, was Tugend, Frommheit und Zucht sei. Die Mährchen und Abenteuer der ritterlichen Dichter sind ihm wie Bilder und Beispiele, an denen man die junge Einbildungskraft schulen mag, die aber dem gereifteren Alter unzulänglich sind. Von diesem Gesichtspuncte aus warnt er vor den Geschichten von Helena und jedem anderen bösen Vorbild, und empfiehlt stets das Beste zu lesen; die Jungfrauen möchten von Andromache hören und Enite, von Penelopen und Oenone (dieser Name spielt wohl auf eine Erzählung in Bliggers Umhang an), von Galiena und Blancheflur, die Jungherren aber sollen an Erek und Iwein, an Gawan und Karl, an Alexander und Tristan Beispiel nehmen. Alles indessen, was von jenen Helden gesungen und gesagt ist, scheint ihm blos für die Jugend gedichtet. Wer zu Verstand gekommen ist, sagt er, der wird billig in anderer Weise belehrt als die Kinder; er muß die unwahren Mährchen, mit denen man diese erzog, verlassen. Er tadle darum keinen Dichter von Abenteuern, denn sie seien zur Lenkung der jungen Seele wohlthätig; doch nicht auch für ein reiferes Geschlecht. Der Bauer, das Kind freue sich an den Bildern im Buche, wenn es nicht lesen könne; der Pfaffe aber sieht die Schrift an. So möge auch ein Mann thun, der tiefen Sinn nicht fassen könne; der solle die Abenteuer lesen und sich daran vergnügen, denn er fände auch hierin was ihn geistig bessere. Wer aber Schwieriges zu verstehen vermöge, der solle nicht seine Tage mit Mähren verlieren; er soll sich der Bildung

von Herz und Kopf widmen. Die Abenteuer seien mit Lügen geschmückt, darum schelte er sie nicht eben, denn sie hätten „Bezeichnung der Zucht und Wahrheit"; ein hölzernes Bild sei kein Mann. Jeder aber wisse, daß es einen Mann bedeuten solle: so bezeichnen auch die Abenteuer was Jeder thun solle. Dankbar also nimmt er die Uebersetzungen der wälschen Mähren an, wollte aber doch noch dankbarer sein, wenn man gedichtet hätte was ohne Lüge wäre, davon hätte man größere Ehre gehabt. Man sieht wohl, daß Thomasin den Bearbeitern der fremden Sage aus einem ganz andern Gesichtspuncte gerade das vorwirft, was die lateinischen Geschichtschreiber dem deutschen Nationalepos; bald werden wir das Auffallendere finden, daß sogar in Dichtern, die sich in ihrer Jugend leidenschaftlich mit Dichtung von Mähren abgaben, später dieselbe Ansicht von der Lügenhaftigkeit dieser Romane erwacht, daß sie wie eine mahnende Stimme des Gewissens zu ihnen spricht und sie auf ihr früheres Treiben wie auf ein Sünderleben zurückblicken läßt. Schärfer könnte man wohl nicht den nothwendigen Fortgang der Geistesbildung damaliger Zeit angegeben finden; der verständig gereifte Thomasin begnügt sich nicht mehr mit den Phantasiebildern, die seinem Jugendalter genügt hatten, er sucht das Wesen der Dinge und den Menschen zu ergründen; er trifft dabei auf die Hauptgebrechen der ganzen Zeit und greift sie in ihrem Kerne an. Er sah, daß die ganze Zeit leidenschaftlich fortgestürmt wurde von einem zum andern und daß nirgends ein sittlicher Halt war. Hätten wir Nachrichten von den Lebensschicksalen unserer Dichter, wir würden wahrscheinlich auch aus ihnen lernen, was sich in der neueren Periode unserer Literatur so deutlich darstellt: religiöse, sittliche, künstlerische, politische Richtungen durchkreuzten sich so sehr, daß es die größten und tiefsten Charaktere am meisten irrte und erschütterte, und daß nur das leichtere Talent über alle und durch alle die Veränderungen sorglos hinschwebte. Dazu kam, daß damals in Empfindungen und Leidenschaften das Mittel zur Sittigung gesucht ward, und dies war eben was das Uebel vermehrte. Denn die

Liebe, sagt Thomasin, ist von Natur so beschaffen, daß sie den Weisen wohl weiser, aber den Thoren auch thörichter macht, und wie die Sporen das zaumlose Roß durch die Bäume treiben, so führt auch die Liebe den Mann über den Baum, der mit ihr zu spielen meint ohne sie mit dem Zaum der Vernunft zu zügeln. Dem also trit dieser Mann entgegen, und indem er mit Wolfram zusammentrifft, an dessen Gedicht er große Freude zu haben scheint, sieht er in Zweifel und Schwanken die Klippe, an der die Sitte zu scheitern droht. Den Mittelpunct seines Werkes bildet daher die Lehre von der Stetigkeit, um die sich alles Andere herumlegt. Im Anfange, wo er Vieles aus seinem Werke über höfische Sitte entlehnt, sieht man, daß er noch dunkel befangen in der Vorstellung jeder aristokratischen Welt ist: es gehe im höfischen Manne der Vorzug des Standes mit dem Adel der Seele Hand in Hand, es habe die Regel des Anstandes eine ähnliche Geltung wie das ewige Sittengesetz, das in des Menschen Brust gepflanzt ist. Hier sucht er daher noch mit einigen Sätzen über äußere Sitte zu wirken und dieser Art war ohne Zweifel der ganze Inhalt seines wälschen Buches; in diesem deutschen aber legt er das Vorurtheil allgemach ab. Hier erklärt er geradehin, daß der thöricht wäre, der sich durch seinen Adel groß dünke; edel sei nur der, der sein Herz und Gemüth an das Gute wende. Ist ein Mann edel geboren und gibt seiner Seele Adel Preis, der schändet seine Geburt. Vaters halben ist jeder edel, wenn man's recht versteht: denn Gott ist unser Vater, und wer ihn verläßt, verwirkt seinen Adel, denn edel ist nur wer recht thut; höfisch ist nur, wer in dieser Weise wahrhaft edel ist; Rechtthun ist Höfischkeit. Wie in einer ähnlichen Zeit Ulrich von Hutten die Vorurtheile des Adels ablegte, wie das vorige Jahrhundert dagegen ankämpfte, so auch jeder Tüchtige jener Zeit; und wenn Thomasin dem Herrn vorschreibt, im Diener den Menschen zu ehren, weil er nicht wissen könne, ob der, den er hier mit dem Fuße trit, nicht einst höher in unseres Herren Hause sitzen werde als er, so stimmt er da mit Walther zusammen, den der streng-

gesetzliche und strengreligiöse Mann sonst wegen seiner Angriffe auf den päbstlichen Hof tadelt; denn auch Walther sang schon: „wir wahsen ûz gelîchem dinge; wer kan den hêrren von dem knehte scheiden, swa er ir gebeine blôzez fünde?“ Wenn Sokrates heute erschiene, sagt Thomasin, so würde er manchen Freien als Sclaven der Laster finden. Mit dem Alterthume, mit den großen Mustern der alten Geschichte, wenn nicht mit den Schriften, doch mit dem Leben der griechischen Philosophen bekannt, ist er wie Hans Sachs bei seinem ersten Bekanntwerden mit diesen reizenden Anekdoten, ist er wie der kräftige Satiriker Guiot erregt von dem Geiste, der sich hier kund thut, erstaunt über die Energie, betroffen von der grundsätzlichen Tugend, die er hier so einheimisch wie in seiner ritterlichen Umgebung mangelnd findet. Diese grundsätzliche Tugend zu lehren, ist darum Thomasins eigentliche Aufgabe, mit ihr sucht er dem Wechsel der Welt gegenüber dem Menschen ein Ewiges und Dauerndes zu geben, mit dem er sich nicht mehr von Freud zu Leid, von Leid zu Freud wie ein Spielball soll werfen lassen, sondern im Unglück Fassung und Mäßigung im Glücke bewahren. Seine Lehre von der Stetigkeit und Unstetigkeit ist nichts anderes als eine Lehre von sittlichem Grundsatz. Wir wollen ihr einen Augenblick folgen, sie führt auf dem geradesten Weg in den Kern seines Buches.

An Stetigkeit, lehrt er, soll sich der Mensch vor Allem kehren, ohne sie sind alle Tugenden nichts. Zuerst will er von der Unstetigkeit sprechen; denn wer eine Brücke bauen will, der bricht erst die schlechte alte hinweg und dann erst baut er die neue. Was ist Unstetigkeit? Stetigkeit an bösen Dingen. An seine Definitionen wollen wir uns aber wenig kehren, obgleich später bei seiner Erklärung von der Stetigkeit (V. 4349.) klar wird, daß er damit nichts anders meint, als Tugend aus Grundsatz, indem er sie die Erfüllung alles Guten in stets gleicher Gesinnung nennt, und die Tugend nicht in einzelnen guten Handlungen, sondern in dauernder Uebung findet. Die Unstetigkeit, fährt er fort, ist nicht frei, sondern der Untugend

Sclav; jede Untugend pflegt sich auf einen eigenthümlichen Gegenstand zu richten, die Unstetigkeit allein ist stets mit Allem zugleich beschäftigt; sie baut jetzt was sie dann zerbricht; sie verkehrt schnell das Viereck in einen Kreis; sie ist wie der Wolf, dem man eine Schelle anbindet und der herumrennt und nicht weiß, was ihn verfolgt. Der Gelehrte, der im Besitze von Büchern ist, halte sich an eines, alle zugleich kann er nicht lesen. Wer aus Büchern Weisheitsgewinn ziehen will, der halte sich fest, wo er des Sinnes Ast ergreift. Wer ein gutes Wort hört, der bleibe nicht auswendig an der Thüre stehen, sondern er trete ein, bis er den Grund der Rede finde. Als Unstetigkeit bezeichnet Thomasin ferner allen leichtsinnigen Wechsel zwischen Gegensätzen und Extremen: sie ist mindestens in Vier getheilt: ein Theil Freude, ein anderes Leid, das dritte Ja, das vierte Nein; sie ist zerbrochen, und zerbricht; wer ihr folgt, schilt den, den er dann loben muß, und wer ihm heute lästig fällt, den ehrt er wieder morgen. Ueberall streift der weite Begriff von Unstetigkeit in Untreue und Falschheit, Unzuverlässigkeit und Doppelzüngigkeit über, und indem nun alle Tugend auf der Gegenseite gesucht wird, so liegt hier zugleich eine Erklärung, warum in den Nibelungen der Treue trotz Mord und Frevel und im Tristan der Treue trotz Ehebruch und Schande der Himmel verheißen wird. Aller Laster Mutter ist die Unstetigkeit; sie geht durch alles Thun und Treiben des Menschen, sie ist der Fluch, der seit Adams Fall auf uns ruht, während die Elemente, die Natur, die Thiere ihren angewiesenen Lauf in steter Ausdauer vollenden, antike Sätze, die schon bei Plutarch u. A. begegnen. Vom Menschen auf bis zum Himmel sind die Planeten stets ihrer Natur treu geblieben, vom Menschen herab auf die Erde die Elemente eben so; nur der Mensch, weil er Willen und Vernunft, Einsicht und Wahl des Guten und Bösen hat, ändert und wechselt mit jedem Tage. Er zeigt es an der Unzufriedenheit der Stände (dergleichen Stellen hat Hans Sachs gerne aus dem wälschen Gaste entlehnt): er leitet das Sehnen der Menschen aus einem Stande in den andern aus Un-

genügsamkeit her und predigt daher Zufriedenheit und bescheidene Bedürfnisse. Armut und Reichthum sei gleich zu ertragen. Das Gut sei ein Ding, das mit Unrecht so heiße; weiß mache doch weiß, und schwarz schwarz, aber das Gut mache nicht eben gut, und nur Tugend sei das rechte Gute. Vortrefflich schildert Thomasin hier den Armen, der schnell reich wird, wie wenig er in Glück übergegangen sei, wie er sich nun verschanze, sein Gut bewahre, wie er kämpfe des Nachts, ohne Feinde, mit seinen Geizgedanken, und unzufriedener lebe als vorher. Armer und Reicher könne daher in seiner Sphäre glücklich sein, Unterthan und Gebieter. So sei auch Herrschaft kein Gut von Natur: sonst würde sie, wie das Feuer überall heiß macht, überall zum Herren machen, was sie doch nicht thue. Hohe Thürme fallen leicht, wenn sie nicht fest stehen; die Steine auf den Bergen rollen herab, die auf der Erde liegen sanft und ungestört; die alten Bäume bricht der Wind, nicht die jungen und schlanken. Der Dichter zeigt die Vergänglichkeit der Freuden eines Mächtigen, das Leere eines äußeren Vergnügens, dagegen das stille Vergnügen eines Bedürfnißlosen, den keine schwere Sorge mühet. Er zeigt an Alexander und Cäsar, an Hektor und Hannibal, wie schnell die Herrlichkeit und Macht sich verkehrt, nirgends im Stil des Gemeinplatzes, sondern in dem eindringenden Ton der Erfahrung, der gesunden Beobachtung des Lebens und der Geschichte. Je öfter man den Scharfblick in diesen Betrachtungen, die einfältige Natur und den schlichten Verstand in diesen Erfahrungen überdenkt, um so mehr muß man erstaunen, daß von allen diesen Gaben in den Gedichten jener Zeiten so Weniges sichtbar wird; und man kann doch wohl nur sagen, daß der einreißende Geschmack am Fremden ihren Verlust und Abgang verschuldete, da über dem britischen Roman aller Verstand stille stand, alle Natur unterging, alle Menschenkenntniß zum Spott ward. Man begreift daher leicht, wie viel guten Grund es hat, wenn man das lehrhafte Element in unserer altdeutschen Dichtung hervorhob, da in ihm erst die gesunde deutsche Natur zu ihrem Rechte kommt.

Nachdem unser philosophischer Dichter oder dichtender Philosoph auch alle anderen Laster durchgegangen, die aus der Unstetigkeit entspringen, die, wenn sie ihr nicht verwandt, doch verschwägert sind, Habgier, Uebermuth, Wollust, Spiel u. s. w., so wendet er sich zu ihrem Gegentheile, der Stetigkeit, der grundsätzlichen Tugend und er schildert sie mit sokratischer Würde, ja sogar mit vollkommen sokratischen Ideen, in ihren Wirkungen. Dem bösen Manne, lehrt er, muß mislingen was ihm geschieht, es geschehe ihm gleich wohl oder nicht; der Gute lebt selig, ihm geschehe lieb oder leid. Der Fromme hat im Glück und Unglück gleichen Muth, es ist eine Lüge, wenn man sagt, es gehe dem Bösen besser als dem Guten. Dem Bösen, dem es gut geht, ist nichts geschenkt; ehedem pflegte Gott die Sünder auf frischer That zu strafen, jetzt züchtigt er uns häufig hier nicht, allein um so schlimmer wird es uns dort ergehen. Auch ist Uebel dem bösen Manne gut, Glück aber nicht gut; wüßte der Böse jedesmal, wie wohl ihm eine Züchtigung kommt die ihn jetzt trifft, so wäre es ihm eine fröhliche Stunde. So oft der Böse nur in seinem Herzen an seine Thaten gedenkt, so ist er ein unseliger Mann; ja, bleibt er dann mit dem Bewußtsein seiner Unglückseligkeit ohne Furcht, so folgt ihm so und so Unheil. Wie also soll man sagen, daß ein Böser glücklicher sei als ein Guter? Der Gute hat Lohn von seinem Glück, und sein Unglück verheißt ihm eine andere Krone. Wer Unrecht thut ist unseliger als wer Unrecht leidet; setze, du solltest Beider Richter sein, wem würdest du Buße zu tragen geben? dem Thuenden oder dem Leidenden? der Thuende lädt große Schuld auf sich und dies ist großes Unglück. Wenn auch der Gute vom Bösen leidet, es hilft diesem und schadet jenem nichts, denn Gott weiß zu vergelten; was da geschieht, geschieht nach Recht und nach seinen Zeiten wohl. Nun sagt wohl einer, der mich nicht versteht: ist in der Welt Alles Recht, so ist auch mein Diebstahl, meine Gewaltthat u. s. w. recht? Dies ist unverständig! Gott sieht auf die Absicht und nicht auf die That. Eines Mannes That sei gut, so kann sie doch nach seiner Absicht schlecht

sein. Es wird etwa ein Mann erschlagen, der, wenn er nach Recht erschlagen worden wäre, kein Mitleid gefunden hätte, so aber hat ihn ein Räuber um sein Gut erschlagen: hier mag man sehen, wie die Absicht Recht zu Unrecht machen kann. Dem Getödteten ist Recht geschehen, aber der Tödter hat nicht Recht gethan. So heißt Alles Recht was geschieht, und doch ergeht das Gericht über den, der nicht um des Guten willen thut was er thut. Der Wille gibt dem Werke den Namen. Auch David geschah es Recht, daß Absolon gegen ihn aufstand, allein darum traf doch auch diesen gerechte Strafe. Des Teufels Gewalt ist gut, sagt der heilige Gregor, aber nicht sein Wille. So mögen die Bösen auf der Welt Gewalt haben, sie mehren dem Guten das Gute, und es gibt manche Selige, die es nicht wären, wenn es keine Bösen gegeben hätte. Ein Thörichter sagt vielleicht, es sollte dem Bösen übel, dem Guten gut ergehen. Allein beide sollen gleich stehen und gleiche Hoffnung und Furcht vor Gott haben. Den Guten aber würde stetes Glück der Liebe Gottes sicher machen, so ließe er es leicht, an Gott zu halten; so aber ist Keiner so weise, daß er wisse, wie ihm dort geschehen solle. Dem Guten, dem es hier übel geht, wird so seine kleine Sünde, die doch Jeder hat, abgebüßt, so hat er am Ende ungetrübtere Freude. So kann umgekehrt dem Bösen hier nicht so viel Glück geschehen, das ihm nicht gegen sein künftiges Weh wie nichts däuchte. Kein Böser ist auch so böse, daß er nicht einmal etwas Gutes thue, sein hiesiges Glück ist dafür seine kurze Belohnung. Also ist Glück und Unglück gleich gut dem Guten, denn was hilft ist gut. Unglück aber bessert den guten Mann, so ist's ihm gut; besserts ihn nicht, so geschieht es ihm recht, das Recht aber ist gut. Wir klagen nicht, wenn der Arzt schneidet, aber wir klagen über den, der die Seele heilen will. Er gibt Gut und Reichthum, wenn es heilsam ist; er heilt mit Leid und Freud, mit Glück und Unglück. Noch möchte einer einwerfen, daß Unglück den Guten vom Guten abbringen könne, aber dann wohnt seiner Tugend keine Stetigkeit bei; stete Tugend wich nie vor Lieb und Leid.

Man nehme einem solchen sein Gut, so nimmt man ihm doch nicht seine tugendhafte Gesinnung; seinen Gewinn kann man ihm rauben aber nicht seinen Sinn, Tugend und Mannheit kann ihm Niemand als er selbst sich nehmen. Denn was innerlich ist, weicht niemals dem Aeußeren. So mag den Guten nichts erschüttern, nichts kann ihn irren, Krankheit lehrt ihn Duldung, die Verbannung muß ihm lassen was ihm das Theuerste ist, und in seiner Tugend ist er stets zu Hause; kein enger Kerker bringt ihn um das schöne Haus, das er in sich trägt, kein Dunkel des Gefängnisses löscht das Licht seiner Tugend. Er scheut auch den Tod nicht, welcherlei Art er auch sei, denn je schneller er kommt, je schneller erlöst er ihn aus der Noth. Du sprichst vielleicht: aber wenn man ihm die Ehre des Grabes nicht gönnt? Was ists? den ein Stein decken soll, den deckt der Himmel eben so wohl. Wer da stirbt, fährt zur Heimat. Wie lange er lebe, achtet der Gute nicht, sondern wie er lebe; Jeder weiß, daß er einst dahin muß, in allen Landen ist der Weg zu Himmel und Hölle: drum bereite sich Jeder wohl.

Im fünften Buche versinnlicht Thomasin mit einem Bilde den Weg zum Himmel. Es gibt zweierlei Gut, ein oberstes, Gott, und ein zweites, Tugend, durch die man zu jenem kommt. So gibt es zweierlei Uebel, Teufel und Untugend. Dann gibt es ein Fünftes, das weder gut noch übel ist, nämlich Adel, Macht, Lust, Namen, Reichthum und Herrschaft. Diese sechs Dinge, die dem Guten Mittel zum Bessern, dem Bösen Werkzeug zum Schlechten sind, nennt er die Bereitschaft und das Gezeug des Teufels, denn damit ziehe er die Bösen zu sich herab. Der Mensch hat die Wahl, auf der Leiter der Tugend zum Himmel oder auf der des Lasters zur Hölle zu steigen. Den Menschen beschweren seine Sünden; daher hat der Aufsteigende stets die beschwerlichere Aufgabe, denn das Schwere zieht nieder; den Absteigenden reißt die schlüpfrige Sprosse der Höllenleiter und die Schwere seiner Sünden unaufhaltsam hinab. Jene sechs gleichgültigen Dinge nun braucht der Teufel als Haken, um die Aufsteigenden

herabzureißen. Nur Tugenden bahnten dem Abraham, Moses und Jacob den Weg zum Himmel, Laster dem Nimrod und Kain zur Hölle. Niemand trotze auf seinen Reichthum und denke mit Almosen Sünden gut zu machen; Gott bedarf seiner Gabe nicht, er ist kein Richter der um Gold Unrecht zu Recht macht. An dieser Stelle wirft der Dichter, wie er häufiger thut, einen Blick auf die Gegenwart. Warum sind heute nicht so viele Tugendhafte wie sonst? Die Schuld liegt an den Herren; sie geben böses Beispiel und wohin das Steuer lenkt, dahin folgt das Schiff. Es solle nur ein Arthur wieder erscheinen, so werde er seinen Iwein und Erek wieder finden; die Frommen müssen sich jetzt bergen und werden an den Höfen misachtet und von den Bösen verfolgt. So steht's mit den Rittern; nicht besser mit den Pfaffen: sie folgen dem Beispiele ihres Herrn, der nur nach Untugend strebt, so lassen sie die Wissenschaft und werfen sie hinter sich. Wo ist nun Aristoteles und Zeno und Parmenides? Wo Plato und Pythagoras und Anaxagoras? Ja wisset, mich dünkt, wenn heute Aristoteles lebte, er fände keinen Alexander der ihn ehrte. Denn heute sind die Weisen und Biederen ohne Preis, die Bösen sind im Werthe, die Tannen sind in den Sumpf herabgestürzt, das Moorgras ist auf die Berge gestiegen, die unedlen Steine sind in die Ringe gesprungen und haben die edlen verdrängt, die Schemel sind auf die Bänke, die Bänke auf die Tische gestellt, der Unweise hat die Zunge des Weisen, der Junge drängt vor den Alten. Einst, da das Alles anders war, stand es um die Welt weit besser. Wie konnte es jenem Alexander mislingen, der sich von Aristoteles zu allen großen Dingen anweisen ließ? Aber heute verschmähen die Herren weiser Leute Rath, und die Bischöfe, die von Gott ihre Ehre haben, daß sie seine Gebote und Gesetze vollziehen, wie erfüllen sie ihre Pflicht? Sie können selbst nicht predigen, und wo sie einen Mann wissen, der es gerne lernte, dem helfen sie nicht! Wißt ihr, warum dies geschieht? sie wollen, daß ihre Pfaffen gar ohne Wissen sind, wie sie selbst! das thut doch sonst kein Blinder, der sich wenigstens einen Sehenden zum Geleitsmann sucht!

Die mit Gier nach Gewinn streben erhalten vom Bischof, was die, die sich auf der Schule in dürftigem Leben quälen, erhalten sollten. Kommt dann einer dieser Armen, die sich redlich um Kenntnisse mühten, an den Hof, so zieht man ihm das erste beste Rind vor; und darum, daß wir die Tugend unbelohnt sehen, wollen wir böse sein: doch wäre mein Rath, die Tugend nicht zu verlassen, wie wenig wir davon Nutzen haben, und nicht daran zu verzagen, zu dulden und zu kämpfen. Dies führt der Dichter dann im sechsten Theile weiter aus, wo er den ächten Rittersmann mit den Tugenden zum Kampfe gegen die Laster waffnet, ähnlich wie in dem Gedichte vom geistlichen Streite[9]) und sonst oft geschieht.

So viel wird aus dem Ausgezogenen deutlich sein, daß Thomasin in der Geschichte der alten Philosophie eine wichtigere Rolle spielen müßte, als in der der Dichtkunst; denn er geht nicht wie Dante darauf aus, seiner Philosophie einen poetischen Körper zu verleihen, sondern umhüllt sie blos mit dem Gewande der dichterischen Sprache und nur hier und da mit dem Schmucke der bildlichen Darstellung. Auch sind wir mehr darum so ausführlich über ihn, um aus dieser nahe liegenden Quelle lieber als aus entfernteren noch einmal auf das hinzudeuten, was den ganzen Geist jener Blütezeit der ritterlichen Dichtung charakterisirt. Thomasin trit mit seiner Philosophie aus der Schule heraus und mitten in das Leben hinein. Ueberall geht er auf Belehrung der Laien aus, obgleich es ihm einmal nicht Recht scheint, daß der Pfaffe das Schwert des Laien und der Laie die Bücher des Pfaffen suche. Sonst aber ist er stets für allgemeine Verbreitung der Kenntnisse, aber nicht für schulmäßige, sondern lebendige Verbreitung. Dies spricht er nirgends naiver aus, als wenn er im siebenten Theile von den sieben freien Künsten spricht. Wer sich in diesen Gebieten nie umgesehen habe, sei, meint er, wie ein Bauer oder Gefangener, die nichts wissen von der Welt Länge und Breite; ihnen gleich ist der,

---

9) Diutisca 1, 2.

der keine Kunst versteht, als Landrenten einnehmen: der weiß nicht der Weisheit Breite und Tiefe und Höhe, und wähnt doch wohl, daß er vollkommen sei. Wer recht lebt wie er soll, der erkennt Grammatica wohl, ob er auch nicht gut reden kann; wer an guten Dingen schlicht ist und nicht lügt und trügt, der kann Dialectica recht; und wohl versteht die Rhetorik, wer mit einfältiger Farbe seine Rede färbt. Wer nicht mehr und nicht minder thut als er soll, der ist der Geometrie wohl kundig; wer Arithmetik kennen will, soll an Zahl des Guten viel thun nach seiner Macht; wer seine Worte mit den Werken einhellig schön macht, der versteht Musik, und Astronomie, wer sich ziert mit dem Sterne der Tugend. Zunächst wollte der Dichter dann auch noch von der Divinitas und Physica reden, allein er fürchtet den Ungelehrten dunkel zu werden, und er hat sich fest das Ziel gesetzt, das der Laie erreichen kann. Wohl seien es nun Stunden für die Tage, daß die Laien gelehrt waren; die Gelehrsamkeit ist nun unwerth geworden. Bei den Alten war es, daß jeglicher Sohn der Edlen las, da stand es anders um die Welt; dem hält er die Gegenwart entgegen; er zeigt, wie Künste und Wissenschaften zur Tugend führen. Viele werfen das Beispiel der Pfaffen ein: allein nicht jeder, der lesen kann, ist gelehrt; vielen Pfaffen geht es mit den Büchern, wie dem Bauer in der Kirche, der die Bilder betrachtet und nicht weiß was sie bedeuten. Gesetzt aber, der Pfaffe sei gelehrt, wie oft aber verbietet ein weiser Arzt ungesunde Speise, zu der wir uns doch durch Leckerheit verführen lassen! Niemand soll sich entschuldigen, Gottes Gesetz nicht zu wissen, Niemand sich mit seiner Laienschaft entschuldigen! durch die Thore der fünf Sinne geht in den Menschen ein Alles, was er weiß. Wer mit den Augen nicht sehen kann, der mag mit den Ohren hören; wer die Künste nicht selber fassen kann, der soll einfältig glauben.

Gerne würden wir auch noch aus den letzten Büchern einige Züge mittheilen, wo Thomasin über Maß und Unmaß spricht, über Milde und Argheit (Freigebigkeit und Kargheit), wo er bis ans Ende immer

die Hauptgebrechen im Auge behält, welche die Sittlichkeit jener Zeit verwüsteten, wo durchgehend die gleiche Wärme, die gleiche Gesundheit der Ansicht herrscht; allein wir glauben zur Würdigung des Werkes genug gesagt zu haben. Auch in diesem Manne sehen wir das freudige Annähern ächt deutscher Gesinnung (denn als recht deutsch gesinnt zeigt sich der Dichter überall, vorzugsweise in seinem Preise des deutschen Adels) an das Alterthum, das sich damals, wenn nicht im Kunstprinzip (wiewohl Gottfried etwas davon verräth), doch hier im Sittenprinzip entschieden ausdrückt.

Thomasin's Weisheit ist nicht aus eigner Quelle geflossen; er hat sie mittelbar und unmittelbar hauptsächlich aus alten Schriftstellern entnommen. Auch mit der Bibel ist er zwar innig vertraut; stellenweise lehnt er sich an einzelne christliche Autoritäten, wie Prudentius, Tertullian, Augustin und St. Bernhard; näheren Gebrauch hat er von Gregorius, von Petrus Alphonsus, von Isidors Sentenzen, einem Sammelplatz von Aussprüchen der Kirchenväter, gemacht. Aber der Kern seiner Sittenlehre ist doch aus den Alten gezogen und aus späteren Schriftstellern, die, wie Hildebert von Tours in seiner Sittenlehre und Johannes von Salisbury in seinem Polycraticus, die sittliche und politische Weisheit Cicero's, Plato's und Aristoteles' vermittelten; den Boethius, den Seneca, den Horaz, und Einzelnes von Cicero benutzte Thomasin, wie der Herausgeber nachweist, aus unmittelbarer Kenntniß. Seine Verarbeitung und Durchdringung dieses entlehnten Stoffes aber zeigt ihn als einen ganz selbständigen Denker, und die Reinheit seiner Auffassung alterthümlichen Geistes ist nur mit dem Aehnlichen bei Lambrecht zu vergleichen. Dabei liegt in seiner Gesinnung so viel ächt Deutsches und seiner Zeit Angehöriges, in seiner Richtung so viel Volkssinniges, in seiner Darstellung so viel Bildliches aus der volksmäßigen Sittenlehre, daß man deutlich sieht, wie eine gleichmäßige Kenntniß des Alten und Neuen sich in ihm vereint, was wir noch genauer beurtheilen würden, wenn sein Buch von der Höfischkeit erhalten wäre. Dort würden wir eine

ritterliche, aristokratische Moral der rein menschlichen in dem wälschen Gaste gegenübersehen. Dies ist nicht die einzige befremdende Doppelseitigkeit, nicht der einzige Widerspruch, dem wir in diesem Dichter, wie in den Charakterzügen so vieler Anderer in dieser Zeit, begegnen. Derselbe Mann, der so vielfache Milde und Duldsamkeit predigt und in seiner eigenen Gesinnung bekundet, ist doch von Glaubenswuth nicht frei und kann sich an dem Eifer freuen, mit dem Leopold von Oesterreich die Ketzer sieden und braten ließ. Der die Begriffe des Alterthums von einem vernünftigen Sittengesetze so aufgeklärt verstand, der ist doch zugleich in christlichem Aberglauben tief befangen. So haben wir in jenen trefflichen Sprüchen des Winsbeke neben einer Vorneigung zur ascetischen Verachtung dieser Welt doch zugleich eine sehr kräftige Lebensansicht und eine Achtung der menschlichen Selbständigkeit ausgesprochen gefunden. Dieser letztere Zug sticht auch in Walther und Thomasin vielfach vor; es ist ein Zug, der sich mit der Denkart des Alterthums innig berührt, im Mittelalter aber durch das Christenthum bis ins unkenntliche verwischt, oder, wie wir sehen, mit ganz widersprechenden Zügen vermischt ward. Wir konnten dieses Verschmelzen, dies An- und Abstoßen verschiedener, gegensätzlicher Lebensansichten in vielerlei Dichtern und Dichtungen bereits beobachten; wir gewahren sie jetzt in der didaktischen Poesie, und dies ist um so wichtiger, je bedeutender weiterhin die verschiedenen Einwirkungen dieser antiken und christlichen Weltansichten auf Dichtung und Lebenssitte wurden. Eine ähnliche Zusammenstellung wesentlich verschiedener Lebensbetrachtung und Moral, einer ganz weltlichen Klugheits- und einer ganz christlichen Glaubenslehre, finden wir nun auch in dem Spruchgedichte von Freidank, der Bescheidenheit[10]).

Dieses Werk ist uns in seiner ursprünglichen Gestalt nicht erhalten. Es findet sich darin ein Abschnitt über Ackers, der erst 1229 geschrieben ist und vielleicht der Spruchsammlung nicht ursprünglich

10) Ausg. von W. Grimm 1834. Vgl. Paul, über die ursprüngl. Anordnung von Freidanks Bescheidenheit. Leipz. 1870.

angehörte, da ihn nur wenige Handschriften enthalten und spätere Bearbeitungen des Freidank, wie die niederländische, die Willems nachgewiesen hat[11], nicht kennen. W. Grimm rückte daher die Sammlung bis in den Anfang des 13. Jhs. hinauf; Pfeiffer bleibt dabei, die Thätigkeit Freidanks zwischen 1225—40 zu setzen. Der bürgerliche Dichter, den die Colmarer Annalen des 13. Jhs. als einen Fahrenden kennen, war wahrscheinlich am Oberrhein, in Alemannien, zu Hause, und einer Grabschrift zu Folge, an der wir wie J. Grimm und Pfeiffer nicht zweifeln mögen[12], in Treviso begraben. Ob eine spätere Angabe, daß Freidank mit seinem Vornamen Bernhard geheißen habe, ächt und auf unseren Freidank zu beziehen sei, oder ob Freidank nur ein angenommener Dichtername ist (wie nun bald in Frankreich und Deutschland bei den Grain d'or, den Höllefeuer, den Suchenwirth und Suchensinn, bis auf Rosen- und Muscatblüt sehr üblich wird), oder ob beides nebeneinander bestehen könne, lassen wir dahingestellt[13].

Wenn man aus dem Spruchgedichte Freidank's das, was nicht sein persönliches Eigenthum ist, das rein Sprichwörtliche, ins Auge faßt, so entdeckt man bald darin die zwiefachen, weltlichen und

---

11 Belgisches Museum 1842. 2. S. 184. Jacob Grimm (Gedichte des Mittelalters auf Friedrich I. 1844.) fand es unwahrscheinlich, daß Freidank seinen Ruhm blos seinem Spruchgedichte zu danken habe, und er vermuthete daher aus einer Anführung Rudolfs von Ems, wo ihn dieser unter lauter erzählenden Dichtern anführt, daß er auch epische Zeitgedichte auf Absalon, den Freund des Königs Waldemar, und auf Friedrich I. verfaßt habe. Zu dieser etwas verderbten Stelle ist von Pfeiffer (Zur deutschen Lit.-Gesch. S. 63 Note) eine andere Verbesserung angegeben worden, auf welche J. Grimm später selbst gefallen war.

12 Auch nicht nach einer neuen Deutung des Schedel'schen Berichts über die Grabschrift, in Höpfner-Zacher's Zeitschrift für deutsche Philol. 2, 172.

13 Die Vermuthung W. Grimms (über Freidank. Berlin 1850.), Freidank sei einerlei Person mit Walther v. d. Vogelweide, hat Pfeiffer l. c. p. 37 in eingänglicher Untersuchung widerlegt. Auf die Fortführung dieses Streites, in dem sich J. Grimm in harmlosem Bruderkriege auf Pfeiffers Seite schlug (Germ. 11, 122), begnügen wir uns zu verweisen: W. Grimm, über Freidank. Zweiter Nachtrag. Gött. 1854. Pfeiffer Germ. 2, 129. W. Grimm, Nochmals über Freidank, in Haupts Z. S. 11, 238. Pfeiffer Germ. 3, 367.

christlichen Elemente, auf die wir eben hindeuteten. Was davon national, was fremd ist, ist sehr schwer zu unterscheiden. Vergleicht man übrigens aufmerksam die Sprichwörter älterer Nationen, so scheint es wohl, daß man doch auf einen Unterscheidungspunct gelangt, der das Sprichwort der germanischen Nationen kennzeichnet. Wir glauben dann zu finden, daß das Ursprüngliche und Eigenthümliche unserer deutschen Spruchlehre, dem Wesen nach, in der verständigen Klugheitsregel liegt, während der Mittelpunct der griechischen Gnomologie Selbsterkenntniß ist und Maß und Besonnenheit im Wandel, den Menschen und Göttern gegenüber. In den unter Salomons Namen gesammelten Sprichwörtern der Hebräer begegnet ein anderer Gegensatz. Hier geht Alles auf eine positive Moral mit einer dogmatischen Vergeltungslehre hinaus, wo in dem sprichwörtlichen Theile des Freidank überhaupt nur Beobachtungen des Weltlaufs und darauf gestützte Aussprüche sich finden; es sind dort mehr Sprüche als Sprichwörter, mehr Vorschriften als Erfahrungen. Der Lehrer spricht dort zum Unerzogenen, hier der Erfahrene zum Unerfahrenen; jener in bestimmten Lehrsätzen, dieser in Winken; jener mit Verweisung auf den Beifall Gottes, dieser mit warnender oder rathender Andeutung des bequemsten Wegs durch die Welt wie sie ist. Der Jude sieht auf die Menschen und auf eine bessere Menschheit gleichsam herab, sicher sie mit seinen Regeln zu bewältigen; die Aussicht ist genommen, mit Gott und sich in Frieden zu leben, das deutsche Sprichwort versetzt mitten unter die Menschen und lehrt blos sich durchzuschlagen. Die Tugend wird dort mehr allgemein gepredigt, als einzelne Tugenden, mehr die Weisheit als einzelne Klugheiten. Immerhin bleibt es ungemein schwierig, die Herkunft der Sprichwörter, des Volksmäßigsten, was es überhaupt nächst der Sprache selbst geben kann, nach geistigen Kriterien zu trennen. Denn in Deutschland wurden schon außerordentlich früh alt- und neutestamentliche Sprüche und Gleichnisse, griechische und lateinische Sentenzen aufgenommen; sie fanden im Volke Aufnahme, wenn auch nur durch die Predigten, deren

älteste bei uns gerade in nichts bestehen, als in einer Zusammenreihung solcher einzelnen leichtfaßlichen Sätze, die so leicht ins Sprichwörtliche überstreifen. Daher mischte sich denn wohl so früh zwischen jene feinsten und schlausten Beobachtungen und Lebensregeln, die man für national halten möchte, eine Gattung von religiösen und sittlichen Aussprüchen ein, die der Ausfluß einer ganz anderen Lebensbetrachtung sind, und deren strengere, düstere Farbe sich nun überall, wenn auch noch so innig, doch als ein Fremdes mit dem Alten und Einheimischen mischt, wie wir im Freidank sehr wohl bemerken können. Was die Form unserer deutschen Sprichwörter angeht, so zeigt sich auch hier ein entsprechender Unterschied mit dem Fremden. Das Individualisiren der neuen Welt spricht sich hier in den endlosen Veränderungen eines und desselben Gedankens aus, in dem ewig erneuten Versuche, sich dem Begriffe mit den mannichfaltigsten Bildern zu nähern. Die Griechen suchten lieber diesen Gedanken in der einfachsten Form so scharf als möglich auszudrücken, hielten dann daran fest und in ihrer bildlichen Versinnlichung griffen sie gerne nach den ihnen ganz eigenthümlichen historischen Sprichwörtern, die wir in Deutschland so gut wie gar nicht kennen. So wie der Süden von Europa sich noch heute an der einmal üblichen Redensart festklammert, so freut er sich auch der formell feststehenden Sprichwörter, und Italien und Spanien ist daher so ungemein reich daran und fruchtbar in deren Anwendung. In Deutschland aber gilt bis jetzt noch die stehende Phrase in der Unterhaltung wenig; wir lieben den Ausdruck zu ändern, wir kennen daher auch das Zurechtweisen eines in unserer Sprache stammelnden Fremden weniger, weil es uns nur um die Sache und nicht um die Form gilt. Ganz genau so ist auch das Sprichwort im Ganzen nicht bei uns zu einer festen Form gediehen, oder es begnügt sich nicht bei Einer Form, was schon Fischarten aufgefallen ist. Wir bevorzugen für den Ausdruck dieses oder jenes Gedankens nicht dies Eine Sprichwort, sondern wir freuen uns der Veränderung und des Neuen. Man darf nur die „Auslegung deutscher Sprichwörter“

von Agricola aufschlagen, um zu übersehen, wie außerordentlich der Reichthum an solchen Varianten, wie reich die Phantasie unseres Volkes in Erschaffung solcher Varianten war.

Wir begegnen also, um auf den Inhalt von Freidank's Spruchsammlung zurückzukommen, jener doppelseitigen Weltansicht, der mehr profanen und der mehr christlichen, von denen die Eine auf die Beherrschung der Welt mittelst Welt- und Menschenkenntniß, die Andere auf die Verachtung der Welt und den Hinblick auf ein künftiges Leben abzielt, hier mitten in der Spruchweisheit die ein Eigenthum des Volkes war. Aber nicht allein der sprichwörtliche Theil des Freidank, sondern auch der Theil, den der Dichter selbst von seinem Eigenen hinzuthat, zeigt ganz dieselbe Eigenthümlichkeit nur auf einer anderen Stufe, eben wie auch Thomasin. Er mischt biblische Sprüche unter die Regeln der ritterlichen Sitte; religiöse Mystik unter die Klugheitslehre des gewöhnlichen Lebens; unter heitere Bilder aus dem wirren Verkehr der Menschen die schwärzeste Ansicht der Welt und die Erwartung der Zeit des Fluches und der jüngsten Vergeltung, die auch Thomasin und Walther hereindrohen sehen; unter volksmäßige, allgemein gültige Weisheit die Vorstellungen aus der damaligen Glaubenslehre. Er beginnt also mit der Lehre, daß Gott dienen aller Weisheit Anfang sei, daß wer um dieses kurze Leben die ewige Freude gibt, sich selbst betrügt und auf den Regenbogen baut, daß wer die Seele bewahren wolle, sich selbst müsse fahren lassen. Vertrauen in Gottes Allweisheit und Allwissenheit, Glauben an seine Vorsehung, Entfernung aller Grübelei über unlösbare Fragen schreibt er dem Menschen vor, der, wie der Topf gegen den Meister, nicht gegen Gott und seine Gebote sprechen, nicht verwegen an Gottes Wundern oder an der Unsterblichkeit der Seele zweifeln soll; denn jeder Ketzer, der dies leugne, sähe doch täglich Wunder, sähe aus Asche Glas werden und begriffe es eben so wenig; und mehr Wunder sei, daß Gott Menschen schüfe, als daß er sie auferstehen mache. Dem Geheimniß der Dreieinigkeit sucht er mit Bildern und Gleichnissen

beizukommen und beruhigt sich auch hier mit dem Glauben. Ueber den Sündenfall der Menschen trägt er die verbreiteten Vorstellungen vor: daß alle Geschöpfe der Natur sich selbst treu geblieben, daß nur der Mensch seine Natur vermöge seiner freien Wahl verlassen habe, daß er, wie das Feuer, das seinen Zug aufwärts zum Himmel hat, wenn es sich im Gewitter als Blitz abwärts wendet, seine ursprüngliche Bahn verloren habe. Nur drei reine Menschen seien gewesen, Adam, Eva und Christus. Der eine wie der andere seien unbefleckt geboren, Adam aus der jungfräulichen Erde, Christus aus der jungfräulichen Maria, und dieser sei für die ganze Menschheit wieder rein geworden. Der Glaube an diese Erlösung des Menschen ist zur Besserung des Menschen nothwendig. Auf diesen Gegenstand übergehend empfiehlt Freidank Reue in Zeiten, und verheißt dafür Gnade in Ewigkeit, denn Gott verlasse den theuer erkauften Menschen ungern. Der Dichter empfiehlt die Kreuzfahrt und hat sie selbst gemacht, wie so viele andere Minnesinger, die jetzt erst von der frommen Begeisterung für diese Züge erfaßt wurden, als schon das kriegerische Feuer der Troubadours erlosch und als eben der Kreuzzug, der so Viele unserer Sänger in seinen Heeren sah, an den Tag brachte, wie wenig mehr in der Wirklichkeit diesem frommen Eifer entsprach. Uebrigens verläßt der schlichte Verstand bei dieser Lehre den Freidank so wenig wie den Walther. Reue ohne Werke ist nicht Buße, wie Gebet des Mundes ohne des Herzens Vorgedanken nichtig ist. Der Dichter eifert gegen Ablaß; nur Gott kann Sünde vergeben; kann der Pabst von Sünden lösen ohne Reue und Buße, so sollte man ihn steinigen, wenn er nur einen einzigen Menschen zur Hölle fahren ließe. Dies Alles, und den Grimm gegen Rom, bei Achtung vor dem Haupt der Christenheit, den Grimm gegen die schlechte Geistlichkeit, bei Anerkennung des Standes und seiner Würde, den Zorn gegen die Hoffahrt des Adels, die Ansicht, daß nur der Tugendhafte edelgeboren ist, theilt Freidank mit Thomasin. Er eifert wie dieser gegen die Fürsten und ihre schlechten Rathgeber. Er nennt sie Menschen wie sich, die sich des Unge-

ziefers so wenig erwehren können, wie er; er geht wie Thomasin auf die Verhältnisse des Lebens über und in den Ton der Satire; das deutsche Land ist voll Raub, Gerichten, Vögten, Münzen und Zöllen, die ehedem zum Guten erdacht, jetzt zum Raube gebraucht werden. Wer die Wahrheit laut sagte, würde getödtet werden. Nicht drei Fürsten wisse er, die nach Gottes Willen lebten; sollte Jeder nach seiner Tugend Gut besitzen, so wäre mancher Herr Knecht. Keiner befleißige sich des Guten, da man doch von Jugend auf von einer Tugend zur andern steigen solle, so wie der Nagel das Eisen hält, das Eisen das Roß, das Roß den Mann, der Mann die Burg, die Burg das Land. Aus diesen Zügen sieht man, daß in der Gesinnung des Dichters wie in seinem Stoffe ein bürgerliches Element laut wird, so wie das Hervortreten eigentlicher Volksdichtungen allemal in dem genauesten Verhältniß mit dem Hervortreten der mittleren Klassen steht. Die ersten Spuren der epischen Zusammenfassung und Aufschreibung jener Thiersage, die wir in so engem Bezuge mit dem freien Bürgersinne sahen, fanden wir in den Niederlanden, ganz entsprechend der politischen Geschichte dieser Gegenden, wo unter der Sorgfalt der Grafen von Flandern und Artois die Städte früher als anderswo emporkamen und die Entstehung der Gemeinderechte schon im 10. Jh. zu suchen ist. Dies war die Zeit, wo die fränkischen Kaiser in Deutschland zum erstenmale eine Verbindung mit den Städten zu suchen anfingen, die hernach die Staufen ihrer eigenthümlichen Stellung zu Italien zufolge wieder aufgaben. Dennoch bildeten sich in Deutschland im Laufe des 12. und 13. Jhs., besonders unter der Fürsorge der Herzoge von Zähringen und unter den Welfischen Kämpfen, immer mehr Gemeindeverfassungen, trotz der feindseligen Maßregeln der Staufischen Kaiser und des Edicts Friedrichs II, das alle Gemeinderäthe, Bürgermeister und Zünfte aufhob. Jetzt aber zur nämlichen Zeit, wo das Beispiel der italischen Städte im Großen in den Städtebünden, noch bei Lebzeiten des letzten Staufen, anfing nachgeahmt zu werden, wo der bürgerliche Geist reißend anfing überhand zu nehmen, wo noch

im 13. Jh. fast in jeder größeren Stadt in Deutschland die ersten revolutionären Bewegungen der Handwerker beginnen, jetzt sehen wir auch die lehrhafte Poesie hervortreten, die immer ein Eigenthum und ein Lieblingsgegenstand der bürgerlichen Kreise war, die in der Dichtung keine andere als sittliche Belehrung kennen und suchen. Wie sich das Thierepos mit dem republikanisch-bürgerlichen Element fortentwickelte, so auch die didaktische Poesie; daher der Freidank mit dem steigenden Bürgerthum stets steigendere Geltung und Ansehn erhalten hat, übersetzt und bearbeitet wurde, den Sebastian Brant noch beschäftigte, und neben Thomasin die ersten sichtbaren Anstöße und Anlässe zu den satirischen Dichtungen des 14. und 15. Jhs. und den Sittengedichten des Hans Sachs gegeben hat.

Wir bemerken in diesen Lehrdichtungen spurweise schon, was in der Zeit der Reformation zu der größten Geistesarbeit der Nation werden sollte: wie den habgierigen Priestern und Gewalthabern, die jene Ablässe und jene Lehren von der göttlichen Gnade und der Macht der Reue und des Gebets in Schwung brachten, bürgerlich gesinnte Männer zuerst entgegentraten mit Grundsätzen, die sie zum Theil dem Volke und dessen gesundem Verstande entlehnten; allein zur Zeit setzten sie sich noch ohne Erfolg entgegen. Die Ideen von der Gewalt der Reue, von den Verdiensten der Heiligen und Märtyrer, von der Fürsprache der Jungfrau Gottesmutter wurzelten in diesem Jahrhundert fester als je, stiegen mit der Sittenverderbniß und Sündenangst und schufen eine Klasse von Dichtungen oder riefen sie vielmehr wieder lebhafter hervor, die nicht mehr als Erzeugnisse eines lebendigen Dichtertriebs, sondern vielmehr als solche fromme Handlungen bußfertiger Sänger zu betrachten sind, mit denen sie keinen weltlichen Ruhm, sondern ewiges Heil zu erwerben hofften. Ehe wir aber auf diese Legenden und Heiligengeschichten eingehen, wollen wir hier noch von einem mehr didaktischen, in Oesterreich heimischen Dichter reden, dem Stricker, der um 1230—50 schrieb, und der uns vortrefflich den Uebergang zu jenen geistlichen Dichtungen bahnt, wo wir dann

neben und mit ihm die Konrad von Würzburg und Rudolf von Ems als die drei Dichter ausheben, an denen wir die völlige Umwandlung oder Entartung des dichterischen Geschmacks, der sittlichen Gesinnung und der Kunsterzeugnisse werden anschaulich machen können.

Der Stricker[14]) ist uns darum an dieser Stelle gerade so bedeutsam, weil er, nachdem er anfangs die Rennbahn der erzählenden Dichtung mit so vielen anderen Wetteifernden betreten hatte, sie dann, da er sich und Andere nicht befriedigte, grundsätzlich verließ und zur Lehrdichtung, zu der Fahne der Thomasin und Freidank überging, nachdem ihn innere und äußere Erfahrungen ernster gestimmt, ja nach einer Andeutung in Einem seiner Beispiele[15]) sogar versucht hatten, sich zu „klosenen". Er hatte zuerst (worauf wir zurückkommen) noch in unausgereifter Technik einen Roman von britischer Manier und Materie, Daniel von Blumenthal erzählt, der keinen Beifall fand und sich kaum einigemal erwähnt findet; dann hatte er um 1230 den Karl des Pfaffen Konrad umgedichtet, der seine größere Verbreitung sicherlich mehr dem Stoffe als dem Verdienste des Umarbeiters zu danken hatte. Von diesem Mißerfolge hatte er das Bewußtsein; und dies gab ihm die tiefe Mißstimmung ein, in in der er sich — was jetzt eine allgemeine Zeitmode wird — über den Verfall des Ritterthums und seiner Kunst und Sitte ergießt, an dem er, obwohl wahrscheinlich ein Bürgerlicher von Geburt, mit Liebe und Innigkeit hing. Ein äußerer Wendepunct, der ihn zu dem Umschlag in seiner Richtung mitbestimmt haben kann, war der Tod Herzog Heinrichs 1236, mit dem an dem österreichischen Hofe eine traurige Veränderung eintrat. Die alten Schützer der Kunst gingen nun an dieser Stätte aus; ehedem, sagt unser Dichter, hätten seine

14) Vgl. Bartsch, in der Einleitung zu: Karl der Große, von dem Stricker. Quedl. 1857. Was des Dichters Name bedeute, ist unklar. In einer der Hss. seines Karl ist strickaere durch tihtaere ersetzt; Fr. Pfeiffer vermuthet darin (Germ. 2, 499) einen Gewerbenamen, etwa Seiler.

15) Docen's Miscell. 1, 52.

Herren, die Fürsten von Oesterreich, so um Ehre geworben, daß man alle Kunst nach Oesterreich getragen habe, daß dort alle kunstreichen Männer zusammengeströmt seien[16]. Er entwirft ein ähnliches Bild von ihnen, wie Andere zuvor von Hermann's Hof in Eisenach; jetzt aber sei Alles dahin; unreine, ungezogene Unterhaltung sei geschätzter als die gute; Ritter und Frauen möchten es klagen, daß Singen, Sagen und Saitenspiel zerging; man sehe an den Höfen Niemand mehr, als die da sein müssen, und wer sich die alte Tugend der Milde und Freigebigkeit bewahrte, der hat mehr Lob als zwölfe in den Jahren, da Milde eine Landsitte war. Preist er zwar noch Ritterschaft und Ritterleben nach der alten Weise, so sieht man doch in seinem Gespräche zwischen zwei Knechten, wie etwas erhoben wird, was sich durch Ausartung jedes Preises unwerth gemacht hat, wie gleichsam die alte Herrlichkeit ausgeläutet wird. Dasselbe ist der Fall in seinem Gedichte Frauenehre[17]. Der Dichter fühlt, daß er dem Gegenstande nicht gewachsen ist; er verräth einen Mismuth über alles Dichten überhaupt, den jede solche absinkende Zeit den halben Talenten einflößt, die sie nur noch hervorbringt. Er streitet im Eingange mit seinem Herzen: er wolle das Dichten ganz lassen; die Würdigen seien hin, die je nach großer Freude gerungen; nun hätte er nicht ein so begabtes Talent, daß er denen Freude geben könne, die freudenlos leben wollten. Er klagt, daß Keiner mehr eine Mähre zwei- oder dreimal hören wolle; sein Herz antwortet ihm, er solle das tragen, er solle sein früheres Dichten verschmerzen; keinem andern

---

16) — Die herren ze Osterrîche,
die wurben hie vor umb êre, der geluste si sô sêre,
daz si des dûhte durch ir guft, ob mer, erde unde luft
ir lop niht möhte getragen, sie wolten ir dennoch mê bejagen:
des gewunnen si sô grôze gunst, daz man in alle die kunst
dar ze Osterrîche brâhte, der ie dehein man gedâhte,
die gulten si âne mâze. u. s. w.

17) In Haupt's Zeitschrift 7, 478.

Dichter sei es anders gegangen; daß man das Neue und stets das Neue begehre, solle ihn vielmehr beruhigen, so entgehe er der Vergleichung mit den trefflichen Alten; er solle also wie die Anderen neue Mähren für den Tag hin dichten. Er läßt sich zureden; möchte aber doch etwas zu entwerfen versuchen, was für die Dauer sein könnte. Dabei aber empfindet er nun, daß der Gegenstand der Frauenehre nicht für ihn tauge; wäre er weise, so würde er die Frauen gar nicht nennen; sein Leben und Frauenpreis hätten nie mit einander zu schaffen gehabt; auch sind in der That alle seine erzählenden Dichtungen, Daniel, Karl, der Pfaffe Amis — um 1236 — von Liebessachen entblößt. Mehrmals kommt er im Gedichte selbst darauf zurück, daß ihm die Aufgabe zu schwierig sei; auch erhebt er sich nirgends über die Gewöhnlichkeiten, die man über diesen Gegenstand sagte, und selbst zu diesen zwingt er sich ordentlich. Desto mehr ging ihm sein Gedicht die Klage[18]) von Herzen; es ist ein Blick auf die geänderten Sitten der Zeit voll eindringender Schärfe. Alles, was einst die schöne Zeit des Gesangs, des Frauen- und Hofdienstes auszeichnete, sieht er zu Grabe getragen. Die Freude nennt er den belebenden Mittelpunct jener Zeit, die nun verloren ist, an deren Statt die Unfreude gekrönt ward, da nun die Großen alle in Waffen stehen und hinfort für das alte Hofleben keinen Sinn behalten. Das will der Dichter ewig beklagen. Er will klagen, daß Gott und seine Gebete vergessen werden, daß Pfaffen und Laien einander Haß tragen, daß man den Frauen nie so üblen Dienst bot, daß die Herren nach Gewalt streben, den Kaiser machtlos machen um vor ihm sicher zu sein, daß vom Hofe die Stühle der Weisen, der Alten und Armen verdrängt sind und nur die Reichen noch Zugang behalten, daß Richter und Rathgeber ihre Pflichten versäumen, daß die Herren siech liegen und an Jagd und Beize, an Saitenspiel und Gesang, an Frauenliebe, Turnier und Tanz, an Adel,

18) K. A. Hahn, kleinere Gedichte von dem Stricker. Quedl. 1839. S. 52.

Name und Gewalt ihre Freude verloren haben, daß sie der Wald und das Feld, und Blumen und Gras nicht ferner ergötzt, die ehedem der Welt Lust waren mit langen lichten Tagen, mit Sommer und Vogelgesang. Wie er alsdann auf den zeitigen Frauendienst zu reden kommt und das Laster eingerissen schildert, um das einst Sodom und Gomorra zerstört wurden, sieht man freilich, wohin es mit der höfischen Gesellschaft gekommen war, und findet bestätigt, was man auch ohne Zeugnisse von dem üppigen Zusammenleben der höheren Kreise bald erwarten mußte. Bei dieser Einsicht nun in die Verdorbenheit der Welt predigt der Stricker gleichwohl noch im Sinne der alten Ritterschaft, die Welt nicht mit schwarzen Augen anzusehen; bedauert aber, daß, wenn man einmal die irdische Freude aufgeben wollte, man nicht wenigstens die himmlische dafür einzutauschen suche. Er tröstet sich aber mit dem Christenthume; Buße, Reue, Beichte sind der Gegenstand einer Menge seiner kleinen lehrenden Gedichte, am deutlichsten in dem von drei rathgebenden Freunden. Er hat die festeste Zuversicht und Aussicht auf Rettung und Heil; da jener Schächer am Kreuze für die kürzeste Reue der ewigen Gnade theilhaftig ward, wie sollte Gott nicht diese Gnade auch an Anderen üben! Wenn auch die menschliche Besserung fehlt, die christliche Barmherzigkeit wird schon durchhelfen; „wem das Herz auch trocken ist und wer eignes Wasser der Reue nicht kennt, dem kann diesen Mangel das Gedächtniß an jenes Wasser ersetzen, das Christus in seinem Schweiße und Blute oder in seinen Thränen vergoß!“ Diese Denkart bildet den schönsten Uebergang zu der unmäßigen Heiligenverehrung, die im 13. Jh. zu einem neuen Schwung kam, und neben jener berühmten goldenen Legende auch die zahllosen deutschen Heiligenleben und Märtyrergeschichten in der Dichtung wieder aufbrachte, die wir weiterhin betrachten müssen. Der Stricker übrigens kennt noch wenig von den Heiligen und von der Gottesmutter und deren Fürsprache für uns, sein Vertrauen steht noch auf Gott selbst. Die Gedichte, in denen er diese und ähnliche Weisheit niedergelegt, bilden einen großen Kreis

von **Beispielen** (denn es gibt keinen bezeichnenderen Namen als diesen in der alten Sprache selbst gerechtfertigten), unter denen das Unähnlichste begriffen wird. „Eine kurze Erzählung, ein einfaches Bild oder Beispiel gibt den Stoff oder die Veranlassung zu einer umständlichen Ausführung über irgend einen Gegenstand der allgemeinen, durch die Lehren des Christenthums modificirten Ansicht der sittlichen Natur; eine höchst einfache Form, man möchte sagen, ein kurzer Sermon in Versen[19]." Dies trifft aber nur einen kleinen Theil dieser Gedichte. Viele erinnern an die Gleichnisse des neuen Testaments, und diese stehen solchen Sermonen am nächsten; viele sind bloße Allegorien, und diese tragen dann ganz das Gepräge, daß sie die Fabel nachahmen sollen; oft ist's eine bloße Anekdote, eine Erzählung, der eine Lehre abgewonnen wird. Mehrmals sind es Stücke, welche Stände und Klassen charakterisiren, und diese erscheinen wie Vorläufer der späteren umfassenden Satiren im Lucidarius, im Renner und Narrenschiffe. Aus dieser Gattung ist Eines, von den Gäuhühnern[20], von einem culturhistorischen Interesse, indem es auf den kräftigen österreichischen Bauernstand, auf welchen Nithart mit humoristischem, der sogenannte Seifrid Helbling mit bitter satirischem Auge sieht, einen tiefernsten Blick werfen läßt: in einer Verwarnung der Ritter und Herren vor dem Gelüste, sich in dem **göuwe**, dem bäuerlichen Flachland, Baustätten zu suchen zum Zwecke der Aussaugung, Vergewaltigung oder Belistung der Gäuhühner (der hühnersteuernden Bauern), die schon manchem solcher Gäustrauße Hals und Habe abgekluckt hätten: die gleichzeitige epische Dorfgeschichte vom Meier Helmbrecht, auf die wir an anderer Stelle zurückkommen, ist wie eine thatsächliche, geschichtliche Illustration zu dieser Mahnlehre. — Andere Male sind dann wieder die Ehe, das Haus, die kleineren niederen Verhältnisse der Mittelpunct mancher

---

19) Docen Misc. 2. 209.
20) Germania 6, 457.

schwankartigen Erzählung, die aber immer eine sittliche Lehre trägt; denn eigentliche Schwänke hat er außer dem Pfaffen Amis[21], nur einige kleinere[22] gemacht. Endlich sind es Mährchen zu Fabeln oder Fabeln zu Mährchen geworden. Alle diese Gattungen bindet nur die moralische Nutzanwendung zusammen, die nirgends fehlt; einmal sagt er selbst, man ließe die Erzählung der Mähren besser ganz, wenn man nicht das Gleichniß dazu sagte. Die Stücke sind von dem ungleichsten Werthe. Alles, was feierlicher, christlicher, ernster sein soll, wird matt und eintönig, und nicht leicht hat das Mittelalter in dieser Zeit dann etwas so farb- und glanzloses, wie diese Lehrgedichte. Aber wo er sich seinem Humor freier überläßt, wie im Pfaffen Amis (auf den wir später zurückkommen), mehr aber noch in seinen Fabeln, zeigt sich, wie auch Lachmann urtheilte, sein Talent am schönsten. Nicht in allen, muß man bemerken; Grimm hat in den mitgetheilten eine sehr gute Wahl getroffen[23]. Wie sich hier das einheimische Mährchen mit der fremden Fabel kreuzt, ist höchst merkwürdig und trägt nicht wenig zur richtigen Ansicht von dem Unterschiede zwischen beiden bei, ja es ist vielleicht das Merkwürdigste, um dessen willen die Geschichte der Dichtung den Stricker nennen muß. Entweder er entlehnt Fabel und Lehre, dann ist er, je nach seiner Laune, bald ganz kurz äsopisch, bald dehnt er seinen Stoff in einen weiten Vortrag aus; er entlehnt die Fabel und macht eine neue Nutzanwendung, dann paßt sie nicht, ist bald zu eng oder zu weit, oder wenigstens steckt sie voll Naivetäten, wie denn bei ihm die Anwendungen auf die Minne so charakteristisch sind, wie bei Lessing die auf die Kritik; er nimmt auch oft irgendwo eine Moral her und will dazu eine Fabel erfinden, dann verschwimmt ihm die Erzäh-

21) In Benecke's Beiträgen 2, 493 ff.

22) Wie bei Hahn den vom kundigen Knecht. Er unterscheidet übrigens selbst, daß er Einiges zur Kurzweil dichte, Anderes nicht.

23) In den altdeutschen Wäldern. 3, 167 ff. (worunter aber vieles dem Stricker nicht Gehöriges.) Eine ähnliche Sammlung von Fabeln des 13. Jhs., aber zum kleinsten Theil vom Stricker, theilt Pfeiffer mit in Haupt's Zeitschrift 7, 318.

lung in eine Allegorie oder sie paßt nur halb auf die Moral. Am eigenthümlichsten sind hier, wie auch Grimm bemerkte, die Mährchen oder mährchenhaften Fabeln, wie das vom Turfen oder von dem Könige mit dem Katzenauge, die es zeigen, wie schwer hier mit Moral beizukommen war, wo die Erzählung ihren Werth ganz in sich selbst sucht.

---

6. Gottfried's Schule.

a) Weltliches.

Die Lehrdichter, die wir kennen gelernt haben, bereiten uns schon auf eine Erscheinung vor, die wir weiterhin immer deutlicher werden hervortreten sehen: sie sammeln und schließen ab, ein äußeres Merkmal einer sich vollendenden Periode. Freidank's Bescheidenheit ist ein Sammelwerk, Thomasin's Gast ist ein systematisches Buch; gegen Walther's Gelegenheitsgedichte, die mit dem Tag entstanden, sind sie die Werke denkender Dichter, die mit ihren Arbeiten weiterliegende Zwecke verbinden. Die Denk- und Redeweise dieser älteren Didaktiker ist noch die klare, einfache, wie sie in den höfischen Kreisen beliebt war; sehr bald schließt aber unsere Spruchdichtung eine Art Bündniß mit der Wolfram'schen Manier, und dies wollen wir demnächst in der zweiten Periode unserer ritterlichen Lyrik betrachten, die als eine gnomologische von dem eigentlichen Minnegesang abgetrennt werden muß, und deren Anfänge wir mit Reinmar von Zweter machen, der ganz von Walther angeregt ist, in seiner Manier aber schon zu dem Mystisch-Allegorischen neigt, das bei Wolfram's Nachahmern vorherrscht. Dasselbe allgemeine Merkmal der klaren Verständlichkeit, der ebenen Rede, um die Gottfried den Hartmann und eine große Reihe von Nachfolgern den Gottfried preist, eben das Merkmal, das diesen von Wolfram, und die angeführten älteren Lehrdichter von den späteren, gelehrten, scholastischen Spruchdichtern trennt, scheidet auch

die große Masse der erzählenden Dichtungen, die in dem ebenen Gleise der Manier des Chrétien von Troyes fortgingen, von einer zweiten Gruppe epischer Werke aus einer Wolframschen Schule, als deren Mittelpunct der Titurel erscheint. Alles was sich noch in dem Geiste der ächthöfischen Dichtung fortbewegen wollte, schloß sich an die zwei Vorbilder reiner Erzählkunst an, an Gottfried, „der nie einen falschen Tritt in seiner Rede that," an Hartmann, „an dem nichts wurmäßiges ist." Der Dichter, von dem diese beiden Aussprüche sind, Rudolf von Ems, steht neben Konrad von Würzburg als einer der Hauptvertreter dieser Nachblüte und Nachahmungskunst, und er hat in zwei dem Gottfried nachgebildeten Stellen seiner Alexandreis und seines Wilhelm von Orlens eine Reihe von Zeitgenossen genannt, die in den Kreis seiner Freundschaft und dieser Schule gezählt werden dürfen. Mit diesem Ausdrucke wollen wir nichts Engeres, nichts Aeußerliches bezeichnen, sondern nur das Schülermäßige jener großen Anzahl von Nachgängern andeuten, die wie Rudolf überall nach Meistern suchen, ohne sie erreichen zu können, die sich an das Mechanischste, an das Herkömmliche des höfischen Vortrags halten und selbst dieses nicht mehr erreichen[24]; wenigstens dann nicht, sobald es gilt etwas Größeres zu leisten. Die höfische Kunst war von Haus aus conventionelle Nachahmung, weil sie nur Uebersetzungskunst war; nur wenige bedeutende Männer konnten ihr einen selbständigen Werth geben; sie mußte nothwendig bald in hohles Formelwerk ausarten. Daher hat es denn Rudolf von Ems, ein talentloser aber bescheidener Mann, dem seine heutigen Verehrer vielleicht mehr Gutes nachsagen als seine damaligen kritischen Freunde (Meister Hesse von Straßburg und Vasolt), Rudolf von Ems hat es zwar auch nach dem Beispiel der guten alten Meister „gar unschämlich gefunden, wenn Jemand

24) Rudolf von Ems, in der Einleitung zum zweiten Buche seines Alexander:
Wir tihten unde rîmen, wir wænen daz wir lîmen
nâch wâne der rîme der hôhen sinne lîme:
dar an sîn wir ein teil betrogen, uns hât der wân dar an gelogen u. s.

in guter Meinung seine Sache so gut macht wie er kann," aber er hat es doch auch selbst sehr wohl gefühlt, daß mit der Verbreitung der Reimfertigkeit und Dichterei der Geist der Kunst selbst zu Grunde ging, und daß je gemeinsamer sie erschiene, desto vereinsamter sie sei[25]; ein Ausspruch über eine Erfahrung, die wir im reichsten Umfang in unserer neuesten Zeit nach der Abblüte unserer großen Dichter wieder gemacht haben.

Wie abhängig, unselbständig, angelehnt die erzählenden Dichter um die Mitte des 13. Jhs. sind, spricht sich am deutlichsten in den Fortsetzern aus, die Gottfried's und Wolfram's unvollendet hinterlassene Werke ergänzten. Für Ulrich von dem Türlein, der Wolfram's Willehalm von vorn vervollständigte[26]) in einer kalten, mühsamen Arbeit, die der kärntnische Dichter zwischen 1260—70 für den König Ottokar (1252—78) machte, ist schon das ein charakteristisches Zeugniß, daß er wie der Titurel-Dichter einen Gegenstand aufnahm, den Wolfram nur nebenher behandelte: die Geschichte von Wilhelms Liebe und Verbindung mit Arabele. Türlins Quelle ist nicht bekannt; es sind Züge bei ihm aus den französischen Branchen li departemens des enfans Aimeri und der Krönung Ludwigs eingegangen: wie aber die eigentliche Liebesgeschichte in den enfances Guillaume und der prise d'Orange lautet, hat sie nichts mit der Erzählung des Deutschen gemein als die Namen. Türlins Quelle ist besser als die späte, von albernen Zauberstücken entstellte Sage in

---

25) Ebenda:
Sinnen, singen, tihten, mit rîme sinne slihten,
des ist nû vil, es wart nie mê vor uns in alten zîten ê.
Nû stât diu kunst aleine, swie sî sî gemeine,
aleine, als ich iu sagen wil. künsterîcher liute ist vil,
die doch niht kument an daz spor, daz uns ist getreten vor,
an meisterlicher sprûche kraft und an hôhe meisterschaft;
uns ist diu kunst aleine swie sî sî gemeine:
ir hort ist gar vereinet, uns allen doch gemeinet,
kunst ist allen wol erkant, doch sint ir wege vil ungebant u. s. w.

26) Ed. Casparson. Cassel 1781.

der französischen „Kindheit Wilhelms"; nur das gänze Verhältniß Wilhelms zu Arabelen, die hier wenigstens als Jungfrau in Wilhelms Hände kommt, ist in Türlins Vorlage (die auch Wolfram kannte, aber so ausführlich wie Türlin in 9—10000 Versen zu erzählen verschmäht hätte) viel unfeiner: Arabele ist mit König Thibaut von Todiern vermählt und hat von ihm einen Sohn, läßt sich dann aber, von Liebe zu dem gefangenen Wilhelm erfaßt, von ihm in die Geheimnisse des christlichen Glaubens einweihen und entflieht mit ihm.

Früher schon (nach 1242) hatte ein ritterlicher Dienstmann des Bischofs von Augsburg, Ulrich von Türheim, ein Nachbar Wolframs, aus einem schwäbischen Geschlechte, dessen Stammburg Oberthürheim nicht weit von Obereschenbach lag, aus wälschen Quellen, die ihm der Augsburger Otto der Bogener (urkundlich 1237—46) mitgetheilt, eine lange Fortsetzung zu Wolframs Buche von Willehalm zugedichtet auf Bitten eines guten Weibes, in Wahrheit aber noch mehr „um eines Mannes willen, der genannt ist Meistas!" Die Zeit der Abfassung bestimmt sich ungefähr durch die Erwähnung des Todes König Heinrichs und zweier anderer Gönner, Konrads von Wintersteten und Konrads von Erringen, deren Ersterer wie K. Heinrich 1242 starb; 1246 ist Ulrich selbst zum letztenmale urkundlich bezeugt. Das bis auf wenige Bruchstücke[27]) noch ungedruckte Gedicht ist eine platte, ungeheuer breite Massenarbeit von etwa 37000 Versen, zu deren Bewältigung der Dichter selbst seinen Geist nicht hinlänglich geschliffen fühlte: wie so viele der mechanischen Reimschmiede dieser Zeit befällt ihn jeden Augenblick der Zweifel, ob er sie nicht liegen lassen solle; dann treibt ihn die Scham wieder, bei dem einmal Begonnenen auszuhalten. Die Dichtung enthält außer dem Schlusse der Chanson von Aliscans, in deren

27) Uolrichs von Türheim Rennewart; ed. K. Roth. Regensb. 1856. Der ganze Willehalm von Türlin, Eschenbach und Türheim findet sich in der Heidelb. Hs. N. 404 beisammen, die wir benutzen.

Mitte Wolframs Buch „wo es am allerbesten war" zu Ulrichs Kummer abbrach, Branchen aus der Schlacht von Loquifer und die Mönchleben Wilhelms und Rennewarts, die beide, besonders das von Rennewart, der nach wie vor ein Fresser und Klopffechter bleibt, voller Riesenpossen sind. Zwischen durch läuft dann die breite Geschichte von Rennewarts Sohn Malifer (Maillefer) und seinem Enkel Johannes, die auf verlorenen Quellen beruhen muß. Der wesentliche Inhalt ist wie eine gegensätzliche Erfindung zu den frechen Planen Terramers, sich in Achen und Rom zu setzen. Rennewarts Gattin Alyse erliegt der Geburt ihres überstarken Sohnes Malifer, der in den Windeln von seiner Amme an Kaufleute verrathen wird, die ihn seinem Großvater Terramer überbringen, wie umgekehrt Rennewart in seiner Jugend seinem Vater Terramer entführt worden und an den Christenhof Ludwigs gekommen war: er wird nun zum Rächer an den Christen erzogen, wie Rennewart zum Rächer an den Heiden. Terramer macht einen neuen Einfall in die Provence mit einer halben Million Schiffen und hunderttausend Tausend Kriegern! In der Schlacht, zu welcher Rennewart aus dem Kloster zu Hülfe gerufen wird, steht dieser, der Vater, dem Sohne im Kampfe gegenüber, wie in der Chanson von Aliscans seinem Bruder und Vater; der Kampf führt zur Ermüdung, zur Unterhaltung, zur Erkennung, zum Uebergang Malifers. Und nun wendet sich das Blatt. Nach einem letzten, abgeschlagenen Einfall Terramers trägt Malifer als ein zweiter Alexander seine Waffen angreifend in die Heidenwelt, macht spielend die Eroberung aller Königreiche seines Großvaters und anderer dazu; reicher als Machmet oder der Gott Jovis zieht er dann auf höheres Geheiß aus, um die mannsstarke Königin Pentesilie von Ephesus zu freien, die sonst „Amazones" genannt war; er soll eine kräftige Gattin haben, die nicht wie seine Mutter der Geburt selbst eines noch stärkeren Sohnes erliegen dürfe: der denn auch, als er das Licht der Welt erblickt, gleich zehn Ammen braucht. Von der Geburt dieses „Johannes" kehrt die Märe zuletzt zu Wilhelms Klosterleben zurück.

Der Dichter sucht Ton und Weise Wolframs nachzuahmen; aber es erfolgt nicht mehr, als die Art, wie dieser sich räusperte und spuckte; er sticht wie Wolfram auf die lügenhaften Uebertreibungen seiner Quellen, er spielt gerne auf Oertlichkeiten an. Wenn er sich weiter wagt, wenn er wie jener mit Frau Aventiure ein Gespräch anknüpft, wird er armselig; wenn er wie jener über die Minne philosophirt, charakterisirt er sich wider Willen selbst wenn er sagt: ich weiz mêr von der minne, danne ich habe erkennet; wenn er sich wie jener in theologische Betrachtungen verliert, wird es salbungsvolle Plattheit voll schwerfälliger Eintönigkeit und Gedankenlosigkeit. Um einen tieferen Sinn, um eine Kritik der Sage war der schon alternde Dichter wie um seinen Stil gleich wenig bekümmert. Hatte er sich doch schon zuvor, so bereitwillig wie Wolfram, auch dem Gottfried von Straßburg ins Schlepptau gehängt, und um 1240 dessen Tristan fortgesetzt:[28] wo er sich dann der Erzählart dieses Vorbildes ebenso ungefüge anzunähern gesucht hatte, indem er aber aus dem Entwurfe herausging. Denn wie ein zweiter, späterer Fortsetzer des Tristan, der Meißener Heinrich von Freiberg[29]), der seine Arbeit auf Wunsch eines böhmischen Herrn Reinmunt von Leuchtenberg um 1300 dichtete, unter K. Wenzel II, folgte er einer anderen dem Eilhart'schen Tristan verwandteren Quelle. Beide diese Nachzügler haben auch eigne, selbständige Arbeiten gemacht: Freiberg ein Gedicht von des böhmischen Ritters Johann von Michelsberg Ritterfahrt in Frankreich[30]), und eines, auf das wir noch gelegentlich zurückkommen, vom heiligen Kreuze[31]). Türheim hat nach zwei Stellen im Wilhelm des Rudolf von Ems „neulich einen Mann von

---

28) Gedruckt in den Ausgaben des Gottfried'schen Tristan von Groote 1821, von der Hagen 1823, und Maßmann 1843.

29) Gedruckt in Chr. H. Müllers Sammlung deutscher Gedichte. II. 1785 und in Von der Hagens Ausgabe des Tristan. Eine kritische Ausgabe ist von R. Bechstein versprochen.

30) In den N. Jahrb. der Berliner Gesellschaft. 2, 92.

31) Wiener Hs. N. 119. Pfeiffers Altdeutsches Uebungsbuch N. XII.

Griechenland an Artus' Hof geschickt," und dieser uns nicht erhaltene Roman von Elies wird von Rudolf sehr gepriesen; es ist aber Freundeslob, denn Beide, Rudolf wie Ulrich, standen auf gleichem Fuß mit Konrad von Winterstetten, dem Bruder des Liederdichters, der Beider Talent zu beschäftigen sorgte. Da Rudolf, wie wir oben (1, 635) hörten, in seinem Alexander (V. 3151) auch dem Konrad Fleck einen Elies zuschreibt, so vermuthet man, Türheim habe nur das angefangene Gedicht von Fleck vollendet, so daß er in seinem Elies sogar noch einem Dritten den Dienst der Ergänzung erzeigt hätte[32].

Nächst diesen Angehängten zeigt sich der Anhang Gottfried-Hartmanns und Wolframs zumeist in den eifrig fortgesetzten Dichtungen aus dem Sagenkreise Arthurs: dies übersehen wir jetzt schon deutlich genug und würden es noch klarer erkennen, wenn uns Alles aus dieser Reihe von Werken erhalten wäre, wovon wir, zum Theile aus übrig gebliebenen Bruchstücken, Kunde haben. Die strophischen Fragmente des schon oben (Note 2) erwähnten König Tirol, einer nordbritischen Sage, deren Helden, Tirol und Fridebrant, die auch in der Kudrun begegnen, Wolfram mit der Geschichte Gamurets in Verbindung bringt, während andere Namen, und das Mitspielen der Heiden und ihrer Götter, ihre Dromedare, Elephanten und „halben Leute"[33]) an die karolingischen Sagen erinnern, weisen wohl auf eine Vor-Wolfram'sche spielmännische Dichtung zurück, während die späteren Dichtungsreste aus dem eigentlichen Arthurkreise gerne an einzelne Namen oder Züge der älteren Arthurromane, nicht am seltesten an Parzival, anknüpfen[34]. So haben sich Reste von einem Blanschandin gefunden, in dem es sich um einen Jungherrn ohne Bart

32) Vgl. Pfeiffer, zur d. Lit. Geschichte p. 35.

33) d. h. Zwerge, nicht „Elsterleute" oder schwarzweiße Feirefiße, wie der Herausgeber der Fragmente, J. Grimm, auslegte.

34) Daß von einem deutschen Walwein Bruchstücke (Mone Anzeiger 4, 321. Diutisca 1, 31) erhalten wären, zu welchen man dieselbe französische Quelle ver-

handelt, der wie Parzival von Welt und Ritterschaft abgeschlossen gehalten war, bis er, durch Darstellungen auf einem Vorhange angereizt und unterrichtet, sich heimlich auf Abenteuer begibt. Zu diesem Werke gibt es eine französische Quelle[35]; ob sich auch zu den weiteren Dichtungen dieses Schlages noch je dergleichen melden werden, scheint uns zweifelhaft. Der deutsche Blanschandin gehört seiner reineren Sprache und Reimweise zufolge noch der ersten Hälfte des 13. Jhs. an; so auch ein anderes Gedicht, dessen Held ein stummer Ritter ist, der in einem Kriege zwischen König Amilot von Norwegen und Alan von Irland den höchsten Preis gewinnt und mit Amelie, der Tochter Amilots, belohnt wird, der wohl mit Gawans Vater, bei Wolfram K. Lot von Norwegen, identisch ist[36]. Wie diese Märe, so scheinen auch die drei Bruchstücke eines mitteldeutschen, wie der Wigalois in Abschnitten mit dreireimigen Schlüssen gedichteten, Segramors[37], und andere von einem Edolanz[38], künstlich gezogene Schößlinge zu verrathen, die aus Reben-Namen der Artussage getrieben sind.

Zu allen diesen Trümmern wissen wir keine Dichternamen, zu einer Anzahl anderer erhaltener Werke dagegen kennen wir die Poeten. Darunter steht der Stricker der Zeitfolge nach voran, dessen Daniel von Blumenthal nur der Edolanz auf österreichischem Boden noch voraufgegangen scheint. Von dem (bald verschollenen)

---

muthete, welche dem niederländischen Walwein (ed. Jonckbloet. 1848) zu Grunde läge, ist ein Irrthum; die betreffenden Bruchstücke gehören zu Lanzelot.

35) Blancandin et l'Orgueilleuse d'amour. ed. H. Michelant. Paris 1867. Die drei deutschen Bruchstücke, von Jos. Haupt Germ. 14, 68 mitgetheilt, entsprechen den Versen 70—155, 290—340, 395—440 des frei bearbeiteten französischen Originals.

36) Die zwei kleinen Bruchstücke mitgetheilt von Karajan in den Sitz. Berichten der k. k. Akad. tom. 12. 1854.

37) Nach der Reihenfolge zu finden in Germ. 5, 461. Haupts Zeitschr. 11, 490 und Hoffmanns Altd. Blättern 2, 152.

38) Altd. Blätter 2, 148.

Daniel ist nur weniges gedruckt[39]), der Inhalt aber ausführlich mitgetheilt worden[40]). Nach der Schablone der meisten Arthurromane beginnt auch dieser mit der Erscheinung eines neuen Candidaten der Tafelrunde an Arthurs Hofe, wo er alle die besten niederturniert. Nun heischt eine Botschaft des Königs Matur zu Kluse die Unterwerfung Arthurs. Ein Kriegszug und die Eroberung dieses verschlossenen, unzugänglichen Landes durch Arthur, und die Zwischenspiele einer Reihe von Wunderkämpfen mit misgestalten Riesen, Zwergen und Zauberern ist der Inhalt des Romans. Im Eingang des Gedichtes ist Alberich von Besançon als Dichter der wälschen Quelle genannt; die Stelle ist aber[41]) nur der copirte Anfang von Lambrechts Alexander, gibt also höchstens die Verfasserschaft Alberichs willkürlich vor. Man glaubte daher die stoffarme, breitgetretene Erzählung, in der es keine Liebschaft gibt, in welcher auch der Mangel an Eigennamen auffiel, vom Stricker erfunden; möglicherweise könnten doch eben diese Eigenschaften, auf die ein Erfinder nicht leicht gefallen wäre, auf eine wälsche oder bretonische Erzählung des älteren Charakters zurückweisen, die verhältnißmäßig spät erfunden und willkürlich an die Tafelrunde angeknüpft sein mag, in welcher der Name Daniel sonst nicht vorkommt. Auch daß sich der Stricker im Verlauf des Romans auf keine geschriebene Quelle beruft, wäre noch kein Beweis gegen eine fremde Quelle, denn auch in seinem Karl ist kein Bezug auf seine Vorlage genommen, die man doch kennt. Bei Guiraut von Cabreira findet sich überdieß schon im 12. Jh. die Anspielung auf einen Valflor neben Merlon (Merlin), Einen britischen Sagenstoff neben einem anderen[42]).

Eine weitere Anzahl von deutschen Arthurromanen begründen dagegen in ihrer Gesammtheit lebhafter die Ueberzeugung.

---

39) In Nyerup Symbolae ad lit. teut. antiq.

40) Von K. Bartsch, in der Einleitung zu Strickers Karl. p. VIII ff.

41) Worauf zuerst Holtzmann Germ. 2, 29 aufmerksam machte.

42) Vgl. Bartsch, Alberic von Besançon, in Germ. 2, 449.

daß gerade nun, in der trüben Zeit des Abwelkens der ritterlichen Dichtung, in Deutschland seltsamer Weise die poetischen Erfinder auftauchen, da während ihrer frischesten Blüte die stärksten Köpfe nur Uebersetzer waren, ja auch die besten der poetischen Epigonen selbst, die Rudolf und Konrad, von dem hartgetretenen Boden dieser Abenteuerromane sich lieber zu den geschichtähnlichen Dichtungen zurückwandten, welche die höfische Kunst eingeleitet hatten. Ein (wahrscheinlich in Baiern entstandener) Wigamur[43]) gehört noch, bei zwar schon vorbrechenden Verwilderungen in der Technik, einer verhältnißmäßig bessern Zeit, etwa der Mitte des 13. Jhs. an; er ist dem Tanhäuser bekannt, und es herrscht, um den Preis allerdings von dreisten Ausplünderungen des Tristan, eine dichterische Gewandtheit der Sprache darin, die gegen das Ende des Jahrhunderts schon selten wird; sonst eine Erzählung des ganz gewöhnlichen Schlages dieser Gattung und sichtlich eine platte Erfindung. So wird es sich wohl auch mit dem Garel, Tandarois und Flordibel, und dem Meleranz verhalten, drei Werken von zusammen mehr als 50000 Versen, die um 1250—80 der Pleier, muthmaßlich in der angegebenen Reihenfolge, gedichtet hat[44]). Der Pleier reiht sich dem Stricker an, dessen Daniel er wohl selbst den Namen seines Garel „vom blühenden Thale" abgesehen hat; er war wie dieser bürgerlicher Abkunft, wie Er einer der österreichischen Dichter, die sich erst so spät auf diese höfischen Stoffe verlegten, da zuvor die Epik in Oesterreich ganz in der nationalen Dichtung aufgegangen war. Sein landschaftlicher Name weist ihn — nicht in das Geschlecht der Grafen von Pleien, — wohl aber in die, zwischen dem Chiemsee und den Salzburger Seen

---

43) In den Gedichten des Mittelalters von Büsching und V. d. Hagen. t. 1. Bruchstücke einer älteren Hs. in München.

44) Ueber die Person des Dichters vgl. El. H. Meyer in Haupts Zeitschr. 12, 470. Aus dem hier gegebenen Auszuge wird man sich über Tandarois hinlänglich belehren; über Garel durch das was Zingerle mittheilte in der Beschreibung der Runkelsteiner Fresken 1857., in Germ. 3, 23. und in den Sitz. Berichten der k. k. Akad. 1865. 50, 449. Den Meleranz hat Bartsch herausgegeben in der Bibl. des lit. Vereins. 1861.

gelegene Grafschaft des Namens, wohin auch die Färbung der Sprache deutet; das letzte seiner Werke widmete er als getreuer Diener einem Ritter Wimar, in welchem man einen urkundlich bezeugten Mann dieses Namens aus dem Geschlechte der Grafen Frumesel von Scherding (in der Nähe der Grafschaft Pleien) zu erkennen glaubt[45]). Im Meleranz blickt der Dichter mit Bescheidenheit auf Hartmann und Wolfram zurück, die er beide ausbeutet, wiewohl er dem ersteren in seinem trockenen Vortrage näher steht; der Tristan, den er zwar kennt, scheint ihm ferner gelegen zu haben, Bliggers Umhang aber wird er im Anfang des Meleranz benutzt haben. Wie sich die Nachwüchse der karolingischen Gesten mit den erfundenen oder vorgefundenen Verwandten der ächten Sage-Gestalten in armseligen Erdichtungen beschäftigen, ganz so werden hier die Helden an Figuren im Parzival geknüpft; Garel und sein Vater Meleranz sind Herren in Steier, vom Geschlechte der Anjous und des Parzival, wie Tandarois durch seine Mutter ein Neffe Vergulahte's und ein Vetter Garels ist. Einigemale gibt der Dichter wälsche Quellen vor, doch begegnet in der französischen Dichtung, außer etwa dem Namen Garel, keine Spur seiner unauffindbaren Helden; gewöhnlich bezieht er sich auch nur ganz im Allgemeinen auf die Aventiure, nicht auf ein Buch, und im Meleranz erklärt er einmal (V. 9241) ausdrücklich, er habe keinen andern Zeugen als wie ihm die Märe kund gethan sei. Eine gewisse Natürlichkeit und Flüssigkeit bei großer Breite der Schilderung und Erzählung, die gewandten Reime, welche die Quelle der Gedanken oder die Hülle der Gedankenarmuth werden, die gutgemeinten eingestreuten Betrachtungen, die von keinerlei bedeutender Eigennatur aber noch weniger von einer Fremdennatur zeugen, die endlosen Beschreibungen, die farblosen Formeln führen überall auf die Ansicht, daß den Dichter, der nicht selten sogar seine eigenen Verse ausschreibt, keine ausländische Sprache und Vorlage hemmt, daß man hier mit dürftigen Er-

45) Meyer l. l. p. 501.

findungen zu thun habe. Nicht am wenigsten wird diese Ansicht auch durch die Bemerkung bestärkt, daß man in den Riesen- und Zwergabenteuern im Garel und Tandarois so manchen Anlehnungen an einheimische Sagen wie sie in Tirol und im Salzkammergute noch jetzt lebendig sind, ja greiflichen Reminiscenzen an die deutschen Mären von Wolfdietrich und Dietrichs Ausfahrt begegnet. — Des Pleiers Werke und Helden waren einem wenig jüngeren schwäbischen Dichter bekannt, der sie um eine gleichartige Schöpfung vermehrte. Konrad von Stoffeln hat um 1280 einen Gauriel von Montavel geschrieben[46], den Ritter mit dem Bock, der ein Seitenstück zu dem Löwenritter Iwein sein soll. Konrad bezieht sich im Anfang seines Gedichts auf Gottfried, Hartmann und Wolfram, von welchen die beiden ersteren den größeren Einfluß auf seine Manier und Technik übten; er beschwert sich, daß keiner seines Helden gedacht, der eben so wenig wie die der Stricker und Pleier in anderen Arthurromanen vorkommt, während man in der dürftig erfundenen Märe den guten Bekannten Erek, Iwein u. A., wie den herkömmlichen Tiosten und Abenteuern überall begegnet. Alle die letztbezeichneten Dichter und Dichtungen sind, mit Ausnahme des Stricker, in den oben erwähnten Stellen Rudolfs von Ems, die den Kreis der mittelmäßigen Nachzügler eben so versammlen wie Gottfried die größten Meister um sich gruppirt hatte, nicht genannt. Dagegen führt er einen Albrecht von Kemenaten auf, den wir später noch zu erwähnen haben, und andere Dichtungen, die uns unbekannt geblieben sind, wie Heinrichs von Leinaue Waller, unter dem Laßberg irrig Ecken Lied vermuthete.

---

46) Hs. in Donaueschingen. Auszug von A. Zeitteles in Germ. 6, 385. Der Dichter nennt sich gegen Ende des Gedichtes

> Von Stoffeln meister Kuonrât hât daz buoch getihtet,
> mit rimen berihtet; der was ein werder frier man,
> ze Hispania er daz buoch gewan.

Die Stelle macht nicht eben wahrscheinlich, daß der Poet der Straßburger Domherr dieses Namens sei, der urkundlich zwischen 1279—84 nachgewiesen ist.

In der Freude an Erweiterung des Arthur'schen Sagenkreises, in dem Nachholen der versäumten Helden, in diesem Trieb zu jedem besonderen Namen eine besondere Märe zu erfinden, verräth sich ein durchgehender Zug, der den Verfall der höfischen Kunst in Deutschland wie in Frankreich charakterisirt, die nun von dem Ausspitzen der formalen Technik auf das Wohlgefallen an der Materie, auch der formlosesten, herabsank. Nachdem sie die Gesellschaft einmal des Lesens gewohnt und bedürftig gemacht hatte, mußte sie nun auf immer neuen Stoff bedacht sein; daher sie nun, um die Zeit da nach Hadlaubs Zeugniß auch die lyrischen Lieder in Zürich aufgehäuft wurden[47], diese einzelnen nachträglichen Mären, neue auf neue, dem alten Sagenstamm aufpfropfte. Dem lag dann der ausgesprochene Hang nach cyclischen Massensammlungen ganz gleichartig zur Seite. So hatte man in der heiligen Geschichte um den evangelischen Christus allmählich die Legenden von allen einzelnen Figuren der Evangelien, von allen Aposteln, von allen Heiligen versammelt; so hatte man in den genealogischen Schichten oder poetischen Stammbäumen und Familienchroniken der karolingischen Sagen den Vätern, Groß- und Urgroßvätern, den Onkeln und Neffen, den Brüdern Söhnen und Enkeln der alten Sagenhelden neue Dichtungen gewidmet. Die ältesten Gesten zerlegten sich in drei große Familiengruppen von Kaiser Karl, Doon von Mainz und Garin von Montglave; jetzt in den Zeiten der stets anwachsenden Sagenerweiterungen legten sich neue provinziale Gesten um jene Hauptkreise herum, und bald trieb man die Centralisation so weit, diese wieder mit jenen zu verknüpfen und durch Verwandtschaften und Verschwägerungen alle Helden untereinander zu verbinden. Aehnlich werden wir demnächst finden, daß man auch

47) Man. Samml. 2, 187.
Wâ vund man sament sô manig liet,
man vunde ir niet im künigrîche,
als in Zürich an buochen stât. des prüefet man dik dâ meistersang.
Der Manez rang dar nâch endlîche,
des er diu liederbuoch nu hât u. s. w.

bei uns im Lohengrin die Tafelrunder zu Hütern des Grals machte, Sagenzweige also zusammenschob, die früher im schärfsten Gegensatze getrennt lagen. Diesem großen und allgemeinen Hange suchten dann einzelne Dichter zeitdienend zu fröhnen, indem sie unternahmen, gleich selbst große umfassende Sammelwerke anzulegen. So entstand nun im Norden die Thidrekſage, auf die wir zurückkommen werden, so im 14. Jh. in Italien die Compilation der entrée d'Espagne von Nicolaus von Padua, und in Frankreich der Karl der Große von Girard d'Amiens, Werke, in welchen Sage und Geschichte, Geste und Chronik durcheinander gemischt sind. Ehe bei uns ein Aehnliches mit der karolingischen Sage im Karlmeinet geschah, versuchte man sich in dieser Richtung zuerst, und schon geraume Zeit vor den letztbesprochenen Einzelwerken, an dem Sagenkreise Arthurs, der in sich am frühesten abgeschlossen war. Ein Werk dieser Art ist uns verloren, das von einem hochangesehenen Manne herrührte, Gottfried von Hohenlohe[48]), dem Stammvater des noch blühenden Hauses († 1254 oder 1255), der wechselnd im Dienste Friedrichs II in Italien und König Heinrichs in Deutschland, von 1237 an in der Umgebung Konrads IV war, der in ihm einen Pflegevater liebte und ehrte. Er hatte[49]) ein Sammelwerk der erwähnten Art von allen Rittern Arthurs verfaßt, das wahrscheinlich um Arthur, wie die Thidrekſage um Dietrich, die verschiedenen berühmten Helden des Sagenkreises zu gruppiren suchte. Da dieses Werk nicht erhalten ist, so muß uns diese Gattung cyclischer Werke das Gedicht von der [Abenteuer] Krone vertreten, das mehr darauf ausgeht, bekannte Scenen und Abenteuer, als Helden und Abenteurer zusammenzustellen. Dies Werk eines wahrscheinlich steirischen Dichters, Heinrich von

---

48) Ueber ihn s. Stälin, Wirtembergische Geschichte 2, 542 ff.

49) Nach Rudolf von Ems im Wilhelm von Orleans:
Die werden ritter über al, die bî Artûses jâren
in sînem hove wâren für die werdesten erkant,
die hât uns wîslîche genant ein Gotfrit von Hôhenlôch u. s. w.

Türlein[50], (den man nicht mit Ulrich von T. verwechseln muß,) ist gerade 30000 Verse stark und reiht sich also der Masse nach an den fortgesetzten Willehalm und Konrad's trojanischen Krieg an; nichts begegnet uns darin, als was wir aus den früheren Romanen dieser Gattung längst wissen. Der Zeit nach gehört es (wohl noch vor das Werk Gottfrieds von Hohenlohe,) in die erste Hälfte des 13. Jhs. um 1220. Heinrich erscheint als ein Zeitgenosse der Wolfram und Wirnt, mit dem er polemisirt über eine Stelle (auf die auch Wolfram im Willehalm Bezug nimmt,) in welcher den österreichischen Rittern ein Stich über ihre unritterliche Art zu turnieren versetzt war; er kennt noch Keinen der spätern Spruchdichter, er beklagt als Gestorbene lauter Namen, die noch theilweise in die gute Zeit Friedrichs I gehören[51]. Von Gelehrsamkeit ist noch geringe Spur, am wenigsten von einer Absicht damit zu prunken; Heinrich lehnt sich dicht an die älteren Bearbeiter der Arthursage, ist von der ganzen Art der Wolframisten frei, gebraucht Wirnts Absätze die mit drei gleichen Reimen schließen; er hat den Hartmann und Reinmar (den Alten) zu Vorbildern, mit deren Hingang er auch den alten Frauenpreis als ausgegangen beklagt. Alles erinnert schon an die etwas späteren Nachahmer Gottfrieds, an Konrad von Würzburg, an Rudolf von Ems, der ihn in seiner Alexandreis rühmt. Wie Konrad freut er sich der französischen Worte und der griechischen Mythologie, freut sich der Prachthäufung und übertriebenen Beschreibung, wie Er zwingt er sich zu einer Lebendigkeit, einer Fülle, einem Glanze und zu allem Möglichen, was sich nicht

50) Ausg. von Scholl in der Bibliothek des lit. Vereins. 1852. Den Namen Heinricus apud portulam fand Dr. Roth in einer Urkunde des Reichsstiftes Niedermünster zu Regensburg vom J. 1240. Kleine Beiträge zur deutschen Sprach-, Geschichts- und Ortsforschung. München 1850. 1, 7. Die Türlein sind aber im Osten mehrfach nachgewiesen.

51) V. 2438.

Ouch muoz ich klagen den von Eist, den guoten Dietmâren,
und die andern die dâ wâren ir sûl unde ir brucke:
Heinrîch von Rucke, und von Hûsen Friderîch,
von Guotenburc Uolrîch, und der reine Hûc von Salzâ.

erzwingen läßt. Es scheint, er strebt nach Gottfried's Heiterkeit und leichter Weise, allein seine Würde versteht er doch nicht zu halten; wie umgekehrt die Wolframisten die Feierlichkeit und den Ernst ihres Meisters festhalten, aber darüber seinen ironischen Hauch fallen lassen, oder auch seine komischen Situationen nachahmen und darüber seinen Ernst vergessen und gemein werden. Wo Heinrich von seiner Erzählung in Betrachtungen übergeht, ist es nicht um die dunkele Weisheit des Titurel zur Schau zu tragen, sondern, dem Charakter der Arthursage in der planen Behandlung Chretiens angemessen, bleibt er bei der Umgangsregel oder bei der Klage über den Verfall des Frauenverkehrs, die nur hie und da, wo sie ins grobe Schimpfen ausartet, verräth, daß wir schon einer derberen Zeit entgegenrücken: überhaupt aber bleibt er trocken bei seiner Erzählung und läßt sich nicht viel in anderweitige Bemerkungen ein. Als Quelle wird mehrmals in dem Gedichte selber Chretien von Troyes (unter und in dessen Werken eine Dichtung dieser Art oder dieses Namens nirgends genannt wird) angegeben[52]; wahrscheinlich gehen die Beziehungen nur auf einzelne Theile[53], wie die Geschichten von dem Zauberbecher, von der Jagd auf den weißen Hirsch, von Lanzelots Fahrt auf dem Karren, besonders aber auf die Erzählungen vom Graal, die Heinrich in Chretiens Behandlung unmittelbar (wie Wolfram nach unseren obigen Vermuthungen mittelbar) vor sich hatte: woraus sich denn die mancherlei Berührungen mit dem deutschen Parzival erklären, den Heinrich kannte aber nicht benutzte. Das Ganze ist ein kaum durchdringlicher Schwall von Abenteuern, als deren Mittelpunct Gawan zu betrachten ist; ein zusammengestoppelter Haufen derselben gewöhnlichen Begebenheiten der Irrenden, wie wir sie aus so vielen Vorläufern so überreichlich kennen. Manche einzelne sind sogar mit

52) V. 23044.

— anders solt ich sîn niht verswîgen, wan in franzois
ir meister Cristian von Trois sie hart mit lobe priset —

Vergl. V. 23982.

53) So vermuthet Holland, Chrestien de Troyes p. 242.

leichten Veränderungen zwei, dreimal wiederholt. Alle Plan-, und Zwecklosigkeit dieser Romane, alle ihre Albernheiten, Gemeinheiten und Uebertreibungen kehren hier wieder, alles noch einmal übertrieben und breit getreten, obgleich dabei jeden Augenblick behauptet wird, der Dichter vermeide alle Unmaße und Breite. Wo das wirklich geschieht, ist es für die mechanische Weise des Poeten noch bezeichnender: wie denn wohl kein naiveres Geständniß von herzloser Zusammenreimerei gemacht werden kann, als unser Heinrich an einer Stelle thut, wo er es ablehnt, die Klage der Weiber um einen Gestorbenen auszuführen, — weil schon andere Weiber andere Todte in seinem Werke mehrfach beklagt haben! Ist etwas in dem Gedichte, was leise in einen neuen Geschmack überführt, so ist es die unverholenere Art, mit der hier schlüpfrige Stellen, über welche andere Dichter mit Schalkheit und Kürze wegzugehen pflegten, ausgemalt werden, um die stumpfer werdenden Sinne der Leser zu reizen. Solche Stellen gehen nun bald fast in jede epische Erzählung ein. Solch eine Stelle ist hier die Kußscene zwischen dem Schwanritter und der Jungfrau in der Barke, besonders aber die freche Schilderung von Gasozeins Angriff auf die entführte Ginevra. Im Enenkel werden wir hernach der verfänglichen Scene zwischen Achill und Deidamia begegnen. Ganz besonders auffallend ist, wie dergleichen in den Titurel eingeht. Der Dichter dieses Werks, der so heftig gegen Ovid loszieht, der einen so andächtigen Ton annimmt und seine ganz poetische Welt so heilig stellt, daß er aussagt, die Zucht jener Zeiten und Menschen sei so gewesen, daß solche Dinge selbst den bloßen Worten nach verborgener gewesen wären, als nun in Werken am Abend und Morgen, dieser Dichter bringt doch mehrfach eine sehr lüsterne Scene, in der sein reiner Held Schionatulander sich zum Abschiede eine sehr raffinirtunschuldig ausgedachte Gunst von der Geliebten ausbittet, und von der reinen Sigune auch erhält. Aehnlicher Art ist das Gedicht von der Heidin[54]), dessen Mittelpunct

54) Die kürzeste und nach Bartschs Ansicht ursprünglichste Fassung dieser beliebten Märe ist die in einer bekannten Pommersfelder Handschrift (gedruckt in

die lüsterne Obscönität ist, daß die Heldin, eine heidnische Vermählte, ihrem christlichen Ritter die Wahl läßt zwischen der Minne ober- oder unterhalb ihrer Gürtelringe. Im Wolfdietrich ist das Abenteuer des Helden mit der Heldin Marpalia ein würdiges Seitenstück zu dem erwähnten in der Krone; diese Dinge sind nur mit dem ärgsten in Boccaccio oder Ariost zu vergleichen. Je später hin, desto mehr vergröbert sich dann der Geschmack der Liebesgeschichten. Im Malagis werden im Gegensatz von den kindischen Neigungen der Flore und Blanschefl ur, der Schionatulander und Sigune die Helden mit Frauen verbunden, die sehr füglich ihre Mütter sein könnten.

Es begreift sich von selbst, daß die in die Welt der Poesie, der Sage und Geschichte immer tiefer und breiter eingeführte Gesellschaft jener Zeiten sich an den stereotypen Tafelrundromanen allmählich sättigen und nach neuen, verschiedenartigen, ja möglichst gegensätzlichen Stoffen begehren mußte. Ein solcher Uebergang wurde fast gleichzeitig in drei oder vier ganz verschiedenen Richtungen gemacht. In der Einen verfolgte man den Weg der Selbsterfindung neuer Mären, aber so, daß man willkürlich aufgegriffene Sagenelemente mit neueren, geschichtlichen Persönlichkeiten, bekannten Oertlichkeiten, gegenwärtigen realen Verhältnissen in Beziehung brachte, die Welt der Wunder und Abenteuerlichkeiten mehr oder minder brüsk verließ und auf den Boden einfacherer Wirklichkeit zurücklenkte. In der Zweiten warf man sich auf vereinzelte kurze Erzählungen, theils auf Geschichten von ern-

---

Bartschs Mitteld. Gedichten. Bibl. des lit. Vereins. Stuttg. 1860.), worin der christliche Held nach völligem Sieg die Heidin ihrem Schicksal überläßt. In zwei verschiedenen Bearbeitungen, dem näher stehenden Wittich vom Jordan (in einer Gothaer Handschrift), den Püterich einem Rüdiger von Hünchhoven zuschreibt, wohl dem Rüdiger dem Hunthover, von welchem die Erzählung vom Schlegel (in V. d. Hagens Gesammtabenteuer) ist, und der abweichenderen Heidin (in derselben Sammlung von V. d. Hagen), sind den namenlosen Gestalten der kürzeren Erzählung Namen, und außer anderen Zuthaten am Schlusse die Wendung gegeben, daß der liebende Christ (in dem letzteren Gedichte Alpharius) die Heidin, wie in dem Willehalm der französischen Sage, entführt und tauft. Zingerle (Germ. 9, 29 ff.) hält den Wittich für die älteste Gestalt der Sage.

sterem, selbst legendenhaftem Stoffe, theils auf Schwänke von scherzhaftem muthwilligen Inhalte, der dann gleichfalls immer der lebendigen gegenwärtigen Welt und Zeit entnommen ist. In der Dritten griff man, rückkehrend zu jenen Stoffen von Karl Alexander und dem Trojanerkrieg, diese halbgeschichtlichen Sagen wieder auf, womit die höfische ritterliche Dichtung im 12. Jh. war eingeleitet worden, und die wieder in einer anderen Weise aus der phantastischen Mährchenwelt mehr in die Wirklichkeit herüberleiten. Diesem Einen allgemeinen Kennzeichen der großen Metamorphose in der Dichtung dieser Zeit des absinkenden Ritterthums ordnen sich in verschiedenen Graden die drei angegebenen neuen Richtungen unter, die wir zunächst einzeln zu verfolgen haben; in einem großen Gegensatze dazu liegt dann der gleichzeitige Rückgang aus der weltlichen Sage zu der Legende, in welcher der Wunderwelt auf dem legitimirten geistlichen Gebiete ein um so breiterer Raum noch für lange Zeiten geöffnet blieb. In jenen drei bezeichneten Richtungen, in einer oder mehreren zugleich, begegnen wir den drei Namen Rudolfs von Ems, Konrads von Würzburg und des Strickers, die wir als die Hauptvertreter der Hartmann-Gottfried'schen Schule in dem Spätherbst der höfischen Kunst nannten; den Stricker haben wir bereits selbst in der didaktischen Dichtung thätig gefunden, die man als eine vierte Abzweigung der realistischen Tendenzen der sich ändernden Zeit bezeichnen mag. Den Weg in der erstangegebenen Richtung der moderner und realer gefärbten, pseudo-geschichtlichen Romane eröffnet uns der Dienstmann zu Montfort, (der sich selbst in seinen Schriften nur mit seinem Vornamen nennt, dessen voller Name aber, Rudolf von Ems († um 1254), von einem seiner Nachahmer genannt wird [55]) in seinem um 1235 verfaßten Wilhelm von Orlens [56]. Als der erste Chorführer dieser neuen

---

55) Von Joh. von Würzburg in dessen Wilhelm von Oesterreich. Cod. Pal. 143. Bl. 88a. Von Ems Ruodolf, der vil hât getihtet u. s. w.

56) Cod. Pal. N. 323. Das Werk ist von Fr. Pfeiffer vollständig zur Herausgabe vorbereitet. Ueber die Zeitbestimmung s. Bartsch, Germ. Studien 1, 6.

Gattung wäre wohl ein Gedicht von „Herzog Friedrich von der Normandie" zu nennen, das Kaiser Otto (IV) aus dem Wälschen hatte übersetzen lassen, von dem wir aber nur Kunde haben aus einer schwedischen Uebersetzung, die auf Veranlassung Euphemia's, der deutschen Gemahlin König Hakon Magnussens von Norwegen, 1301 oder 1309 verfaßt wurde [57]. Der kleine Abenteuerroman endet mit genauer Angabe der Regierungszeit, des Todes, der Nachkommenschaft des Helden, der über neuzeitliche Länder herrscht, aber mit Artus' Helden turniert und mit einem wunderkräftigen Ringe ausgestattet ist, während sonst alles übrige in natürlicher Alltäglichkeit verläuft. Das kleine Gedicht ist eine einheitliche zusammenhängende Erfindung: Friedrich, der einen Zwergkönig Malerit von seinen Bedrängern und einen Gamerin von Schottland aus der Gewalt eines Riesen befreit, empfängt dann von Beiden Doppeldienst und Dank, indem sie ihm behülflich sind, die schöne Florie, die der Welt verborgene Tochter des Königs von Irland, zu entführen, in deren Gemach und Liebe sich der Herzog durch den unsichtbar machenden Zauberring des Zwerges hineinstiehlt. — Das Werkchen scheint in Zusammenhang zu stehen mit einer deutschen, nur in Bruchstücken erhaltenen Dichtung [57a], in der ein Fürstenpaar von der Normandie, Confortin und Crisante, eine ähnlich benannte Tochter Dulciflorie in gleicher Absperrung halten. — Und so gab es noch ein drittes, niederrheinisches, zunächst wohl aus der niederländischen Uebersetzung eines französischen Originals entlehntes Gedicht von einem Normannenherzog Heinrich, das der Mittheiler eines erhaltenen Fragments (Bartsch in der Germania 5, 356) gleichfalls in den Kreis der Dichtungen zählt, „die an

57) Herausgegeben von Ahlstrand in den Samlingar utgivna af Svenska Fornskrift-Sällskapet. Tom. III. Heft 2. 1853; zugleich mit einer alten dänischen Uebersetzung.

V. 3201. Thenne bok ther ij hær hóra,
henne lot kesar otte góra
ok vænda aff valsk ij thyzt maal.

57a Altd. Blätter 1, 238. Bibl. Hoffmanni Fallersl. Leipz. 1846. p. 29.

historische Namen und Localitäten romantische Fahrten und Abenteuer anlehnen." Da uns dies Alles abgeht, so müssen wir in der Reihe dieser Poesien den Vortrit dem Wilhelm von Rudolf von Ems lassen, dem geschworenen Verehrer Gottfrieds von Straßburg. Rudolfs Vorliebe für Tristan und Gottfried ist in seiner Alexandreis so nachdrucksvoll ausgesprochen, daß man sich dabei den Seitenblick auf Wolfram[58] eben so gut erklärt, wie die Beschaffenheit des Gedichtes, von dem wir reden. Der Wilhelm von Orlens ist wie so Vieles unserer alten Literatur früher ganz unverständig als eines der schönsten Denkmäler der altdeutschen Dichtung überschätzt worden, indem man ihn wohl über Wolfram's Willehalm gesetzt oder gefunden hat, daß er sich „unter allen übrigen Aventiuren am nächsten dem Tristan anschließe." Edelstein und Glas gleichen einander oft, heißt es im Eraklius, und diese Aehnlichkeit der Werke der Meister und der Nachahmer hat vielfach unsere altdeutschen Forscher getäuscht. Wir dürfen in dem Gedichte, obwohl doch nur stellenweise, den zierlichen, Gottfried nachgeahmten Vortrag rühmen, dessen Ton oft selbst in Nachbildung seiner kühnen verschlungenen Perioden wohl getroffen ist. Was aber die Märe selbst angeht, so findet sich in ihr, obzwar sie nach einem durch den Grafen Johann von Ravensburg vermittelten französischen Gedichte übersetzt ward, das unstreitig völlige Erfindung eines matten Poeten ist, so viel plump und ungeschickt von Gottfried Entlehntes, daß man aus diesen Zuthaten Rudolfs die Hülflosigkeit seines dichterischen Genius wohl kann erkennen lernen. Zuerst ist (um von jener nachgeahmten Einladung der alten Dichter zu schweigen) der Tod der

---

58) Einleitung zum 2. Buche des Alexander:

Daz ander ris ist drûf gezogen, starc und manige wîs gebogen,
wilde guot doch spæhe, mit fremden sprûchen wæhe,
daz hât gebelzet ûf den stam von Eschenbach her Wolfram,
mit wilden âventiuren kunde er die kunst wol stiuren —

dagegen heißt es von Gottfried V. 3060:

— der nie valschen trit
mit valsche in sîner rede getrat.

Blanscheflur (im Tristan) in dem der Ylie copirt. Sie hört von dem Tode ihres Mannes mit großer Gefaßtheit, sie geht, ohne Weinen und Schmerz zu verrathen, fröhlich zu seiner Leiche, erhebt eine Klage und stirbt. Das versteinerte Herz der Blanscheflur bleibt hier unglücklicherweise bis zum Tode beredt und geschwätzig; oder der Tod der Getreuen fließt unbegreiflicherweise aus Hoffnung und Standhaftigkeit. Der junge Wilhelm von Orlens kommt an den englischen Hof und wird mit der jungen Amelye, die er nachher entführt und durch die er auf den englischen Thron gelangt, erzogen. Die Kinder erzählen sich gegenseitig von Puppen- und Jagdspiel, und die Weichlichkeit im Tristan und Flore begegnet uns wieder. Als das Mädchen noch kindlich und harmlos blieb, wollte ihr der Knabe seine Liebe entdecken. Sie fragt ihn einst um die Ursache seiner Trauer und begreift, als er ihr nun seine Eröffnungen macht, seine Sehnsucht und die Art seiner Liebe nicht; eine jener beliebten naiven Scenen wird eingeleitet: er spricht von Wunden, die sie ihm schlage, aber, sagte sie, sie habe ja keine Waffen; sie liege ihm an seinem Herzen, beschwört er; aber sie säße ja da und er dort, wirft sie ihm ein. Allein der naive Ton des Veldeke ist weg; diese Scene verhält sich zu dem Gespräche der Lavinia und ihrer Mutter, wie der Tod der Ylie zu Blanscheflur's. Der Dichter zehrt, wie alle Dichter dieser Zeit, vom Dagewesenen, ohne im Stande zu sein, es zu erreichen; es schreibt ein Poet, der einigen offenen Sinn, große Vorbilder, wenig schaffendes Talent hat. Jene Scene des Veldeke erregt ein innerliches Wohlgefühl, aber hier fehlt dem Dichter die Empfindung, und mit der Empfindung der Ausdruck, und man sieht ihm das Nachdenken auf der Stirne, wo man im Veldeke das lachende Herz erkennt. Bei diesem quält sich die alte wohlerfahrene Mutter vergebens ab, der unbefangenen Tochter einen Begriff von der Minne beizubringen; allein hier ist die Zeit schon merklich fortgerückt: dem vierzehnjährigen Knaben gelingt das besser, und wie Amelye gar nicht verstehen will, wie sie ihn lieben soll, so erklärt ers ihr aufs praktischste: sie solle ihn zum Manne nehmen!

Man sieht wohl, wie hier die Poesie in Prosa hinabgleitet und dies ist dann weiter in den Sonderbarkeiten der Fall, in den Turnierfahrten, die der Liebende zu Ehren der Geliebten macht, in dem Gelübde sich mit Hunger ums Leben zu bringen, als Amelye ihn nicht erhören will. Zeigt sich das prosaische Gemüth des Dichters schon in solchen Zügen, so zeigt es sich in der Wahl und Behandlung des ganzen Gegenstandes, eben in den Eigenheiten, die jene neue Klasse realistischerer Romane charakterisiren, noch mehr. Die Erzählung dreht sich um Personen wie aus der Gegenwart, um ganz neu ritterliche Sitte, um die persönlichen, häuslichen Verhältnisse, um das Mein und Dein, um Lehnsitte, Erbfolge, Vermögensverwaltung und Verzinsung. Wenn der Held reist, so zieht er nicht mehr als Irrender, sondern mit einer Hofdienerschaft; er nimmt Geld mit und gute Lehren, mit diesem Gelde hübsch sparsam zu sein; Alles geht natürlich und einfach und ziemlich gewöhnlich zu. Neben den phantastischen Abenteuerromanen nimmt sich dies aus, wie die bürgerliche und Genremalerei der Niederländer neben der klassischen Malerei der alten Italiener. Und auf belgischem Boden wird auch die Originaldichtung entstanden sein, in der das Geschlecht Gottfrieds von Bouillon verherrlicht wird, der nach dem Schlusse des Gedichtes von dem Herzog von Brabant, dem Pflegevater des Helden Wilhelm, abstammen soll.

Ganz des ähnlichen Charakters ist die kurze Erzählung von dem Schwanritter [59], die gefälligste, leider nur lückenhaft erhaltene Erzählung Konrads von Würzburg, die in ihrer nächsten Quelle auf dieselbe Heimat hinweist, da hier die Wittwe des im heiligen Lande gestorbenen Gottfried von Bouillon die Hauptrolle spielt. Diese Quelle Konrads ist ein zweitheiliges, wohl in Brabant entstandenes, französisches Gedicht [60], die umfassendste Gestaltung der viel verbreite-

---

59) In den altdeutschen Wäldern. tom. 3 Ausg. von Fr Roth. Frankf. 1861.

60) Le chevalier au cygne; in v. Reiffenbergs monuments pour servir à l'hist. des provinces de Namur etc. 4, 1—142. Die Einleitung handelt ausführlich über die Sage und ihre Veränderungen.

ten und viel localisirten, auch in Deutschland in verschiedenen Gestalten behandelten Schwanrittersage. Der erste Theil dieser Dichtung ist eine alte nordische Sage, die sich bei den Angelsachsen in einem ganz legendarischen Charakter an König Offa (bei Saxo König Uffo von Dänemark) knüpfte: die Sage von einer, vor den blutschänderischen Anmuthungen eines Vaters geflohenen Tochter, die dann in ihrem Elend rasch zu einer fürstlichen Verbindung gelangt, von einer bösen Schwiegermutter aber mit ihrer Nachkommenschaft tödtlich gehaßt und verfolgt wird. In diese Sage nistete sich, und zwar in ganz verschiedener Weise, ein Hang ein, dem wir später die gröbsten Entartungen der Ritterepik häufiger werden fröhnen sehen, wie es früher schon in einzelnen Spielmannsdichtungen bemerklich war, der Hang, neben den übersteigerten menschlichen Figuren der Romane wie zum Gegensatze Bestien eine Rolle zu geben. In der Umbildung unserer Sage von der bösen Schwiegermutter in dem französischen Macaire oder der Königin Sibille[61]) ist der berühmte Hund des Aubri in gottesrichterlichem Zweikampfe der Retter der verfolgten Gattin und Mutter; in der Variation der Sage in dem französischen Schwanritter verleumdet die Schwiegermutter ihre in Abwesenheit des Gatten mit Siebenlingen niedergekommene Sohnesfrau, sie habe sieben Hunde geworfen, die dann im Verlauf der Fabel Alle bis auf Einen, Namens Helias, in Schwäne verwandelt, die sechs Schwäne aber weiterhin, wieder bis auf Einen, zu ihrer menschlichen Gestalt hergestellt werden. In einem zweiten ganz lose verknüpften Theile des französischen Gedichtes nun verklagt ein Graf von Blankenburg die verwittwete Herzogin von Bouillon, sie habe ihren Gatten vergiftet; sie soll einen Kämpfer für ihre Unschuld stellen; der Helias des ersten Theiles erscheint auf einem Kahne, von seinem Schwan gebliebenen Bruder gezogen. Er siegt, vermählt sich mit der Tochter der Herzogin unter der Bedingung, daß sie nie nach seiner Herkunft frage und verschwindet auf demselben

61) Ed. Guessard. Paris 1867.

Schwanenschiffe, als sie die Bedingung bricht. Nach unserem Ermessen ist dies einfach eine heraldische Erfindung zu Ehren der Grafen von Geldern, Cleve und Rieneck; wir haben daher entfernt nichts von dem Muthe unserer Mythologen, die dieser Sage vorwerfen, sie verstehe sich selbst nicht mehr, und ihr daher den Staar stechen: die sie also, die Einen, mit der altnordischen Sage von Skeaf oder seinem Sohne Scyld identisch finden, weil dieser oder jener als Kind schlafend auf einer Getreidegarbe in einem ruderlosen Schiffe an das Land seiner späteren Herrschaft getragen wurde und nach seinem Tode auf demselben Schiffe, nach seiner Anordnung, wieder den Wellen überlassen wird; während Andere in dem Schwanritter den nordischen Vali, den Rächer Baldurs herausspähen, oder in der ganzen Sage einen Naturmythus von dem Wechsel zwischen Sommer und Winter, oder die indische Sage von der Geburt des Fischma herausspähen. Uns fesselt für die Charakteristik der literarischen Epoche, in der wir stehen, weit mehr, daß unser Konrad in seinem Gedichte jenen mährchenhaften ersten Theil ganz wegließ und den zweiten Theil, in den aus dem Reich der „fremden Wunder" nur der völlig räthselhaft gelassene Schwanritter hereinspielt, allein behandelt und dies zwar in einer noch viel realistischeren Weise, als die französische Erzählung. Die Wittwe des Herzogs Gottfried von Bouillon, Mutter nur Einer Tochter, ist von ihrem Schwager, dem Herzog von Sachsen, aus ihrem Besitze, dem Herzogthum Brabant, verdrängt, in welches sie ihr Gatte durch letztwillige Verfügung unter Wahrung aller rechtlichen Formen eingesetzt. Sie führt nun bei König Karl, der ins Land kommt des Rechtes zu pflegen, ihre Klage; der Beklagte wendet den Brauch männlicher Erbfolge in Brabant ein; der König verordnet, die eigentliche Rechtsfrage einer gerichtlichen Untersuchung vorbehaltend, in einem possessorischen Verfahren, (das der Dichter, der hier ganz unabhängig von seiner Quelle arbeitet, aus der schon seit Anfang des Jahrhunderts über Süddeutschland verbreiteten Praxis

kannte[62],) die Rückgabe des willkürlich entzogenen Besitzes; worauf der Herzog an den höheren Richterspruch des Gottesurtheils appellirt. Man sieht, wie hier das Interesse an dem gewöhnlichen Leben und den alltäglichen Verhältnissen der Gegenwart die Abenteuerlichkeit des Mährchenstoffs in dem französischen Originale kurzweg bei Seite schiebt. — Sehr bald nun wagte man sich in dieser neuen epischen Richtung, wie in den Fortsetzungen der Arthurromane, von den Entlehnungen an eigene Erfindungen. Von einem niederdeutschen, mehr an Wolframs Weise angelehnten Dichter ritterlichen Standes, Berthold von Holle aus dem Hildesheimischen, der 1251—70 in Urkunden nachgewiesen ist[63], gab es drei Dichtungen, von welchen der Crane (1250—60), der auf einer mündlichen Erzählung des Herzogs Johann von Braunschweig (reg. 1252—77) beruht, fast ganz erhalten ist[64]. Des deutschen Kaisers Tochter Achelorde soll der Preis des besten Turnierhelden sein. Die Liebe knüpft sie an Gayol, den Sohn des Königs von Ungarn, der mit zwei Genossen im Dienste des Kaisers war; sie hatte ihnen die Namen Kranich, Staar und Falke gegeben, um sich verstohlen über sie unterhalten zu können. Crane-Gayol geht um sich zu Hause zum Turnier auszurüsten, wo er seinen Vater gestorben und den Marschall Assundin im Besitz der Regierung, aber treu und ergeben findet. Mit ihm Kleid und Rolle tauschend siegt Gayol nun als König Assundin, dem also Achelorde, obwohl sie lieber mit dem Marschall Crane entflohen wäre, den Preis zuerkennen muß; da aber Assundin vermählt ist, so bleibt ihr doch frei, den Marschall zu wählen, worauf eine große Bestürzung des Vaters erfolgt, die dann durch Aufklärung des Sachverhältnisses gehoben wird. Ein zweiter Theil, das elende Machwerk eines recht gewöhnlichen Handwerkers, gleitet dann in den Stil der Abenteuer-

62) So hat R. Schröder in einer interessanten Abhandlung in Haupts Zeitschrift. 13, 139—75 ausgeführt.

63) Grotefend, Berthold von Holle. 1865.

64) Ed. K. Bartsch. Nürnberg 1858.

romane über, während der erste Theil sich ganz unter die Dichtungen unserer neuen Gattung einreiht, die sich in der Prosa der Alltäglichkeiten gefallen und aus aller Fabelwelt entfernt halten in reizlos trockener Erzählung. Von weitem griff dieser Ton auch in die Arthurromane dieser Spätzeit selber über: wie es denn in den Werken des Pleiers charakteristisch ist, daß im Meleranz schon alles ganz nüchtern und natürlich abgeht, im Tandarois schon der Stand der Kaufleute achtungsvoll hervorgehoben wird, daß Meleranz, obwohl der Artusfamilie angehörig, zum König von Frankreich gemacht wird. Auch die beiden andern Werke Bertholds, Demantin und Darifant, zwischen welchen der Crane der Zeit nach in der Mitte liegt, waren nach den geringen Bruchstücken, die uns übrig sind, zu urtheilen von derselben Art, in den Kreis der Dichtungen gehörig, „die an scheinbare Geschichte sich anlehnend reine Phantasien sind.“ Wir werden die Gattung in späteren Gedichten von Friedrich von Schwaben und Wilhelm von Oesterreich, von Heinrich dem Löwen und Reinfrid von Braunschweig fortgesetzt finden.

Der Schwanritter Konrads liegt auf einer Uebergangsstelle, durch die wir zu seiner eigenen, und zu der Thätigkeit nicht weniger anderer Zeitgenossen auf dem Gebiete der kleinen Erzählung, in der zweiten von uns bezeichneten Richtung, gelangen. Waren wir in den letztbesprochenen Arthur'schen Abenteuern wie in den pseudo-historischen Romanen auf den Boden reiner Erfindung gerathen, so berührt sich, im vollen Gegensatze hierzu, der Schwanritter mit jenen weitverbreiteten zu einer Art Gemeinbesitz aller Welt gewordenen Novellen von sehr verschiedenem, oft sehr gemischtem, ritterlichem, antikem, legendarischem Inhalt, an welchen die fein ausgebildete Erzählkunst solcher Dichter, wie Konrad und Rudolf am erfolgreichsten zu verwerthen war. So gilt unter Rudolfs Werken für das gelungenste die Erzählung von dem guten Gerhard[65]), die schon vor

65) Ausg. von Moritz Haupt. Leipzig 1840.

Wilhelm von Orlens (nach neuesten Untersuchungen um 1225), gedichtet war. Mit irgend einer höheren Erwartung darf man freilich auch an diese Dichtung nicht herantreten, deren Mährchenstoff man in einer älteren rabbinischen Sammlung nachgewiesen hat[66]. Einfache klare Erzählung macht eben noch lange keinen Dichter. Was ist am Ende das Lob eines Boccaccio, was hat das Lob unsers Hartmann sein können, an dessen armen Heinrich die Geschichte vom guten Gerhard noch am ersten erinnert? Wir wollen den gutmüthigen Rudolf so rügen, wie er selbst es wünscht: wir wollen seiner Märe nicht spotten und zu gut annehmen, was er in guter Meinung schrieb; wir können aber doch die Wahrheit nicht verschweigen, denn auch sie ist, in guter Meinung gesprochen, gut. Kann man aus einem höheren Gesichtspunct selbst nur diese Erzählkunst und diese Charakteristik billigen, da hier der bescheidene Gerhard, der dem ruhm- und prahlsüchtigen Otto dem Rothen entgegengesetzt, dessen Selbstbescheidung und Entfernung von Selbstanrechnung seiner Gutthaten so stark hervorgehoben ist, zuletzt sein eigenes Lob ganz in dem freigebigsten Tone eines dritten, ganz in dem wortreichsten Flusse eines Dichters die Geschichte seiner Bescheidenheit erzählt: wie er eine Jungfrau aus heidnischer Sclaverei loskauft, die er eben seinem Sohne vermählen will, als sich ein früherer Bräutigam einstellt, dessen Ansprüche er ohne weiteres achtet. Sieht man indessen von allen höheren Anforderungen ab, so ist der schlichte Vortrag im Gerhard gefällig und das ähnliche Verdienst muß Konrad von Würzburg in den ähnlichen Materien noch im höhern Grade zuerkannt werden. So eignet sich Konrads Erzählung von Engelhard und Engeltrut[67]) mehr als anderes dazu, sein Talent in ein vortheilhaftes Licht zu rücken. Den Inhalt bildet eine weltbürgerlich ausgebreitete Sage von aufopfernder Freund-

66) Germ. 12, 59. Auf die weitere Rückführung des jüdischen Mährchens auf eine indische Quelle (ib. 12, 310) zu verweisen, geht uns gegen das kritische Gewissen.

67) Ausg. von Haupt. 1844.

schaft, die mit sehr starken Varianten im Thatsächlichen, dem Geiste nach in Ost und West in einerlei Sinn erzählt wird, die in 1001 Nacht und bei Petrus Alphonsus, bei Boccaz und Hans Sachs begegnet und in Prosa und Versen, in epischen und dramatischen Formen durch alle Völker ging. Gegenseitige Lebensrettung eines Freundes durch einen Freund, von welchen der Erstgerettete, um seinen aussätzig gewordenen Retter mit dem Blute der Unschuld zu heilen, sein eigenes Kind opfert, dies ist der Inhalt der Sage von Amicus und Amelius, zweien mythischen Soldaten König Karls, die in der Lombardei als Märtyrer verehrt wurden, deren lateinische Legende zuerst ein Raoul Tortaire noch im 11. Jh. in vulgare Verse gebracht hatte, die dann von einer Dichtung in Tiraden aus dem 12. Jahrhundert, Amis et Amiles, verdrängt wurde, an welche sich später eine Sohn- und Enkelgeschichte im Jourdain de Blayes anhing [68]), womit aber die cyclische Erweiterung noch lange nicht abgeschlossen war [69]). Eine gesonderte Gruppe bilden die verwandten, an St. Jago's Wunder geknüpften Erzählungen von den beiden Jacobsbrüdern [70]), die in Deutschland erst in späten Dichtungen erschienen, während von der Variante Athis und Prophilias, die sich im Bienenbuch von Thomas von Cantimpré erzählt findet und in Frankreich von Alexander von Bernay behandelt wurde, in Deutschland schon um 1190—1200 eine nur in Bruchstücken erhaltene Dichtung [71]) vorhanden war, die sich durch metrische Verdienste, durch die Bestrebung nach regelmäßigem Wechsel der Hebungen und Senkungen, nach Veldeke's Vorgang, auszeichnet. In dieser

68) Beide herausgegeben von C. Hofmann. Erlangen 1852. Nach dem Herausgeber existirt die Sage auch deutsch behandelt in einer Münchener Handschrift.

69) Eine Uebersicht der Literaturgeschichte dieser Sage gibt d'Héricault l. l. p. 68 ff.

70) Französische Ueberlieferung: Le dit des trois pommes (aus dem 14. Jh.) ed. Trébutien. Paris 1837.

71) Herausg. von W. Grimm. Berlin 1846. Weitere Bruchstücke wurden mitgetheilt in den Abh. der Berliner Akademie. 1852. S. 1.

Gestalt der Sage wird der eine Freund todtkrank aus unüberwindlicher Liebe zu der Braut des Andern und geheilt durch die Entsagung des Verlobten, der dann seinerseits ins Elend gerathen von dem durch ihn Beglückten, unerkannt, erst scheinbar verlassen, dann, erkannt, aus Todesgefahr unter eigener Gefahr des Freundes, errettet wird. In einer Mischung der beiden Hauptvarianten der Sage, unter einzelnen Rückgriffen auf die Geschichte von den Jacobsbrüdern erzählt dann Konrad diese Märe von ächter Freundestreue: wie Engelhard und Dietrich die Tochter des Königs Frute von Dänemark, Engeltrut, lieben und von ihr geliebt werden; wie sie sich für den Ersteren blos der Aehnlichkeit ihrer Namen wegen entscheidet, wie sie den Geständigen nach Weiberart, die Willige unwillig, abweist, dann ihm als er todtsiech niederliegt geständig wird und ihm zuletzt den Preis der Minne gewährt. Ein Neider verräth sein Glück; Engelhard leugnet seine Sünde; ein Zweikampf soll entscheiden; schuldbewußt fordert er sein Ebenbild, seinen Freund Dietrich auf, für ihn zu kämpfen; dieser siegt, erhält die Engeltrut zur Gattin und liegt bei ihr, durch das scheidende Schwert getrennt; wie Engelhard mittlerweile bei Dietrich's Weibe dessen Rolle vertrit. Bald stirbt König Frute, Engelhard erbt das Reich, die Rollen werden wieder getauscht. Ueber lange aber bekommt Dietrich die Miselsucht; nur das Blut von Engelhard's Kindern soll ihn heilen, und Engelhard bedenkt sich nicht, diesen die Köpfe abzuschlagen; ein Wunder aber stellt sie wieder her. Man sieht leicht, wie sich auch hier, wie in jenen scheingeschichtlichen Romanen, unverträgliche Dinge anfangen zu mischen, Form und Inhalt sich zu widersprechen. Im Anfang bildet die Erzählung ein Seitenstück zu den weichen Minnegeschichten, die wir zuletzt erwähnten, doch ist der sonstige Schmelz dieser Scenen nicht mehr erreicht; dann bietet der Rollentausch der Männer eine jener kitzlichen Situationen dar, die aber der ehrbare Konrad nicht in dem Stile der Zeit ausbeutet. Der Zweikampf scheint eine Bestätigung der Gottfried'schen Ansicht von den Gottesurtheilen werden zu sollen, aber der ernste Ausgang bezeichnet

vielmehr den Sinn des absinkenden 13. Jhs., wo man in der Literatur die religiöse Aengstlichkeit und Zerknirschung hervorbrechen sieht; wie denn Konrad in dem kleinen Gedichte von der Welt Lohn, in einer an die Person des Wirnt von Gravenberg geknüpften Allegorie, den allgemeinen Rath gibt, die Welt fahren zu lassen um die Seele zu bewahren. — Noch größeren Beifall und entschiedenere Anerkennung hat Konrad in seinen noch kürzeren und einfacheren Erzählungen gefunden, in welchen von tieferen psychischen Problemen keine Rede war. Diese Stücke sind wohl (wie auch der Schwanritter) zum größten Theile in seiner Jugend in Würzburg, eines davon, der Otto mit dem Barte, während seines Aufenthalts in Straßburg, auf Bitte des Domprobstes Berthold von Triesberg (1260) geschrieben[72]. In einem der frühesten, dem Turnier von Nantes (das ihm Pfeiffer wegen der Wiederholung von 22 Versen die sich im Schwanritter finden absprechen wollte, während Bartsch diese Selbstentlehnungen grade als eine Eigenheit Konrads nachwies), ist die Kunst der poetischen Rede noch an eitel Aeußeres verschwendet: es ist die bloße Darstellung eines Turniers zwischen Deutschen und Wälschen, die um den König Richard von England und um den von Frankreich in zwei Parten geschaart sind; es ist als ob ein junger Poet sich in der Beschreibung ritterlicher Herrlichkeiten vorüben, als ob er sich in seiner Schilderung der Wappenkleider zu den Knappen reihen wollte, die „von den Schilden und den Helmen sprechen“; wie denn der Herausgeber das Werkchen „den ältesten Beleg der später um sich greifenden Herolds- und Wappendichtung“ nennt. Dagegen in dem Schwanritter, den Roth noch vor dem Turnier entstanden glaubte, war seine gewandte Erzählungsgabe schon an einem edleren Gegenstande erprobt, und so

72) Sie sind in V. d. Hagens Sammlung „Gesammtabenteuer“ aufgenommen, die meisten aber auch in einzelnen reineren Ausgaben zu lesen: Otto mit dem Barte, hrsg. v. Hahn. 1838. Der werlte lôn, v. Fr. Roth. 1843, der auch das Herzmähre 1846 und den Schwanritter herausgegeben hat; das Turnier von Nantes und die Lieder Konrads sind aus Roths Nachlasse von Bartsch edirt im Anhange zu Partonopier.

werden diese kleinen Stücke allgemein als das empfehlendste unter seinen Arbeiten angesehen. So urtheilte der Herausgeber des Otto, der Geschichte von der Treue und bescheidenen Tapferkeit eines Ritters Heinrich von Kempten, daß unserem Konrad zumeist die kurze Erzählung gerecht war, „die ihm einen schlichten Stoff bot, den er kurz und lebhaft in gewandter Sprache und leichten Versen darstellte." Eben um dieses formalen Verdienstes willen preist ihn auch der Herausgeber des Engelhard; „sein Blick beherrsche keinen weiten Gesichtskreis und dringe nicht in den innersten Kern menschlicher Dinge; aber was der Ueberlieferung leicht abzugewinnen war, das male er in jener Erzählung mit besonderem Geschicke und mit gleichmäßiger Zierlichkeit aus." Und wenn so die Neueren sein Talent zu der kleinen Erzählung hervorheben, so scheint auch schon die damalige Zeit ebenso geurtheilt zu haben, die, wie es in größeren Werken mit Wolfram's Namen geschah, so Konrads Namen benutzte, um die kurzen Erzählungen Anderer [73]) mit demselben fälschlich zu schmücken und zu empfehlen.

In Einer Gattung der Erzählkunst kurzer Geschichten zum Zwecke leichter Unterhaltung hat sich Konrad nicht versucht, und zwar in dem ergötzlichsten Zweige derselben, dem humoristischen, dem eben jene Zeit in gleich großer Vorliebe und Geschicklichkeit oblag. Anstoß und Beispiel zur Pflege dieser Gattung war zur Seite der lateinischen Vagantenpoesie zuerst aus den gelehrten Kreisen gegeben worden. Schon seit dem 12. Jh. waren verschiedene lateinische Sammelbücher entstanden, ausgegangen von hierarchisch oder weltlich gesinnten, ascetischen oder frivolen Laien oder Geistlichen, verfaßt zu dem sittenrichterlichen Zwecke, in den darin gesammelten Erzählungen von knapper runder Form, einer Unmasse von Beispielen, Geschichtchen und Anekdoten aus der wirklichen oder wirklich geglaubten Welt, der Zeit einen

73) So die „Birne" in dem Gesammtabenteuer" 1, 211, und der Heinz von Rothenstein ebd. 189. Die „Klage der Kunst" bagegen (im altd. Museum 1, 62) sprach ihm Wackernagel mit Unrecht ab.

Spiegel vorzuhalten, in welchem Hof- und Weltleben, Mönch- und Kirchenwesen vor Aller Augen ihre Blößen sollten aufgedeckt sehen. Der Policraticus von Joh. von Salisbury (1159) und das ihm nachgeahmte Buch von Walther Map de nugis curialium (ed. Wright. 1850,) sind in entgegengesetzter Richtung, mitten unter dem Ringkampfe der päbstlich und königlich Gesinnten an dem Hofe Heinrichs II von England entstanden; so in Deutschland die otia imperialia von Gervasius von Tilbury, die 1212 dem Kaiser Otto IV gewidmet sind [74]; wogegen der dialogus miraculorum des Mönchs Cäsarius von Heisterbach (ed. Strange. 1851) und das Bonum universale de apibus (um 1263) von dem Dominicaner Thomas von Cantimpré, bei Cambrai (ed. Colvenerius. 1627) aus dem Kloster hervorgingen, beide schon Urkunden aus der Zeit, in welcher die Ansprüche des Pabstthums durchgefochten waren, in welcher der finstre, wundersichtige und wundersüchtige Mönchgeist in diesem Siege neue Stützen gefunden hatte. Alle diese Werke wechseln in gleicher Mischung zwischen Lehre und Erzählung, Ermahnung und Erlebniß, Betrachtung und Beispiel; uns ist hier nur die thatsächliche Seite von Interesse, die eingestreuten, wohlerzählten kleinen Geschichtchen von der vielgestaltigsten Art: witzige und alberne Anekdoten, Schwänke aus der Scandalchronik der Laien und Kleriker, der Kloster- und Weltgeistlichen, neben den profansten Mährchen und Schnurren aber auch Legenden und Visionen, neben dem Anziehendsten das Abstoßendste, neben dem pikant Muthwilligen das stupid Abergläubische, neben dem Gemeinen und Niedrigen das Thaumatische und Thaumapoetische, neben den obscursten Erzählungen von Versuchungen und buhlerischen Teufeln und den spaßhaftesten Kampfspielen zwischen dem Teufel und der Mutter Gottes um die armen menschlichen Seelen die niedrigsten auf Abschreckung zielenden Schaudergeschichten, Alles in buntem Durcheinander. Diese Beispiele der Lateiner nun, (die man

74) In Leibniz' SS. Brunsvic. I. u. II. In Auszügen von Liebrecht. Hannover 1856.

geistliche „Novellen“ genannt hat, mit einem Namen, den man billig jenen romantischen, viel variirten weltbürgerlichen Dichtungssagen überläßt, zu welchen diese kleinen, dem Ort und Tag entsprungenen, für das gegenwärtige Geschlecht vorgetragenen, zwar auch weit gewanderten, aber wenig gewandelten Anekdoten in einem graden Gegensatze liegen,) diese Beispiele wirkten in diesen Zeiten überall auf die Vulgardichtung herüber, wie die kirchliche Polemik der Vaganten auf die Rügedichtung der ritterlichen Sänger übergewirkt hatte. Sie traten hier nicht in systematischer Ordnung und Sammlung, nicht in ethischen Zwecken auf, sondern vereinzelt, im Reize der poetischen Ausführung breiter und behaglicher erzählt, ganz dem Zwecke fröhlicher Unterhaltung gewidmet; nur bei unserm Stricker tragen die enger gefaßten Beispiele mehr den ethisch-lehrhaften Charakter der Erzählungen der lateinischen Exemplificatoren. Unter den Franzosen trat in dieser Zeit Rutebeuf (ed. Jubinal. 1837) als der Meister in dieser Gattung der Fabliaux auf, deren satirische Bitterkeit gegen die Standesüberhebungen des ritterlichen und geistlichen Lebens in der geistreichen, verstandesscharfen Nation besonders treffenden Ausdruck und begierige Leser fand. Auch in Deutschland besitzen wir, seit der Glicheser mit dem Reinhart Fuchs den Reihen eröffnete, eine Menge von solchen Schwänken[75]) und „Abendmährchen“; wie Von der Hagen sie bezeichnete: „Ritter- und Pfaffenmährchen, Stadt- und Dorfgeschichten, Wundersagen und Legenden“, die ohne tiefere Zwecke, zur Kurzweil, als „Wendunmut“ geschrieben sind, um etwas zum Lachen zu steuern. In diesen kleinen Stücken, z. Th. Gemeingut der ganzen Welt, ist die Kunst der heiteren Erzählung und lebendigen Darstellung auf ihrer Höhe; dem Inhalt nach sind sie der verschiedensten Art: Tenzonen, Allegorien, Novellen- oder Romanstoffe ins Kurze

---

75) Vieles davon findet sich gedruckt in Laßbergs Liedersaal, in Von der Hagens Gesammtabenteuer (Stuttg. 1850), in den Erzählungen aus altdeutschen Handschriften von A. v. Keller (Stuttg. 1855. für den lit. Verein.), die schon in die spätere Zeit des 14. Jhs. hinüberleiten.

gezogen, kitzliche Rechtsfälle, sophistische Probleme, Streiche der Einfalt und Schlauheit, der Schalkheit und des Betrugs, Mährchen, Anekdoten, mit oder ohne moralische Anwendung. Das Heiligste wird aufs ärgste verspottet, in Entblößung des Unsittlichen das Unglaublichste geleistet, in lüsternen Minnegeschichten vor Allem der derbste und saftigste Humor ausgelegt. Denn in nichts sind sie erfinderischer als in Schlüpfrigkeiten, in nichts muthwilliger als wenn es über die Ehe hergeht, in nichts schelmischer oder blasphemischer, als wenn es den Mönchen und Nonnen gilt: so hat man neuerdings zwei Travestien des pater noster und ave Maria veröffentlicht [76], die nicht nackter enthüllen könnten, wie es unter den Schwestern Anne und Else und den Brüdern Herzeger und Otte und all den tugendlichen Kindern herging, die darauf sannen, den Samen der Klosterminne zu mehren. In der Kunst, dergleichen Obscönitäten recht zu würzen, haben Franzosen und Italiener in Deutschland damals ihre glücklichen Nebenbuhler. Gern heben diese Schwänke die Kehrseite der Welt heraus; sie stellen das niedere, bürgerliche Leben häufiger dar, als die höheren, ritterlichen und höfischen Stände; man bleibt in der Heimat, in Stadt und Dorf, in Kloster und Haus. Statt der Unnatur der Ritterromane treffen wir hier daher überall auf gesunde Beobachtung des wirklichen Weltlaufs. Denn in ihrer Versetzung in die alltägliche Wirklichkeit gerathen diese kleinen Dichtungen in einen unwillkürlichen oder gewollten, absichtlichen oder unabsichtlichen Gegensatz gegen die Idealwelt, die sublime Hofzucht, den subtilen Minnedienst der Romane und erinnern uns, daß auch in jenen Zeiten Menschen unseres Fleisches und Blutes waren. Der ganze Vortrag, ob ernst in ernsten Gegenständen, oder kitzlich in muthwilligen Stoffen ist das gerade Gegentheil des Romanstils: markig, zur Sache, in den behaglichsten Schilderungen fern von der müdehetzenden Weitschweifigkeit der Epiker, wie mit Bewußtsein kurz und gut; „zu

76) Germ. 14, 405.

viel geredet", fragt ein solcher Erzähler gelegentlich selbst, „wozu taugt das?" Weiter auf das Einzelne einzugehen, scheint uns nicht unsere Aufgabe; wir begnügen uns, in der Note[77]) eine Anzahl von Männern zu nennen, die auf diesem Gebiete gearbeitet haben.

Es ist ein seltsamer Gegensatz, wenn wir Dichter, wie das Dreiblatt Stricker, Rudolf von Ems und Konrad von Würzburg, die sich als Meister grade in der kleinen Erzählung bewährten, Alle zugleich mit den ausgedehntesten Reimwerken beschäftigt finden. Alle drei fielen, wie wir bereits andeuteten, in diesen Zeiten der Abblüte der höfischen Kunst auf dieselben Gegenstände, womit die Pfaffen Konrad Lambrecht und Herbort die Ausblüte derselben eingeleitet hatten. Wir haben oben die Zweifel des Strickers kennen gelernt über seinen Beruf zum Dichten, und wie dies bei ihm die Folge hatte, daß er mit der Zeit die umfangreichen Werke fallen ließ und sich auf engere lehrhafte Beispiele einschränkte. Aehnliche Scrupel haben auch Rudolf von Ems befallen, dem häufig die Gedanken kamen, ob er das Dichten nicht lieber gar aufgäbe[78]). Statt daß auch Er sich aber in das Kleinere zusammengezogen hätte, schritt er grade zu immer langathmigeren Unternehmungen vor und machte im Verhältniß zu dem wachsenden Umfange seiner Werke Rückschritte in seiner Kunst. Bei des Strickers Umarbeitung von Konrads Rolandslied (um 1230)

---

77) Von der Hagen führt als namentlich bezeichnete Verfasser solcher kleiner Stücke auf: Jakob Appet, den Freudeleeren, Heinz den Kellner, Heinrich von Freiberg, Dietrich von Glatz, Hermann Fressant, den Hufferer, Niemand, Rafold, Rüdiger den Hunthofer, Rüdiger von Munre, Ruprecht von Würzburg, Sibot, Volrat, den Vriolsheimer, den Zwickauer, Herrand von Wildonie und andere sonst bekannte.

78) Wilhelm von Orlens V. 9863 ff.: Er dachte oft:

lâ varn dîn getihte, man hât ez nû ze nihte!
als ich mir diz gedenke, zehant ich widerwenke
und denke in den sinnen mîn: nû, wer sol dir lieber sîn,
denne dû dir selben bist? waz ob z' etelicher frist
dir ein danc noch widervert, dâ von dir lîhte wirt beschert
êre, sælde, werdekeit? sô liebet mir diu arbeit
und tihte aber fürbaz.

könnten wir uns nur aus äußerlichen Gründen länger verweilen wollen, die uns für unsere Zwecke minder wichtig sind. Der Umdichter ist auch an diese seine umfassendste Arbeit mit dem stets gleichen Mistrauen in seine Gaben gegangen: die große Rede wäre ihm eigentlich zu schwer, sagt er im Eingang: er versehe sich aber der Hülfe Gottes, der selbst einem Vieh geholfen und Bileams Eselin reden gemacht. Nach der Zahl der erhaltenen Handschriften und den späteren Benutzungen zu urtheilen, ist sein Karl des Stoffes wegen viel beliebter gewesen als sein Daniel von Blumenthal. Er hat das Gedicht in strenger Folgerichtigkeit in reine Verse gebracht, in der Sprachgewandtheit, die diesen geschulten Zeiten eigen war, so daß sich seine Zuthaten immer glatt weg lesen, obgleich sie farblos sind; an den Stellen, wo er Konrads Text beibehält und nur umreimt, wird man bei der Vergleichung lieber die gedrungene Sprache Konrads in dessen roheren Versen und Assonanzen lesen, als die flüssigen Umschmelzungen des Strickers. Seine Vergleichung mit Konrad ist übrigens, was die Materie angeht, interessanter geworden, seit man sie mit der späteren Ueberarbeitung des Rolandliedes im Karlmeinet zusammenhalten kann. Es geht daraus hervor, was schon oben bei Konrad erwähnt ward, daß der Stricker wie der Compilator des Karlmeinet eine andere (nach den jüngeren französischen Texten umgearbeitete) Redaction von Konrads Roland vor sich hatten, welcher der Stricker freier, der Karlmeinet treuer, nicht selten beide in wörtlicher Uebereinstimmung folgen; eine Redaction, die viele Abweichungen und Erweiterungen, namentlich gegen den Schluß hin ausweist. Dem Stricker eigenthümlich ist sein Eingang, der eine Jugendgeschichte Karls, eine Vorgeschichte von Karls Aufenthalt bei König Marsilies und seiner Liebe zu dessen Schwester enthält, die in dieser Gestalt nirgends sonst begegnet; und die unser Zusammenreimer übrigens ohne jede Spur eines Nachdenkens seinem Rolandliede vorsetzte: König Marsilies wird später bei dem Uebergang zu dem eigentlichen Rolandsange (V. 941) eingeführt als ob vorher nicht die Rede von ihm gewesen wäre; so

wie weiterhin die zwei Verfolger des jungen Karl, seine Stiefbrüder, in dem Rolandliede selber V. 9106 genannt werden, aber weder als seine Brüder noch als seine Feinde.

Die weitschichtigen Arbeiten Rudolfs von Ems liegen der Zeit nach zwischen des Strickers Roland und dem Trojanerkriege Konrads von Würzburg, der seine Laufbahn erst nach Rudolfs Tode begann, in dessen Alexandreis er noch nicht genannt ist. Auch Rudolf hat nach einer Stelle seiner Weltchronik einen trojanischen Krieg gedichtet, der verloren ist; sein Alexander[79], den Pfeiffer der Zeitfolge nach (1241—50) hinter den Wilhelm von Orlens reiht[80], ist wahrscheinlich unvollendet geblieben; von zehn Büchern sind fünf und ein Theil des sechsten erhalten. Das Ganze wäre ein Werk von vielleicht 50000 Versen geworden. Von Seiten des gewählten Stoffes und der Behandlung bildet das Gedicht eine erwünschte Mitte zwischen dem Wilhelm und der Weltchronik von Rudolf, um in steigenden Verhältnissen zu versinnlichen, wie in diesen Geistern die Poesie der Prosa wich. Die Grundlagen seiner Arbeit gibt der Dichter selbst in der Einleitung des vierten Buches an: zuerst den Leo (liber de preliis), die Hauptquelle Lambrechts; dann den „weisen Pfaffen" Curtius Rufus, der die von Leo unbeschriebenen Schlachten geschildert hätte; außerdem hat er den Josephus, den Methodius und anderes Geringfügigere zu gelegentlichen Einschaltungen benutzt. Die erhaltenen Theile gehen, mit Ausnahme des ersten Viertheils des Gedichtes, selten aus den historischen Ueberlieferungen über Alexander hinaus und reichen bis auf Curtius VII, 7. Nichts würde aber interessanter sein, als wenn die romantischen Theile der Sage von Rudolf wären vollendet worden und zur Vergleichung mit Lambrecht vorlägen, mit dem er hier aus Einer Quelle gearbeitet hätte. Die Behandlung würde in ganzer Fülle ausweisen, daß Ru-

---

79) Hs. in München. cod. germ. 203.

80) Münchner Gel. Anz. 1842. N. 70.

volf der höheren Empfänglichkeit für das Schöne baar war, die dort Lambrecht so trefflich bewährte. Es geht dies schon aus dem Anfang seiner Arbeit hervor, wo er die häßliche Geschichte von Nectanebus, die Lambrecht in wenigen Zeilen verurtheilte, in etwa 1000 Versen nach jener albernsten Ueberlieferung erzählt, die den Alexander gleich im Beginne seiner Laufbahn zum Vatermörder macht; noch mehr aber folgt es aus dem ausgesprochenen Sinne von Rudolfs ganzer Arbeit selbst. Er hat wie ein Gelehrter den Stoff zu seinem Werke, nach seinem eigenen Ausdrucke, „compilirt"; er will ihn vollständig liefern, und verzichtet daher von vornherein auf den Ruhm, „langen Sinn mit kurzen Worten zu begreifen"; er rühmt sich der geschichtlichen Berichte, die er voranstellt; er bildet sich etwas auf seine Quellenforschung ein; er war vor Allem auf „ungelogene Wahrheit" aus, nicht auf jene innere, ideale, künstlerische Wahrheit, die Lambrecht erstrebte, sondern nach der Wahrheit der Autoritäten. Unter diesen benutzte er den Curtius obenan, den er noch in einem vollständigeren Texte als wir, aber mit nicht allzugründlicher Sprach- und Sachkenntniß las[81]. Man begreift, daß diese chronicalische Dichtung von Schlachten und Heerzügen, von Städteeinnahme und Landpflege, von Verschwörungen und Prozessen ein eintöniges reizloses Ganze von gereimter Prosa bilden muß. Noch mehr nähert sich das Gedicht der Reimchronik an jenen Stellen im fünften Buche, wo erst kurz die Reihe der persischen Könige vor Alexander, weiterhin ein Ueberblick der jüdischen Königsgeschichte nach der Bibel, nach Josephus und Hieronymus, und dann aus Methodius' Prophezeihungen die Episode von dem Geschlechte Ismaels, von Gog und Magog, in den Curtius eingeschaltet wird. Diese christlichen Autori-

81) Zacher, dem ich die freundliche Mittheilung seiner Abschrift des Rudolfischen Alexander danke, machte mich aufmerksam, daß der Dichter in Curtius 7, 4 für fluviatili pisce muß fluvio Tili gelesen haben, weil er V. 20884 vische ûz dem Tîle übersetzt. So hat er anderswo (3, 1), die Interpunction übersehend, aus der Insel Lesbos (V. 4987) einen „Herren und Degen" gemacht.

täten gehen dann unserem Rudolf, den wir auch als einen eifrigen Legendendichter werden kennen lernen, über den Curtius. Wo er in ihnen eine Erwähnung Alexander's fand, es mochten auch die abgeschmacktesten Wundergeschichten sein, versäumte er nicht, sie am rechten Orte als ein umsichtiger Compilator einzutragen. Auch seine Grundansicht von dem Helden und seiner Sage hat er sich nach diesen Gewährsmännern gebildet. Rudolf ist für die Bedeutung seines Gegenstandes nicht stumpf; die Lehre von der Welt Eitelkeit, die Er wie das ganze Mittelalter daraus zog, konnte ihm doch die Größe des Helden nicht verleiden; er versteht den Zweifel, den er aufgeworfen las, ob es wunderbarer wäre, daß dieser Mann je den Wahn faßte die Welt zu erobern, oder daß er sie wirklich gewann, ob Entwurf oder That das Bestaunenswerthere sei. Und wenn er dann dem Unterschied der Beweggründe in Alexander's Thaten von denen seiner Ritterwelt nachdenkt, wenn er sich (V. 7636 ff.) gestehen muß, daß Alexander's Ritterschaft selten „um Weibes Lohn", sondern aus Hochsinn um Gut und ewigen Ruhm warb, so ist er der Lambrechtischen Ansicht und Auffassung nahe auf der Spur. Aber diese Ansicht vernichtet er selbst wieder, wenn er dann seinen Helden wiederholt als das bloße Kind eines seltenen Glückes darstellt und dieses Glück nach Josephus' Anleitung auf die Gunst Gottes schiebt, der ihn zu seiner Geißel erkoren, um an der Heidenschaft seinen Zorn zu büßen. Diesem innersten Geiste der Auffassung entspricht auch die äußere Form. Trotz seiner geschichtlicheren Quelle gelingt Rudolf das alterthümlich ächtere Verständniß der Sage nicht, die Lambrecht selbst über den phantastischsten Stoffen festhielt. Alles in der Darstellung ist ritterlich modernisirt, wie bei Veldeke und Herbort, wie bei Konrad von Würzburg. Die griechischen und persischen Helden schlagen ihre Schlachten nach den französischen Kunstausdrücken der Ritterschaft; die Rede fließt dem Dichter erst da recht, wo er gewohnte Gegenstände der Romane zu behandeln hat, wo er ein Zelt und einen Hof schildert, einen Prunkeinzug beschreibt, wo von Alexanders Milde die Rede ist, wo

die Weiber auftreten, vollends wo Er der Dichter selber erscheint. Da gleitet er in die herkömmlichen Spiele mit rührenden und grammatischen Reimen redselig über, die gerade in einen so historischen Stoff wenig einpassen wollen.

Rudolfs letzte Arbeit ist seine Weltchronik (zwischen 1250 und 54). Wir kehren mit diesem Werke zu allen den Eigenthümlichkeiten jener Zeit zurück, in der die Kaiserchronik entstand. Die Zweifel der halben historischen Gelehrsamkeit an der Wahrheit der Sagen und Dichtungen, die in der Blütezeit der Ritterpoesie von dem Geist der Zeit überwunden worden waren, machen sich hier wie schon im Alexander breit; und wir werden alsbald weiter anführen, wie sich religiöse Bedenken in diese Zweifel einmischen, und auch die Legende wieder in Schwung bringen, die zur Zeit der Kaiserchronik der Hauptgegenstand der dichterischen Erzählung war. Diese doppelseitige Richtung der Poesie und der Poeten wird in der zweiten Hälfte des 13. Jhs. ganz allgemein. Zu dieser Zeit trat in der niederländischen Literatur jener Maerlant auf, der die Losung zum Abwerfen der Romane gab, worauf dann ganze Reihen historischer Reimchroniken folgten, die den Kern der alten Literatur der Niederlande bilden; so werden wir gleichzeitig und schon früher auch bei uns die Reimchronik hervortreten sehen, in der das Geschichtliche Zweck und Hauptsache ist. Wie nun die Alexander- und Trojanergeschichten schon in der Mitte zwischen Dichtung und Geschichte lagen, so noch mehr die sagenhaften Reimchroniken von Rudolf und Enenkel, die wenigstens noch nicht neue Geschichte in trockenen Berichten enthalten. Von diesen hat die Rudolf'sche Chronik eine außerordentliche Bedeutung erhalten. Die vielfachen Fortsetzungen und Bearbeitungen, die Masse der Handschriften, die man nur in irgend einem Handbuche der Literatur überblicken darf[82], zeigen uns, wie weit verbreitet diese

---

82) Grundriß von Büsching S. 225 ff. Maßmann, Kaiser-Chr. 3, 167 ff.

Chronik war und wie wohl Rudolf die Zeit verstand und ihren Geschmack mit richtigem Takte traf. Nach neueren Untersuchungen [83] muß man zwei Recensionen dieser Chronik, deren eine sich in ihrem Prologe an König Konrad IV, die andere in dem ihrigen an Landgraf Heinrich von Thüringen (1247—88) richtet, als zwei verschiedene Werke auseinander halten, von denen das erstere dem Rudolf, das andere einem ungenannten thüringischen Nachahmer zuzuschreiben ist, der unmittelbar nach Rudolf's in Italien 1254 erfolgtem Tode dessen Werk fortsetzte und in seinem Namen dichtete, wie der Tit ureldichter in Wolfram's. In jenem ist die alttestamentliche Geschichte bis zu Salomo's Tode geführt; dieses jüngere umfaßt daraus nur Moses, Josua und einen Theil der Richter. Rudolf's Quelle ist die Bibel, in wenigen Stellen die scholastica historia des Petrus Comestor, Gottfried von Viterbo und der Polyhistor des Solinus; die eingeflochtene Erdkunde hat er, nach Maßmann, aus einerlei Quelle mit dem Geschichtspiegel des Vincenz von Beauvais, der als Rudolf starb noch nicht vollendet war [84]. Die andere Recension, die Rudolf's Werk nachahmte und benutzte, und stellenweise, wie Maßmann (K. Chr. 3, 87) gezeigt hat, auch überarbeitete, schließt sich eng an die historia scholastica, überträgt die Einleitung und Schöpfungsgeschichte des Gottfried von Viterbo, und nennt diesen als ihre Quelle, obgleich er nur für die Einleitung benutzt ist. Wie sich beide Werke berühren und kreuzen, wie vier oder fünf verschiedene Handschriftsgruppen auseinanderzuhalten sind, muß der, den diese Arbeit der Mühe werth dünkt, anderswo aufsuchen. Die pseudo-rudolfische Arbeit gefiel besser, man erweiterte sie mit fremden Zusätzen, man

---

83) Die zwei Recensionen und die Handschriftenfamilien der Weltchronik Rudolfs von Ems. Von Vilmar. Marb. 1839. Dazu Maßmann in der Kaiserchronik III.

84 In einer Bearbeitung der Rudolfischen Chronik aus dem 13. Jh., der Cristherrchronik, findet sich ein vollständiges, von Zingerle (Wien 1865) herausgegebenes Compendium der Geographie in mehr als 1500 Versen, aus Plinius' Naturgeschichte, wiewohl nicht unmittelbar geschöpft.

setzte die falsche Einleitung dem ächten Werke vor[85]). Wie diese Chronik sich im Laufe der Zeiten gestaltete, wie sie in der Bearbeitung Heinrichs von München im 14. Jh. und in den weiteren Anschwellungen dieser Arbeit aussieht, ist sie eine Haupturkunde für das Sammelwesen dieser Zeit. Sie wird, wie eine neue noch überbotene Kaiserchronik, ein ungeheurer Wust von griechisch-römischer und orientalischer Sage oder Geschichte und heimischer Volksdichtung in wunderbarer Verwirrung. Theile anderer Werke ähnlicher Art, der Repegowischen, der Enenkel'schen, der jüngeren Kaiserchronik, Theile des trojanischen Kriegs von Konrad, geistliche Dichtungsstücke, ganze Massen der französischen Sagen von Karl und Wilhelm von Oranse drängten hinein[86]). Wie sie dagegen in der ächten und einfachsten Gestalt aussieht, in der sie aus Rudolf's Händen kam, ist und bleibt sie das langweilige Werk eines langweiligen Dichters. Die fromme Entäußerung haben wir bei diesem Geschäfte anerkannt, obgleich auch dies in einem Manne, der über die Sündlichkeit seiner weltlichen Dichtungen schwachmüthig in Angst ist, nicht jenen wohlthuenden Eindruck macht, wie die selbstvergnügliche Weihe, die ein Otfried über seiner Arbeit empfand. Bedeutung haben diese biblischen Geschichten wohl dadurch, daß sie dem Volke im 14. und 15. Jh. den Inhalt der heiligen Schriften nahe legten, obwohl die Erweiterungen derselben mit lauter weltlichen Sagen wohl ausweisen, daß man dies Werk nicht so sehr gerade um dieses Inhalts willen suchte. Sonst hätte man wohl auch am wenigsten den Enenkel und Aehnliche zur Erweiterung benutzt. In die Ueberarbeitungen der Rudolf'schen Chronik gingen nämlich auch Bestandtheile der Schriften Jans des

85) So im Cod. Pal. N. 146 Die ächte Rudolfische Chronik enthält Cod. 327, die falsche Cod. 321.

86) S. im Grundriß von Büsching über die Hss. von Gleinick, Kremsmünster und Wolfenbüttel. Einen Auszug aus einer 1415 in Tramin an der Etsch von einem Priester Joh. von Eßlingen geschriebenen Weltchronik, der die Rudolfische mit allen ihren Fortsetzungen bis auf Joh. von München zu Grunde liegt, gab Diemer in den Sitzungsberichten der k. k. Akad. 6, 480 ff.

Enenkels (nach 1250) ein, eines Wiener Bürgers, der ein Fürstenbuch von Oesterreich und als Einleitung dazu eine Weltchronik reimte[87]. Beide gehören noch dem dichterischen Gebiete mehr an, als dem geschichtlichen; das Fürstenbuch ist für die östliche Sagengeschichte von Oesterreich so interessant, wie die Kaiserchronik für die des gesammten römischen Reichs; es ist voll von angenehmen Geschichtchen, Anekdoten und Späßen, trägt in Stoff und Erzählung das Novellenartige bei vielem Volksthümlichen, die Behandlung ist noch ganz frei von historischer Beschränkung und zielt auf nichts weniger als auf geschichtliche Treue ab; es führt vielmehr das Gegebene mit so viel poetischer Freiheit aus, wie nur in irgend einem Romane geschehen konnte. Dasselbe ist auch der Fall mit der Weltchronik. Sie begnügt sich nicht mit dem biblischen Stoffe, mit der Ausbeutung der Rudolf'schen und Kaiserchronik allein, sondern sie verflicht damit aus der poetischen Sage den trojanischen Krieg, die Thaten des Alexander und die Sagen, die sich zum Theile in der Kaiserchronik finden. Und in welchem Tone die Erzählung hier und da behandelt ist, das darf man nur in den Scenen zwischen Achill und Deidamia und der damit verbundenen Geschichte von der Schwangerschaft ihres Vaters nachsehen. Hier findet man, an der Stätte wo Nithart dichtete, die plumpen und zotigen Schnurren des Bauernschwankes in die Stoffe getragen, mit denen sich schon Herbort von Fritzlar Aehnliches erlaubt hatte.

Wie Rudolf, so langte auch Konrad von Würzburg erst gegen das Ende seiner Wirksamkeit bei den weitschichtigsten seiner Werke an. Er war bürgerlichen Standes und wanderte von Würzburg über Straßburg nach Basel, wo die Mehrzahl seiner Gönner wohnte deren er rühmende Erwähnung thut, und wo er, wahrscheinlich von einer Seuche weggerafft, mit Frau und zwei Töchtern an

87) Jenes ist gedruckt in Rauchs Scriptt. 1, 252. Dieses benutze ich in Cod. Pal. 336.

Einem Tage (31. Aug. 1287) starb [88]. Hier dichtete er (außer dreien seiner Legenden, auf die wir zurückkommen) auf Veranlassung des Baseler Herrn Peter des Schalers 1277 seinen Partonopier, der sich unvollendet bis über 21000 Verse ausdehnt, und für den werthen Sänger Dietrich den gleichfalls nicht beendeten trojanischen Krieg, der mit den Zusätzen eines unbekannten Fortsetzers mehr als 50000 Verse umfaßt, von welchen über 40000 aus Konrads Feder flossen. Von den Zweifeln, die Rudolf und der Stricker über ihren Dichterberuf hegten, war Konrad in dieser seiner fruchtbaren Thätigkeit unbeirrt. In seinen beiden, in gleichem Sinne geschriebenen Einleitungen zu Partonopier und dem Trojanerkriege klagt zwar auch er über die hinschwindende Pflege der Kunst, über die Seltenheit ächter Meister, über die schädliche Masse der Stümper. Es seien der Lerchen zu viele, die nun die Welt betäuben, zu viele der Unfähigen die sich Dichtens nicht besser verstünden, als Er mit einem Blei durch einen Quaderflins zu brechen: so daß nothwendig, da sie so gemein geworden, der Preis der Dichtung sinken müsse. Darum wendeten sich nun so viele Hörer und Leser theilnahmlos und verschmähend auch von guter Dichtung weg, da doch die Meister in deutscher Zunge so wohl gesungen und gesprochen hätten, wenn man nur gut Bild und Beispiel nehmen und, wie vom Baume Blüte und Frucht, aus ihrer Dichtung Kurzweil und guten Rath sich pflücken wolle. Wie wenig man nun aber auch ihm seiner meisterlichen Kunst Dank wissen möchte, Er will sein Singen darum doch nicht lassen, sondern nur in sich selbst die Befriedigung suchen, welche die Welt der Kunst versagt: gleich der Nachtigall, deren Sang aus bloßer Freude am Gesange selbst erklingt, auch wo Niemand seinen Klang vernimmt. Aehnlich zeugt auch eine andere Stelle, wo Konrad (Troj. Krieg V. 74) die Dichtkunst die einzige unter allen Künsten nennt die nicht gelehrt und nicht gelernt werden

88) Nicht auch, wie Wackernagel hartnäckig verfocht, geboren war. Vgl. Denzinger im Archiv des hist. Vereins von Unterfranken. 1852. 12, 61.

könne, von einem höheren Begriffe der Kunst; wie er auch sonst (V. 6459) den angeborenen Genius von dem gemeinen Talente, den von Natur Weisen von dem Gelehrten, wohl zu unterscheiden weiß. Es ist dies ein Beweis von einem offenen Kopfe, von jenem passiven Vermögen des Geistes, das man neuerer Zeit in unserer romantischen Schule als eine auszeichnende Eigenschaft hervorgehoben hat, nicht von einer schaffenden dichterischen Kraft. Denn wenn von irgend einer Dichtkunst gesagt werden kann, sie sei gelehrt und gelernt, so ist es Konrads. Ueberschlägt man seine gesammten Werke, so erscheint er überall als ein Markstein an den Grenzen der früheren höfischen, der späteren gelehrten Dichtung; seine Lieder und Sprüche deuten vorwärts auf die geschraubten und gekünstelten Poeten an der Scheide des 13/14. Jhs., unter denen ihm Frauenlob in seiner überschwenglichen Weise ein Denkmal setzte, dem er sich durch seine Gelehrsamkeit empfahl; seine erzählenden Werke weisen rückwärts und suchen sich an die höfische Kunst Gottfrieds von Straßburg anzulehnen. In den formalen Dingen ist er durch große Leichtigkeit und Beweglichkeit des Vortrags, so wie durch die tadellose Reinheit seiner Reime ausgezeichnet; von Seiten seiner metrischen Meisterschaft nannte ihn Lachmann den deutschen Nonnus: er wandelte in dem Bau seiner Verse, wie auch Rudolf und der Dichter des Passionals bemüht waren, auf Gottfrieds Wegen fort, indem er möglichst in dem epischen wie in dem lyrischen Verse jeder Hebung eine Senkung beigab. Von der unlernbaren Kunst der Seelenbeobachtung und Menschenkenntniß aber hat er seinem Meister Gottfried nicht viel anderes abgesehen, als was auf der breiten Heerstraße der Dichtung lag, auf der er allerdings als ein Bestbewanderter verkehrte. Wo es auf äußerliches Ausschmücken, aufs Verschwenden großer Kräfte an kleine Dinge ankommt, da hat er dem Meister mit besserem Erfolge nachgestrebt, obgleich auch da nicht überall mit Geist und dichterischem Sinne abgelernt; denn er hat jene Künste der Beschreibungen und Schilderungen gelegentlich in der geschmacklosesten

Weise geübt, gegen die Gottfried ausdrücklich seinen verschmähenden Spott gekehrt hatte: man lese nur neben dessen Polemik gegen Wolfram die Stelle im trojanischen Kriege von der Hochzeit des Peleus und der Thetis, wo er im Rathe der Unsterblichen den Apoll mit seiner Apotheke und Latwergbüchse auftreten läßt.

Konrads Partonopier und Meliur liegt uns nun im ganzen Umfange gedruckt vor [89]). Er hat das Gedicht aus dem Wälschen übersetzt unter der Beihülfe, die ihm zwei Baseler Herren, Heinrich Marschant und Arnold der Fuchs leisteten, die ihm das Verständniß des Französischen vermitteln mußten. Dieser Unkunde der Sprache seiner Quelle ist der Vortheil beizumessen, daß sich Konrad in ganzer Freiheit bewegte und daher ungehörige Bestandtheile der Dichtung die seinem Geschmacke nicht zusagten ausschied; aber auch der Nachtheil, daß er seinem Hange zu redseliger Breite in sinnlichen Schildereien freien Lauf ließ, so daß trotz den mancherlei Auslassungen seine Bearbeitung beiläufig den doppelten Umfang des Originals erreichte. Man bezeichnet den Inhalt des Gedichtes als die modernisirte und umgekehrte Fabel von Amor und Psyche; alle Aehnlichkeit beschränkt sich indessen auf die verbotene Nachtbeleuchtung der schönen Meliur. Diese kaiserliche Erbin des Throns von Konstantinopel, die eine Hauptmeisterin der Gelehrsamkeit und Zauberkunde war, zieht in Kraft ihrer Künste den 13jährigen Partonopier, unsichtbar für ihre auch ihm unsichtbare Umgebung, in ihren Pallast, wo sie sich des Nachts, ungesehen, der Minne mit ihm freut und fortfreuen will, bis er so weit gediehen sei, um ihn öffentlich zum Gatten wählen zu können; durch argwöhnischen Rath verleitet unternimmt er sie vorzeitig

89) Aus Pfeiffers Nachlaß herausg. v. K. Bartsch. Wien 1871. Die französische Dichtung von Denis Piramus aus dem Anfang des 13. Jhs. ist aus einer unvollständigen Hs. herausgegeben von Crapelet: Partonopeus de Blois. Paris 1834. Die Bruchstücke einer genauen niederländischen Uebersetzung bei Maßmann, Partonopeus und Melior. Berlin 1847. Das niederländische Gedicht hat allein einen Schluß, der bei Konrad wie in den bis jetzt verglichenen französischen Handschriften fehlt.

zu sehen, und zerstört dadurch ihre Zauberkunst, wie er ihren Ruf und beider Glück dadurch zu zerstören droht. Der Gegenstand ist völlig geeignet zu einem großen Gemälde von ganz seelischer Natur. Und es soll nicht geleugnet werden, daß die Schilderung des Seelenleidens der Meliur nach erfolgter Katastrophe eine vortretend gehobene Stelle ist, und daß es namentlich weiterhin in den Scenen zwischen ihr und ihrer Schwester Irekel, die gleich anfangs Meliurs Zornausbruch über Partonopier misbilligt, nachher den ohnehin mehr verstellten Groll der Liebenden mit ihren Nachrichten von dem Marterleben des todbegierigen Geliebten bricht und sie mit kundigem Verfahren stufenmäßig zu Reue, Versöhnung und Liebesgeständniß führt, an feinen psychischen Zügen nicht fehlt. Aber zwischen diesen Seelengemälden eingeschoben sind dann tausende von Versen verschwendet an Kriegsabenteuer, die der junge Amor auf einer Reise nach Hause mit den Sarazenen zu bestehen hat, auf das Turnier, auf dem er seine Meliur sich erstreiten soll, auf die Kämpfe mit dem Sultan von Persien, der den Schimpf seiner Abweisung durch die Preisrichter zu rächen kommt: in dem Allen verräth sich die äußerste Unfähigkeit dieser versdurstigen Reimschmiede, ein inneres Verhältniß der verschiedenen Bestandtheile ihrer Dichtungen, ja nur ein richtiges äußeres Verhältniß zwischen Haupt- und Nebensache zu bemessen; nach der ganzen Behandlung der letzten Paar tausend Verse ist gar kein Grund zu sehen, warum das Gedicht nicht ins Endlose fortgehen sollte.

Ganz gleich steht es mit dem trojanischen Kriege[90]), bei dessen Abfassung (seit 1281) Konrad nachträglich eine größere Kunde des Französischen erlangt haben muß, da er sich hier seiner französischen Quelle genauer anschließt. Mehr als in dem ganz höfisch gehaltenen Partonopier steht hier der Dichter überall mit einem und dem andern Fuße wechselnd in der Plattheit oder in dem hochpoetischen Schwulste, die sich in der Dichtung dieser Zeiten mehr und mehr begleiten oder

90) Ed. A. v. Keller. Stuttg. 1858 Biblioth. des lit. Vereins. N. 44.

durchdringen. Man darf nur aufschlagen, etwa die Beschreibung des Kampfs zwischen Hektor und Peleus, oder der Liebesintriguen zwischen Jason und Medea, zwischen Achill und Deidamia, um zu bemerken, daß alles Aehnliche, was der Art früher gedichtet ward, übertroffen werden soll und eben dadurch weit dahinter zurückbleibt. Von einem Plane aber in der Ordnung des Stoffes, von einem dichterischen Entwurfe konnte in einem so massenhaften Werke begreiflicherweise noch weit weniger die Rede sein, als in einer in sich beschlossenen Fabel wie die des Partonopier. Das Opus ist ganz in dem Sammelgeiste dieser Zeit unternommen, ein Riesenwerk, das der Dichter selbst mit einem Flusse vergleicht, in dem wohl ein Berg versänke, oder mit einem bodenlosen Meere von Sagen, in das sich viele Mähren ergießen, wie die Ströme in den Ocean. Als seiner Hauptquelle folgt Konrad[91]) demselben Benoit, den Herbort vor sich hatte, nur in größerer Freiheit als sie sich der ängstliche Herbort gestattete; in redefertiger Weitschweifigkeit breitet sich Konrad so weit aus, wie Herbort in ungelenker Sprache stammelnd abkürzte; und während Herbort nur das Eine französische Buch benutzte, so nahm Konrad, der des Lateinischen kundig war, mit Vorliebe andere begleitende lateinische Quellen, die Achilleis von Statius und den Ovid, zu dem wälschen Werke hinzu[92]), dessen Lücken auszufüllen, dessen Brüche zu leimen (V. 276 ff.) von vorn herein seine Absicht war. Gleich im Eingange beginnt er abweichend von Benoit mit dem Traume der Hecuba, mit der Geburt und Jugend des Paris, wo er in der Liebesgeschichte mit Oenone die fünfte Heroïde von Ovid benutzt, und fährt dann fort mit Peleus' Hochzeit und Achills Geburt und Erziehung, wo er nach Statius greift. Dann erst folgt der Argonautenzug, mit dem Benoit begann; auch da sind in den Geschichten von Jason und

---

91) Wie zuerst Bartsch (Albrecht v. Halberstadt p. LXXXVI) nachgewiesen hat.

92) Vgl. Cholevius, Gesch. der deutschen Poesie nach ihren antiken Elementen. 1, 112 ff. Dunger, die Sage vom trojanischen Kriege. S. 43 ff.

Medea durchgehend Ovids Metamorphosen benutzt. Und so kann man fortwährend die zum Theil sehr ausführlichen Excurse verfolgen, in welchen der Dichter bei seinen eingeschalteten Episoden die Uebergriffe zu Statius und Ovid wiederholt, wie z. B. bei Erzählung des Raubes der Helena das Liebesverhältniß zwischen ihr und Paris nach Ovids Heroiden in einem Zusatz von fast 1400 Versen eingeschoben ist.

Es bleibt uns übrig, die beiden letztbesprochenen Dichter — abspringend von diesen halbgeschichtlichen Dichtungen mit welchen wir sie eben beschäftigt fanden — zu einer ganz entgegengesetzten Thätigkeit auf dem Gebiete der Heiligensage übergehen zu sehen. Beide waren wie der Stricker von sittlicher Seite unbescholtene und unbescheltbare Männer; sie hielten sich von den mancherlei Frivolitäten der Dichtung dieser Zeiten, denen wir z. Th. schon begegneten, ganz frei; von der muthwilligen Stimmung in Enenkels Chronik z. B. wäre bei Rudolf keine Spur zu entdecken. Seine Beschäftigung mit der biblischen Geschichte und Dichtung scheint mehr aus einer Sättigung an der mährchenhaften Poesie der Ritteraventiuren zu fließen, und dies faßte der Dichter, der jene jüngere Chronik in seinem Namen bearbeitete, nach den Zügen auf, die ihm Rudolf, wie wir unten noch näher sehen werden, in seiner Bearbeitung der Legende von Barlaam an die Hand gegeben hatte. Dort blickte der fromme Mann wie reuig auf seine weltlichen Dichtungen hin, und ganz in diesem Sinne stellt die pseudorudolfische Einleitung den geistlichen Stoff der Chronik (Cod. Pal. 146. Fol. 1—3.) als die beste Rede hin, die je ein deutscher Mann gedichtet habe, und setzt ihn den lügenhaften Mähren entgegen, die er früher im lieben Wahn auf Ehre und Ruhm mit sündhaftem Munde gedichtet, so daß er nun mit diesem Gedichte die alte Schuld zu tilgen hofft. Auch dieser Zug, gaben wir oben an, ist neben der Richtung auf historische Wahrheit allgemein in dieser Zeit. Viele berühmte Troubadours sind nach einem weltlichen Leben eines ascetischen Endes im Kloster gestorben. Wilhelm von der

Normandie, der Dichter eines Artusromans (Fregus), schrieb später einen besant de Dieu, in dem er Rechenschaft von dem ihm verliehenen Pfund gibt und sein sündiges Leben bereut. Der Dichter eines Ave Maria [93]), das man fälschlich dem Konrad von Würzburg zuschrieb, bedauert, daß er je von Natur und Liebe gesungen habe. Wie dieses Gefühl der Aengstlichkeit aufkam und sich äußerte, und wie es in der Dichtung die Umwälzung hervorbrachte, daß man bei dem gleichzeitigen Zuge nach Geschichte und geschichtlicher Wahrheit auch auf die Legende und geistliche Dichtung übersprang, wollen wir etwas näher betrachten.

b) Legenden.

Der Glaube an die göttliche Gnade, das Bedürfniß der moralischen Unselbständigkeit die mit diesem Glauben, die Heiligenverehrung, die mit ihm zusammenhängt, war seit Jahrhunderten im Gange und hatte innerhalb der Geistlichkeit schon eine lange Geschichte gehabt; während der Blüte des Rittergesangs unter Waffen und freierer Lebensansicht war er zeitweilig in den Hintergrund getreten. Sobald das eigenthümliche Sittengesetz dieser Klasse seine Gültigkeit und sein Ansehen verlor, der Waffendienst vom Gotteskampf zu Raub und Mord, der Frauendienst von sinniger Veredlung der Sitten zu Ehebruch und jeder Gemeinheit, der Hofdienst von geistigem Verkehr und Kunsteifer zu unschicklicher Unterhaltung ausartete, so war es natürlich, daß auch der Gottesdienst mit dieser allgemeinen Verderbniß verderbt ward. Und daß alsdann die Dichtungen, die sich auf diesen bezogen, wie die Lieder die dem Frauendienste gewidmet waren und die Epen, welche das ritterliche Treiben abspiegelten, in ähnlichem Verhältnisse sanken, ist nicht anders zu erwarten. Was nun die religiöse Denkweise, den Gottesdienst, angeht, so schien es, als ob die Zeit, die jetzt anfing,

93) Von der Hagen, Minnesinger 3, 343.

die mächtigen, gewaltigen Fürsten auf den weltlichen Thronen nicht mehr zu dulden, und sich nach unmächtigen Häuptern umsah mit denen eher auszukommen war, auch im Himmel die furchtbare Majestät Gottes zu brechen gesucht hätte. Jenes zwölfte Jahrhundert, das sich noch an dem Selbstherrscher Karl freute, das dessen Macht im Friedrich Barbarossa wiederkehren sah und beider Herrschaft mit dem der altjüdischen Könige verglich, jenes Jahrhundert sah auch noch seinen Gott in der Erhabenheit des strengen Jehova und überall spielen die alttestamentlichen Vorstellungen in die Gedichte jener Zeit herüber. Mehr und mehr aber trat nun die Vorstellung von der dreieinigen Gottheit in den geheimnißsüchtigen Köpfen in den Vordergrund; und in welchem Maße dies geschah, das könnte man statistisch am besten in den 60000 Versen der Gesammtdichtung von Willehalm von Orense belegen, wo kein Gebet, keine religiöse Bereitung und Betrachtung angestellt werden kann, ohne von der Dreieinigkeit auszusetzen. Innerhalb der Trinität aber rückte dann der Sohn immer mehr in die vorderste Stelle, in seiner Eigenschaft des Vermittlers zwischen Gott und der Menschheit. Da aber doch in den Vorstellungen von der Gottheit Vater und Sohn identisch zusammenschmolzen, so wurde dann eine neue Vermittlung zwischen der gerechten Gottheit und dem sündhaften Menschengeschlechte, oder zwischen dem unbegreiflichen Wesen des Lenkers der Dinge und dem schwachen Verstande der Sterblichen nöthig. Dieser unserer Sündhaftigkeit und Begriffsschwäche griffen dann die Heiligen unter die Arme und die Märtyrer mit ihren unerschöpflichen Verdiensten. Wir werden also in dieser Zeit die dichterische Bearbeitung der Legenden nicht allein häufiger, wenigstens kunstmäßiger und feierlicher als je zuvor betrieben, sondern auch den ganzen Anstrich des äußeren Lebens in eine heilige Färbung übergegangen finden. Wir stehen in den Zeiten, wo die Heiligsprechungen anfangen viel häufiger zu werden; wo Castilien, Frankreich, England heilige oder fromme Könige auf ihren Thronen sahen. Wollen wir in Deutschland an einem

Beispiele sehen, wie sich das Leben mit der Poesie, die Poesie mit dem Leben ändert, so kann man kein auffallenderes anführen, als den Hof von Thüringen. Wir wollen dazu die Züge aus einem uns erhaltenen Leben der heiligen Elisabeth wählen[94]), das (1289 begonnen, aber erst nach 1297 vollendet) von einem hessischen Geistlichen herrührt, wahrscheinlich einem Eingeborenen von Marburg, das der Heiligen den würdigsten Tempel erbaute. Man ist aus sprachlichen, mundartlichen und metrischen Gründen einstimmig, in dem Dichter auch den Verfasser eines Gedichtes von der Erlösung[95]) zu sehen: beide Werke verrathen nach gewissen rednerischen und technisch-metrischen Eigenheiten in dem Verfasser einen entfernten Nachahmer Gottfrieds, einen Kenner der höfischen Klassiker, einen gelehrten, des Lateins, der Ton- und Baukunst kundigen Geistlichen, der sich im Uebrigen seiner dichterischen Blöße bewußt ist: sie trit auffallender in der Erlösung, dem wahrscheinlich früher geschriebenen Gedichte, hervor, dessen biblischer Stoff uns in poetischer Form nur erträglich scheint in jenen Arbeiten des 9. Jhs., darin man gleichsam der noch ungetauften Sprache selbst die christlichen Mysterien offenbarte, während die geleckten Phrasen der höfischen Kunst mit der einfachen evangelischen Ueberlieferung in einem innerlichsten Widerspruche stehen[96]). Auch

94) Ausg. von Max Rieger; Bibl. des lit. Verein N. 90. Stuttg. 1868.

95) Ed. K. Bartsch. Quedl. 1858. Vgl. Germ. 7, 1.

96) Das Gedicht geht über Schöpfung und Sündenfall kurz weg, und verweilt dann mit Wohlgefallen bei einer rhetorischen Darstellung einer himmlischen Rathsversammlung, in der sich die personificirten Eigenschaften Gottes, seine Töchter Barmherzigkeit und Friede mit Wahrheit und Gerechtigkeit streiten über das Schicksal der gefallenen Menschheit, und der Sohn, die Weisheit, durch seine Bereitwilligkeit des Menschen Schuld mit seiner Unschuld zu sühnen die Zwistigen versöhnt. Diese Stelle stimmt mit einem kürzer gefaßten „Gespräche vor Gottes Thron“ (thüringischen Ursprungs) von gleichem Inhalte (bei Bartsch l. l. Einl. p. IX), das aus gleicher Quelle stammen wird. Dann folgt ein langes Verzeichniß der Vorverkündungen von Christus; hierauf die evangelische Geschichte mit gelegentlichen Einschiebungen von lyrisch-exclamatorischen Stellen und von Erzählungen apokryphen Inhalts namentlich gegen Ende. Eine noch ungedruckte Dichtung ähnlichen Inhalts in einer Wiener Handschrift schrieb unter Rudolph I ein Heckel von Kemnat.

die Legende von der h. Elisabeth, die mit mangelhafter Sprachkenntniß aus dem um 1289 entstandenen lateinischen Leben der Heiligen von Dietrich von Apolda[97]) frei ins Deutsche übertragen wurde, ist keiner weiteren Beachtung werth, als historische Urkunde dagegen für den nächsten Zweck, den wir angaben, sehr brauchbar. Wir werden dort an den alten Hofhalt des Landgrafen Hermann erinnert, an das große Ingesinde, das sich an seinem Hofe drängte, wo die Herren und Ritter aus aller Welt, aus Ungarn, Rußland, Preußen, Polen, Dänemark sich zur Kurzweil zusammenfanden und Ritterspiel oder Saitenspiel, Turnier oder Gesang suchten. Und von diesem Bilde und der Erinnerung an die Zeit, wo die sechs ruhmvollen Sänger auf Wartburg in Kriegsweise wetteiferten mit Gesang, von diesem Gemälde einer tollen Wirthschaft an einem zu freigebigen Hofe unter einem schlagfertigen ritterlichen Fürsten werden wir dann herübergeführt zu seinem Nachfolger, dem frommen Ludwig dem Heiligen und bald zu seinem Bruder, dem Pfaffenkönig Heinrich Raspe, von der Beschützerin des Ofterdingen zu ihrer Schwiegertochter, der frommen Elisabeth der Heiligen, von den lüderlichen Gästen an Hermanns Hofe zu dem Ketzerverfolger Konrad von Marburg, und der Dichter führt selbst an, wie das selbstquälende und beschauliche Leben des jungen heiligen Paares und ihres Beichtigers von dem alten Hofe verlacht ward. Und bis zu welchem Ekel geht doch auch dies Heiligenleben, dies Armenspeisen, Tränken und Waschen, dies Krankenpflegen, Kasteien und Fasten, diese sophistische Frömmigkeit oder fromme Schlauheit, diese Küchenwunder und was Alles das Leben der armen mit 14 Jahren vermählten, mit 20 verwittweten, im 24. Jahre (1231) abgewelkten Frau ausfüllt, die denn auch bald nach ihrem

---

97) In H. Canisii lectt. antt. ed. Basnage. tom. IV. Dietrichs Arbeit ist ein Auszug aus den Annales Reinhardbrunnenses (ed. Wegele, in den Thüring. Geschichtsquellen. I. Jena 1854.) in welche die ältere Biographie des heiligen Ludwig von Berthold, die wir eben (I. Note 484) erwähnten, eingeflochten ist.

Tode (1235) in die Zahl der Heiligen eintrat. Eine solche Zeit nun, die solche neue Heilige schuf, mußte wohl nothwendig auf die alten Geschichten der alten Märtyrer und Heiligen zurückfallen. Wo nun ein Fürst noch einen Poeten zum Dichten auffordert, gibt er ihm eine Legende in die Hand; wo ein Legendendichter, wie Hugo von Langenstein, sein Talent bezweifelt, gibt ihm die Heiligkeit des Gegenstandes den fehlenden Muth; denn schon das Lesen solcher christlichen Gedichte gab Seelenheil und Frieden, wie verdienstlich mußte nicht erst das Dichten sein.

Obgleich nun aber durch die Verdienste der alten und neuen Heiligen der Schatz der Versöhnungsmittel zwischen Gott und dem sündigen Menschen höher und höher angehäuft war, so schien das immer nicht genug, um die noch mehr aufgehäuften Sünden aufzuwiegen in einer Zeit, die von Gewaltthaten, von Landfriedensbruch und Selbsthülfe und so vielfachen neuen Greueln und Heimsuchungen zu leiden hatte. Ein weiterer Vermittler ward gesucht und diesen fand man jetzt mehr als je in der Jungfrau Maria, der treuesten Schützerin ihrer Diener, der Trösterin aller Gepreßten, der Erhalterin der Welt, von der eine Erzählung umging [98]), daß sie gut und mächtig genug war, im Jahre 1216, als Christus die Absicht hatte die Welt ihrer sündigen Bewohner halben in Stücke zu zerschmettern, dem gewaltigen Arm des Rächers Einhalt zu thun. Man brauchte einen mitleidigeren Fürsprecher in dem himmlischen Hofe, und auf wen sollte die Zeit eher verfallen! Wenn doch damals die innere Reinigung im Menschen durch irdische Frauen gefördert ward, wie sollte nicht die himmlische für die Läuterung zum Himmel behülflich sein? Die galante Zeit fühlte sich der Göttin näher als Gott, bevorzugte sie in ihren Liedern und Gebeten und setzte sie in Bildern zur Rechten Gottes und selbst ein wenig erhaben über ihn. Sah man die reine Jungfrau in ihrem Verhältniß zu Gott Vater, ihrem Bräutigam, so sah man

98) S. bei Cäsarius von Heisterbach 7, 3.

Beide in einem minniglichen Verhältniß [99]), und was war dann natürlicher, als daß der Liebende ihr die Verehrung zollte, die jeder Liebende der Geliebten! Sah man sie in ihrem Verhältniß zum Sohne, was war dann billiger, als daß der Erzeugte die Wünsche der Mutter erfüllte? Man hatte sehr lustige Geschichten davon, wie sie ihn mit mütterlichen Vorwürfen auf seine Lehren in der Bibel verwies, daß man Vater und Mutter ehren solle, als er einmal Miene machte, ihren häufigen Fürbitten Einhalt thun zu wollen, mit denen sie die Hölle entvölkerte und dem Teufel (ein deutscher Dichter fügt sehr naiv hinzu: leider) vielen Schaden that. So steckte man sich denn hinter die gutmüthige Himmelsdame, die sich mit Andächtelei, mit Lippengebet und Augendrehen kirren ließ, die Mutter, die den Sohn so gut ihres Sinnes zu machen wußte. Bald geschah durch sie, „was auf Erden und im Himmel möglich und unmöglich ist." Was durften sich fromme Gemüther nicht Alles mit ihr erlauben! Was durften ihre Ergebenen nicht Alles auf ihre Milde hin sündigen! Eine ihrer frommen Dienerinnen, die von einem Geistlichen verführt war und dann zur gemeinen Hetäre ward, kehrt nach 14 oder 15 Jahren in ihr Kloster zurück und findet, daß inzwischen die erbarmende Jungfrau selbst ihre Stelle versehen hatte und daß Niemand von ihren Sünden wußte: das besang in der besten Manier der besten Zeit des 13. Jhs. die niederländische Legende von der h. Beatrjs. Eine Mutter bittet sie um Befreiung ihres gefangenen Sohnes, die Erfüllung der Bitte läßt auf sich warten, so nimmt die Mutter auch der Maria den Sohn von ihrem Bilde weg zum Geißel; was will sie thun? sie muß beide

---

99) Reinmar von Zweter, bei F. v. d. Hagen, Minnes. 2, 175b.

Durch minne wart der alte junc, der ie was alt ân ende,
von himele tet er einen sprunc her ab an diz ellende.
ein got und drî genende enpfienc von einer meide jugent:
daz geschach durch minne.

Eine bequeme Einsicht in den Charakter der Erzählungen von Maria ist gewährt in Pfeiffers Marienlegenden (aus dem großen Passional) Stuttg. 1846.

Gefangene erlösen. Gelegentlich läßt sie sich selbst von ihren Getreuen beschämen. Ein armer Schüler[100]) bittet sie wiederholt aber vergebens um ein Paar Schuhe, ohne die er nicht im Chor an ihrem Festtage mitsingen darf. Er rächt sich großmüthig an ihr, indem er ihr 600 Ave spricht, um sie damit von der Sohle bis zur Krone zu kleiden. Nun naht sie sich ihm selbst und heißt ihn, büßend für was sie gefehlt, sich wünschen was er wolle, aber nun weist er schmollend ihre großen Versprechen ab, die an Gaben so klein war! und da sie ihm die Wahl gibt, auf 30 Jahre Bischof zu werden oder in drei Tagen ins Himmelreich zu kommen, so trotzt er ihr noch eine Urkunde zur Sicherheit ab! sie trägt ihm dann auf, der Welt ihre Auffahrt in den Himmel mit Leib und Seele zu offenbaren, an der noch viele Leute zweifelten. — Ihr Erbarmen hatte durchaus keine Grenze. In zerrütteten Ehen stellte sie Verträglichkeit her[101]). Räuber und Mörder durften sich ihr nur empfehlen, um der Vergebung des Himmels sicher zu sein. Das Gedicht von Theophilus, das in diesen und späteren Zeiten in deutsche Reime gebracht ist[102]), führt aus, daß man ohne Gefahr für die Seele Gott entsagen und dem Teufel sich verschreiben konnte, wenn man nur die Jungfrau nicht verleugnet hatte. Sie rettet Diebe vom Galgen, sie tilgt für ein Ave alle Jugendsünden aus, sie gestattet jedem Hauptverbrecher gerne eine

100) S. in Bartschs Mitteldeutschen Gedichten 1860 den „armen Schüler zu Paris" von Heinrich Cluzener, der sich am böhmischen Hofe aufhielt.

101) Frauentrost, von Siegfried dem Dorfer. In Haupts Zeitschr. 7. 109.

102) Marienlegenden Nr. 23. hochdeutsch; in Bruns altplattdeutschen Gedichten niederdeutsch. Ueber die Sage und ihre Quellen s. Sommer, de Theophili cum diabolo foedere. Berol. 1844. Die gemeinsame Quelle der abendländischen Bearbeitungen der Sage ist die lateinische Prosa von einem Neapolitanischen Diaconus Paulus, die ihrerseits auf einem griechischen Original von einem angeblichen Zeitgenossen Eutychianus ruht; die älteste poetische Gestaltung ist die lateinische Erzählung der Roswith (10. Jh.). Eine isländische Bearbeitung des Theophilus machte Dasent mit einer Reihe von Variationen in anderen Sprachen bekannt: Theophilus in icelandic, low german and other tongues. Lond. 1845.

Galgenfrist, ja den in Sünden Gestorbenen eine Auferweckung ins Leben, zur Besserung. Berghohe Sünden in der Einen Schale drückt ein Bißchen Marienliebe in der Andern nieder! Sie unterstützt eine Wette lüderlicher Buben, wer das beste Kleinod von seiner Geliebten vorweisen könne, indem sie einem ihrer Anbeter, der sich in der Gesellschaft findet und mitreißen läßt, ein solches gewährt; und ein Staar, der Ave Maria sprechen gelernt hat, reißt sich damit aus den Klauen eines Habichts, wie sich die sündige Menschenseele damit aus den Krallen des Teufels erlöst. Dies Alles geht doch über den Scherz wie über den Ernst! Das Meiste aber sind Züge, die aus deutschen Dichtungen entlehnt sind. Hier sieht man deutlich, wie Legende, Novelle, Schwank auf einer Linie liegt; und man muß nur anerkennen, daß diese Berührung der Extreme doch in Deutschland weniger Statt hatte, als in Frankreich, wo sich eine Masse von solchen legendenartigen Anekdoten und schwankartigen Heiligengeschichten (contes devots) vorfinden, in welchen die frechsten Späße und die unflätigsten Zoten herrschen. Zu diesen Erzählungen nun bilden die ernsten, größeren, in frommer Begeisterung, in andächtiger Beklemmung, geschriebenen oder — wenn es den Heiligen gefällt — gedichteten Legenden einen solchen Gegensatz, wie zu den neckischen und leichten weltlichen Schwänken die feierlichen und pomphaften Ritterepen.

Es kann unmöglich die Absicht sein, uns bei diesen Dingen lange aufzuhalten; wir heben nur das Bedeutendste aus der Gattung hervor, was im 13. Jh. gedichtet, und dann im Laufe des 14. wiederholt, ins Niederdeutsche umgesetzt und mit neuen Legenden vermehrt wurde, die sich dann immer weiter von der ungezwungenen Frömmigkeit in den Heiligendichtungen des 12. Jhs. entfernten. Zur Zeit der Blüte der ritterlichen Dichtung, meinten wir oben, war diese Frömmigkeit vorübergehend unterbrochen, wir sagen vielleicht treffender durchbrochen gewesen durch einen weltlichen Sinn, der die andachtvolle Ehrfurcht vor dem Heiligen verleugnete. Auch diesen charakteristischen Moment wollen wir in zwei Mischgedichten zu ergreifen

versuchen aus der Blütezeit der höfischen Kunst, worin die Legende eine ganz eigenthümliche Verbindung mit weltlichen Stoffen einging, welche von den Beispielen ähnlicher Vereinigungen, die wir früher im 12. Jh. gehabt haben, sehr absticht. Wir meinen zuerst das Gedicht vom Kaiser Eraclius, das uns aus dem angegebenen Gesichtspuncte am merkwürdigsten scheint. Es ist von einem „gelehrten Manne" Otte aus einem französischen Originale von Gautier d'Arras übersetzt [103]. Wenn sich die geschichtlichen Anspielungen bewähren ließen, die der Herausgeber nachweist, so hätte das Gedicht für Andere vielleicht noch anderen Werth; für uns ist das allein Wichtige, daß hier die (schon in der Kaiserchronik enthaltene) Legende von der Wiederfindung des heiligen Kreuzes durch den Kaiser Eraclius an eine sehr weltliche Erzählung geknüpft ist, die einen Commentar zu jenem Lieblingssatze der muthwilligsten Liebesdichter abgibt, daß Frauenhut nichts tauge. Beginnt die Legende spruchreich, moralisch, trocken, so fährt dagegen der Schwank von der Untreue und der Seitenliebe der Kaiserin Athanais in so weltlich muthwilligem Tone fort, daß schon dies die Zeit verräth, in der die deutsche Bearbeitung erst entstanden sein kann (Anfang des 13. Jhs.). In die gleiche Zeit, nicht vor 1216, fällt die von Thüringen ausgegangene Legende von dem heiligen kaiserlichen Ehepaare Heinrich (II) und Kunegunde von Ebernand von Erfurt [104]. Es ist dies ein deutsches Originalgedicht, zusammengestellt aus der Vita Heinrici Imperatoris von Adalbert, der Vita Cunegundis und aus mündlichen Mittheilungen des Kirchners Reimbot in Bamberg (unter dem Bischof Thiemo 1192—1202), den, als er todtkrank lag, der Kaiser Heinrich in nächtlicher Erscheinung zum Boten erkor, um die Erhebung der Gebeine Kune-

---

103) Eraclius, von Otte und Gautier von Arras. hrsg. v. Maßmann. 1842.

104) Ed. Bechstein. Quedl. 1860. Ein Akrostichon in den Anfangsbuchstaben der Abschnitte des Gedichtes enthüllt den Namen des Verfassers. Ein Ebernandus juvenis wird in einer Urkunde von 1212 unter Vertretern der Stadt Erfurt genannt. S. F. Bech in der Germ. 6, 423.

gundens zu erwirken. Auch diese Dichtung, die ein sehr ungeschichtliches Bild von dem Kaiser entwirft, der hier blutlos und hüftenlahm erscheint, ist eine Mischung von trockner farbloser Chronik, Legende und Schnurre. Man hört darin wenig davon, wie der Kaiser das römische Reich geweitet habe, desto mehr von seiner Herstellung der verwüsteten Bisthümer; mit besonderer Vorliebe aber verweilt die Erzählung auf dem ehelichen Verhältnisse des Heiligen, der seiner Gattin zur Hochzeit erklärt, daß er der weltlichen Minne quit wäre, was ihr „wunderwohl behaget“; obwohl dann ihr keusches Leben nicht verhindert, daß eines Tages früh der Teufel in eines Ritters Gestalt in ihrem Schlafzimmer gesehen wird, und daß der Kaiser diese Sache vor ein Fürstengericht bringt, wo man der Fürstin schonen wollte, die aber auf das höchste Gericht der Feuerprobe dringt. Sie besteht die Probe, indem sie aber zum Entsetzen des Gemahls, der ihr gerne den Mund verdrückt hätte, ihre Unschuld betheuert: so gewiß sie dieser Heinrich nie zum Weibe gewonnen habe. Man erkennt den unermeßlichen Unterschied, wie hier eine heimische Heiligengeschichte schwankartig behandelt ist im Gegensatze zu der Art, wie jene andere vom h. Anno ein Jahrhundert früher behandelt worden war. Man begreift aber aus diesen Beispielen zugleich, daß nach dem Durchgang durch eine so ganz den Dingen der Welt zugekehrten Zeit die Legende bei ihrer Wiedergeburt im späteren 13. Jh. nicht mehr den alten Ton festhalten, noch aus dem alten Geiste behandelt werden würde. Die meisten Dichter, die diese Stoffe zuerst wieder aufgriffen, hatten sich früher mit ritterlicher Dichtung abgegeben, hatten dies nach den angegebenen Veränderungen in der Zeitstimmung angefangen zu bereuen, und sie griffen nun diese heiligen Gegenstände auf als Bußmittel für die frühere dichterische Versündigung, so jedoch daß sie alle die weltliche Kunstfertigkeit, die sie an jenen Rittermähren erlernt hatten, mit zur Bearbeitung der geistlichen Stoffe herübernahmen. Daß hierbei die Einfalt und die reine Frommheit der alten Legenden ebenso wie deren Trockenheit und Nüchternheit nicht mehr

zu finden ist, beweist der Blick in jede beliebige Legende dieser Zeiten.

Wir treffen hier sogleich die zwei namhaften Dichter wieder, mit denen wir uns zuletzt beschäftigten, Konrad und Rudolf. Von Konrad von Würzburg besitzen wir außer den Bruchstücken eines h. Nikolaus [105]) drei vollständige Legenden. Zuerst den heiligen Sylvester [106]), der dem Stoffe nach schon in der Kaiserchronik vorkam, und (wie auch die heilige Crescentia [107])) jetzt eine neue Bearbeitung fand. Konrads Dichtung enthält indessen nichts was ihr hier eine ausführlichere Erwähnung verdienen könnte, so wenig wie sein Pantaleon [108]), die Legende von dem wunderthätigen Arzte und freiwilligen Märtyrer, den Kaiser Maximian mit Feuer und Wasser, mit Schwert und Rad vergebens zu tödten sucht, bis der Heilige es selbst erlaubt. Alle drei Legenden Konrads sind aus dem Lateinischen übersetzt: der Pantaleon auf Betrieb des Baselers Johann von Arguel, der Sylvester für den Domherrn Leutold von Röteleu und der Alexius für die beiden Bürger Johann von Bermeswil und Heinrich Iselin. Den Alexius hat Haupt [109]), und Maßmann begleitet von sieben anderen mittelhochdeutschen Bearbeitungen herausgegeben. Die Sage von dem Heiligen, der mitten aus Jugend und Reichthum und von der Stufe des Ehebettes weg sich der Armut und keuschen Selbstpeinigung ergibt und sich theils pilgernd theils als Bettler in dem reichen Hause seiner Eltern und seiner Braut durch das ganze Leben darin erhält, der wie Konrad sagt von der wahren Gottesminne entzündet wird in dem Augenblick wo die weltliche Minne ihr Fest feiern sollte, diese Sage ist recht gemacht zum Symbol des merkwürdigen Uebergangs dieser Zeit von

105) Im Anhang zu Bartsch's Ausgabe des Partonopier.

106) Ausg. v. W. Grimm. 1841.

107) Im Coloczaer Codex der altd. Gedichte. Hagens Gesammtabent. 1, 129.

108) In Haupts Zeitschr. 6, 193.

109) Zeitschrift 3, 534. — St. Alexius' Leben in acht gereimten mittelhochd. Behandlungen. Hrsg. v. Maßmann. 1843. Von den verschiedenen französischen Legenden von A. ist die älteste (11. Jh.) von C. Hofmann in den Sitz.-Berichten der Münchener Akad. 1868. I, 1 herausgegeben.

weltlicher zu geistlicher Ueppigkeit und Uebertreibung. Ueber den inneren Werth dieser Legende ist wie über so viele andere immer nur das Nämliche zu sagen, daß der Natur und ihren ersten und heiligsten Gesetzen darin Hohn gesprochen wird zu Gunsten eines anderen Gesetzes, das nirgends, auch in keiner Offenbarung, geschrieben steht, und das den gesunden Geist dermaßen beleidigt, daß man für alles Andere keinen Sinn übrig behält. — Von den Legenden, die Rudolf von Ems dichtete, ist der heilige Eustachius, den er im Alexander V. 3195 erwähnt, noch nicht wieder gefunden. Dagegen besitzen wir von ihm (aus den Jahren 1220—23) den **Barlaam und Josaphat**[110], eine Sage, die in Deutschland außerdem noch zweimal im 13. Jh. poetisch behandelt ward[111]. Neben den ofterwähnten weltlichen Novellen von universaler Weltverbreitung ist dieser geistliche Roman von der Bekehrung des indischen Prinzen Josaphat durch den Einsiedler Barlaam durch seine weiten Wanderungen von ganz besonderem Interesse. Durch Liebrechts verdienstliche Forschung ist neuerdings[112] nachgewiesen worden, daß der griechische, wahrscheinlich in Aegypten von einem syrischen Griechen verfaßte Barlaam[113], den man ohne Grund dem Johannes Damascenus (700—760) zuschrieb, nur eine christianisirte Darstellung des Lebens und der ascetischen Verwandlung des indischen Königsohnes Siddhartha (= Buddha † 543 v. Chr.) ist, daß nach den buddhistischen Quellen von Buddha's

110) Ausg. v. Fr. Pfeiffer. Leipzig 1843.

111) Die Eine dieser Bearbeitungen, von einem bairischen Dichter, ist nur in zwei Bruchstücken erhalten, die Pfeiffer in Haupts Zeitschrift 1, 127 und in „Forschung und Kritik" 1, 34 veröffentlicht hat; die andere, beredter als die Bruchstücke, auch weitläufiger und der lat. Quelle genauer angeschlossen als Rudolf, ist vollständig in einer Laubacher Handschrift von 1392 erhalten. Vgl. Lorenz Diefenbach, Mittheilungen über eine noch ungedruckte mittelhochd. Bearbeitung des Barlaam und Josaphat aus einer Handschrift auf der gräfl. Bibl. zu Solms-Laubach. Gießen 1836.

112) In Eberts Jahrbuch 2, 314.

113) Ed. Boissonade in dessen Anecdot. tom. IV. Deutsch von Liebrecht. Münster 1847.

Leben, von Siddhartha — wie von Josaphat — vorverkündet war, er würde Krone und Reich dem beschaulichen Leben opfern; daß Beider Väter um ihren contemplativen Hang abzuleiten, sie vor dem Anblick des menschlichen Elendes behüten, aber ohne Erfolg; daß unter ähnlichen Gegenwirkungen der Väter beide in armer Tracht entfliehen; daß Buddha ähnliche Kämpfe mit dem Liebesgott, mit Tod und Sünde zu bestehen hat, wie Josaphat mit dem Zauberer Theudas und seinen Geistern, während dann in dem dogmatischen lehrhaften Theile und den eingestreuten Apologen und Parabeln die natürlichen Abweichungen eintreten. Wie die griechische Alexandersage, so machte der griechische Barlaam die merkwürdigsten Eroberungszüge durch alle Sprachen und Völker in Osten und Westen. Dort ging er in syrische, arabische, hebräische, äthiopische und armenische Uebersetzungen über, hier gab ihm eine in zahlreichen Handschriften erhaltene lateinische Uebertragung die weiteste Verbreitung. Aus ihr flossen süd- und nordfranzösische, italienische und spanische Prosaerzählungen, aus ihr drei französische Dichtungen [114]) wie die drei deutschen, und eine in alten Drucken erhaltene Prosaübersetzung. Auf diesen deutschen Vermittlungen ruhen dann wieder eine isländische Barlaamsaga (ed. Keyser og Unger 1851.) und ein schwedisches Volksbuch, eine böhmische und polnische Bearbeitung. Auch nach England und die Niederlande fand die Sage ihre Wege, und durch die Spanier wurde sie noch weiter nach Osten, als von wo sie ausgegangen war, und in eine noch primitivere Sprache, in die Malaiische (Tagala) der Philippinen zurückgetragen. — Daß nun in der Zeit, in der unser Rudolf seinen Barlaam schrieb, als so viele Poeten ihrer weltlichen Herrlichkeit entsagten und fromm wurden, die Sage von dem beschaulichen Helden, der sich seiner weltlichen Größe und Ehre freiwillig begab, ein besonderer Lieblingsgegenstand der Dichtung ward, begreift sich von selbst.

114) Davon Eine, von Gui von Cambray, in der Bibl. des lit. Vereins N. 75 von H. Zotenberg und P. Meyer (1864) herausgegeben ist.

In die Reihe solcher Spätwerke alternder, reuiger, bekehrter Poeten scheint auf den ersten Anblick auch Rudolfs Barlaam zu gehören, der doch der Zeit nach ganz am Anfang seiner dichterischen Laufbahn liegt; ein Gedicht, das seine lebhaften Bewunderer gefunden hat, während wir sogar die religiöse Wärme darin vermissen, die andere zeitgenössische Legenden doch noch auszeichnet. Und dies hat offenbar seinen Grund darin, daß es dem Dichter zur Zeit noch nicht so voller Ernst mit der Verachtung war, mit der er zwar in dem Gedichte (115, 24) auf die Welt und ihren Wechsel herabsieht, und auf den Lug und Trug der weltlichen Dichtung, den zu büßen er diese heilige Geschichte geschrieben haben wollte, bei welcher der Leser (5, 10) sich des armen dichtenden Sünders erinnern soll, der hier nichts aufgenommen als was Apostel und Propheten verbürgen. In Wahrheit schrieb er dann aber die weltlichste seiner Dichtungen, den Wilhelm von Orlens, doch erst viel später; man sieht also wie mechanisch das Dichtungswerk von diesem Manne betrieben ward, wie der eigentliche poetische Trieb ihm abging, ohne auch nur von einem frischen frommen Triebe ersetzt zu werden. Selbst die bloße Gewandtheit des Vortrags trit hier noch weniger vor, die wir sonst wohl, wie in dem guten Gerhard, dem Dichter eigen fanden, den Docen [115]) unbedacht dicht neben Gottfried zu rücken Lust zeigte, den er lieber dem in alle Höhen sich zwingenden Konrad von Würzburg hätte gegenüberstellen sollen, um zu zeigen, wie verschiedene Wirkungen das Aussterben der dichterischen Stimmung in der Nation auf die verschiedenen Spätlinge dieser Dichterzeit ausübte. Von dem Stoffe finden wir uns auch hier nur wenig erbaut. Wer kann daran Gefallen finden, wenn Barlaam den jungen Josaphat im Christenthum unterrichtet und ihm dabei einen Auszug aus dem alten und neuen Testamente erzählt, ein Misch von trockener Geschichte, von erzwungener Begeisterung, von knapper Erzählung und dürren Namen, von Allegorien, Weissagungen, Erfül-

115) Altdeutsches Museum Bd. 1. Gallerie altdeutscher Dichter.

lungen und Wundern, durch die es dem schwankenden Jüngling vollkommen hätte schwindeln müssen! Oder an einem andern Hauptheile des Gedichts, der Disputation zwischen den heidnischen Lehrern und dem Pseudobarlaam Nachor, die nichts von der Einfalt des Aehnlichen in der Kaiserchronik, noch von dem Schwunge in Reinbots St. Georg hat. Oder an der Bekehrungsgeschichte des Josaphat, die wohl ein Drittel des Ganzen einnimmt; wo uns erzählt wird, wie die wunderlichsten Geschichten, die ihm vorgetragen werden, die Sonderbarkeit seiner Lehrer, ihre halbklaren Gleichnisse und Beispiele, eine Menge von unbegreiflichen Versicherungen und Glaubensartikeln eine Veränderung in seinem Herzen hervorbringen, von der wir am Ende weder ihr Entstehen begreifen, noch ihre Art einsehen. Was haben wir gelesen und gelernt? Ist der Christ besser geworden als der Heide? er war schon vorher gut. Ist er weiser geworden? er hat nichts gehört als Subtilitäten und elende Materie fürs Gedächtniß. Die Veränderung besteht in einer neuen Hülle, die seinem suchenden Geiste übergeworfen wird.

Mehr Berücksichtigung scheint der heilige Georg zu verdienen, der von Reinbot von Durne[116]) auf Aufforderung Otto's des Erlauchten von Baiern (regierte von 1231—53) bearbeitet ward. Die älteste Quelle der St. Georgsage ist eine griechische[117]), die ins 6. Jh. zurückreichen wird. Reinbot folgte ziemlich getreu, nur in dem gewöhnlichen modernisirenden Stile, dem lateinischen Texte, als dessen Aufzeichner ein Schreiber des Heiligen, Pasikras, angeführt wird, der bei Reinbot zu einem Richard geworden ist; vielleicht war er ihm auch durch eine französische Bearbeitung vermittelt, die dann auf die

116) In der Sammlung von Büsching und Von der Hagen. Band 1. Reinbot verfaßte den heil. Georg in Wörth (zwischen Regensburg und Straubing); sein Name kommt in Urkunden letzterer Stadt 1240 vor, und er war wie es scheint Geheimschreiber Herzog Otto's des Erlauchten. Von Pfeiffer ist das vollständige Material zu einer kritischen Ausgabe hinterlassen.

117) Acta SS. April. 3, 9.

lateinische aufgebaut sein mußte[118]. Wenn Konrad und Rudolf Bewunderung für Gottfried aussprechen und seinem Vorgange folgen selbst in ihren heiligen Gedichten, so schließt sich dagegen Reinbot eng an seinen Landsmann Wolfram von Eschenbach an, und nicht in blos äußerlichem Nachahmen von einzelnen Stellen[119], sondern in Fortbildung der ganzen Manier, so daß er eine Mitte bildet zwischen Parzival und Titurel, auf dessen Ton man im St. Georg vortrefflich vorbereitet wird. Wir lassen ihm hier eine Stelle unter den Anhängern Gottfried's, um die hauptsächlichsten Legenden zusammenzuhalten. Und wir wollen dem Gedichte etwas genauer folgen, um wenigstens an Einem Beispiele den Charakter der heiligen Dichtung dieser Zeit etwas näher darzulegen. Der Dichter versichert die ächte Legende mittheilen zu wollen, ohne das Buch mit Lügen zu schmücken; er wolle der Wahrheit folgen, damit sein Werk über alles deutsche Land bekannt werden möge. Er ruft den Heiligen selbst um seinen Beistand an, wie die Ritter deren Schutzpatron er ist im Kampfe thun: denn kein Christenmann band je den Helm und Eisenhut auf, ohne mit Herz und Mund an ihn den ersten Ruf ergehen zu lassen. Ein Markgraf Georius von Palästina läßt drei Söhne zurück, Theodor, Demetrius und Georg, die sich früh in den Kämpfen mit den Sarazenen auszeichnen, besonders aber der jüngste, Georg, dessen Preis so strahlend ist, daß sich seine beiden Brüder neidlos vereinigen, ihr Land ihm zu überlassen, an dem sich die Welt und alle ihre Geschöpfe, die Engel

---

118) Die von Luzarche aus einer Handschrift in Tours herausgegebene: La vie de la vierge Marie de Maître Wace, — suivie de la vie de S. George, poème inédit du même trouvère (Tours 1859) könnte, da sie kaum 500 Verse, Reinbot aber über 6000 hat, nur ein Auszug aus der Vorlage des deutschen Dichters sein. Die Autorschaft von Wace, die auch Holtzmann (Germ. 1, 371) behauptete, ist keineswegs erweislich. Vgl. Bartsch in Germ. 4, 502.

119) Zur Vergleichung eine Stelle (1916 ff.) mit einer ähnlichen im Parzival. Er spottet ärmlich lebender Leute; dann:

> Wê, wes spotte ich tumber man, als der oven tuot des slâtes!
> ich hân doch solhes râtes dâ heime niht in mîme wesen,
> man möht joch vor mîm spotte genesen u. s. w.

und Gott und seine Mutter freut. Die Brüder gehen nach Spanien in den Kampf gegen die Heiden, Georg aber streitet ruhmvoll in Kappadocien. Die Kaiser Diocletian und Maximian rüsten gegen ihn und verfolgen alle Christen; auf das Gerücht davon eilen beide Brüder aus Spanien zurück. Das Wiedersehen, die Mittheilung Georgs an seine Brüder, daß er entschlossen sei an den kaiserlichen Hof zu gehen (in der Absicht, die Märtyrerkrone zu verdienen), wird mit einem gewaltigen Schwulst beschrieben. Demetrius empfindet darüber einen Jammer, der nicht zergehen werde, „ehe einer einen Bliz oder den Phönix fange, oder einen Thurm bis zum Himmel aufbaue, oder die Sterne und den Sand zählend durch die Hand laufen lasse." Die besorgten Brüder liebäugeln mit dem jüngern, hätscheln ihn wie eine Puppe, nennen ihn stets Buhlen, versichern ihn, daß sie sich umbringen würden wenn ihm ein Leid geschähe, daß sie sich wundern, wie nur ihr Herz noch diesen Kummer aushielte: denn wäre es so groß wie mons Olivet und dazu von Stahl, es müßte davon zerbrechen; lüde man diesen Jammer auf tausend Schiffe, er würde sie alle in den Grund drücken; ihr Herz solle ein Leid tragen, dem keinerlei Ding gewachsen sei, nicht Fels, Wasser, Berg und Thal, vor dem sich das Grün in Haide verwandle und die Vögel ihren Sang verlören; das Kind im Mutterleibe beweine seinen Entschluß zu dieser Fahrt. Man bemerkt wohl die Nachklänge von Wolfram's Art, und sieht wohin der Misbrauch der poetischen Freiheit und Ueberspannung führte. Nun malt ihnen tröstend ihr Bruder die Seligkeit und die Freude und Wonne des Himmels aus, des Sitzes der hehren Frau und Magd, der Tochter, Mutter und Braut zugleich, die mit Christus, dem Degen, wahrer Minne pflegt, von deren Liebe die Engel in hohem Brautliede singen, das zu hören, wie jene zu sehen der Heilige sich sehnt. Des heiligen Geistes Kraft, der aus ihm spricht, verwandelt die Brüder; sie sehen ein, daß hier auf Erden nichts zu holen ist, als heute Freud und morgen Klagen, und daß Kampf und Gesang, Tanz und Frauen nichtige Vergnügen sind. Dabei trit dicht neben eine fließende schöne

Gabe der Schilderung eine Geschmacklosigkeit in einzelnen Zügen, die bereits einleitet, was wir nachher fast einzig charakteristisch werden sehen. Der apokalyptische Ton des Titurel oder des Wartburgkriegs (dessen Räthsel in ähnlichem Geschmacke schon im Barlaam vorkommen) klingt hier an neben der freundlichsten Erzählung in schmeichelnder Leichtigkeit, oder neben jener flammenden Beredtsamkeit, mit der Georg seinen Brüdern die Eroberung von Kappadocien schildert, über deren Lebhaftigkeit und Gewicht man selbst die Uebertreibung vergißt und die es bedauern läßt, daß nicht frühere ächtere Dichter der Sprache in ähnlicher Weise mächtig waren, oder dieser und seine Zeitgenossen in einer besseren Epoche auf bessere Stoffe fallen konnten. Der Heilige geht nun nach Konstantinopel und dort beginnen seine Leiden und seine Wunder. Auf den Ruf davon macht ihm der Kaiser Dacian Versprechungen, allein er hat sich dem ergeben, der demüthig auf dem Esel ritt und ein hoch hispanisch Roß verschmähte. Die Kaiserin leiht dem Wundermanne ihr Ohr; er hat mit ihr ein Gespräch über Gott; er sucht ihr zu erklären wie der Allmächtige, das A und das O, Altissimus Vater und Kind, die drei Naturen, Kraft, Weisheit und Güte in sich vereinigt, wie er geboren ist von der Magd, die er selbst geschaffen, und wir begegnen wieder jener Vorstellung, die den Mittelpunct aller poetischen Lobpreisungen der Jungfrau bildet: nach der dies Wunder der Geburt Gottes mit der Jungfrau Erde verglichen wird, die Samen trug als noch kein Pflug sie durchschnitt, und den Adam gebar, dessen Weib, aus seiner Rippe gemacht, zugleich seine Tochter und seine Gattin war. Das Gebet, das der Dichter den Heiligen an die Jungfrau richten läßt um Bekehrung der Kaiserin, ist vollkommen in dem Geschmack der lyrischen Lobpreisungen Maria's, auf die wir alsbald zurückkommen werden. Wirklich gelingt die Rettung der Fürstin, sie begehrt von Georg die Taufe. Sage, ruft sich der Dichter an, lieber Reinbot, wer ward da Gevatter, als Alexandrina die Taufe empfing? wer segnete das Wasser? Das that, der der Sonne ihren Weg, ihren Gang und Kreislauf zeigt. Wer sagte

ihr den Glauben? Das that, der die Taube aus der Arche sandte, der Moses Gebet vernahm, da er doch nicht sprach; der starke Löwe vom Himmel, das sanfte Lamm von Nazaret war ihr Pathe. Bei dem nächsten Wunder erklärt sich die Kaiserin öffentlich. Der Heilige wird aufs Rad geflochten, allein noch war seine Stunde nicht gekommen, Engel hüten ihn da und er schläft sanft und ersteht wieder, erklärend, dies seien die Zeichen deß, der sich nicht in Kalbsgestalt anbeten lasse, der von Vater her des Himmels Sippe, mutterhalb von der Erde sei, der das Wort zu der Jungfrau sandte, die von ihm den Sohn empfing, der aller Dinge mächtig ist, der den Lauf der Gestirne vorschreibt, des Himmels Tiefe und Höhe, Länge und Breite gemessen und den Mittelpunct der Erde geschaffen, der den Erdball, wie tief er mit seiner Schwere niederstrebt, aufwärts hebt zum Firmament. Groß ist die Gewalt dieses Gottes; wäre aller Sand gezählt, der bei den Wassern liegt, und wäre das Alles Pergament und jeder Stern ein Schreiber, sie möchten seine Kraft nicht vollschreiben. Er wohnt im Lichte im Himmel, wo man Ave singt; zwischen ihm und der finsteren Hölle, in der das Oweh tönt, schwebt die Erde mit ihrem Wechsel von Tag und Nacht, von Freude und Trauer. Solche Stellen, die mit innerem Feuer geschrieben sind, kennt der Barlaam, kennen die meisten Legenden durchaus nicht. In die Herzählung der Martern und Wunder des Heiligen wollen wir nicht eingehen, die mit einer peinlichen Wirkung jede Erinnerung an das Schönere des Gedichts rein vertilgen. Wer wird gerne auch in der Malerei jene Greuel der Christenschlächterei abgebildet sehen, die, um so wahrer sie sind, je mehr anwidern! Wenn man hier hören muß, wie die Kaiserin an den Brüsten aufgehängt, wie Georg bald gerädert, bald zersägt und in Pfützen geworfen wird, wie ihm die Nägel abgehauen und die Wunden vergiftet werden, wer wendet sich da nicht mit Abscheu und Ekel von einer Kunst, ja von einem Religionsglauben weg, die an Schilderung solcher Scheußlichkeiten oder an den stets wiederholten Wundern, die selbst ihre Neuheit verlieren, sich erfreuen oder erbauen konnten.

Wenn alle die Heiligenleben erhalten wären, die im Laufe dieses und des folgenden 14. Jhs. gedichtet wurden, so würden sie eine ungleich größere Masse als die weltlichen Romane ausweisen. Der Herausgeber einer (lückenhaften) Legende von St. Katharinens Marter, von einem scheints mitteldeutschen in Oesterreich ansässigen Dichter der 2. Hälfte des 13. Jhs.[120]), hat eine ganze Literatur von deutschen Bearbeitungen der Geschichte nur dieser Einen Heiligen verzeichnet, darunter acht (in Wahrheit giebt es neun) Erzählungen dieses und des 14. Jhs., wie wir ähnliches oben von der Legende von St. Alerius erfuhren. In Arbeiten wie diese sind nur altbekannte Lieblingssagen erneuert; andere Dichter suchten ein Verdienst darin, ganz neue Heilige einzuführen, wie Konrad in seinem h. Nikolaus. So führte der deutsche Ordensritter, Bruder Hugo von Langenstein aus schwäbischem Geschlechte (der Sohn Arnolds von Langenstein der dem deutschen Orden die Insel Meinau im Bodensee geschenkt hatte), den Deutschen die h. Martina[121]) zum erstenmale als eine ganz Unbekannte zu. Ihm selbst, dem Dichter, ward die Heilige durch eine Klosterfrau kund, die ihrerseits im Traume zuerst von der aus römischem Adel (im 3. Jh.) geborenen Schutzheiligen der Stadt Rom gehört, und dann geistigen Trost bei ihr gefunden hatte, den ihr kein anderer Heiliger gewährt; auf ihre Bitte entschloß sich Hugo widerstrebend zu dem schweren Werke, das Leben der Heiligen in deutsche Reime zu bringen, das gegen seine Kunst wiege wie ein Berg wider eine Bohne: so erzählt er selbst die Geschichte der Entstehung seines 1293 vollendeten Buches. Seine Quelle war

---

120) J. Lambel. Germ. 8, 129. Zu den bei ihm verzeichneten Bearbeitungen kommt noch die in einer Königsberger Handschrift hinzu, die wir unten kurz erwähnen.

121) Ed. A. v. Keller. Bibl. des lit. Vereins N. 38. Stuttg. 1856. Auszüglich in Diutisca, 2. Band, und in Wackernagel's Altd. Handschr. der Basler Bibl. Der Dichter kommt 1298 in dem deutschen Hause in Freiburg im Breisgau vor. S. Laßberg in der Ausgabe des Littauers von Schonboch, 1826, den er fälschlich unserem Hugo zuschrieb.

die lateinische Legende, die in der Sammlung von Bolland aus einer Trierer Handschrift gedruckt ist [122]; die eigentliche Lebensbeschreibung aber ist bei ihm an Masse überwogen von den „Ausgängen" aus der Märe, seinen ungeheuer breiten andächtigen, lehrhaften, allegorischen Excursen, die er zwischen die einzelnen Martern einstreut, deren nach dem Zeugniß geistlicher Männer 20 sein sollten, von welchen ihm aber nur 11 bekannt wurden. Den Stoff zu diesen Einschaltungen nahm Hugo zumeist aus zwei lateinischen Werken, der Schrift des Pabstes Innocenz' III de contemptu mundi und dem zu seiner Zeit entstandenen compendium theologicae veritatis, das verschiedenen Autoren, unter Anderen Hugo von Straßburg zugeschrieben wird [123]. Diese Episoden geben dem Gedichte Hugo's seine eigentliche Färbung. Wenn die bisher erwähnten Legenden in der bloßen Erzählung und dem heiligen Stoffe ihr Verdienst haben, so sucht diese mit Allegorie und Lehre zu wirken und eröffnet daher einen Zusammenhang dieser Gattung mit der didaktischen Poesie. Wackernagel nennt den Dichter verworren und verwildert in Sprache und Vers, geschmacklos bis zur Freude am Häßlichen, voll von Entlehnungen aus Reinbot und Konrad von Würzburg; im Allgemeinen ist gleichwohl sein flüssiger Vortrag nach Gottfried gebildet. Hält man sich an ausgehobene, gelungnere Stellen, so kann Hugo mehr als die meisten anderen Legendendichter der Zeit von einer reineren Begeisterung erfüllt scheinen, die ihm dann stellenweise eine Fülle von Gedanken und Bildern und eine sprudelnde Beredtsamkeit verleiht; nur daß sie sich hier und da, wie in seiner Episode von der „Blöde", von dem Gaukelspiele der Welt und des irdischen Treibens, zu Spielereien verleiten läßt. Denn allerdings, weder Redekunst noch Begeisterung waren in einer auf 33000 Verse ausgeplätteten Erzählung der dürftigen Martergeschichten mit den zwischengeflochtenen breiten Betrachtungen festzu-

---

122) Acta SS. Ven. 1734. I, 11.

123) Vgl. R. Köhler, über die Quellen Hugo's von Langenstein. Germ. 8, 15.

halten; unter denen jene Episode von der menschlichen Gebrechlichkeit über dritthalbtausend Verse, die allegorische Bekleidung der Heiligen aber (15, 70—53, 82.) mit dem Hemde der Keuschheit, dem Mantel der Geduld, dem Gürtel der Stetigkeit, dem Kranze der aus den Blumen Demuth Treue Maaße Barmherzigkeit Gehorsam und Weisheit geflochten ist, über 4000 Verse umfaßt und in sich wieder ad vocem Gehorsam von einer langen Binnenepisode von Christis Beschwerden und Leiden unterbrochen ist! Im übrigen sind seine Allegorien durchgehend bestimmt und klar; sein Bilderreichthum ist groß, wie seine aus irgend einem „Meister" Physiologus (87, 41) geschöpfte Gelehrsamkeit in abenteuerlicher Naturkenntniß und theologaler Deutung der Eigenschaften von Thieren, Pflanzen und Steinen. Er kann selbst in so abgedroschenen Themen wie der Schilderung der Sommer- und Winterszeit neu sein, auf die er in der langen Darstellung von Martina's Empfang im Himmel, im Gegensatze zu den himmlischen Jahreszeiten geräth.

Einem Sammelwerke von mehr als 100,000 Versen begegnen wir auch in diesem Zweige in dem Passional[124], einer Dichtung, die in Sprache, in geschicktem, leichtem Vortrage, in der klaren Behandlung dieser heiligen, so leicht in Unklarheit verleitenden Gegenstände sehr an Hugo von Langenstein erinnert. Wer der Verfasser ist und wer ihm die Anregung zu seiner Arbeit gegeben, verhehlt er selbst (Hahn p. 333) ausdrücklich. Bartsch hat die Vermuthung gewagt[125], aus der oben erwähnten Marienlegende von dem Schüler von Paris, von Heinrich Klausner, der sich sichtlich an dem Dichter des Passionals geschult hat, eben diesen Dichter doch entdeckt zu haben, und zwar in dem Gewährsmann, der dem Klausner den Stoff zu jener frommen Geschichte mitgetheilt, dem Guardian Pilgrim von Görlitz, den Heinrich als einen kenntnißreichen Prediger bezeichnet, wie der

124) Die beiden ersten Bücher in: Das alte Passional, hsg. v. K. A. Hahn 1845. Das dritte in: Das Passional, hsg. v. Fr. Karl Köpke. Quedl. 1852.

125) Einleitung zu seinen mittelh. Gedichten.

Dichter des Passionals ohne Zweifel gewesen ist. Sein ungeheures Gedicht besteht aus drei Büchern. Das Erste handelt von Jesu und Maria. Das Zweite von den Aposteln und Evangelisten und (in einem Anhange) von S. Michael, Johannes dem Täufer und M. Magdalena. Das Dritte von 75 Heiligen nach der Ordnung des Kirchenjahrs, von Nikolaus bis zu Katharina. Und außer diesem massigen Stoffe hat der Dichter sogar noch einen vierten Theil oder ein zweites Werk[126]), das Leben der Väter, nach den im 5. Jh. schon bezeugten, dem h. Hieronymus zugeschriebenen vitae patrum in weiteren 30,000 Versen behandelt; er hat es den früheren Theilen erst später angefügt, da er (Köpke 285, 11) in dem dritten Theile „der Väter Buch" erwähnt, ohne noch seiner Bearbeitung zu gedenken. Der Stoff zu diesem weiten Inhalte ist von dem compilirenden Dichter mit „großer Umsuche", mit einem arbeitlichen Fleiße, dessen er sich selber rühmt, weither zusammengetragen worden. In den Legenden des dritten Buches scheint er im Ganzen eine gemeinschaftliche Quelle mit Jacobus a Voragine (legenda aurea) zu haben, doch sieht man aus einzelnen Stellen, daß er zu verschiedenen Heiligenleben, wie von St. Laurentius (374, 12), Gregor (214, 29) u. A., auch besondere Gewährsmänner hat, und daß er die Werke der schriftstellerischen Heiligen, der Ambrosius, Gregorius, Bernhard, Augustin u. A. sehr genau kennt[127]). Im ersten Buche, im Leben der Maria, hat er zum

126) Hs. in Leipzig. Bruchstücke mitgetheilt in Roth's Dichtungen des d. Mittelalters 1845 und von Tittmann in den Beitr. z. vaterl. Alterthumskunde. Leipz. 1826. Andere sind neuerdings von Zingerle aus einer Meraner Handschr. mitgetheilt. — Das ursprüngliche Werk, eine beliebte Mönchlectüre, beschreibt das Leben der ersten Begründer des anachoretischen Lebens; bald wurde es mit neuen Lebensbeschreibungen, bald auch mit Anekdoten und Sprüchen aus dem Munde heiliger Männer erweitert. Unser poetisches Werk enthält, so weit es bekannt ist, nur Biographien, „den alten Kern" der Sache; eine prosaische, vielleicht gleichzeitige Uebersetzung (gedruckt für den liter. Verein „Der Väter Buch" ed. Hermann Palen. Stuttg. 1863.) enthält nur die später zugekommenen Sprüche.

127) Neuere Untersuchungen von Fr. Roth (Germ. 11, 406.) weisen ihm noch eine ganze Reihe von vereinzelten Legenden zu, die von Karajan (1839) her-

Theil dichterische lateinische Quellen vor sich [128]; im zweiten Theile benutzt er die apokryphen acta apostolorum neben der Bibel, den Kirchenvätern, Josephus, neben deutschen Quellen und sogar mündlichen Berichten. Die kleinen Legenden von den Wundern, welche die Reliquien, die Gräber, die Erscheinungen und Bilder der Apostel noch nach ihrem Leben verrichtet haben, sind ohne Rücksicht auf Zeitordnung in das ganze Werk eingestreut. In die Geschichte der Maria ist eine Anzahl von neuen Erzählungen eingeflochten, die man auch in den weitläufigeren poetischen Lebensbeschreibungen von ihr nicht findet; des Herodes ganze spätere Geschichte, die Legende von Veronica und Tiberius wird eingefügt; zahlreiche Wunderanekdoten von der Kraft der Marienverehrung, wie wir sie oben kennen gelernt, werden berichtet. All dies gibt dem Ganzen einen Reichthum von Unterhaltung. Was die Behandlung angeht, so haben wir einen gesunden, verständigen Mann vor uns, der von seinem Gegenstande warm durchdrungen, der Sprache bis zu großer Geläufigkeit und einer manchmal ganz neuen Geschmeidigkeit mächtig, von dem süßlichen Ton der einen, wie von dem chronikartigen der anderen und dem schwülstigen der dritten gleich frei ist. Selbst wo ihn einmal, bei Gelegenheit der Geschichte des Evangelisten Johannes, der apokalyptische Ton anwandelt, besinnt er sich gleich wieder und gesteht lieber, statt sich in hohle Paraphrasen zu verwir-

ausgegebenen Siebenschläfer, einen Eustachius (Germ. l. l.), eine Pelagia und einen Abraham den Einsiedler (Mone, Anzeiger. 8, 338—41), und noch vier andere, die neben dem Abraham und den Siebenschläfern in einer Hamburger Handschrift (Anzeiger 3, 38.) enthalten sind. C. Schröder theilt mir mit, daß sich diese Reihe noch um ein Gedicht von der Königin Hester vermehrt, das demnächst in den Germanistischen Studien I erscheinen wird.

128) Vgl. darüber Pfeiffer, im Vorwort zu den Marienlegenden (Stuttgart 1846; ed. 2. Wien 1863.), die er aus dem Passional ausgezogen und herausgegeben hat, weil die meisten in Hahns Ausgabe, die nur Einer Handschrift folgt, abgehen. Diese Legenden sind theilweise dem liber de miraculis S. Mariae von Botho von Prüflingen (12. Jh.) entnommen; für das Leben Maria's benutzt das Passional ein lat. Reimgedicht (vita Mariae virginis et salvatoris metrica), das auch den Mariengedichten Philipps und Walthers von Rheinau zu Grunde liegt. S. Maßmann Heidelb. Jahrb. 1826. p. 1183.

ren, daß jener Eingang: „Im Anfang war das Wort," der wie ein Donnerschlag die Welt durchfahren, seinem rechten Sinne nach unerklärbar sei, wie die Ursachen des Donners, woher er komme und wohin er gehe. Seine Erzählung ist überaus leicht, fließend, nicht selten bei schwierigen Gegenständen (wie in der Beschreibung des von Octavian aufgelegten Census) elegant und zierlich, dabei anspruchslos und fast ohne das Ermüdende, das ein solcher Stoff mit sich bringt. Auf der Beschreibung der Flucht nach Aegypten liegt ein eigner romantischer Anstrich; er nimmt hier, wie er denn überall auf gute alte Quellen aussteuert, die Kindheit Jesu von Konrad von Fußesbrunnen in freier Bearbeitung auf. Ueberall ist er blos auf die Laien bedacht; auf die Festtage der Heiligen ist steter Bezug genommen; die größere Freiheit seines ganzen Vortrags fließt einzig aus dem lebendigen Tone der Predigt und ihrem Streben nach Anschaulichkeit. Nach dem Epiloge des zweiten Theiles, der bei Hahn nicht gedruckt ist, ist ersichtlich, daß der Dichter wirklich ein Prediger gewesen und daß er sein Werk schrieb, um der Menschen Andacht zu reizen und ihre tugendliche Sitte zu stärken: was er heute predige, sagt er, das vergehe mit dem Schalle, was er aber mit der Feder schreibe, das, hofft er, solle bleiben über manchen Tag. Es begreift sich daher, daß man an vielen Stellen der Gesinnung, der Materie und den rhetorischen Kunstgriffen nach an die Bertholdischen Predigten erinnert wird. Wo der Dichter seine Erzählung mit Gebeten, mit Anreden und Ausrufungen unterbricht, fühlt man leicht, aus wie wahrer Begeisterung diese fließen; und an den rechten Stellen ergießt sich des Dichters menschliche Empfindung in einem feurigen lyrischen Schwung. Als er Christus' Gefangenschaft und Geißelung erzählt hat, ruft er aus: Merkt Wunder, die Kraft ließ sich binden, die Gewalt sich beugen, die Herrschaft sich neigen, der Freie ward da zum Eigenen. Um wen hast du die Hammerschläge und das Schmieden auf deiner heiligen Menschheit gelitten? Seltsames Recht, daß du deinen Knecht befreitest um den Preis deiner eigenen Knechtschaft, und deine göttliche Kraft beugtest

unter dein Geschöpf. Beweine o Mensch die Nacht, da er gefangen ward, u. s. w. Dann versetzt er sich mit gleichem Feuer in die Gefühle der Gottesmutter, in ihre Klage am Kreuz. An den mündlichen, versinnlichenden Vortrag des Redners erinnert wieder die Scene, in der er mit wahrer Glut eine Unterredung des Teufels mit der Hölle erzählt nach dem Tode des Erlösers, der nun kommen soll, des Satans Willkür zu brechen. Ebenso die Form, daß er in dem Lob unserer Frauen, wo er gleichfalls das sonst Zerstreute über dies Thema gleichsam zusammenfaßt, die Maria redend einführt, was auch schon früher geschieht, wo bei Christus' Leiden am Kreuz der Dichter die Mutter fragt, wie ihr da zu Muthe gewesen, und dann ihr selbst eine lange Rede in den Mund legt. In den erzählenden Legenden des dritten Theils hört dieser schwungreichere Ton des Predigers auf. Diesen oft langweiligen, oft gräßlichen Stoff konnte auch dieser Dichter nicht fesselnd oder angenehm machen. Dennoch verleugnet sich auch in diesem Theile die geistige Bildung und Ueberlegenheit desselben nicht. Es ist das Charakteristische dieser Sammlung, daß der Dichter nicht auf den abenteuerlichen Heiligen und Märtyrern mit der größeren Vorliebe verweilt, sondern auf denen, die eine geistige Bedeutung haben. Das Leben des Augustinus ist daher der Glanzpunct dieses Theiles, dessen innere Kämpfe, Entwicklungen und Lehren mit leichtem Verständnisse eindringlich behandelt sind.

Etwas kürzer wollen wir uns über die Gedichte zur Ehre der heiligen Jungfrau fassen. Sie sind von zweierlei Gattung, entweder lyrisch und psalmenartig oder episch und hymnenartig. Auf dem Leben der Maria vom Pfaffen Wernher bauten sich erweiterte poetische Biographien auf. Die älteste darunter, die um die Scheide des 13/14. Jhs. gedichtet sein wird, ist von Bruder Philipp[129], der in der steirischen Karthause Seiz, aber in mitteldeutscher Mundart, dichtete und sein Büchlein den Deutschordensbrüdern in Preußen

---

129) Ed. H. Rückert. Quedl. 1853.

zusandte; es verhält sich zu Wernher's Gedicht etwa so, wie Rudolf's und Eschenbach's Alexander zu Lambrecht; ganz so ist der Stoff ausgedehnt, die alte Quelle verlassen und eine weitere und schlechtere, die wir vorhin (in Note 128) angezeigt haben, an die Stelle gesetzt. Dem Philipp war der Text des Wernher bekannt, wie dem Rudolf der Lambrecht, es ist aber merkwürdig, wie alles Schöne und Treffliche verwischt oder entstellt ist. Die Frömmigkeit, die aus Philipp spricht, steht gegen die Heiligkeit des Wernher'schen Gedichts eben so zurück, wie etwa Rudolf's Barlaam gegen die Kaiserchronik. In der Pommersfelder Handschrift dieses Marienlebens folgt ihm ein ave Maria [130], das vermuthlich auch von Philipp verfaßt ist: das ist in einer unendlichen, über das Stereotype nicht hinausgehenden Redseligkeit in zwölf Gedichten von je gleichen und immer (ob kurz oder lang) gleichreimigen Strophen breit getreten. Aehnlich wie Philipps Marienleben, so sticht durch prosaischen Ton und trockenen Gang der Erzählung auch das spätere Marienleben Walthers von Rheinau [131]) aus dem 14. Jh. vor, das auch derselben Quelle folgt wie Philipp. In einem dritten gleichzeitigen Gedichte desselben Inhalts, das von einem Schweizer Namens Wernher herrührt [132]) und nach des Dichters Angabe aus einem Buche des heil. Dionysius übersetzt ist, ist ein gewisser Schwung der Rede nicht selten mit einigem Erfolge gesucht, während das Ganze im Stil der Chronik ermüdend hinschleicht; es ist darin eine Heiligkeit und Größe des Gegenstandes empfunden, damit aber eine Herabwürdigung in der Darstellung verbunden, die nichts scheut und allen Anstand mit Füßen trit: man wird hier mit allen Menschlichkeiten des Weibes, mit mütterlichen Hoffnungen und der Hülflosigkeit des Kindes in den Windeln bekannt; Unschicklichkeiten, die der ältere Wernher noch verabscheut haben würde. Aber

130) Im Anhang zu Bartschs Ausgabe der Erlösung. N. 6.

131) A. v. Keller hat in vier akademischen Festprogrammen 1849—55 alle vier Bücher (gegen 15,000 Verse) herausgegeben.

132) Cod. Pal. Nr. 372.

freilich seitdem der Streit der Stercoranisten geführt war, seit Ratbert und Ratram über die Entbindung der Maria gestritten, seit Albert der Große mit unerhörter Eindringlichkeit alle Fragen des Acts der Empfängniß besprochen hatte und der Kampf über die reine Empfängniß der Maria gefochten war, wie sollten nach den Vorgängen dieser heiligen Physiologie nicht alle Physiologica auch im Gedichte erörtert werden können! Die gemeinsten, oft ganz zuchtlosen Vergleichungen der Eigenschaften Gottes oder der Jungfrau drängten sich auch in die Oden oder lyrischen Preisgedichte an die Jungfrau ein: da ja das Erhabenste selbst noch Gottes unwürdig ist, so ist in sofern zwischen dem Erhabensten und Unwürdigsten kein Unterschied und damit entschuldigt auch Guibert von Nogent diese unanständigen Gleichnisse. An jenen lyrischen Gedichten können wir die ähnliche Ausartung, die wir in den epischen bezeichneten, in drei ausgezeichneteren Stücken verfolgen; wir meinen den Leich Walthers von der Vogelweide, ein Loblied auf die Jungfrau, das man langehin Gottfried von Straßburg [133]) zugeschrieben hat, und die goldene Schmiede Konrads von Würzburg [134]). Der Preis der Jungfrau steigert sich hier in Umfang, in Glut und Ueberladung. An Walthers Leich wird sich jeder, wer auch nicht Freude an dergleichen hat, von der wahrhaften Religiosität

---

133) In Haupt's Zeitschrift 3, 514. J. M. Watterich (Gottfr. von Straßburg, ein Sänger der Gottesminne. Leipzig 1858) hatte aus diesem Liede und einem Gedichte von der Armut, das in der Manessischen Sammlung Gottfried beigelegt ist, eine ganze Lebensgeschichte herausgelesen, wonach Gottfried als ein reuiger Kreuzfahrer von dem heil. Franciscus in seinen Orden wäre aufgenommen worden. Pfeiffer (in der Germ. 3, 59) „zog diesem Bau die Grundlage unter den Füßen weg", indem er unwidersprechlich nachwies, daß beide in Sprache und Mundart abweichende, in Vers und Reim so rohe Gedichte, wie Gottfrieds tadellos sind, nicht von diesem herrühren, daß auch die Stelle in Konrads goldener Schmiede V. 94—103, die dem Gottfried ein Gedicht auf die Jungfrau zuzuschreiben scheint, misverstanden worden ist und nur hypothetisch aussagt, wie viel besser Gottfried die Jungfrau gepriesen haben würde, wenn er das statt seiner, Konrads, unternommen hätte.

134) Ausg. v. W. Grimm. Berlin 1840; der das Gedicht in die letzten Jahre des Dichters legt.

und von der feurigen Innigkeit des Dichters ergriffen fühlen und selbst dem künstlerischen Beurtheiler wird der Wechsel des Tons, die stete Frische der Gedanken und Bilder und das rechte Maß genugthun, das hier bewahrt ist. In dem Gottfried zugeschriebenen Liede ist schon die peinigendste Häufung jener langeher überlieferten und immer mehr angeschwollenen Benennungen und Vergleichungen, in deren Fülle, Seltsamkeit und Neuheit der Werth des Gedichtes gesetzt wird; die Künstelei im Vortrage zeigt, daß das Herz hier nichts mehr zu thun hat, und die Wortspielereien, die man sich in weltlichen Gegenständen wie im Tristan etwa gefallen läßt, widern hier an. Der Dichter scheut sich schon nicht mehr, die vulgarsten Benennungen für Gott zu brauchen, an seine Allmacht die spielendsten Gleichnisse zu legen, mit ihm zu tändeln, wie mit der Jungfrau zu liebeln. Alles dies nun ist in der goldenen Schmiede zum Aeußersten der Ueberladung getrieben. Jeder ernstere Mann muß sich hier abwenden, wenn er ewig nichts hört, als endlose Variationen weniger Gedanken und Bilder, mit denen man sich den geheimnißvollen und wunderbaren Eigenschaften und Verrichtungen der Jungfrau zu nähern sucht. Dies dauernde Umdrehen und Umwenden in einerlei Vorstellungen, dies süßliche Versüßen süßer und schmachtender Anrufungen, dies „Schaaren von einem Lob zum andern", dies ewige Hetzen eines Namens mit dem anderen könnte nur einem Muselmanne gefallen, der die hundert Kugeln seines Rosenkranzes abbetet. Wenn man gelesen hat, so hat kein Bild gehaftet, kein Gedanke beschäftigt, keine Empfindung angeklungen, und nicht einmal war der zuckersüße Vers oder die Worte voll Honigseim im Stande, nur in eine ernste oder feierliche Stimmung zu bringen. „Ein Bild, sagt J. Grimm, drängt sich auf das andere, in der Hoffnung, deutlicher zu sein und mehr auszusagen, und da jedes seiner Natur nach für sich besteht und von vorne anhebt, so kann unter ihnen weiter kein äußerlicher Zusammenhang sein." Es sei also nichts als eine Sammlung solcher Gleichnisse, ein Versammlen der üblichen Bilder in ein Schatzkästlein, ein Aneinanderreihen dieser

Edelsteine zu einem goldenen Geschmeide; ein Rosenkranz also, den man nun abrollen und absingen kann. In einem Gedichte von Maria's Grüßen[135]) aus der Mitte des 13. Jhs. wird dies recht sonnenklar, daß die Gedichte zu ihren Ehren gleichsam in einer Beziehung zu dem ihr geweihten Rosenkranze stehen. Da sind fünfzig Grüße hinter einander eingefädelt, von denen man zum Ueberflusse belehrt wird, daß man sie mit 50 Venien sprechen solle, damit die himmlische Frau uns nach unserem Tode im Himmelreich wieder begrüße; dann 50 Freuden, die man eben so hersagt, damit uns die Jungfrau wieder erfreue, und dann 50 Hülfen, bei deren zehnter man jedesmal in Kreuzgestalt auf die Erde fallen soll. Was man verdrossen ist in der Kirchenhistorie lesen zu müssen, den Unsinn der Cyrillischen Gebete, muß man hier als Poesien empfangen. Auch W. Grimm sagt, daß das Gedicht von der goldenen Schmiede jetzt allgemeinem Eindrucke fremd sei: daß es aber zu seiner Zeit Eindruck gemacht habe, lasse sich schon aus der Nachahmung des Hermann von Sachsenheim im goldnen Tempel schließen; das Sylbenmaß schade vielleicht durch Eintönigkeit, doch zeige der Dichter auch hier seine Gewandtheit und Sprachfülle, womit er vor anderen begabt war. Schwerfällig, trocken und gar nicht zu vergleichen nennt er das Gedicht des Teichners[136]) von der Empfängniß der Jungfrau.

Bei dem regen Eifer, die Denkmäler unserer alten Literatur zum Drucke zu fördern, werden wir den Kreis der heiligen Dichtung dieser Zeit noch immer sich erweitern sehen. Eine breit gerathene Offenbarung Johannes' aus dem Ende des 13. Jhs., von einem Laien Heinrich Hesler, den wir schon (1, 192) als den muthmaßlichen Dichter des Evangeliums Nicodemi nannten, ist in mehreren Handschriften erhalten[137]); es ist darin, ganz im Gegensatze zu dem der

135) Herausg. v. Pfeiffer in Haupts Zeitschr. 8, 274. Ein ähnliches, Marien Rosengarten, im Anhang zu Bartsch's Erlösung. N. XIX.

136) Altd. Wälder 2, 194.

137) Auszug von R. Köpke in Von der Hagens Jahrbuch 10, 81; Bruchstücke in Karl Roths Dichtungen des d. Mittelalters 1845, und in seinen kleinen

Apokalypse nachgeahmten Räthselstile der Spruchdichter dieser Zeiten, Gottfrieds Manier angewandt, so daß dem Originale, so weit es sein Inhalt und die allegorische Deutung zuläßt, sein Charakter ganz abgestreift ist. Ein besonderes Interesse hat die Arbeit dadurch, daß der Dichter, ein Angehöriger der Deutschordenslande wie der Reimchronist Nicolaus von Jeroschin, gleich diesem eine Rechenschaft von seiner Verskunst ablegt, worauf wir zurückkommen werden. — Wir führten oben schon an, daß der Fortsetzer von Gottfrieds Tristan, Heinrich von Freiberg, im Jahre 1300 auch ein geistliches Gedicht von dem heiligen Kreuze (oben Note 31) verfaßt hat. Es ist dies eine aus einfacher Grundlage nach und nach viel um- und weit ausgestaltete, schon in der Urstende, dem Passional und dem Evangelium Nicodemi gelegentlich berührte Legende[137a]), in der die idealen Beziehungen zwischen Sündenfall und Schöpfung, zwischen Adam und Christus, auf das Material, und recht eigentlich auf die ὕλη, übertragen sind. Der lebensmüde Adam schickt seinen Sohn Seth in das Paradies, ob ihm selbst noch das Oel der Barmherzigkeit zu Theil werden könne; er empfängt nur drei Kerne von dem Baum der Erkenntniß, aus denen auf dem Grabe Adams ein dreieiniger Baum wächst, dessen Ruthen in den Stäben Moses' und Davids ihre Wunder thun, der dann zu Salomo's Tempelbau gefällt, aber, weil er sich keinem Maße der Bauleute bequemen will, verworfen wird und liegt, bis er zum Kreuze Christi verwandt nun das so lange vorenthaltene Oel der Erbarmung ausströmt. Eine Himmelfahrt Mariä[138]), von einem hessischen Dichter gleichfalls Gottfriedischer Schule, der viel Gemeinsames mit dem Dichter der Erlösung und der heil. Elisabeth verräth, und ein

---

Beiträgen 1. 31, 9, 191; in Germ. 11, 70. 15, 203 und in Pfeiffers Altd. Uebungsbuch p. 21.

137a) Vgl. darüber Mussafia, sulla legenda del legno della croce. Vienna, 1870.

138) In Haupts Zeitschrift 5, 515.

Vaterunser von Heinrich von Krolewiz aus Meißen[139]) sind neuerer Zeit gedruckt; wir begnügen uns, beide erwähnt zu haben. Das Letztere ist eine Predigt und Paraphrase des Vaterunsers und erinnert uns in dieser Form wieder an das Aehnliche im 12. Jh. Der Dichter hat sehr mit der Sprache zu ringen; drei Jahre (1252—55) arbeitete er an den viertausend Versen seines Gedichtes. Interessant ist er uns durch das Local seiner Geburt und Aufenthaltsstätte. Der Herausgeber macht aufmerksam, daß er mit der Regierung des Grafen Gunzelin III von Schwerin (1228—74) zusammenfällt, und da auch andere Sachsen, wie Raumsland, mit diesem Hofe in genauen Verhältnissen lebten, und die beste Handschrift des Gedichts, die fast eine Urschrift zu nennen ist, sich in Schwerin findet, so schließt er, möge auch Heinrich an diesem Hofe gewesen sein. So würde er uns eine Brücke bilden zu jenen späteren gnomologischen Dichtern, die uns vielfach in diese nordischen und östlichen Gegenden überführen.

139) Ed. Lisch. 1839. Ueber die dialektischen Eigenheiten der Dichtung vgl. Bechstein in der Germ. 8, 355.

VI.

Verfall der ritterlichen Dichtung und Uebergang zur Volkspoesie.

1. Ueberblick der Erscheinungen der nächsten Zeit.

Wir haben in Rudolf und Konrad, nach deren Abgang wir uns unter den Epikern vergebens nach einem bedeutenden Namen weiter umsehen werden, und unter welchen beiden selbst der erstere schon, wie Lachmann sagte, nicht leicht von Jemandem weiter genannt wird als von sich selbst, die sprechenden Anzeichen eines großen Wendepuncts in dem Verlaufe der epischen Dichtung hart neben einander gefunden: Selbstruhm und Selbsterniedrigung, pathetischen Schwung und ein furchtsames Hinkriechen am Boden, große Unternehmungen bei kleinen Kräften, unter einem Schwall von poetischen Worten prosaischen Sinn. Diese nämliche Erscheinung verfolgen wir zunächst noch weiter an einer Masse von erzählenden und lyrischen Gedichten. Wir werden sehen, wie sich bald die tiefste Bescheidenheit an die umfassendsten Gegenstände wagt, bald der schamloseste Dünkel den flachsten Stoff sich anstellt zum Höchsten und Besten gemacht zu haben. Wir werden betäubt von hochtrabendem Schwulst, aber wir ermatten unter der vergeblichen Anstrengung, unter so vielen gewichtigen Worten auch nur einen leichten Gewinn für Seele und Geist zu haschen. Und während diese Zeiten mit der größten Selbstvergnüglichkeit ihre kleinen Dichterlinge, und diese sich selbst hart neben die großen Namen der

schönen staufischen Zeit stellen, so treten doch in den größeren Werken die Persönlichkeiten und Namen zurück, und im Titurel, im Lohengrin, im Laurin möchte man uns aufbinden, diese Gedichte rührten von namhaften Dichtern der klassischen Periode her. Bei all dem Bestreben, den alten Meistern nachzueifern, verräth sich eine völlige Unselbständigkeit in jener blinden Nachahmung der Behandlungsweise, und eine völlige Entartung in der Lockerung und Auflösung des Begriffs der eigentlichen Epopöe. Während diese in ihrer klassischen Epoche von dem Dichter durch Ideen gebunden war, so verschwindet jetzt auch selbst der Versuch hierzu, wie wir bei fast allen Nachahmern Gottfrieds schon gewahren konnten. Bei Lambrecht, bei Wolfram und Gottfried war es ein Hauptbestreben, das Gleichgültige aus den Sagen auszuscheiden: jetzt aber sucht man das zuvor Verschmähte wieder auf, begierig nach jeder Erweiterung des Stoffs, unbekümmert um den Gehalt, geschmacklos in der Wahl dieses neuen Zuwachses. Die großen äußeren Verhältnisse, die inneren Tendenzen, die ein Epos oder einen epischen Charakter bilden, hören auf, und vereinzelte Abenteuer und charakterlose Helden treten an die Stelle; man kehrt also zu dem Stande der Dinge vor der Blütezeit der Dichtung zurück. Dies Zusammenhäufen von abgerissenen Geschichten, dies Anschwellen der Epen mit gleichgültigen Begebenheiten bereitet alsdann die scheinbar gegensätzliche Erscheinung vor, daß das Epos weiterhin geradezu in seine einzelnen Bestandtheile auseinanderfällt. In unserer Volkssage ist diese Auflösung deutlich zu beobachten; die einzelnen Lieder, aus denen wir das Epos allmählich emporwachsen sahen, kehren im Siegfried und durch ein günstiges Schicksal noch deutlicher im Hildebrandliede im 15. Jh. wieder, und die letzten Reste unseres Epos sind in dieser Periode eben so von historischen Volksliedern umgeben, wie in jenen uralten Zeiten, wo wir der Entstehung des Volksepos aus Rhapsodien nachforschten.

Dieser Gegensatz der poetischen Werke, die wir zunächst betrachten, gegen die früheren, diese Spaltung des sonst Verbundenen, dieses

Zertheilen des Vereinten, dieses Absinken von dem Einen Höhepuncte zu den vielfältigen Abstürzen in die Tiefe, ist aus den mannigfaltigsten Gesichtspuncten anschaulich zu machen. Das Zarte und Weibliche jener Zeit richtete die Gemüther auf die Seele und ließ sie vor diesem Einen alles Andere vergessen. Allein jetzt fällt die Nation in Leben und Dichtung rasch in den gegentheiligen Charakter des Männischen und Rohen und vertauscht das Ideale mit dem derbsten Materialismus, den Frauendienst mit der Kampf- und Erwerblust, den Aufenthalt am Hof mit Hinterhalten und Raubzügen, die Treue gegen den Lehnsherrn mit Eigenwillen und Faustrecht. Vorher ward noch von den staufischen Kaisern versucht, die deutschen Kräfte auf ein einziges Ziel zu lenken, jetzt fällt Alles auseinander. Jeder sucht sich zu helfen so gut er kann, jeder sucht sich selbst zu befriedigen, unbesorgt wie es dem Ganzen dabei gehe und wie es den Anderen gefalle. Dies hat das deutsche Reich wie die deutsche Dichtung jener Zeit zerstört. Ganz wie es Konrad von Würzburg ausgesprochen hatte, so dichtete fortan jeder vor sich hin nach Lust und Liebe, gleichgültig ob er der Welt angenehm oder lästig sei, und jede Spur verschwindet von dem Gedanken an ein Zusammenwirken für eine edle Gestaltung deutscher Kunst und eine würdige Stellung des Sängerordens, dessen vorragendste Glieder früher wetteiferten in dem Gegensatze großer künstlerischer und sittlicher Prinzipien. Wie in der politischen Welt trat nun vielmehr an die Stelle solcher innerer Reibungen aus bestimmten Grundsätzen das kleine persönliche Befehden um elende Interessen auch in die Dichterwelt, ohne daß ein innerer Grund von irgend einer Bedeutung diese Kämpfe erklären könnte.

Diese Herabwürdigung der Dichter und der Dichtung durch Zertheilung und Erschöpfung der Kräfte, hängt ferner mit den Veränderungen zusammen, die in der Gesellschaft vorgingen, für welche die Dichter schrieben. Auch hier wird dieselbe Zersplitterung des Interesse's sichtbar, und sonderbar genug stehen die Schützer des Gesangs in genauem Verhältniß zu den Persönlichkeiten, die in den epischen

Dichtungen auftreten. So lange der Volksgesang blühte, kümmerten sich alle Klassen des Volkes darum, und so umfaßte die Dichtung wieder alle Klassen des Volks und drehte sich in allen Verhältnissen des Lebens herum. Als Friedrich I und Heinrich der Löwe die Kunst förderten, waren Alexander und Karl die Haupthelden des Gesangs. Später, da die edlen Reichsvasallen, ein Leopold von Oesterreich und Hermann von Thüringen die Poesie an ihre Höfe zogen, blühten die britischen Sagen von den friedlichen Tafelrundern an Artus' Hof, deren Kreis sich ebenso erweitert und deren Bedeutung ebenso verflacht, wie nach den genannten Fürsten die Förderer der Dichtung stets zahlreicher werden, aber nun schon unter bloßen Grafen und Herren gesucht werden müssen. Man sieht auch sogleich, wie nothwendig diese Uebereinstimmung ist, die auf den ersten Blick etwas Auffälliges hat. Die höfische Kunst hatte ja nichts mit dem Volke im Ganzen, sondern nur mit den Höfen und dem Adel gemein; sie war von oben herab gehegt, nicht von unten heraufgewachsen; sie war ein geimpftes Reis, wie sie Gottfried schon nannte, und sie hatte es in ihrer Gewalt, auf unsern Boden zu verpflanzen, was unsern Zuständen unter Adel und Höfen zusagte und entsprach. Den umgekehrten Gang nahm die neuere Kunst der Deutschen. Sie ging, nachdem das aristokratische Protectorat derselben bis auf die patrizischen Bürger herabgekommen war, einen langsamen Gang mit der bürgerlichen Entwickelung des gesammten Volkes, und in der Zeit der Reformation war sie das Eigenthum Aller. Sie fiel zwar dann wieder in Zünfte, Gesellschaften und Schulen zurück, bahnte sich aber im vorigen Jahrhunderte wieder den Zugang zu allen Klassen und wußte sich eine Theilnahme zu verschaffen, die an Umfang und Wärme in neueren Zeiten und Völkern ihres Gleichen nicht hat.

Wir können zu den Merkmalen von der Auflösung der ritterlichen Dichtung, die wir aus der Kunst selbst und aus den schreibenden und lesenden Klassen hernahmen, noch ein anderes hinzufügen, das aus der Oertlichkeit genommen ist. Bisher hatten mehrere Für-

stenhäuser nach einander dem Reiche vorgestanden, deren Erblande immer in dem Mittelpuncte von Deutschland gelegen waren; auch die Dichtung hatte diesen Sitz getheilt. Seitdem aber die Kaiserwürde schwankend an einen schweizerischen Grafen, an Oesterreich, an Luxemburg, an Böhmen, an Baiern kam, geht auch mit der Dichtung das Aehnliche vor. Wir sahen oben, daß es Zeiten gab, wo sich die Poesie von den Grenzen Deutschlands einen Weg in das Innere bahnte, jetzt flüchtet sie wieder nach diesen Grenzlanden hin. Wir begegnen kaum mehr einigen fränkischen Dichtern in den nächsten Zeiten, aber einer Menge von Oesterreichern, Tirolern, Oberbaiern und Schweizern; in Böhmen bei Wenzel II, dessen freigebige Milde von den Kolmarer Annalen hochgepriesen ist, finden deutsche Dichter eine Zufluchtstätte; die niederländische Grenze und Preußen, der Norden und Osten nimmt Antheil an der deutschen Literatur, und im 14. Jh. werden die niederdeutschen Uebersetzungen häufig. Auch hier also sehen wir dieselbe Zersplitterung, und auch hier kehren wir in die Zustände der Zeiten vor der Dichtungsblüte zurück. Zugleich breitet sich auch in den Ständen die Theilnahme an poetischer Hervorbringung aus; und während wir bisher fast nur Fürsten, Ritter und Herren die Kunst hatten üben sehen, so treten nun Bürgerliche, Kapläne, Kirchherren, Schulmeister, Doctoren, Handwerker und Juden hervor, und dies setzt sich bis zur Reformation, der Zeit der höchsten Ausbreitung poetischer Hervorbringung, regelmäßig fort, wo vom Kaiser bis zum Landsknecht und Handwerksburschen Jeder nach seinen Kräften Verse und Reime machte.

Die Zeit Rudolf's von Habsburg ist die, welche wie im Politischen so auch im Poetischen diese großen Veränderungen nicht vorbereitete oder veranlaßte, sondern ans Licht brachte: vorbereitet waren sie in beiden Gebieten schon länger. Die großen Gedanken und Bestrebungen des 13. Jhs. waren in die Dichtung übergetreten und in vortrefflichen Werken verkörpert worden; man hatte sich erschöpft und gefiel sich fortan im steten Nachahmen und Wiederholen. Eine solche

Kunst konnte nicht wohl weiter einen gerechten Anspruch an eine solche Pflege an den Höfen machen, wie die frühere, und daß die Theilnahme daran unter den größeren Fürsten in Deutschland seit der Mitte des 13. Jhs. aufhört, ist aus fast jedem Dichter der Folgezeit deutlich zu machen. Wir haben oben schon die Klagen des Strickers gehört; im Jenaischen Codex von Meistersängern darf man unter jedem Namen den Jammer über den Verfall des höfischen Gesangs, des Hoflebens, der fürstlichen Freigebigkeit suchen. Wie war es aber auch nur äußerlich möglich, daß bei der stets wachsenden Anzahl der Dichter die Milde der Fürsten sich erhalten konnte? Schon an Hermann's Hofe war solch ein bedenklicher, allzugroßer Zudrang, und nach einer schon angeführten Stelle des Strickers wären die österreichischen Fürsten ganz eigentlich mit ihrer Freigebigkeit gegen die Sänger bankerut geworden. Nun aber wurde die Anzahl dieser Sänger stets größer, ärmere Talente drängten herzu, natürlich mußten da die kleineren Herrn in Deutschland sich in die Sorge für die vielen Poeten theilen. Dies aber genügte wieder dem Ehrgeiz nicht, der gewöhnlich im Verhältniß mit dem Sinken des wirklichen Verdienstes wächst. Daher werden auch die Dichter dieser Zeiten stets desto anspruchvoller, je schlechter sie werden, und in dem Maße wie der Beifall schweigt, wird ihr Selbstlob laut; in dem Verhältnisse wie ihre Unterstützung durch die Großen der Welt aufhört, wird ihr innerer Abschluß, und mit dem Schul- und Gewerbmäßigen ihre Selbstgefälligkeit bedeutender. Ja man kann sagen, daß mit den häufigeren Ergüssen über die höhere Würde der Kunst zugleich der Verfall der Würde der Künstler eintrit. Denn welch ein anderes Gemälde entwirft schon die Reimchronik von Ottokar[140]) von dem

140 In Pez scrippt. III. p. 18. Nachdem Ottokar eine Reihe von Sängern genannt hat, und darunter auch seinen Meister Konrad von Rotenburg, so fährt er fort:

Swaz ich ir nu hân genant, an die was diu êr gewant,
daz si meister wâren; sold ich ir namen vâren,

Getriebe der Meister, der Fiedler und Geiger in Manfred's Gefolge, als jene früheren Dichter von dem Gewirre an den thüringischen und österreichischen Höfen! Es ist daher kein Wunder, wenn ein Fürst wie Rudolf (1273—92) sich von einem solchen Gewühle frei zu halten suchte, der seiner ganzen Natur nach wohl nur wenig Freude an Minne und Mähre hatte, der dazu andere Dinge zu thun hatte und knickerig für sich selber wenig brauchte und für andere wenig erübrigte. An ihm allein läßt sich zur Genüge zeigen, wie sich der Eifer der dürftigen Dichter gegen die Achtlosigkeit der Fürsten auf die Dichtung ausläßt. Meister Stolle, wie es scheint ein niederdeutscher Dichter, dessen Sprüche übrigens in ihren örtlichen und persönlichen Bezügen auf Oberdeutschland weisen, sodann der Unverzagte und der Schulmeister von Ezzelingen[141]) sind die drei, die es hauptsächlich gegen ihn angelegt haben, der letzte unstreitig mit der größten Kraft und Schärfe. Auf eine vortreffliche Weise geißelt er die Erwerbsucht des armen Königs. Anspielend auf das Wort des Baseler Bischofs, (der, als er von Rudolf's Wahl hörte, ausrief: Nun sitze fest, Herr Gott, sonst nimmt dir Rudolf deine Stelle) sagt der Schulmeister von dem Kaiser: Nichts auf der Erde erwehre sich vor ihm, St. Peter möge wohl die Himmelspforte hüten und Gott auf sein Reich Acht haben, daß er es nicht im wehrlosen Zustande überfalle. Gewänne er den Himmel zu der Erde, er gäbe Niemand nichts und wir wären hier und dort übel berathen. Dann fingirt er

---

die noch vidler hiezen, daz möht iuch wol verdriezen;
ir waz ot mêr dan genuoc, und triben solhen unfuoc,
daz im die stet wurden gram, dâvon er grôzen schaden nam;
ouch swâ der künig lag ze veld, dâ hâten wägen und gezelt
ir ieglicher besunder, des nam vil dik wunder
manigen komenden gast, daz im der sinne sô gebrast,
daz er niht tag noch naht dâ gegen traht und gedâht,
daz er des über wære, u. s.

141) Ein Henricus rector scholarum in Ezzelingen kommt in einem Rechtshandel zwischen zwei Pfarrern von Münster und Altenburg 1280 als Schiedsrichter vor.

eine wirkliche Kriegserklärung des übervortheilten Königs gegen Gott; der Dichter aber hat den Streit zu scheiden und heißt den König sich mit dem, was hier unten ist, zu begnügen, und den Alten dort walten zu lassen. Nun aber will der König den Teufel aus der Hölle stoßen: wer schlimmer sei, der solle Podesta in der Hölle sein. Will man auch diesen Streit dem Dichter zu scheiden überlassen, so will er diesmal dem Könige einen besseren Spruch fällen: sprach er ihm vorher das Himmelreich ab, so will er ihm von der Hölle desto mehr zutheilen. Dazu muß man dann die (V. d. Hagen M. S. 2, 138) auf dies Gedicht folgende Strophe lesen, worin aus der ersten Zeile „Wohlab, der König gibt auch nichts" das Wohlab in jedem Verse voll Bitterkeit wiederholt wird, was eine so treffliche satirische Wirkung thut, daß auch Meister Stolle diese Form für diesen selben Gegenstand (ebd. 3, 5) gebraucht, nur daß er seiner neben sein jedesmaliges „Er gibt nichts" ein Lob des Königs stellt und so den Tadel seiner Kargheit durch Anerkennung der sonstigen Größe des Fürsten noch erhöht. Sein Lied scheint wieder in ähnlicher Form (ebd. 3, 45) von dem Unverzagten nachgeahmt zu sein. So also bezeichnet gleich der Anfang des habsburgischen Hauses die Zeit, da in Oesterreich das geistige Leben gedrückt und bei jedem neuen Triebe versehrt erscheint. Eine gute Weile noch dauert die Nachwirkung der babenbergischen Zeit fort, nachher bleibt das machtvolle Reich für Deutschlands Dichtung und Bildung gleichgültig, und wirkt sogar schädlich entgegen.

Wir wollen nun nach dieser allgemeinen Ansicht der äußeren Verhältnisse die Erzeugnisse der Zeiten am Ende des 13. und im 14. Jahrh. selber näher kennen lernen.

2. Wolfram's Schule.

a) Spruchdichter.

Wir haben die lyrische Dichtung mitten in der Blüte des Frauendienstes beobachtet und haben sie verlassen, als sie schon begann, mechanisch zu werden wo sie sich noch in dem alten Stile hielt, oder — wo sie sich originaler weiter bildete — ihre alte Reinheit zu verlieren. Wir haben die ritterlichen Sänger der zweiten Periode schon genannt, in deren Mitte Ulrich von Lichtenstein steht, die den Ton des früheren Minneliedes festzuhalten suchten, und wir bemerkten wie verkehrt von den üblen Einflüssen der ins Schlimme veränderten Zeiten das Minnelied schon bei ihm erscheint. Fast allen Dichtern, die sich in der zweiten Hälfte des 13. Jhs. in dem abgelebten Thema des Minnegesanges und Frauendienstes noch behaupten wollten, geht bei aller Verskünstelei der eigentliche lyrische Sinn ab, und bei der Unverholenheit, mit der sie stehend gewordene Vorstellungen, Gefühle und Ausdrücke von ihren Vorgängern borgen, entbehren sie jede Besonderheit innigerer Empfindungen oder Gedanken, die in dem Leser festhaften könnten. Unter den eigentlichen Minnedichtern fällt bei den Tirolern Rubin und Walther von Metz[141a]) die flache Nachahmerei, das Entlehnen (namentlich von Walter von der Vogelweide) am lebhaftesten auf; unter den Spruchdichtern (bei Walther von Breisach, Günther von dem Forste, dem Teschler u. A.) ist es noch leichter nachweislich. In jenen müdegehetzten Formen konnte dem lyrischen Liede kein frisches Leben mehr werden; es glitt daher bald, wie wir sahen, von der Minne auf die derberen Gegenstände des Gelags, der Zeche, der Reigen und Tänze herunter. Die Lieder dieser Art, in deren heiteren Ton einige Stücke der norddeutschen Fürsten Heinrich von Breslau, Otto IV von Brandenburg und Johann von Brabant

---

141a) Den letzteren beklagt Brennenberg als einen schon Verstorbenen vor 1276.

vortrefflich eingingen, leiteten schon in Hadlaub (vgl. 1, 530) und Aehnlichen den Uebergang zu dem späteren Volksliede ein; sie rücken die frische, frohe Lust des Volkes an die Stelle des untergehenden ritterlichen Lebens; auch formell werden wir darin auf die größere Einfalt des Volksliedes vorbereitet. Während ein Konrad von Würzburg jene alten schon genug gekünstelten Töne noch mehr verkünstelte, (so daß z. B. in Einem seiner Gedichte jedes einzelne Wort reimt,) so stellen sich ihm Andere, wie Konrad Schenk von Landegge und der Kanzler, ein Oberdeutscher bürgerlichen Standes, in leichteren, minder verschlungenen Tönen gegenüber, die uns Neueren um Vieles näher stehen und an manches Aehnliche in der schlesischen Zeit erinnern können. Am nächsten liegen diese Gegensätze eben in des Kanzlers Minneliedern, einem der vielseitigsten Dichter dieser Zeit, bei einander. Es finden sich bei ihm neben diesem einfachen Strophenbau zugleich die verschlungeneren Töne, die kürzeren Verse und die gehäuften Reime, die man sich jetzt so gerne als eine freiwillige Kette anlegt; doch geht bei ihm der Sinn darüber seltner verloren, weil er sich nicht so kraus wie bei anderen durch Cäsuren und Reime schlingt daß man entweder den Rhythmus oder den Gedanken aufgeben muß, sondern er weiß mit sprachlicher Gewandtheit ein geschicktes Ebenmaß zwischen Sinn und Form zu bewahren und über die selbstgemachten Erschwerungen mit mehr Zwanglosigkeit wegzugehen, als bei den anderen auffiele. In eben diesem doppelseitigen Verhältnisse liegen bei ihm auch in seinen Sittensprüchen dunkele gelehrt-sinnbildliche Sätze und leichtfaßlichere dicht beisammen, wie denn unter diesen letzteren auch Priameln begegnen, eine in sich durchsichtigere Gattung, deren Anfänge sich im Norden schon im Havamal, in Deutschland breits bei dem Spervogel finden [142]: kleine epigrammartige Gedichte, die dem Inhalte nach sittlich-satirisch, oft nur in einer neuen Einklei-

142) Vgl. über diese Gattung C. Wendeler, de praeambulis eorumque historia in Germania. Partic. I. Halis Sax. 1870. — M. Robler versprach eine Sammlung der deutschen Priameln Grme. 3, 370.

dung einer allbekannten Erfahrung das Thörichte des menschlichen Treibens geißeln, der Form nach in anspruchslosen Reihen von Sprichwörtern, die bald bildlich bald unbildlich alle dasselbe sagen und von vielen Seiten Einen und denselben Satz versinnlichen wollen. Uebrigens geht auch bei dem Kanzler, dessen Dichtungen in der Mehrzahl Sittensprüche sind, der minnigliche Stoff bereits mehr aus, wie bei einer ganzen Reihe der Sänger dieser Zeiten: bei Rumzlant, Reinmar von Zweter, Stolle, Bruder Wernher, Marner, Boppe, Meister Friedrich von Sunenburg (Sonnenburg bei Brixen?) und vielen Anderen. Der letztere erklärte es uns oben (1, 530) selbst, warum er die Lust am Minnegedicht verliere: weil Zucht und höfischer Sang die Edlen langweile, denen lieber sei, beim Wein die Weiber zu schelten. Bei dieser Herabziehung des höfischen Lebens ins Gemeine konnte sich der frauendienstliche Gesang nicht erhalten. Alle Dichter von allen Farben fallen daher jetzt aus dem rein Lyrischen in das Lehrhafte, aus dem Weltlichen ins Geistliche, aus dem Minniglichen ins Moralische. Der lyrische Gesang, der aus des Menschen innerstem Gemüthe unmittelbar hervorquillt, empfand die sittliche Gesunkenheit der Zeit zuerst, und lehnte sich mit voller Macht dagegen auf; er schloß sich nun der größeren Masse nach so entschieden an das Lehrgedicht an, wie er sich in der höfischen Zeit an die Epopöe der Rittersänger angeschlossen hatte.

Es ging in der Nation, dies fühlte ein Jeder, mit dem Verfalle des Ritterthums eine geistige Kraft verloren. Diese Kraft suchte ein Theil der Gesellschaft, auch der dichterischen Kreise, zu erhalten; und zwar zunächst indem man dem Ritterstande selbst eine desto größere Weihe und Würde beizumessen suchte, je mehr ihn seine herrschenden Sitten entwürdigten, je mehr das emporstrebende Bürgerthum den Adel und seine Literatur ins Niedrige herabzuziehen strebte. Im Titurel wird Ritterthum und ritterliches Streben in eine Heiligkeit und ein erhöhtes Ansehn hinaufgerückt, das die Ehren der Tafelrundhelden weit überragen soll, das aber in einem schneidenden

Gegensatze steht zu den Bildern des wirklichen Lebens innerhalb der adligen Welt, wie sie uns in den Sittengemälden der Zeit vorgeführt werden: daher denn auch die Spruchgedichte der ritterlichen oder auch solcher bürgerlichen Sänger, die an dem Alten festhingen, angefüllt sind von Vorwürfen und Mahnungen, womit sie dem Versinken des höfischen und ritterlichen Lebens steuern, womit sie Unzucht entfernen und Zucht wiederbringen, die Unkunst in Ungunst bringen und die Dichtung wieder emporheben wollen. Allein dies Alles schlug ganz anderswohin aus, als es gemeint war. Es war zuletzt das Volk und Bürgerthum, die alles das sich aneigneten, was diese Männer empfahlen und worin sie Beispiel und Muster waren; die Meistersänger erbten ihre Frömmigkeit und andächtige Vertiefung in die Geheimnisse der Religion, ihre Gelehrsamkeit, ihre neue Art von sittlicher Dichtung. In allem ging die Ritterwelt leer aus; sie konnte hinfort nichts mehr als von ihrem alten Ruhm und ihrer alten Dichtung zehren, so lange sie die Zeit nicht verzehrt hatte. Wenn sich die Ritterschaft in Deutschland noch einmal hätte zusammenraffen sollen, so hätten, wie es in Frankreich, England und Spanien geschah, große Thaten sie beschäftigen müssen, während im 14. Jh. bei uns der frühere fromme Waffendienst in die gemeinste Räuberei herabsank; mit würdigeren heimischen Thaten hätten auch die epischen Gedichte, der Preis der Thaten, und was sonst der ritterlichen Literatur eigenthümlich war, länger ausgedauert, statt daß es nun in Entartung fiel und von anderen Gattungen verdrängt wurde, die für das untere Volk den größeren Reiz hatten. So bildete sich der Gegensatz, der Deutschland in seiner Geschichte seit dem Falle der Staufen den romanischen Stämmen gegenüber kennzeichnet, daß es neben Italien am frühesten die adlige Bildung und noch früher als Italien die adlige Literatur abwarf; daß es mit seiner bürgerlichen Entwicklung eine volksthümlichere Sittlichkeit entfaltete, welche dem allgemeinen menschlichen Sittengesetze über das standesmäßige der Geistlichkeit und des Adels den Sieg errang, während in jenen Theilen von Europa

die adlige und priesterliche Bildung über die des Volks die Oberhand behielt. Während daher in Italien die nächsten Jahrhunderte auf die kunstmäßige Vollendung der christlich-ritterlichen Dichtung ausgehen, läßt Deutschland eben diese Dichtung ins allertiefste herabsinken; dafür aber begann Deutschlands sittliche und religiöse Größe, als die von Italien für lange Zeiten verfiel. Daher kommt es auch, daß Deutschland sogleich das kunstmäßig reinere Bestreben eines Gottfried von Straßburg, das uns bei weiterer Ausbildung weit über Ariost geführt haben würde, gänzlich fallen ließ. Die folgenden Jahrhunderte sehen den Wolfram von Eschenbach als ihren Herrn und Meister an und folgen seiner Manier mit solcher Vorliebe, daß sogar eine Reihe von größeren Dichtungen mit falschem Vorgeben unter seinem Namen in Umlauf gesetzt wurde. Wir gruppiren daher, wie oben um Gottfried, hier eine Anzahl Dichter und Dichtungen, die seiner Spur am nächsten nachgehen, als eine Schule um ihn her. Während Gottfried schon lange bei Seite geschoben war, nannte man Wolfram und Walther fort und fort als die nie vergessenen in der Mitte der Meister, deren sich je einmal ein späterer Sänger erinnerte, oder welche die Sage in der heiligen Zwölfzahl aufführte, in die man nun bald die Erzväter des Gesanges zusammenstellte. Wolfram's Ansehen war durch nichts und nicht früher zu beseitigen, als im 15. und 16. Jh. durch die Weisheit und Sittenlehre der alten Welt, die ein reineres Sittengesetz durchdrang als das, welches die Ritterzeit kannte. Für die ganze Zeit aber, die an den Ordnungen der Ritterschaft festzuhalten strebte, ist er gleichsam als der Mittelpunct zu betrachten, um den sich alles andere versammelt. In der Reihe der epischen Dichtungen dieser Zeit der Abblüte bemüht sich der Titurel wie aus Wolfram's Seele und mit seiner Zunge zu reden; und diese Dichtung betrachtet dann jeder Ernstere der nächsten Jahrhunderte wie ein Heiligthum [143]; noch im 15. Jh. sind daher eine Menge epischer

143) Noch Püterich sagt in seinem Ehrenbriefe 100 (Haupt's Zeitschr. 6, 50):

als einer Person, und bei dem Aushalten bei Personen und Sachen um ein Maaß von Klugheit und Gerechtigkeit zu thun war. Bei Reinmar scheint dieser Wechsel gleichwohl mehr auf Rechnung der Zufälle seiner persönlichen Stellung, als der Wechselfälle in den öffentlichen Verhältnissen zu kommen. Die Wirkung seiner politischen Sprüche in der Zeit kann nicht sehr lebendig gewesen sein, wie ihre geschichtliche Benutzung nicht sehr ergiebig ist; weil sie in ihrem dunklen Räthseltone den Charakter der Gelegenheitsdichtung so verwischen, daß man in ihrer Beziehung und Auslegung weit auseinandergehender Meinung sein kann [145]. In den Zerwürfnissen König Heinrichs mit seinem Vater Friedrich II stand er in der Zeit seines Aufenthalts in Oesterreich mit seinem Gönner Herzog Friedrich auf Seiten von dessen Schwager Heinrich, der ein Freund auch anderer Sänger, der Neifen, Hohenlohe, Hohenfels war; nachher 1236, da sein späterer Gönner, der wankelmüthige Wenzel, gut mit dem Kaiser stand, pries er (Str. 137—144) diesen als den Wächter der Christenheit, die Grundveste römischer Ehren, den Handhaber der Ordnung, Gerechtigkeit und des Friedens, gleich darauf aber nahm er mit dem Böhmenkönig wieder Stellung gegen den Kaiser. Als Mainz und Köln 1241 in Waffen gegen das Reich standen (Spr. 129), hält er wieder die Seite des Kaisers, nach dessen Entsetzung aber 1245 rühmte er (Spr. 185 [a. b]) den Mainzer Erzbischof mit denselben Gleichnissen, die er 9 Jahre zuvor von Friedrich II gebraucht hatte. — Seinen politischen Dichtungen liegt dann eine Gruppe von ethisch-religiösem Inhalte zur Seite, in der er allgemeiner auf die Sittenverhältnisse der Zeit gerichtet ist. Die Minnelieder fehlen in seiner Dichtung ganz, die sich durchweg in Sprüchen bewegt, und zwar in Sprüchen, die der Dichter, ganz auf den S i n n gestellt, gleichgültig gegen die F o r m, alle bis auf zwei in Einerlei Ton verfaßte. Die wenigen Minnes p r ü c h e, die sich bei

145) Vgl. K. Meyer, über das Leben Reinmars von Zweter und Bruder Wernhers. Basel 1866; und W. Wilmanns, Chronologie der Sprüche Rs. v. Zw. in Haupts Zeitschr. 13, 433.

ihm finden, sind weit von dem „unminniglichen" Stoffe überwogen. Noch hat er zwar von der sittlichen Gewalt der Liebe und der Würde der Frauen große Begriffe, aber in dem lehrhaften Tone, in dem er davon redet, erinnert er an den Zwang in Strickers Frauenehre, und wie bei diesem fängt die Ehe an gepriesen zu werden. Obwohl er selbst zu klagen hat, daß bei ihm die Frau das große Messer führe, hebt er doch die Ehe über alle geistlichen Orden empor, wie auch Eschenbach die Minne pries, die den Merker nicht zu scheuen braucht. Häufig streift seine Sittenpredigt in Bitterkeit und Satire über; der Grundton ist die Trauer um den Verfall aller guten Zucht und Sitte in allen Ständen und Klassen. In seiner Rüstung gegen alles Falsche und Böse schleift er seiner Zunge Dorn; der Muth im Herzen ist ihm geschwollen, und da dem nicht mit Salben abzuhelfen ist, so muß er seine Brust räumen durch den Mund. Bald ist er es selbst, den er in Reue und Zerknirschung um die Sündenlast anklagt, die seinen Rücken beugt; bald ruft er sein Pfui der Verachtung über die Welt, nicht selten mit jenem Mangel an feinem Sinne für anständigen Ausdruck, der jetzt überall anfängt in die Dichtung hereinzuspielen. Er hat die Ansicht, daß nicht das Geschlecht, sondern die Tugend den Adel mache; er zieht über die Ritterschaft los und das Turnierwesen, das ehedem ritterlich gewesen, jetzt aber rinderlich sei; er klagt über die Halbheit der Welt, über Hofmönche und Klosterritter, die nicht Fisch und Fleisch sind, und über das Geldfischen der geistlichen Primaten. Neben dieser weltlichen Predigt nun scheidet sich die geistliche Lehre anders ab, als bei Walther, bei dem die Frömmigkeit auf die weltlichen Freuden noch nicht scheel blickte, bei dem nur das Gebet das Vorrecht hat ein Gefäß der religiösen Empfindung und Betrachtung zu werden, während bei Reinmar die Strafrede überall eine religiöse Färbung erhält. Er mag den Minnedienst überhaupt nicht; er nennt Christus das Vorbild aller Minner und Gott den Schenken der wahren Minne, welche die Sündenlust der tödtlichen Minne lösche. Er wendet seine Liebe mehr nach der himmlischen

Frau; und dem der nach Liebesfreuden sich sehne, will er ein freudenreiches Lager angeben: der lege sich auf seine Knie und rufe die Jungfrau an, die könne ihn beseligen, ihre Güte würde ihm Matraze und Decke sein. Er grübelt über die Bedeutung des Namens Maria; das Geheimniß der Menschwerdung beschäftigt ihn vielfach; die Gesichtszüge der Poesie werden bei ihm überall ernster und feierlicher.

So besonders auch bei dem älteren Meißner (blühte um 1260 bis 80), bei dem man gelegentlich an Reinmar erinnert wird, einem der reichsten Dichter, aus dessen Sprüchen zum Theil ein vortrefflicher Geist redet. Auch Er hat viele Gedichte geistlichen Inhalts, Gebete, Lehrsprüche von erbaulichem, andächtigem Charakter, aus der Bibel abgeleitete Gleichnisse und Beispiele, schulmäßige Erörterungen über die Geheimnisse der Religion und Theologie, volksmäßige Erklärungen der Dreieinigkeit gegen die Einwürfe von Juden und Heiden. Keiner bekennt sich so nachdrücklich wie Er zu dem Lehramt der Kunst; er nennt sich selbst einen Lehrer aller guten Dinge, einen Rathgeber der Tugend, den Pilgrim der Ehre, einen Pfleger der Kunst, durch die der Mensch gebessert wird; und er beruft sich (M. S. 3, 103. XV, 4.) zu Prüfung dieses Berufes auf sein unbescholtenes Leben. Ueberall werden wir ferner selbst bei den Dichtern, die sich noch ein muthwilliges Minnelied erlauben, an die ernstere Wendung erinnert, die die weltlichen Schüler Gottfried's nahmen, als sie von der Ueppigkeit des Frauendienstes und dem Trug der Mähren sich abwandten zur geistlichen Buße. Aehnlichem begegnen wir in den Sprüchen des Bruder Wernher, eines Laien, wohl von adligem Herkommen, der später Klosterbruder geworden sein mag, eines Oesterreichers, der weit umgetrieben, auch nach Palästina gewandert war. In seinen Dichtungen lassen sich die Zeitspuren von 1219 bis 1266 verfolgen; er war also in seiner Jugend noch ein Zeitgenosse Walthers, dem er sich wie Zweter in seinen politischen Tendenzen anschloß; in seinen allgemeinen Sittensprüchen hat er den Zweifel zum Gegenstande; er bereut, daß er der Welt gefolgt sei, deren süßer

Köder den Haken barg, und sucht sein Heil in den Tröstungen der Religion und in der Sittenstrenge, die ihn wie Zweter über die freudlose Zeit Klage führen läßt. So legt Friedrich von Sunenburg bei Maria Fürbitte für seine Sünden ein, und auch seine Gedichte, Sprüche, Mysterien und Räthsel durchweht der Hauch der Andacht und Erbaulichkeit. Einer der geachtetsten unter diesen Männern ist der Schwabe Konrad Marner, ein Fahrender von bürgerlichem Stande, der, noch ein Schüler Walther's, von dem 3. Jahrzehnte ab bis 1270 gedichtet hat und als alter Mann (vor 1287) ermordet ward. Sein langer Ton stand bei den Meistersängern später im höchsten Ansehn und bildete mit den langen Tönen Müglin's, Frauenlob's und Regenbogen's den meisterlichen Hort der gekrönten Töne, welche die jungen Meister vor ihrer Krönung singen mußten. Auch er blickt reuig auf Jugendsünde zurück; eine große Zahl seiner Gedichte sind geistlichen und erbaulichen Inhalts, und er vertieft sich in die Geheimnisse der Dreieinigkeit, der wahren Minne und der Erlösung. Doch singt er auch Minnelieder, greift den schlechten Stand des weltlichen und geistlichen Regiments an und setzt die politischen Strafreden Walther's und die Klagen des Strickers über das eiserne Alter der Welt fort. Auch bei Rumzlant läßt sich die christliche Frömmigkeit über die Begebenheiten im Reiche aus. Seine Sprüche fallen über die Lotterritter und Raubherren her, über die Bauern, die dem Pflug entlaufen, über die falschen Münzer und Geizigen, über die kriegführenden Fürsten: und Christus wird gebeten, sie zum Frieden zu bringen. Die Klage über den Verfall der Kunst ertönt bei Allen gleichmäßig. Es ist in der ganzen Schaar augenfällig, wie sie sich an die Höfe entlegener Fürsten drängen als Gehrende und Fahrende, wie sie sich verdrängt sehen von Misgönnern und Afterrednern, bei Seite geschoben von Bretspielern, Gauklern und Kupplern, hintangesetzt durch die herrschende Kargheit an allen Höfen, in Schatten gestellt durch unwürdige Hoffänger, denen Lob und Tadel feil war. Indem sie so die Dichtung herabsinken sehen in ihren äußeren Ver-

hältnissen, und Trauer tragen über die Kunst, die sich ihren Lohn „erweinen" muß, so heben sie sie dagegen innerlich, würdigen sie durch religiöse Weihe, leiten ihren Ursprung auf David zurück und trösten sich an dem Abstamm ihres Gewerbes von diesem Sängerkönig und Gesalbten, da die lebenden Könige ihnen den Rücken kehrten.

Unsere Meister ließen nichts unversucht, die alte Begünstigung des Gesanges in den fernsten Gegenden aufzusuchen, wohin bisher die Dichtung noch wenig gedrungen war; sie trugen ihre Kunst desto weiter umher, je weniger sie in den alten Stätten noch gelten wollte. Mehr noch als zuvor ward daher die Poesie nun ein Allgemeingut der deutschen Lande. Sie hatte fortwährend am Rhein ihren Hauptsitz; dort war Reinmar gebürtig; dorthin zog sich Frauenlob, scheint es, in den letzten Jahren seines Lebens; Regenbogen (M. S. 3, 345) suchte dort die vortrefflichsten Sänger auf und den Meißner preist Konrad (ebd. 2, 334) darum, daß er die Sänger am Rheine bezwungen habe. Allein schon schienen es seit Gottfried und Konrad von Würzburg blos die Städte zu sein, die hier sich des Gesanges weiter annahmen. In der Schweiz verfällt der ritterliche Gesang mit dem Adel und der hohen Geistlichkeit; im Jahre 1291 konnte in St. Gallen der Abt und das ganze Capitel nicht einmal schreiben, und es läßt sich schließen, welcherlei Lieder dieser schon oben (1, 503) erwähnte Abt Wilhelm von Montfort gedichtet haben konnte[146]). Auch hier in der Schweiz zog sich die Kunst gleichsam in die Stadt Zürich zusammen, wo Hadloub dichtete, wo Heinrich Maneß († 1270), Probst an der Abtei, einer geistlichen Singschule den Dichter Konrad von Mure vorsetzte[147]), wo Rüdiger Maneß (seit 1280 Rath in Zürich) seine Sammlung von Minneliedern anlegte. Aus Franken und Schwaben entfernte sich wie aus Oesterreich die Dichtung seit dem Ausgang ihrer großen Beschützer. Nur in Baiern behielt die irrende Kunst (auch

146) Wackernagel über die Verdienste der Schweizer um die d. Lit.
147) Vgl. Ettmüller's Ausgabe der Gedichte des Hadlaub. 1840.

dies mochte eine Wirkung von Wolfram's Ruhm sein) eine Stätte am Hofe: wenigstens ertönt der Preis der Herzoge Otto, Heinrich und Ludwig in den Sprüchen der Boppe, Sunenburg, Raumsland, des Meißners und Anderer. Sonst aber zog die verwaiste Kunst aus dem Westen und Süden weiter und weiter nach Nord und nach Ost. Zweter war um Wenzel's I willen nach Böhmen gegangen, den auch Meister Sigeher schon preist, der im Uebrigen (wie Sunenburg) mehr an dem Hofe seines Sohnes Ottokar verkehrte. Raumsland der Sachse, ein Fahrender bürgerlicher Herkunft (1260—90), der in der That Land um Land geräumt haben muß, besingt den Herzog Ludwig von Baiern († 1294), besonders aber die nordischen Fürsten, Barnim I von Stettin (†1278), den Grafen Gunzlin von Schwerin, den Herzog Albrecht von Braunschweig († 1279), und den (1286 ermordeten) Erich Glipping von Dänemark. Auch Hermann der Damen weist, obgleich er in oberdeutschen Formen schreibt, nach dem Norden, wo er die Fürsten von Schleswig, Holstein und Brandenburg zu rühmen hat, und so auch der starke Boppe, der wahrscheinlich Einerlei Person ist mit einem Baseler dieses Namens (um 1240), der zehn- bis zwanzigfache Manneskraft gehabt haben soll[148]. Die Lobgedichte Heinrichs von Meißen (Frauenlob's), der sich in seiner Jugend zwar lange in Böhmen, Oesterreich und Baiern umgetrieben, drehen sich später zumeist um den Erzbischof Giselbrecht von Bremen (1273 bis 1306), Wizlaw IV von Rügen († 1325), Heinrich von Meklenburg († 1302) und Markgraf Waldemar von Brandenburg. Bald werden wir in den fernen Preußen und Kurland auch größere Dichtungswerke entstehen sehen. Meister Stolle fand wie am Hofe der Markgrafen von Baden so auch bei den freien Bauern in Stormarn angenehme Bewirthung.

Alle diese neuen Zufluchtsorte aber schienen dem Ehrgeize der

---

148) Wackernagel erklärt sich daraus, daß in Boppe's Gedichten mehrfach von der Leibesstärke und ihrer Unnütze die Rede ist. S. Haupt's Zeitschr. 8, 348.

Meister nicht mehr zu genügen. Wie reichlich und freigebig das Lob jener Herren ihrem Liede entströmt, so ist doch durchgehends die Klage über das schlechte Loos der Kunst allgemein. Sie fühlen sie und sich selbst verlassen. Ihr Gesang hatte unmerklich einen Charakter angenommen, der dem ritterlichen Geschlechte nicht mehr zusagte, und das Abwenden dieser Kreise hatte dann wieder die Folge, daß die Sänger in sich selbst zurückkehrten und nur sich und den Anforderungen der Kenner mit ihrer Kunst genug zu thun suchten. Dies bedingte dann, daß sich jener lehrhafte und gelehrte Charakter der Poesie, der sich bei Wolfram und Walther erst spur- und stellenweise in die höfische Kunst eingeschlichen und auch so Gottfried's Anfechtung zu erdulden hatte, allmählich entschieden zur Herrschaft vordrängte; daß die gelehrte Lyrik die ritterliche ganz bei Seite schob, daß die Kunst etwas Schulartiges annahm und der Stand der Sänger sich als ein eigner anfing abzuscheiden. Wie es bisher nur einen einzigen großen Ritterorden, d. h. Ritterstand gegeben hatte, den nur nationale Unterschiede trennten, aus dem sich aber zuerst die großen Kreuzritterorden und jetzt die unzähligen kleinen Ritterbündnisse und Gesellschaften innerhalb einzelner Landschaften abschieden, ganz so gab es bisher einen einzigen deutschen Sängerorden, der sich jetzt mehr in feindliche Secten spaltete. Ein allgemeines Band umschlang bisher die Dichter der Nation; der Gleichgesinnte schloß sich dem Gleichgesinnten näher an, der Jüngere an den Aelteren, der Schüler an den Meister; einzelne Fürstenhöfe vereinten auch wohl auf eine Zeit lang die Meister aller Farben und Gegenden; doch war dies vorübergehend. Weiterhin hörte das massenweise Zusammentreffen der Sänger an fürstlichen Höfen auf, und es hielten nun die Dichter, mehr auf die engere Heimat gewiesen, den verschiedenen Stämmen nach zusammen; daher beginnt nun die landsmannschaftliche Fehde der Sachsen Raumsland und Meißner gegen die Schwaben, und der Zug der Fahrenden nach dem Rhein, um sich mit den altberühmten Meistern zu messen. Jetzt suchte man also nicht mehr blos um Lohnes willen die Höfe, sondern

(um sich und seine Kunst zu zeigen) die Meistergesellschaften in den größeren Städten auf. Daß es dergleichen schon um die Scheide des 13/14. Jhs. gab, läßt sich nach so vielen Stellen, nach welchen irgend ein fremder Meister empfangen wird und sich hören läßt in Freundschaft oder in Feindschaft, nicht wohl bezweifeln. Nichts ist auch natürlicher, als daß die Zusammenkünfte, in denen sich zuvor die Sänger vor Fürsten und Großen versammelten zu Gesang und Spiel, jetzt wo der Schutz der Fürsten aufhörte, aber die Dichtkunst in ganz Deutschland noch mehr Ausüber und Verehrer als sonst fand, in der geänderten Weise werden fortbestanden haben, daß sich die Meister unter sich versammelten. Solche Vereine, wie sie sich zu jener Zeit denken lassen, möchte man eher den Dichterorden der schlesischen Zeit, die sehr viele Eigenheiten von dieser Periode trägt, vergleichen, als den Singschulen der Handwerker im 15. und 16. Jh., die, so lange keine älteren Tabulaturen gefunden werden, nicht ohne Willkür höher hinaufgerückt werden können, als diese selbst. Uns scheint daher Von der Hagen Recht zu haben, wenn er in diesen Zeiten nichts als eine Vorbereitung zu den späteren Singschulen findet und nur unter den ungezwungensten Verhältnissen das Entstehen eines gewissen formellen Prinzips in den oberrheinischen Städten zugibt. Nachdem aber einmal solche freiere Vereinigungen der Meister Statt fanden, mußte nun ebenso, wie die Vernachlässigung der Kunst an den Höfen den Anstoß zu dem Abschließen der Künstler unter sich gab, dieses Abschließen in die Schule wieder darauf hinwirken, der Kunst noch mehr den Charakter zu geben, der sie den Laien unzugänglicher machte. Es bedingte doch wohl einen Unterschied des Gesanges, wenn man früher sang, um den Rittern und Frauen zu gefallen, und jetzt, um den Meistern genug zu thun. War früher die reine Sängerkunst oder die Hofregel, die Frauensitte oder die Standeswürde der Maaßstab, nach dem des Gesanges Werth oder Unwerth gemessen ward, so hatte jetzt der Merker in geschlossenem Kreise der Meister auf die Weisheit und Gelehrsamkeit des Dichters

vor Allem zu achten. In jener guten alten Zeit trug in dem Kreise der Hörer jeder einzelne Rittersmann, jede einzelne Frau das Gesetz im Herzen, nach welchem der „gute Edelsang" beurtheilt werden sollte. Aber diese schöne Zeit war vorüber. Wer sollte noch von jener Frauenliebe und jenem gottesdienstlichen Kriegseifer singen, da die sinnigen Menschen der alten Kreise und die frommen Dienstleute zu Grabe gegangen waren? Man folgte dem Beispiele Thomasin's, der sich nicht mehr mit dem bildlichen Muster der Tugend begnügt, sondern mit ihrem Wesen beschäftigt hatte. Man legte die Ritterbücher zur Seite, und selten führte ein Reinmar oder Frauenlob noch die Helden des Eschenbach im Munde; desto häufiger aber lauschen die Spruchdichter nun auf die Philosophie der Scholastiker, die man zur Erklärung ihrer Gedichte hinzunehmen muß. Die weisen Meister des alten reinen, der Glossen unbedürftigen Gesanges vergaßen sie, aber die verwirrte und unverdaute Gelehrsamkeit eines Albert des Großen scheint von dem unseligsten Einflusse auf sie gewesen zu sein.

Daher denn kam Wolfram's gelehrte Kunst, die Gottfried unhöfisch fand, jetzt zu immer höherem Preise. Die Spruchdichter holten in die Dichtung herüber alle Weisheit aus dem ganzen Gebiete des menschlichen Wissens, das ihnen offen stand, aus Stein-, Pflanzen- und Thierkunde, Geschichte, Physik, Geometrie, Astrologie, Bibelkunde und Nekromantie. Die Kenntniß sämmtlicher freier Künste ist von nun an eine Anforderung, die an jeden Meister gestellt wird [149]. Was noch Thomasin in scherzhafte Allegorie zog, das

149) Ein Lied von Regenbogen schließt so bei V. d. Hagen M. S. 3, 346.

Um singens willen heng ich ûz ein rôsenkranz;
die silben, ryme machent im diu bleter ganz.
swer singet wîse wort und ouch der dœne schanz
und mir den cranz gewinnet an, den meister wil ich kennen.
Philosophî daz krenzellîn tuot machen,
diu mûsicâ und ouch diu kunst jêomatrî,
rhetoricâ diu wont dem edlen sange bî,
diu lôyca und ouch diu hôch astronomî.
belîbet mir mîn rôsenkranz, von freuden wil ich lachen.

wird jetzt schon ganz ernsthaft gelehrt, daß Tugend, Milde, Seligkeit, rechtes Maaß nur aus den sieben Künsten zu lernen sei, daß die Grammatik gute Zucht, die Astronomie Treue und Bescheidenheit, die Rhetorik Muth zur Tugend gewähre. Soll fernerhin eine Tugend empfohlen werden, so zählt man in endlosen Versen alle ihre Eigenschaften, ihre Wirkungen und Vortheile auf: nur auf dem Gebiete der lebendigen Seelen- und Lebenserfahrung ist das Wissen dieser Meister am geringsten. Soll die Macht einer Leidenschaft geschildert werden, so werden aus Geschichten und Gedichten Beispiele geholt, um dies zu bewerkstelligen. Soll die Bedeutung einer Begebenheit dargelegt werden, so fängt man an Vergleiche mit dem alten Testamente zu ziehen, und man nahm das Muster dazu von den Theologen, unter denen Robert von Deutz und Richard von St. Victor angefangen hatten, das ganze alte Testament in Geschichte und Gesetz auf die christliche Kirchen- und Völkergeschichte zu deuten. Auf diesem Grunde ferner ruhen jene unzähligen Spruchgedichte, welche die Geschöpfe und Erzeugnisse der äußeren Natur auf die sittliche Natur des Menschen anwenden, in Steinen, Thieren und Pflanzen Beziehungen auf die menschliche Seele, Erläuterungen sogar dogmatischer Sätze der christlichen Lehre suchen, was seit den frühesten Kirchenvätern einen ganz eigenen Zweig christlich-physiologischer Gelehrsamkeit bildete[150]. Auf diesem Grunde ruhen auch so viele geheimnißvolle Räthsel unserer Gnomiker, die oft ihre Sprache und Form aus der Apokalypse entnehmen und leider die Apokalypse an Tiefsinn und Dunkel überbieten. Den Reinmar von Zweter stellten wir vorhin als den Führer der großen Schaar unserer Spruchdichter voran; in Leupolt Hornburg's schon oben (Note 143) erwähntem Gedicht von allen Singern, worin als die zwölf Hauptmeister fast lauter Spruchdichter dieser Zeit genannt werden[151],

---

150) Hoffmann's Fundgruben 1, 16.

151) Reinmar von Zweter, Walther von der Vogelweide, Nithart, Wolfram, Konrad von Würzburg, Boppe, Marner, Regenbogen, Frauenlob, Sunenburg, Ehrenbot und Bruder Wernher.

führt er daher den Reihen, und Alles was dort über ihn gesagt wird, charakterisirt ihn und die ganze Dichtung dieser gelehrten Art und zugleich die Ansicht des Beurtheilers vortrefflich. Aus einem faulen Holze, sagt Hornburg, aus argem Bein, aus trübem Pfuhle, aus jedem noch so gemeinen Gegenstande also hätte Reinmar bessere Anwendung zu sittlichen Deutungen zu machen gewußt, als ein Anderer aus Gold, aus dem edelsten Stoffe. Er hebt dann die Vielseitigkeit hervor, mit der er seine Sprüche über alle möglichen Dinge in der Welt ausgegossen habe. Er vergleicht seinen Gesang zu Christi Lob mit eines Apostels Lehre; er preist ihn geradezu als den ersten und besten. In der That folgten alle die Späteren seiner Spur, sie mögen sich als Gegner oder Freunde anstellen; Alle haben jene Gleichnisse und Beziehungen behandelt als eine höchste Aufgabe oder als das glänzendste Hülfsmittel der Dichtkunst. Einzelne dieser Vorstellungen sind voll Anschaulichkeit und für Gemüth und Phantasie von reicher Fülle; allzuoft aber mangelt die Schärfe der Vergleichung und die einfache Begreiflichkeit, die bei aller Sinnenbildnerei das erste Erforderniß ist. Oft sind die aufgestellten Bilder ganz willkürlicher Art, oft sind nicht Geschöpfe der Natur, sondern der Phantasie zu den Gleichnissen genommen. Erst leiht man den Steinen wunderbare Kräfte, den Pflanzen und Thieren unmögliche Eigenschaften, und diese geben dann die Anwendung auf die sittliche Menschennatur. Dergleichen konnte natürlich nicht die Dauer und den Werth haben, wie so viele volksthümliche Spruchsätze, die auf einfachen richtigen Erfahrungen und nicht auf einer phantastischen Naturgeschichte beruhen. Wenn von Reinmar verlangt wird, ein rechter Mann soll Straußenaugen, einen Kranichhals, Schweinsohren, ein Löwenherz, die Hände des Aaren und Greifen, die Füße des Bären haben, so würden wir uns bei der letzten Forderung etwa vorstellen, es solle ein Heimtücker, bei der vorletzten, es solle ein Dieb bezeichnet werden. Daher denn kommt es, daß über die Deutungen der Eigenschaften der Thiere und über diese Eigenschaften selbst so leicht Streit unter diesen Sängern ist,

und daß dann mit einem Unsinn gegen den anderen gestritten wird. Es kommt aus dieser Unklarheit und Willkür und aus der unverständigen Nachäfferei der unverstandenen Apokalypse, daß jene tiefsinnigen und unlösbaren Räthsel aufgestellt werden, wie sie in Streitgedichten vorkommen, die gleichfalls auf solchen Vergleichungen sinnlicher und übersinnlicher Dinge beruhen, und die zu lösen ohne die Bekanntschaft mit der naturhistorischen und symbolischen Fiction jener Zeiten unmöglich ist. Selbst aber bei dieser Kenntniß würde immer noch der Scharfsinn sogar eines Orientalen über manchem Geheimniß unserer Spruchdichter verzweifeln, wie die 30 Männer von Thimnath an dem Räthsel ihres Gesellen Simson. Nimmt man noch hinzu, wie unvollkommen diese Kenntnisse unserer Meister in Mathematik, Astronomie und Physik und wie wunderlich ihre nekromantischen Vorstellungen waren, von welchen sie so häufig Anwendungen in ihren Sprüchen machen, so sieht man leicht ein, um welche hohle Dinge es sich hier handelte und mit welchen Scheinwaffen darum gestritten ward.

Es ist aber allbekannt, daß man nichts höher hält, als ein kleines Wissen, das man vor anderen voraus zu haben meint; daß Niemand dünkelhafter und eigensinniger zu sein pflegt, als ein kleinlicher Gelehrter auf seine kleinliche Gelehrsamkeit. Nichts kann daher besser über den Charakter dieser Dichter, über den Werth oder die Werthlosigkeit ihrer Spruchgedichte aufklären, als ein Blick in ihre Streitigkeiten. Ihr polemischer Eifer ist allgemein; jeder Einzelne hat es mit irgend einem Gegner zu thun; man merkt wie bitterer Ernst es den Kämpfern ist; daß aber ihr Kampf ein höheres Interesse beträfe, kann man kaum bei einigen wenigen nur ahnen; häufig, wenn sie ganze Strophen voll Heftigkeit gereimt haben, weiß man kaum den Anlaß herauszufinden, und findet man ihn ja, so handelt es sich um einen gelehrten Kram oder um einen blinden Haß, den Anmaßung oder blinde Liebe nach einer andern Seite hin eingab. Ein eigentliches Urtheil kommt keinem zu; jeder preist den dem er gerade nahe

steht als den besten; ja es gibt Einzelne unter diesem Geschlechte, die in naiver Selbstgefälligkeit gar nicht übel Lust bezeigen, sich selbst über alle Andere wegzusetzen. So will Regenbogen sehen, wer ihm sein Kränzlein abgewinnen soll, der sonst seinem Widersacher Frauenlob gegenüber mehr den Eindruck eines Bescheidenen macht. Und dieser, den man besser Selbstlob genannt hätte, spricht es im höchsten Dünkel (ebd. 2, 344. V, 2) von sich aus, daß was auch Reinmar, Walther und Wolfram je gesungen, er noch ihren Gesang übergolde; sie hätten den Schaum geschöpft, aber seine Kunst gehe aus Kessels Grunde; sie seien den schmalen Steig neben der kunstreichen Straße gegangen, seines Gesanges Schrein soll man reichlich krönen, er sei ihrer Aller Meister. In Hornburg's Gedicht war Reinmar von Zweter Allen Meistern dieser Zeit vorangesetzt; nach Hugo von Trimbergs Urtheil läuft dagegen der Marner, der gleicherweise deutsch und latein dichtete[152]), allen Anderen vor; Andere bestaunen den Frauenlob vor den übrigen und diese Ansicht ging besonders auf die Folgezeit über; die Kunstsinnigeren hielten den Konrad von Würzburg für ihren Meister; ihn und den Meißner nennt Hermann der Damen nach des Marner's Tod als die besten. In der That, auch in unseren Tagen, wo wir doch von Parteilichkeit frei sein können, würde es Jedem schwer fallen, irgend einen dieser Männer vor dem anderen auszuzeichnen, wenn ihn nicht irgend eine unwesentlichere Ursache bestimmte. Walther verstand die Kunst, oder er besaß die Klarheit der sittlichen Einsicht und die Einheit des Charakters, daß auch aus einem vereinzelten Spruche ein sicherer Schluß auf das ganze sittliche Wesen des Mannes gemacht werden darf, wie das fast in jedem Bruchstücke der griechischen Gnomologen der Fall ist; nur mit Zwang aber würde man sich nach dem aufrichtigsten Studium der Sinnbilder, der Räthsel, der Predigten, der Lügenmährchen, der iro-

152) M. S. 2, 257 ist eine lateinische Strophe von ihm; das pange vox aedonis (im N. lit. Anz. 1807. p. 247 und in Carmina burana p. 79) ist ihm wahrscheinlich mit Unrecht zugeschrieben.

nischen Vorschriften dieser Dichter deutlich Rechenschaft zu geben suchen, ob sie überhaupt einen sittlichen Grundsatz kannten, und welcherlei Art er gewesen wäre. Nur mit der größten Aufmerksamkeit entdeckt man durch ihre Kleinigkeitskrämereien, daß sie ohne klares Bewußtsein das alte standesmäßige Gesetz der Ritterwelt und die alten Glaubenssätze des Christenthums halten, und eben mit diesen Kleinigkeitskrämereien halten wollen. Daher denn ihre lächerliche und launenhafte Polemik. Bald scheinen sie auf die Gelehrsamkeit den höchsten Werth zu legen, bald tadeln sie sie an anderen: das that Hugo von Trimberg (V. 1233) an Konrad und Rumzlant (M. S. 3, 56. IV, 6.) an dem Marner. Sie sprechen wohl dem Walther die Verachtung über die Grübler nach, die da wissen wollen was dem Menschensinne zu weit ist, aber sie zerquälen sich selbst an dergleichen Räthseln darum nicht weniger. Nichts ist in die Augen fallender, als daß jene zweierlei Elemente, ein volksthümlicheres und verständlicheres mit einem mystischen, schulmäßigen, gelehrten aufeinanderstoßen; allein nicht so, daß sie getrennt in verschiedenen Dichtern lägen und so deren Feindschaften erklärten, sondern in jedem einzelnen liegen sie unversöhnt nebeneinander. Wir machen noch auf zwei Gattungen aufmerksam, auf die Räthsel und die Streitgedichte unserer Meister.

Die alterthümlichsten und ihrer Verbreitung nach auch volksthümlichsten Räthsel, die wir kennen, haben die Eigenheit, daß sie mehr die scharfsinnige Phantasie des Aufgebenden als des Errathenden bewundern lassen, weil in ihnen, wie Aristoteles sagt, das Wesen des Räthsels in der Aussage eines Wahren unter einer Zusammenstellung von scheinbaren Unmöglichkeiten gesucht wird. Oft mehr Gedankenspiele von verirrenden Fangfragen und Witzantworten, haben sie alle, da auch so mannichfacher Volksaberglaube und dann wieder poetische und gelehrte Convenienz hineinspielt, die Eigenschaft der Schwer- oder Unerrathbarkeit; doch liegt darin grade, wie J. Grimm sagte[153]), ein

153) Altd. Wälder 2, 19.

größerer Reiz, wenn nur nach gegebener Auflösung Sinn und Beziehung deutlich wird, so daß der Einbildung ein gefälliges Bild hinterbleibt. Diese tiefsinnige Erfindung allein bewährt, daß diese Räthsel nicht rein volksmäßiger Entstehung sind; vielmehr gingen in dem Räthsel, wie wir es ebenso bei dem Sprichwort zu finden meinten, frühe in den neuern Zeiten Völkern und Sprachen die verschiedensten Elemente, antike Ueberlieferung, germanische Volksphantasie und der Witz der Gelehrten die engsten Verbindungen unter einander ein. Die ganz ähnlich entworfenen, ja auch die ganz gleichen Räthsel dieser alterthümlichsten Art finden sich daher gleichmäßig in den Resten der spätest römischen wie in den Anfängen der neulateinischen Literatur; wie in den 100 Räthseln des Symposius (4. Jh.) oder den Gnomen des Atheners Secundus, die in eine altercatio Hadriani Augusti et Epicteti philosophi übergegangen sind, so in der disputatio Pippini cum Albino scholastico [154] (die sich genau mit der altercatio berührt), oder in den hexametrischen Räthseln von Aldhelm (8. Jh.), oder in den Beispielen mönchischer Kurzweil (joca monachorum), wie sie in einer Reichenau-Karlsruher Handschrift des 10., einer Schlettstädter des 9. Jhs. erhalten sind. Und so in Vulgarsprache wieder in den angelsächsischen Räthseln des Exeterbuches von Kynewulf aus dem 8. Jh. [155]), wie in der nordischen Hervörsaga, und wie in Deutschland in dem alten Traugemundliede [156]), das an das Vafthrudnirlied der Edda erinnert, und wie nun unter den deutschen und den gleichzeitigen provenzalischen Gnomikern der mittelaltrigen Literatur und noch in den erstgedruckten Räthselbüchern, die im Anfang des 16. Jhs., wo die Volksphantasie in aller Art wucherte, zuerst solche Räthsel von zum Theil uralter Herkunft aus dem lebendigen Verkehre in Bücher

---

154) In einer Wiener Handschrift des 9. Jhs. unter den Werken Alcuins. Vgl. Wilmanns in Haupts Zeitschrift 14, 530.

155) In Greins Bibl. der angels. Poesie 2, 369.

156) Denkmäler von Müllenhoff und Scherer. N. 48.

sammelten [157]). In den Haftliedern nun, die sich unsere Spruchdichter dieser Zeiten zu lösen aufgeben, sind die vorherrschend eigenthümlichsten von ganz anderer Natur, spitzfindig zusammengesetzt aus den Elementen ihrer phantastischen Gelehrsamkeit und in der Form verkünstelt in Sprache, in Reim und Strophenbau. Neben den orakelartig bombastischen Stücken im Tone der Apokalypse, wie sie im Wartburgkriege und bei Frauenlob vorliegen, gibt es zwar bei Reinmar und einigen Anderen klarere und errathbarere, und eine Mitte zwischen Beiden halten wieder andere von Boppe, Wizlaw und Kelyn. Gleichwohl berührt sich die Manier aller dieser Dichter aufs entschiedenste, und so wieder mit ihnen der Meißner, der sich sonst aufs derbste über dies Räthselwesen lustig macht, indem er an einer Stelle (M. S. 3, 101) die verschiedenen Bedeutungen der Worte Rat, Leit, Arm, Stat, Wider in einen räthselhaften Unsinn zusammenstellt, und an einer anderen (ebd. 3, 91), wo er den Namen des Marner in ein Räthsel bringt, seinen Spott über diese Gattung ausdrückt. Nur zu oft bleiben ihre Aufgaben dem Verstande wie der Phantasie unergreiflich, und selbst, wo wir, wie in dem ersten Haft des Wartburgkrieges, die Lösung und ihr Verhältniß zu der Aufgabe verstehen, bleiben wir ohne Befriedigung, denn hier verschwimmt das Räthsel in eine ganz vage Allegorie [158]).

Das Räthsel ist in sich ein Stoff des Streites und Wetteifers. Uralt ist im Norden wie bei uns in Deutschland die Begrüßung von Wirth und Gast mit Räthselfragen und ausforschenden Reden; diese Sitte, die in den Handwerksgrüßen und Losungen der Gesellen in so späte Zeiten hinein sich forterhielt, ging auf Niemanden natürlicher über als auf die fahrenden Sänger und Spielleute, die Träger aller Neu-

157) Die älteste Sammlung scheint eine in Straßburg gedruckte: „Rettelsch Gedicht" (o. J. bei Joh. Prüß) aus dem Anfang des 16. Jhs. Mehr oder minder veränderte Auflagen davon sind: das Rätersch Büchlein. Straßb. 1562; das Ratbüchlein, Nürnberg o. J. durch Joh. Wechter, und andere in Wellers Repert. typogr. N. 1261 angeführte.

158) Dergl. findet sich mehreres in Cod. Pal. N. 392.

und Wißbegierde. So sehen wir denn unsere gnomischen Dichter in Räthselkämpfe, so in Streitgedichte und Witzspiele über andere Materien in ihren Sprüchen von mehr geistig gelehrtem Inhalte verwickelt, die nicht selten in ihren sinnbildnerischen Geheimnissen so dunkel sind wie die vertieftesten ihrer Räthsel. Die Streitsätze ergeben sich daher von selbst. Irgend ein vernünftiger Zweck aber ist in diesen Kämpfen nicht zu erkennen, so wenig wie in den Aufgaben ein vernünftiger Sinn, so wenig wie in der poetischen oder persönlichen Kritik, die sie gegeneinander üben, ein vernünftiger Grund. Sie streiten, man weiß nicht um was; sie reden um's dritte Wort von der Logica, und keiner kann einen Gedanken festhalten [159]. Der Marner, ein sonst gerade gerichteter Mann, wirft in launischer und eifersüchtiger Misgunst dem Reinmar in seinem Charakter Haß Neid und Geiz, in seiner Dichtung Uebertreibung und Spitzfindigkeit vor und schilt ihn einen Tönedieb, der manchen alten Fund erneuert habe; dann aber gesteht er (M. S. 2, 241. 246) von sich, daß er selbst aus dem Borgen und Entlehnen ein ordentliches Geschäft mache! Den Marner, sahen wir, warnte Raumsland sich seiner Gelehrsamkeit wegen nicht über die Laien zu erheben, (was ihn indeß nicht hinderte, seinen gewaltsamen Tod zu beklagen, wie der Marner seinerseits auch Reinmars Abscheiden beklagt hatte;) so bekämpft den Marner auch der Meißner, und dies wirft wieder Gervelyn dem Meißner als Misgunst vor, indem er ihm zugleich das Entlehnen von fremden Tönen aufrückt, was noch für eine Art von Schimpf galt, so häufig es nun auch schon geschah. Was in einzelnen Fragen ihrer wunderlichen Weisheit die Gegenstände der Streitgedichte dieser Meister waren, wollen wir an einem helleren Beispiele andeuten. Wer da sang, sagt der Meißner

---

159) Ganz recht heißt es in einem Lied Cod. Pal. N. 392. f. 37. (Germ. 3, 314.)
Ez tihtet manger fruo und spât, waz siben kunst bediuten,
und der der minsten niht verstât; der solt ie billich riuten
die steck ûz vor dem pfluoc, sô würd er niht der liute spot,
swâ man die maister brîset.

(M. S. 3, 100. XII.) mit Bezug auf den Marner, daß der Strauß drei Tage an seinen Eiern brüte, der sang unrecht; wer da sang, daß sich der Phönix im Feuer verbrenne und wieder lebend würde, dessen Sang ist ungeheuer; wer da sang, daß der Pelikan seine Kinder tödte, der hat gelogen, der lese die Bücher besser. An falschem Gesange strafe er Lügners Mund; wer falsch singe, der sei an Kunst blind, und dem geschehe der Spott der Meister recht. Er wolle nun die Natur jener drei Thiere entscheiden; mit wahrem Gesange wolle er den Lügensang den Menschen verleiden; ein Meisterarzt könne ja Kranke wohl gesund machen. Der Strauß also scharrt im August seine Eier in den Sand und vergißt sie da; die Sonnenhitze brütet sie aus. Von dem Phönix auch wolle er die Wahrheit sagen: wenn der alt wird — nun merket dummes Volk — so verbrennt er sich und wird zu Asche und aus der Asche wird ein anderer! Mit dem Pelikan verhält es sich so: er hat Streit mit der Schlange; die Schlange tödtet ihm seine Kinder; nun wälzt sich der Pelikan im Kothe und läßt ihn an sich dürre werden, um sich dadurch gegen die Schlange zu schützen; dann belebt er im Neste wieder seine Kinder mit seinem Blute. Nun will er dies aber besser auslegen: Der Pelikan bedeutet Gottes Sohn, die Schlange den Teufel, der uns tödtet, wir sind die Kinder, die er fing. Darum mußte Gottes Sohn sich mit dem Koth der Erde bestreichen!! Die Tenzonen dieser Art, zu welchen die gelehrte Kritik dieses Gelichters Gelegenheit gab, berühren sich genau mit den scholastischen Streitigkeiten und Kämpfen; ja wir haben ausdrückliche Beispiele, wie gewisse theologische Streitfragen auch poetisch behandelt wurden. So ist in einem Gedichte von Heinzelein von Konstanz der Streit über den Vorzug der beiden Johannes behandelt, ein Gegenstand den die Pariser Meister durchkämpften, was Bruder Berthold einen nützlichen und leutseligen Krieg nannte.

Als eine solche Tenzone bezeichnen wir auch den Wartburg-

krieg[160]). Nach dem bisher über den Charakter der gnomischen Dichtung dieser Zeit Vorgetragenen werden wenige Bemerkungen ausreichen, über den Werth und die Bedeutung dieses oft unverständig gepriesenen Gedichtes aufzuklären[161]). In Bezug auf die handelnden Figuren ist die Dichtung zunächst dadurch von einem neuen Interesse, daß wir hier zuerst in einem poetischen Entwurfe, oder vielmehr in zweien, die Sage sich der Persönlichkeit berühmter Dichter bemächtigen sehen. Einer Zeit von so vieler Selbstgefälligkeit, die zum erstenmale die Kunst der Dichtung in einen höheren Glanz rückte, von der sie in der gemüthlichsten Innigkeit sang, daß Gott selbst die Sänger auserkoren, selbst auf der Künste Stuhl sitze und die Engel in hoher Schule um sich versammelt habe, einer solchen Zeit kam es wohl zu, ihre Dichter in ein wunderbares Licht zu stellen und deren Gelehrsamkeit und Weisheit aus übernatürlichen Quellen herzuleiten. Daher trug sich die Sage nun bald mit mancherlei Novellen und Geschichten von einzelnen unserer Sänger. So sind von Ulrich von Lichtenstein in seiner eigenen Geschichte Züge aus Erzählungen von provenzalischen Dichtern aufgenommen worden. So erzählte man von dem Brennenberger, was sonst von dem Anbeter der Dame von Fayel oder dem Ritter in Konrads Herzmähre[162]) erzählt ward; so ging der Nithart, der Tanhäuser und der Frauenlob in die Sage über, wenn man des Letzteren berühmtes Begräbniß durch Frauen in Mainz nicht als historisch gelten lassen will. Anderwärts hing sich die Sage weniger an die Persönlichkeit, als an die Kunst und Begabung des Dichters an, so daß von Leutold von Regensburg erzählt ward, er habe in nächtlicher Weile von einem günstigen Geiste geheime

---

160) Ausg. von Ettmüller, der (vgl. seine Ausgabe Frauenlobs p. 383 ff.) den Frauenlob für den Verfasser hielt. Simrock, Der Wartburgkrieg. Stuttg. 1858.

161) Vgl. Koberstein, Ueber das wahrscheinliche Alter und die Bedeutung des Wartburgkriegs. Naumb. 1823. Lucas, über den Krieg auf der Wartburg 1838. H. v. Plötz über den Sängerkrieg a. d. W. 1851. V. d. Hagen in seiner Ausgabe der Minnesänger 4, 745.

162) Ed. Fr. Roth. 1846.

Weisheit erlangt. In diesen Sängersagen nun spielt der Wartburgkrieg die wichtigste Rolle und es kommen gegen ihn die in rohen späteren Meistergesängen[163]) aufbewahrten Sagen von der Entstehung der Kunst durch die vier Meister, von denen die vier gekrönten Töne des meisterlichen Horts herrühren, und von der Vertheidigung ihrer Würde und Reinheit gegen die Kirche unter dem Beisitz der zwölf Hauptmeister[164]) nicht in Betracht. Ein hoher Begriff von der göttlichen Würde der Kunst und Wissenschaft, ein Zeugniß von der Innigkeit, mit der man beide bei uns erfaßte, so daß man auch wohl das Seelenheil und das Leben an sie setzen möchte, blickt aus den beiden Hauptbestandtheilen dieser Dichtung hervor.

Was dem Inhalt des ersten dieser Theile (der allein in wesentlicher Uebereinstimmung überliefert, daher auch der eigentliche Kern der Sache ist und aus dem zweiten Viertel des 13. Jhs., von einem im Thüringischen und Mainzischen heimischen Dichter stammen mag) etwa Thatsächliches zu Grunde gelegen haben könnte, läßt sich nicht bestimmen. Die Handlung ist nach Eisenach, in die Zeit von Landgraf Hermanns Regierung, in das Jahr 1206—7 gelegt. Daß nun an diesem Hofe einmal eine heftigere Begegnung der fremden Sänger statt gehabt haben könnte, ein Streit um den Vorzug der Fürsten von Oesterreich und Thüringen, den man selbst an ein erhaltenes Gedicht von Walther anknüpfen könnte das aller Fürsten Milde im Vergleich zu der ausdauernden Freigebigkeit des Landgrafen Hermann in Schatten stellt, nichts wäre möglicher als dies. Daß der Zusammenstoß so weit gegangen wäre, daß man auf die Niederlage in einer Streitsache, über die unmöglich ein Richter zu bestellen war, einen schimpflichen

---

163) In Wagenseils Buch von der Meistersinger holdseliger Kunst p. 504 und 550.

164) Daß Von der Hagen diese Zwölfzahl, die übrigens an tausend andere Dinge erinnert, nicht ohne allen Grund mit den zwölf Kämpfern im Rosengarten in Verbindung setzt, beweist ein Meistergesang im Cod. Pal. 680. f. 42, wo das Bild von dem Gefechte der alten Meister im Rosengarten der Kunst mit deutlichen Beziehungen auf jenes Gedicht durchgeführt ist.

Tod als Strafe gesetzt hätte, ist unter der feinen Gesellschaft jener Zeit ein undenkbarer Zug. Dem Stoffe nach befinden wir uns in der Gruppe der Streitenden zugleich unter den alten höfischen und den neuen gelehrten Meistern: Walther, Wolfram, Biterolf, wahrscheinlich der Verfasser der von Rudolf von Ems erwähnten Alexandreis (vgl. 1, 333), dann Reinmar von Zweter und der tugendhafte Schreiber sind die Verfechter des Thüringers gegen den Vertheidiger Oesterreichs, Heinrich von Ofterdingen, den man nur aus einer einfachen Erwähnung bei Hermann dem Damen kennt und aus dem Schlusse des Laurin, wo er ohne Grund als dessen Verfasser genannt wird. Der Form nach aber ist das Gedicht, wie alle originale deutsche Kunstdichtung jener Zeit, schwach und wunderlich in Entwurf und Ausführung, ein Ausläuten der klaren höfischen Kunst in der neu aufkommenden gedunsenen und dunklen Manier. Der Streit ist im Ganzen in höfischem Tone geführt, gleitet aber in den Stellen, wo sich Ofterdingen hochfahrend mit seinen Gegnern wie eine Katze unter Mäusen oder einen Wolf unter Gänsen vergleicht, schon merklich in die groben Ausfälle der gelehrten Tenzonendichter dieser und der etwas späteren Zeiten ab[165]. Ofterdingen nimmt Wolfram und Reinmar, hernach auch Walther, der zwar sein erster Widersacher war, zu Schiedsrichtern, dann aber gehen sie alle aus dem Amte der Kieser in die Rolle der Mitstreiter über, und Walther überlistet Heinrich durch die Entscheidung des Streites nach einer dogmatischen Sophistik oder einem sophistischen Dogma, indem er fragt: wer es sei, der vor allen Fürsten

165) So ruft in einer solchen Herausforderung ein späterer Meister dem andern zu (Germ. 3, 318 f.), er solle sich seinen Hals mit Rindermist schmieren, das werde seine Stimme hell erklingen machen. Und anderswo (ib. p. 324) fährt einer seinen Gegner an, er habe die sieben Künste vierthalb gelernt von weisen Eseln, er habe der Künste Stuhl besessen, das habe er von einem Kalbe vernommen, das ihm den Preis gegeben; er sei voll Kunst wie eine bodenlose Kiste; er solle gehn und Esel und Geißen melken; er möge wohl in eine Schule gegangen sein, in der man Narren lehre; er sei wie trunken, er girre wie ein Wagenrad, er brumme wie ein Bär, er krähe wie ein Hahn, er solle sich fortmachen und den Katzen mausen oder im Spital den alten Weibern lausen helfen!

der Sonne gleiche? Der Herr von Oesterreich, ruft Ofterdingen, und sogleich faßt ihn Walther: Nun denn, mehr Preises hat der Tag, als die Sonne, das müssen Pfaffen und Laien sagen. Ich berufe mich auf alle Meister, die in Bibel und Chronik bewandert sind. Der Thüringer ist unser Tag. — Auf dieses vortreffliche Kunststück soll dann Ofterdingen gerichtet werden, er legt aber Berufung ein an die Entscheidung Klinsors von Ungarland, dem die Tugend Oesterreichs bekannt sei.

Nun springt das Gedicht von dieser ersten Tenzone (mit Str. 27 der Jenenser Handschrift) in eine zweite über, die ungefähr gleichzeitig entstanden doch der ersten ursprünglich fremd war; in der zwar später, bei der Verbindung der verwandten Stoffe, durch ungeschickte Einschaltungen ein Bezug zu dem ersten Theil herzustellen gesucht ward, ohne daß darum der Streithandel und das Urtheil, zu deren Schlichtung und Berichtung Klinsor dort berufen war, wieder aufgenommen und zu einem Ende geführt wäre. Auch in dieser zweiten Tenzone, die von einem anderen Poeten in einem anderen Tone gedichtet ist, fesselt zuerst die dichterische Sage, deren Helden hier Wolfram und Klinsor sind. In der Jenenser Handschrift beginnt der wunderliche Räthselstreit zwischen beiden, der des Gedichtes Inhalt ist, mit einer ganz selbständigen Einleitung: wie Klinsor bei des Thüringers Lager im Freien als ein Krämer ohne Waare erscheint, um den ob der Weisheit seines Laienmunds so hoch gepriesenen Wolfram (auch dies knüpft an einen bestimmten poetischen Anlaß, eine Stelle in Wirnts Wigalois an) mit seinen Räthseln zu versuchen. Wir können nicht entscheiden, ob Klinsor ein wirklicher Dichter, einer der ersten gelehrten Meister der neuen Zeit war, dem man den Sängernamen (Klingesaere) des Zauberers im Parzival beilegte, oder ob (was wahrscheinlicher) dieser Vertraute der Zauberkunst und der Hölle nur aus dem Gedichte abgelöst und dem Dichter desselben, Wolfram, gegenüber gestellt wurde, wie wenn heute ein Poet den Mephistopheles mit Göthe in Conflict bringen wollte: der alte mythische Zauberer, von dem der

jüngere Klinsor im Lohengrin scherzhaft sagt, seines Ahn's Urahn sei sein Schreiber gewesen, wäre dann so zum Meisterdichter gemacht worden, wie in dem Gedichte von der Minneburg auch der Aegyptische Zauberer Nectanebus dazu gemacht ward [166]. Für eine historische Wirklichkeit der Person läßt sich nur das kahle Zeugniß einer Stelle anführen, in der ihn Hermann der Damen (M. S. 3, 163. 3, 4.) neben Wolfram nennt [167]. Was nun aber die überlieferte Gestalt dieser dichterischen Erfindung angeht, so liegt uns nur der ungeheure Wust verschiedener und verschiedenartig entstellter Texte vor, aus denen man zunächst eine Anzahl platter Einschiebungen ausscheiden muß. Von einigen kleineren Eindringlingen abgesehen, ist in der Jenenser Handschrift am Schlusse eine Todtenfeier des Landgrafen von Thüringen und des Grafen von Henneberg angehängt; am Anfang ist ein polemischer, aus dem Lager der Bettelmönche ausgegangener Ausfall vorgesetzt gegen den Verkauf des Tauföls und des Abendmalbrods von Seiten der Pfarrgeistlichen; man hat ausgefunden, daß sich die Dichtung auf die Zustände des Erzbisthums Mainz unter dem verschuldeten Siegfried III (1225—49) bezieht, dessen schwer belastete Geistlichkeit sich in misbräuchlichen Stolgebühren entschädigte [168]. — In der Manessischen Sammlung, in welcher sich diese Einschiebsel der Jenenser Handschrift nicht vorfinden, ist dafür ein hier nicht enthaltener Schluß von Zabulons Buch angehängt, ein mit krausem Unsinn

166) Das Gedicht ist im Cod. Pal. 385. p. 258. Die Einkleidung ist die, daß der Dichter einen kundigen Meister bedarf, der ihm die allegorischen Räthsel der Minneburg deuten soll; er findet in Padua, Paris, Salerno und Toledo keinen, der es vermöchte, bis ihn seine Fahrt nach Aegypten zu Nectanerus führt, wie er hier heißt.

167) Eine Stelle, die wir nicht mit Simrock auf unsere Räthseldichtung, und die zwar Ofterdingen zum Verfasser hätte, beziehen können.

168) Das Stück findet sich auch in den von Zacher (in Haupts Zeitschr. 12, 515) mitgetheilten Bruchstücken einer Königsberger, und in der Kolmarer Handschrift, wo es „die Pfaffenschand" oder die tâl von Meintz heißt; bei Simrock Aurons Pfennig, nach der Einkleidung, nach der ein nicht erkorener, nicht verlorener Dämon dieses Namens den Pfarrern den bösen Anschlag eingegeben hat, den sie wider den ausdrücklichen Rath der Predigermönche durchsetzen.

angefülltes Capitel aus der mythischen Literaturgeschichte der Magie, worin Wolfram Klinsor gegenüber als ein Herausforderer und ein Meister aller Sternkunde erscheint, ganz gegen seine ausdrückliche Charakteristik in dem Räthselkampfe, in dem er, als Klinsor besiegt den Teufel Nasion zu ihm schickt zu erkunden ob er seine Weisheit magischen Künsten verdanke, selbst bekennt von der Sterne Kraft und Lauf nichts zu verstehen. Nach Ausscheidung all dieses fremden Stoffes treten nun aber in den überlieferten Texten des eigentlichen Kampfspiels die theils von Klinsor, theils auch (gegen die erste Absicht des Gedichts) von Wolfram aufgegebenen Räthsel in verschiedener Reihenfolge und Zahl, verschiedener Ordnung oder Unordnung auf; die ganze apokalyptische Grundsuppe aber dieser zum Theil noch ihres Oedipus harrenden Räthsel mit einem Mischmasch von dunkeln und hellen Bezügen auf christliche Symbolik, Magie, Geschichte und Romansage reiht sich dem vielgestaltigen Unsinn der zeitgenössischen gelehrten Dichtung einfach ein, ohne eine besondere Bedeutung. Der neueste Herausgeber hat mit Verwerfung von acht Räthseln unter zehn einen dünnen Kern des Gedichtes herausgeschält, der vor unserer Begriffs- und Geschmackbildung besser bestehe; daß durch dies Verfahren ein ursprünglicher ächter Text hergestellt sei, mußte er doch selber bezweiflen, wie denn Lachmann jedes Unternehmen der Art, bei der Beschaffenheit des vorhandenen Materials, für thöricht erklärt hatte.

Auch in dieser zweiten Tenzone des Wartburgkrieges, wie in der ersten, ist es als ob der klassischen höfischen Kunst noch ein Denkmal in der neuen ganz widerstrebenden Kunstweise gesetzt werden sollte; aus Eingang und Schluß derselben ist so viel klar, daß in Wolfram, der dem Zauberer gegenüber in einer eigenen Befangenheit und Unschuld steht, und den der Teufel Nasion im Aerger der Machtlosigkeit einen „Laien Schnippschnapp" schilt, die alte, schlichte, ungelehrte Kunst der ritterlichen Laien mit der weisedünkligen und nekromantischen dieser Zeiten in einen Gegensatz gestellt ist: so faßten noch die nächsten

Geschlechter die Dichtung auf[169]. In einem ähnlichen Gegensatze nun erscheinen uns zwei für die Zeit der Scheide des 13. und 14. Jhs. besonders charakteristische Poetengestalten, die uns aus der ritterlichen Kunst und Gesellschaft in die bürgerliche herüberleiten, in den Kampfgedichten und Tenzonen, in welchen sich beide befehdeten: *Heinrich von Meißen*[170], genannt *Frauenlob*, († am 29. Nov. 1318) und Barthel *Regenbogen*[171]. Der Letztere war seines Handwerks ein Schmied, ein bürgerlicher Mann, der auch in ächt bürgerlichem Sinne der Gleichheit und Eintracht der Stände das Wort redet: dem es wohl auf der Erde zu stehen schien, wenn Stola Schwert und Pflug sich einander beistehen wollten. Der Erstere, den die Manessische Handschrift als „den jüngeren Meißner" von dem früheren Meißner unterscheidet, wird als Doctor bezeichnet, und war, obzwar kein Geistlicher, einer ausgebreiteten Gelehrsamkeit mächtig, die er in seinen Briefen und Sprüchen in einer ungewöhnlichen, geschraubten, dunklen und gesuchten Redeweise ausbreitet, und die Ettmüller bei ihm, wie bei seinem älteren Landsmanne, aus dem Einflusse der Meißner Domschule herleiten möchte. Beide Poeten sind nach Form und Inhalt die bewunderten Vorbilder der spruchdichtenden Epigonen des 14. und 15. Jhs. geworden, die zu den eigentlichen Singschulen der Handwerksmeister des 15. und 16. Jhs. überführen, unter denen man dem Frauenlob die Gründung der ersten Meisterschule in Mainz zuschrieb. *Ihnen* ahmten diese „Nachmeister", wie sie Beheim nannte, am liebsten ihre Töne, und die verkünsteltsten wie Frauenlobs goldenen Ton nicht am seltensten, nach; an den Vorgang *ihrer* Streitgedichte

169) So heißt es in dem Leben des h. Ludwig von Köbitz (ed. Rückert p. 13): Klinsor habe sich geschämt und habe in Eisenach nicht bleiben wollen, weil er „von einem ungelehrten Manne also überwunden ward."

170) Ettmüller, Heinrichs von Meißen, des Frauenlobs, Briefe, Sprüche, Streitgedichte und Lieder. Quedlb. 1843.

171) Von der Hagens Minnesänger 3, 344. Unter den in der Kolmarer Handschrift erhaltenen Dichtungen in seinen und in Frauenlobs Tönen hat Bartsch (Meisterlieder der Kolmarer Handschrift p. 175 ff. p. 168 ff.) eine Anzahl ächter Stücke von beiden ausgeschieden.

gemahnt es zumeist, wenn sich diese Nachfolger herausfordern zu den Räthselknoten, die sie „mit ihres Sinnes Hechel entstricken", zu den Gesangstreichen, die sie mit ihren Bucklern pariren wollen; unter beide theilen sie sich in ihren Materien, ihrem Geschmack, ihrer Schreibweise, je nachdem sie mehr dem vorsichtigen Gange Regenbogens oder dem schweren Fluge Frauenlobs zugeneigt waren. Im höchsten Preise stand doch der hochtönende Schwulst, die „wunderwähen Worte" des anspruchvollen Frauenlob, der nicht genug Rühmens machen konnte von der Kunst und ihrem Werthe und ihrer Milde, die um so unergründlicher sei je mehr man ihrem Bache entschöpfe; der diese Freigebigkeit, die die Kunst gegen ihn bewährte, gegen die Welt nachahmen wollte: daher die redselige Fülle in seinen Sprüchen, die sich bei ihm zuerst (was nachher allgemeine Regel ward) von Einer Strophe, in die alle Meister des 13. Jhs. ihre Sprüche beschlossen, zu mehreren, immer ungleichen (drei oder fünf) Strophen ausdehnten. Beide Meister sind am planften und treten sich dann am nächsten, wenn sie in gleich gesundem ethischen Sinne ihre Sittensprüche sprechen, ihre Lobreden auf reine Frauen, ihre Strafgedichte gegen feile Liebe oder gegen die Gierigkeit der Pfaffen u. dergl., wo sie nicht selten ihre Sätze in die ebnere Form der Priamel kleiden. Dann freilich rücken sie auch wieder in dem ganz entgegengesetzten Stile zusammen, wenn Regenbogen seines Gegners mystische und scholastische Weisheit auskramt, nur daß er, scheint es, mehr blos wenn er Frauenlob bekämpft dessen gedunsene Weise nachahmt, da der ganze Eindruck seiner Dichtung sonst ein einfacherer ist. Welch ein Unstern mußte diese harten Köpfe auf das Hohelied und die Apokalypse führen, die sie nachahmen und auslegen wollten! Was mußte aus Poesie und Religion werden, wenn man sie zum Spiele mit hohlen Worten misbrauchte, wenn man Andacht und Erbauung in solchen Werken wie Frauenlob's Marienleich suchte[172]), welche die älteren überladenen

172) Schon Albert von Straßburg, der auch die Geschichte von Frauenlob's Beerdigung erzählt, erwähnt seine Paraphrase des Hohenliedes: Cantica canti-

Marienhymnen noch einmal aufs äußerste der Verschrobenheit übersteigerten, die dem gewöhnlichen Leser nichts sein konnten als tönendes Erz und klingende Schelle, die nur dem Unverständigen tiefe Weisheit schienen, dem Denkenden aber wie der wahnwitzige Eifer eines Mannes vorkommen mußten, der mit bleiernem Bohrer eine harte Materie zu durchgraben strebt. Es ist daher kein Wunder, wenn ein Mann von schlichterem Sinn, wie Regenbogen, über diese überschwengliche Manier einen Aerger empfand, der, wenn er sich auch anfangs vielleicht in der Ruhe und Freundlichkeit äußerte die diesem Manne eigen scheinen (M. S. 3, 344), dem Dünkel des Doctors gegenüber sich doch zu einer bittern Feindseligkeit steigert. Sein Kampf mit Frauenlob über den Vorzug des Namens Weib oder Frau [173]), der vortrefflich ausdrückt, wie nun der einstige frauendienstliche Gesang zu einem eitlen Spiele des Kopfs geworden war; Beider Streit über die Geschaffenheit oder Unerschaffenheit Gottes und was Alles sonst die Gegenstände ihrer Kriege bildete, riß Regenbogen in Grübeleien hinein, in denen er nicht auf seinem Felde war, über denen er den bescheidenen und herzlichen Ton seiner Rede verlor, zu dem er übrigens — auch Frauenlob gegenüber — zuletzt wieder in seinem Schwanengesang zurückkehrt, wo er erschüttert auf sein Ende denkt und seinen sündigen Lebenslauf überblickt, wo er versöhnt auf das Zerwürfniß mit Frauenlob zurückblickt und in dessen Tone singt (M. S. 3, 354. VI, 1.), was er sonst für einen Schimpf gehalten haben würde; wo

---

corum dictavit teutonice quae vulgariter dicuntur unser Frouwen Liet, et multa alia bona. Erst auf die Braut Christi, die Kirche übertragen, ward das hohe Lied nun auf Maria angewandt, die zugleich Gottes Braut und Mutter ist.

173) Frauenlob trägt diesen Beinamen, weil er zuerst das Wort Frau vor dem Weib pries, worin er von Walther, wie von dem Meißner (XVII, 1. bei Von der Hagen M. S. 3, 105) abweicht. Vortrefflich sagt Raumsland von dieser Fehde, was von allen Tenzonen der guten Meister zu sagen ist (in V. d. Hagen M. S. 2. 347.):

zwâre einer hennen
vuoz gæb ich niht umbe iuwern kriec, sît daz wîp vrouwe meinet
und vrouwe wîp.

er die Jungfrau anruft, ihm zum Himmelreich zu helfen, „da fände er er Meister Frauenlob, und an der Stätte auch viel andere liebe Gäste.“ Diesen biedersinnigen Ton herzlicher Einfalt verräth er in jedem Gedichte, wo er sich selbst überlassen ist; ein wärmeres Gemüth prägt sich in seinen zwar rohen Versen überall ab. Der beste Beleg für seinen schlichten Sinn ist ein längeres Lied (in 75 Strophen seines eigenen Tones) von der H. Veronica [174]), wo er in dem Behagen des frommen Gerechtigkeitseifers das Gericht erzählt, das rächend über Pilatus erging. Es ist kein überschwengliches Wort darin. Wohl aber fühlt man auch hier den Ernst des Berufes durch, der ihn auch sonst erfüllt [175]) und der ihn die einfachen Worte für seine einfachen Gedanken und Empfindungen leichter finden läßt als manchen andern der Zeit. Dies sagen wir immerhin nur beziehungsweise; die Ungelenkigkeit der ganzen Zeit abzulegen, war auch ihm nicht gegeben. Die selbstgenügliche Eitelkeit, die damals Gemeingut war, fehlt auch bei ihm nicht, doch ist sie gewiß dem Handwerksmanne am leichtesten zu gute zu halten, der einer der ersten war, der in diesen Theil der bürgerlichen Gesellschaft mit der Dichtung eine neue Ehre, einen neuen Reiz herabführte, und dem die schönen Eigenschaften des Herzens angehören, die uns allein mit dem gelehrten und meisterlichen Sange dieser und der folgenden Zeiten aussöhnen können.

---

174) Ein Lied von der Fronica ꝛc. Nürnberg durch Wolfgang Huber. 1512.

175) M. S. 3, 346.

Ich Regenboge ich was ein smit, ûf hertem anebôz
gewan gar kümberlich mîn brot, armuot hât mich besezzen.
Ez wart niht lenger ûfgezogen, dar nâch gar schier
greif ich ein anderz an : nâch sanges gir sô fuor ich wît; —
Ez hât mich dick und vil geriuwen, daz ich hân getân,
mir zæm ouch baz zwei hándlîn wîz, dâ zuo ein müezig leben:
idoch sô lâz ich niht dâ von,
sît sich mîn herze in solich kunst hât geben.

b) Episches.

Wenn sich in der Spruchdichtung die Einwirkungen Walthers noch mit der Wolfram'schen Manier streiten, so ist dagegen in einer Reihe von epischen Dichtungen, die den Fußtapfen des Letzteren folgen, seine alleinige und ausschließlichere Einwirkung desto entschiedener. Es schien für die Dichtung seit der Mitte des 13. Jhs. keine bessere Empfehlung zu geben, als wenn sie in Wolfram's Weise redete oder geradezu unter Wolfram's Namen auftrat. Die bairischen Dichter, wie Hadamar von Laber und Albrecht von Scharfenberg, gingen ganz auf seiner Spur einher; größere und kleinere Dichtungen aus früherer oder späterer Zeit [176]) traten unter seinem Namen auf; Werke, die auch nicht diese Täuschung bezweckten und nicht einmal der Behandlung nach die Vermuthung erwecken konnten, wurden von Anderen für Eschenbachische angesehen, als ob sein Geist über der ganzen ritterlichen Poesie schweben müßte; noch andere Dichtungen nahmen seinen Namen und seine Weise zugleich an und suchten sich auf das engste und innigste, mit dem Stoffe selbst, in seine Werke zu verweben.

Obenan steht in dieser Hinsicht der Titurel von dem bairischen Dichter Albrecht von Scharfenberg [177]), der Mittelpunct aller ritterlichen und gelehrten Dichtung seit der Mitte des 13. Jhs., um welche Zeit er verfaßt ist [178]). Dieses Gedicht, fest angelehnt an

---

176) So ein kleines Gedicht „des von Wirtemberk pueh“, das (Tübingen 1845. 4.) H. A. Keller in mehreren Varianten herausgegeben hat.

177) Ausg. v. Hahn. 1842. Eine kritische Ausgabe mit Benutzung alles, z. Th. erst später aufgefundenen Materials bleibt zu wünschen. Vgl. Pfeiffer in den Denkschriften der k. k. Akad. 16, 222. Höpfners Zeitschr. 2, 80.

178) San Marte in dem 2. Theile seines Wolfram von Eschenbach suchte dem Titurel eine andere Zeitbestimmung zu geben. Er hielt sich an das von Boisserée gerettete Fragment und nahm an, der Dichter habe ihn um 1322—50 unter Ludwig dem Baiern verfaßt. Allein wäre in jenen Strophen der Kaiser gemeint, so würde der Dichter gewiß die höhere Würde genannt haben in dem

Wolfram und den Parzival, erwarb sich sowohl durch die dunkle und wie absichtlich räthselhaft gemachte Art seiner Entstehung, als auch durch die Verflechtung und stete Beziehung der Abenteuer des einen Gedichtes mit denen des andern, durch Jahrhunderte das Ansehn, als ob es aus Wolfram's Feder herstammte, genoß mit dem vorgeblichen Dichter den höchsten Ruhm und überstrahlte seine ächten Werke. Es galt unbestritten, wofür es sich selber ausgab[179], als das Haupt aller deutschen Ritterbücher. Wie der Parzival war es in einer Menge von Handschriften verbreitet; ein Prediger wie Berthold hatte es gelesen, denn er führte gelegentlich eine Strophe daraus an; bis in das 17. Jh. hinein wurde das Buch gelesen; und kaum war im 18. Jh. das Studium unserer alten Dichtung erwacht, als das geheimnißvolle und wichtige Hindeuten auf dies Gedicht von neuem begann. Wenige hatten es gesehen, wenigere hatten es gelesen; man ahnte irgend eine große Bedeutung dahinter und versuchte nun mehr tastend und spähend den Kern der bittern Frucht zu finden, als daß man gewagt hätte, das ungeheure Schalwerk und Gehäus mit einem guten Schlage erst zu zersplittern. Schlegel war einer der Angeber dieses Verfahrens. Wie die Nibelungen für den deutschen Homer, so sollte der Titurel für den deutschen Dante erklärt werden; und wie unsere bildenden Künstler im Unverstand die Reformation als die Unterdrückerin der Kunst, statt ihres eigenen Unvermögens anklagen, so sollte die Reformation auch in Schlegel's Ansicht eine Sünde begangen haben, indem sie der Begeisterung für den Titurel ein Ende gemacht. War dies wirklich ihr Werk, so war es zu den vielen

---

Preise seines „duc Loys et Palatinus"; die bisherige Zeitbestimmung erscheint vielmehr gerade durch diese Stelle gerechtfertigt, die offenbar auf Ludwig den Strengen (1253—90) geht, aus dessen Geschichte einleuchtet, warum gerade auf den Palatinus hier ein gewisser feierlicher Nachdruck gelegt wird.

179) Das Gedicht schließt:

Von diutscher zunge ûf erden nie getihte wart sô werdes ruoches
daz lîp und sêl sô hôch gein wirde wîset,
alle die ez hœren, lesen oder schrîben, der sêle müeze werden gepardîset.

b) Episches.

Wenn sich in der Spruchdichtung die Einwirkungen Walthers noch mit der Wolfram'schen Manier streiten, so ist dagegen in einer Reihe von epischen Dichtungen, die den Fußtapfen des Letzteren folgen, seine alleinige und ausschließlichere Einwirkung desto entschiedener. Es schien für die Dichtung seit der Mitte des 13. Jhs. keine bessere Empfehlung zu geben, als wenn sie in Wolfram's Weise redete oder geradezu unter Wolfram's Namen auftrat. Die bairischen Dichter, wie Hadamar von Laber und Albrecht von Scharfenberg, gingen ganz auf seiner Spur einher; größere und kleinere Dichtungen aus früherer oder späterer Zeit [176]) traten unter seinem Namen auf; Werke, die auch nicht diese Täuschung bezweckten und nicht einmal der Behandlung nach die Vermuthung erwecken konnten, wurden von Anderen für Eschenbachische angesehen, als ob sein Geist über der ganzen ritterlichen Poesie schweben müßte; noch andere Dichtungen nahmen seinen Namen und seine Weise zugleich an und suchten sich auf das engste und innigste, mit dem Stoffe selbst, in seine Werke zu verweben.

Obenan steht in dieser Hinsicht der Titurel von dem bairischen Dichter Albrecht von Scharfenberg [177]), der Mittelpunct aller ritterlichen und gelehrten Dichtung seit der Mitte des 13. Jhs., um welche Zeit er verfaßt ist [178]). Dieses Gedicht, fest angelehnt an

176) So ein kleines Gedicht „des von Wirtemberk pueh", das (Tübingen 1845. 4.) H. A. Keller in mehreren Varianten herausgegeben hat.

177) Ausg. v. Hahn. 1842. Eine kritische Ausgabe mit Benutzung alles, z. Th. erst später aufgefundenen Materials bleibt zu wünschen. Vgl. Pfeiffer in den Denkschriften der k. k. Akad. 16, 222. Höpfners Zeitschr. 2, 80.

178) San Marte in dem 2. Theile seines Wolfram von Eschenbach suchte dem Titurel eine andere Zeitbestimmung zu geben. Er hielt sich an das von Boisserée gerettete Fragment und nahm an, der Dichter habe ihn um 1322—50 unter Ludwig dem Baiern verfaßt. Allein wäre in jenen Strophen der Kaiser gemeint, so würde der Dichter gewiß die höhere Würde genannt haben in dem

Wolfram und den Parzival, erwarb sich sowohl durch die dunkle und wie absichtlich räthselhaft gemachte Art seiner Entstehung, als auch durch die Verflechtung und stete Beziehung der Abenteuer des einen Gedichtes mit denen des andern, durch Jahrhunderte das Ansehn, als ob es aus Wolfram's Feder herstammte, genoß mit dem vorgeblichen Dichter den höchsten Ruhm und überstrahlte seine ächten Werke. Es galt unbestritten, wofür es sich selber ausgab [179], als das Haupt aller deutschen Ritterbücher. Wie der Parzival war es in einer Menge von Handschriften verbreitet; ein Prediger wie Berthold hatte es gelesen, denn er führte gelegentlich eine Strophe daraus an; bis in das 17. Jh. hinein wurde das Buch gelesen; und kaum war im 18. Jh. das Studium unserer alten Dichtung erwacht, als das geheimnißvolle und wichtige Hindeuten auf dies Gedicht von neuem begann. Wenige hatten es gesehen, wenigere hatten es gelesen; man ahnte irgend eine große Bedeutung dahinter und versuchte nun mehr tastend und spähend den Kern der bittern Frucht zu finden, als daß man gewagt hätte, das ungeheure Schalwerk und Gehäus mit einem guten Schlage erst zu zersplittern. Schlegel war einer der Angeber dieses Verfahrens. Wie die Nibelungen für den deutschen Homer, so sollte der Titurel für den deutschen Dante erklärt werden; und wie unsere bildenden Künstler im Unverstand die Reformation als die Unterdrückerin der Kunst, statt ihres eigenen Unvermögens anklagen, so sollte die Reformation auch in Schlegel's Ansicht eine Sünde begangen haben, indem sie der Begeisterung für den Titurel ein Ende gemacht. War dies wirklich ihr Werk, so war es zu den vielen

---

Preise seines „duc Loys et Palatinus"; die bisherige Zeitbestimmung erscheint vielmehr gerade durch diese Stelle gerechtfertigt, die offenbar auf Ludwig den Strengen (1253—90) geht, aus dessen Geschichte einleuchtet, warum gerade auf den Palatinus hier ein gewisser feierlicher Nachdruck gelegt wird.

179) Das Gedicht schließt:

Von diutscher zunge ûf erden nie getihte wart sô werdes ruoches
daz lîp und sêl sô hôch gein wirde wîset,
alle die ez hœren, lesen oder schrîben, der sêle müeze werden gepardîset.

großen Verdiensten der Reformation noch ein weiteres kleines Verdienst, das sie sich um unsere Dichtung und unsern gesunden Geschmack erworben hat.

Denn wie entblößt an wirklichem dichterischen Werthe der Titurel ist, das braucht man heute Niemandem mehr erst ausführlich auseinanderzusetzen. Hatte doch schon Wolfram auf diesem weiten Gebiete der Titurelmähren, die wir, so lange wir nicht eines bessern belehrt sind, in dem Gralgedichte Kiot's mit den Geschichten des Parzival vereint denken müssen, nur das wenige Dichtenswerthe entdeckt, das er in den geringen Titurelbruchstücken behandelte, die wir früher (1, 602) besprochen haben. Was er verschmähte, nahm der Verfasser unseres jüngeren Titurel auf, dessen ganz willkürliche Behandlung, dessen geheimnißvolle Weisheit, dessen gedunsener und breiter Stil, dessen Erfindungsgabe, mit der er das Thatsächliche in seinen Quellen wohl durch eigene Zuthaten erweitert haben mag, der hohlen Materie den Werth auch nicht geben konnte, den sein großer Vorgänger nicht darin gefunden hatte. Wir brauchen den Inhalt des Gedichtes, das sich in einen geistlichen Theil, die Gralgeschichten, und in einen weltlichen, die Abenteuer Schionatulanders, zerlegt, nicht näher zu erörtern, um seine poetische Armut zu erweisen. Wir kennen nun schon das Inhaltlose dieser Liebschaften, dieser Heereszüge und Schlachten, was Alles hier im Uebermaße vorliegt, so daß man zweifelt, ob die tödtlichere Langeweile dort ist, wo der Dichter verschmäht, seine Schlachten im besondern auszumalen, oder da, wo wie im Alexander unzählige wunderliche Namen von Helden und Beschreibungen von Zweikämpfen vorkommen, in lächerlicher Nachäffung des Virgil oder gar Homer, von dessen Kunst, mit zwei drei Zügen für jeden Nebenhelden zu fesseln, auch nicht die kleinste Spur ist. Selbst auch da, wo der Dichter, wie bei dem Feste von Floritschanz, die sämmtlichen Helden der Tafelrunde mit einer merkwürdigen Kenntniß der poetischen Sage versammelt, selbst da fühlt man sich nicht unter Bekannten. Die Leblosigkeit und Flachheit, die in allen Er-

zählungen der britischen Dichtungen herrscht, die Unfaßbarkeit des Thatsächlichen ist dann durch die Ausdehnung im Vortrage noch unendlich gesteigert. Die berühmte Strophe, die durch Einführung von Cäsurreimen in die zwei ersten Zeilen der Wolfram'schen Titurelstrophe die vortreffliche Wirkung derselben wieder aufhebt, trägt wesentlich die Schuld, daß der Vortrag höchst beschwerlich wie im Predigertone dahinschleicht. Es kam dadurch eine Ruhe hinein, die für die lehrhaften Theile geeignet und durch das Vorherrschen derselben auch wohl erfordert war, die aber in den erzählenden Theilen zu einer peinlichen Mühseligkeit wird und gleichsam eine langsame Hast hineinträgt, mit der die Begebenheiten im angestrengten Schneckengange sich fortbewegen: wo dann der Dichter jeden Augenblick mit Klagen und Seufzen auf den traurigen Ausgang seiner Geschichten spannt und doch in andern Stellen die Ungeduld des Lesers abweist, der im Voraus von langer Weile gequält nach dem Ende schaut, ehe die Erzählung vollbracht ist. Im Zwang zu einer gleichmäßigen Erhabenheit in dieser entsetzlichen Weitschweifigkeit reibt sich der Poet in einer stillen Glut auf, sinkt jeden Augenblick zusammen, stärkt sich dann an geborgter Weisheit, ruft die alten bessern Sänger zu Hülfe, tröstet sich, daß ihn die Bücher den mangelnden Witz lehren würden und ermattet von neuem, um, stets lahmer geworden, sich in stets größere Räume hinein zu wagen. Wie anders, wenn man, dem ewigen Jammer dieser Dichter über ihre Unfähigkeit gegenüber, dem Homer Einmal in der Fülle und Raschheit der Thaten den Griffel unter dem Ausrufe entsinken sieht, er könne das Alles nicht wie ein Gott bewältigen, wo er vorher und nachher seinen kühnsten Genius gerade mit göttlicher Ueberlegenheit walten ließ.

Wenn sich aus der poetischen Beschaffenheit des Titurel die Unzufriedenheit Schlegel's mit der Reformation, die das Andenken des Gedichtes ausgelöscht haben sollte, nicht rechtfertigt, so ist diese Unzufriedenheit dagegen aus dem Standpuncte katholischer Religionsansicht desto besser zu begreifen. Denn das was dem Werke seine

eigenthümliche Färbung und seine Bedeutung in der Dichtungsgeschichte der Zeit gibt, ist die schroff hierarchische und priesterliche Gesinnung, die es von Anfang bis zu Ende durchdringt[180]. In der Weise, wie wir diese in dem Gedichte niedergelegt lesen, ist sie unstreitig nicht in der französischen Quelle ausgedrückt gewesen; ihre Ergüsse sind die Zuthat des deutschen Dichters, der gerade die charakteristischsten Eigenheiten der Spruchdichter jener Zeit im übersteigenden Maße in sich vereinigt und eben dadurch dem Werke eine so große Geltung erwarb. Das ganze Gedicht ist voll von hierarchischem Dünkel, der sich nur mit dem gelehrten Dünkel etwa streitet; es ist seine entschiedenste Tendenz, Priesterschaft und Gelehrtenthum in Glanz und Höhe zu rücken. Dies geschieht mit allem pfäffischen Eifer und aller hierarchischen Folgerichtigkeit. Ganz verschwunden ist Wolfram's duldsame Ansicht des Heidenthums; der Dichter verräth zwischen seiner dogmatischen Gelehrsamkeit den gehässigsten Zelotismus gegen die Mauren und gegen die alten Griechen; und was noch in der Abenteuer Krone, was in vielen Dichtern dieser Zeit und bei Dante beliebte Aufnahme gefunden, die Herrschaft der Fortuna auf der Erde, das Einzige, was diese Dichter neben Venus und Amor der griechischen Mythologie abnahmen, das findet bei ihm Tadel und Verwerfung. Die Aufgabe seines Gesanges ist die Predigt der Reinheit und Keuschheit, die hier schon ein irdisches Paradies bereitet, und sein Ziel die Verbreitung edler Tugend in alle Ferne und Weite. Seine Gralritter kennzeichnen sich durch nichts so sehr als durch ihre Sanftmuth; in der Aufschrift des verhängnißvollen Brackenseils wird ein Blumenkranz aus den ritterlichen Cardinaltugenden geflochten, die einen ganz friedlichen, priesterlichen oder weiblichen Charakter am besten kleiden würden: Zucht, Keusche, Milde, Treue, Mäßigkeit, Gottesfurcht, Scham, Bescheidenheit, Stetigkeit, De-

180) S. San Marte, Vergleichung von Wolframs Parzival mit Albrechts Titurel in theologischer Beziehung. Germ. 8, 421.

muth, Geduld und Liebe. Der Held, der dem Werke den Namen gegeben hat, wird, wie in der patriarchalischen Geschichte so mancher Gotteserkorene, erst spät aus einer lange unfruchtbaren Ehe nach göttlicher Verheißung geboren; früh wird er zu lauterer Keuschheit und reiner Ritterschaft erzogen und für den Dienst Gottes; Bezähmung der weltlichen Liebe, Demuth im Reichthum und Geduld in der Armut wird er gelehrt; er lebt in der Zeit, wo die christlichen Glaubenshelden Wunder thaten, wo noch „die Lehren guter Pfaffheit" auf fruchtbaren Boden fielen und Wunder zu thun lehrten, wo die wahre Gottesminne blühte und die Aufopferung, mit der Abraham seinen Sohn dahinzugeben bereit war. Daher wird denn dem Titurel der Erwerb der Gralherrschaft leichter, als dem sündigen Parzival; ihm wird ein patriarchalisches Alter gewährt und den Gral in Reinheit anschauend ist er vor dem Tode sicher. Ihm war, dem Priesterkönig, gestattet zu heirathen, was den andern Priestern nicht zukommt, da ihr Weib die Kirche ist. Alle Priester sind von Gott geborene Könige, sie tragen in ihren Platten das Bild der Krone, ihre Gewalt geht vor der der Könige; ihr Name ist an Würdigkeit über den Königen, die Seligkeit der Christen liegt an der Priester Orden, da sie die Krone und den Himmelschlüssel tragen. Man sieht wohl, dies entfernt sich von dem wildfrommen Rittergeist der Gotteshelden des fränkischen Epos so weit, wie die Anmaßungen der Kirche seit dem Siege der geistlichen Reaction über die Anfechtungen der Friedrich I und Heinrich II von der päbstlichen Macht in dem Zeitalter der Ottonen und der ersten Heinriche. Ganz diesem bigotten Geiste gemäß ist dann gegen das Ende des Gedichts hin die Vorstellung von dem Priesterkönigthum des Grals übersteigert. Aus dem entarteten Christenthum des Abendlandes retten die Templeisen ihr Heiligthum in den fernen Osten, wo dann die Herrschaft des Priesters Johannes[181]), der am Schlusse

181) In die Sage von diesem mythischen Christenfürsten im fernen Osten, die seit der Mitte des 12. Jhs. bis spät in die Zeiten der Seefahrer und Weltentdecker des 15. und 16. Jhs. die Phantasie der Menschen beschäftigte, ward erst

des Parzival, als der Sohn von Feirefiß genannt wird, die Herrlichkeiten der Gralburg weit überragt: der, ein Gebieter über drei Indien und 72 Könige, an seiner Tafel von zahllosen Hohenpriestern umgeben, von sieben Königen, 40 Herzogen und 300 Grafen bedient ist, ein kriegerischer heidentilgender Pabst, waffenmächtiger als die weltherrschenden Heiden- und Christenkönige der karolingischen Sagen; sein Name geht mit der Gralkrone auf Parzival über, wie denn auch die Fortsetzungen des Wilhelm von Orange an ihn scheints anknüpfen, wenn sie, die fränkischen Kämpfe in den Osten verlegend, Rennewarts Enkel den Namen Johannes geben.

Diesem pfäffischen Wesen steht dann das gelehrte zur Seite, das in allen Theilen die Farbe der Spruchdichtung jener Zeit trägt. Der Prunk mit Gelehrsamkeit, die kleine Einbildung des Gelehrten beherrscht das endlose Werk und überdeckt und verschleiert den ganzen erzählenden Theil; eigentlich ist der gelehrte Dichter selber der Held seines Gedichtes. Ueberall schiebt er sich mit seinen Anmerkungen und seiner Weisheit vor, überall hebt er seinen Stand mit lächerlicher Anmaßung in die Höhe; der Kunst Meisterschaft gibt in seiner Ansicht die höchste Würde; die Buchgelehrten stehen an Rang unter den Menschen oben an, erst dann kommen die Edelgeborenen, so wie die Greise vor den Reichen kommen. Wenn es irgendwo klar ist, daß man sucht, eine alte Zeit sammt ihren Bestrebungen und Richtungen mit allen erdenklichen Mitteln zu halten, so ist es hier, wo man in dem Gegenstande des Gedichtes die ganze ritterliche Herrlichkeit mit

---

neuerdings eine genauere Einsicht eröffnet. S. Oppert, der Presbyter Johannes in Sage und Geschichte. ed. 2. Berlin 1870. Schott, Kitai, Karakitai und der Priester Johannes; in Ermans Archiv für wissensch. Kunde von Rußland. Bd. 23. Berlin 1864. — Bei der Schilderung des Wunderreichs dieser Sagenfigur (Hahn 6031—6160) folgt unser Gedicht oder seine französische Quelle einem bekannten, im 12. Jh. verbreiteten apokryphen lateinischen Briefe des Priesters Johannes an irgend einen Herrscher im Abendland (bei San Marte, Leben und Dichten Wolframs v. E. 2, 459). Vgl. Bartsch in der Germ. 7, 271. — Dieser Brief ist auch in gesonderte deutsche Dichtungen übergegangen. S. Altdeutsche Blätter 1, 308—324. J. Grimm, Gedichte auf Friedrich I. p. 103 ff.

der ganzen priesterlichen Herrlichkeit zusammengerückt findet und wo dann der Dichter die ganze gelehrte Herrlichkeit in der Behandlung hinzuthut. In der That ist diese Gelehrsamkeit von Bedeutung und Umfang. Die ganze Sagenmasse und Romanenliteratur steht dem Dichter zu Gebote, sogar britische Sagen aus Gottfried von Monmouth, die nie im Deutschen behandelt wurden, kennt er und fügt sie vielleicht erst seiner französischen Quelle zu [182]. Er berührt andeutend Schwänke und Novellen, Geschichten der Juden und Griechen und zeigt in jener Zusammenstellung der heiligen Könige und in andern Stellen ausgebreiteten Ueberblick über neuere Geschichte. Genaue Kunde der Bibel und Legende, mancher lateinischer Dichter und des Homer ist ihm eigen. Eine Menge Züge aus fremden Sagen des britischen und des antiken Kreises haben Eingang gefunden, die schwerlich in dem Originale liegen konnten. Alles was die Spruchdichter zerstreut von Naturgeschichte wissen, bringt er im Vereine, und framt namentlich seine Kunde von den Bäumen, Kräutern und geheimen Kräften der Steine bei der Beschreibung des Tempelbaues aus, wo ihm der salomonische Bau unter allgemeiner Veränderung in byzantinische oder gothische Bauart Vorbild war [183], und auf die er eine außerordentliche Pracht und sinnbildernde Weisheit gespart hat. Von den Meinungen griechischer Philosophen, von Pythagoras'

---

182) Cod. pal. 383. fol. 121. c.
Der hôhsten gar beroubet wær diu cristenheit gemeine,
niht wan drîer houbet, von Rôme Lucius und der edel reine
Anfortas und Artûs der gehiure,
den Lucius sît heime suochte, des nam er tôtlich schumpfentiure.
Swie lützel manz doch sagende ist in diutscher schrifte,
sô pflag er unverzagende, mit ellenthaftem muote er wunder stifte,
ein rœmisch keiser lac vor im erstorben,
an risen und an trachen dar an hât Artûs wâre wirde erworben.
Der diu buoch der hügede lesen wil latîne
der hâtz für kein getrügede, diu sagent wâr vil manig wirde sîne,
krônicâ ze Britani und ze Kornvâle u. s. w.

183) S. dagegen S. Boisserée, über die Beschreibung des Tempels des H. Grals. 1834.

Sphärenmusik, von Plato, Hippokrates, Galen, Heraclit von Sicyon, Maser Jawaichus und Avicenna hat er wenigstens reden gehört; scholastische Sophismen, alle physikalischen und geographischen Träumereien und astrologische Weisheit ist ihm geläufig. Wenn dieserlei Gelehrsamkeit und ihre häufige Anwendung dem Werke als erzählendem Gedichte seinen ohnehin geringen Werth schmälern mußte, so gaben ihm wohl in den Augen des Mittelalters einen großen Werth die Anklänge an ältere bessere Dichter, die so häufig sind, daß man fast auf jedem Blatte irgend einem alten Bekannten begegnet. Kein anderer erzählender Dichter hat sich so unverschämt mit fremden Federn geschmückt, und übrigens auch so gut verstanden sich damit zu schmücken. Die Gegenwart seines Gedächtnisses, die lebendige Vertrautheit mit allen alten Dichtungen gibt dem Dichter stellenweise eine gewisse Gewandtheit im Schreiben, eine gewisse Sicherheit im Urtheilen, und im Aussprechen der herrschenden Vorstellungen eine Klarheit, die man bei den gnomischen Dichtern so oft vergeblich sucht. Wenn daher Wolfram und Gottfried gewisse Richtungen ihrer Zeit, die bei anderen Dichtern unklar vorlagen, zum Bewußtsein und zur Anschauung brachten, so kann man auch von dem Titurel, wenn man ihn in der Mitte der gelehrten Gnomiker sieht, behaupten, daß er eine Menge von dunkeln Beziehungen in den Dichtungen dieser Zeit aufklärt und namentlich, daß er jenes feste Anlehnen an das Alte und das Anpreisen und Nützen des Alten deutlicher beurkundet, als die zerstreuten Einzelheiten der gnomischen Dichter. Wo man so, wie es hier geschieht, sich auf alte Sitten beruft, eine alte Lebensweise fortpflanzt, alte Vorstellungen erneut, frühere Vorbilder benutzt und Sprache und Manier nachahmt, da gesteht man die eigene Schwäche ein, wenn man sich auch noch so vielen Anschein der Eigenthümlichkeit und Neuheit gibt; man bekennt die Abhängigkeit und die Verschuldung an Andere, trotz der großen Selbstgenüglichkeit und der Art von vornehmer moralischer Kritik, die mit unterläuft. Wie Ariost benutzt Albrecht jede beliebte Sage, jeden angenehmen, stehenden Witz,

jedes Neue und Alte von irgend einem Reize. Gleichgültig greift er jeden Gedanken, der ihm gefällt, aus jedem ältern Dichter, ohne Vorliebe für den oder jenen: mit Walther spricht er von dem Honig der Welt der mit Galle vergeben ist, mit Walther von dem Verderb der Weiber durch die Schuld der Männer, mit Zweter eifert er für die Reinigung der Minne und für inneres geistliches Leben, und ähnlich wie er, gebraucht er jene moralischen Deutungen naturgeschichtlicher Gegenstände. Jetzt borgt er von Hartmann das Anreden der Minne, und jetzt von Anderen das Gespräch zwischen Dichter und Aventiure; an Thomasin erinnert die Klage, daß der einst verachtete Keye heute noch ein Muster abgeben könnte; an den Winsbeke mahnt der Ton der Inschrift des Halsbandes; die Nibelungen klingen hier und da durch; an Nithart kommen Erinnerungen vor; ein Witz Gottfried's wird variirt, indem der Dichter denen, welche der Wappenröcke warten, überläßt, die Wappen und Devisen der Ritter zu melden; der Dichter wiederholt selbst seine eigenen Gedanken, wo sie ihm einmal geglückt scheinen. Ueber das Ganze endlich ist schon durch die Aufnahme der Wolfram'schen Titurelfragmente und anderer Stellen dessen Manier gebreitet. Oft nicht ohne Geschick ist seine Sprache behauptet, seine Figuren gebraucht, seine barocken Bilder, seine kecken Vergleichungen, seine unzarten und sonderbaren Späße [184]), seine gesuchten Wendungen nachgeahmt, und seine spitze Kritik. Nur wenn man da nachfragt, wo die Seele und das innere Verständniß nacheifern mußte, da sieht man plötzlich, daß Albrecht neben Wolfram so dürftig und arm steht, wie Konrad neben Gottfried. Die Art, wie er die herrlichen Fragmente Wolfram's verwässert hat, ist hierin statt aller weiteren Belege. Wo dort mit wahrhafter Genialität dem Läppischen und Kindischen entgangen und dafür die reinste Unschuld und

---

184) Der Dichter wirft seinem Helden Schionatulander vor, er habe doch Einen Fehler gehabt: er habe seine Schwester öffentlich beschlafen. Gott nämlich sei sein Vater und Gottes Tochter sei die Tugend, die er von Jugend auf geminnet habe!!

Kindlichkeit gesetzt war, da fällt man hier recht plump ins Läppische zurück, versteigt sich dann wieder in eine lächerliche Gelehrsamkeit und verliert sich in Weitschweifigkeit und Leere. Ein großer Gedanke erfüllte den Dichter des Parzival, als er seine große Episode aus der Gralsage heraushob; was er liegen ließ, hob der Dichter des Titurel auf, und mit einer unendlichen, langweiligen, hohlen, nichts enthaltenden Geschichte, die sich um eine unerklärbar eigensinnige Laune eines sonst vortrefflichen weiblichen Charakters dreht, dachte er wohl das Werk des edlen Dichters zu überflügeln, der den innersten Geist des französischen Gedichtes erfaßt und wohl wußte, daß er nichts als Schale und Rinde davon abgeworfen hatte.

Jünger als der Titurel ist der Lohengrin[185]), der gleichfalls, seinen dialektischen Eigenheiten nach, von einem bairischen Dichter, vor 1290, verfaßt ist; auch er ist in der Einleitung oder Einkleidung wie unter Wolframs Maske eingeführt; die Erzählung ist in den Wartburger Räthselstreit zwischen Wolfram und Klinsor, von dem ein größeres Stück das Gedicht eröffnet, wie ein Bestandtheil desselben eingetragen. Klinsor spielt an auf die Aussendung eines Kämpfers durch Artus bei dem Läuten einer Glocke; Wolfram wirft ihm als Unkunde vor, daß er den Kämpfer nicht zu nennen weiß noch wer die Glocke zog; und auf den Wunsch des Landgrafen, ja Klinsors selbst erzählt nun Wolfram im Frauenkreise, wie Horand vor Hilden, die Geschichte, wie sie nun unser Dichter, dessen Werk der neueste Her-

---

185) Hrsg. v. Görres 1813. Von H. Rückert, Quedl. 1858. Mone hatte das Gedicht in das 14. Jh. (1356) zurückverlegt, weil er in der Stelle V. 1957 bis 80 über die Reichsversammlung in Frankfurt die Erwähnung Kaiser Karls (statt auf den Großen) auf Karl IV, und die Verweisung auf „Schriften“ über die Reichsstiftung der sieben mit den Erzämtern verbundenen Kurstimmen auf die goldne Bulle bezog, während darin wahrscheinlich eine erste Berufung auf den Schwabenspiegel zu sehen ist. Die obige Bestimmung der Entstehungszeit des Gedichtes beruht darauf, daß in den angeführten Stellen die bairische Kur die böhmische ersetzt, was den geschichtlichen Verhältnissen nach auf die Zeit nach 1273 und vor 1290 weist. Vgl. R. Schröder, Beiträge zur Kunde des deutschen Rechts aus deutschen Dichtern; in Haupts Zeitschr. 13, 156—161.

ausgeber ein Mosaik aus Wolframschen Reminiscenzen nennt, aus seinem Munde vorträgt. Der aus ganz verschiedenen Stoffen willkürlich zusammengeschobene Inhalt der Dichtung knüpft zunächst an den Schluß des Parzival an, wo auf den Namen Lohengrins, des Sohnes Parzivals, die brabantische Schwansage in einer einfachsten Gestalt übertragen ist, in welcher sie von dem Ziehen der Glocke und von der Bedrängniß der brabantischen Fürstin, die in allen Gestaltungen der Sage das Erscheinen des Schwanritters motivirt, nichts weiß: in seinem Namen ist Lothringen ein Denkmal gesetzt, wie im Parzival und Titurel dem Hause Anjou, der Dauphinée und Graisivaudan. Die besondere Quelle, aus der unser Dichter die Sage, verschieden von Wolfram wie von Konrad von Würzburg, erzählt, ist nicht bekannt; der jüngste Herausgeber des Gedichtes, das in den Oertlichkeiten nach Cöln und Cleve weist, vermuthete eine auf französischer Ueberlieferung beruhende, vielleicht niederdeutsche Dichtung. Von den Anfängen seiner Schwansage, der Vermählung Lohengrins mit Else, biegt nun aber der Dichter, ohne daß man seine Beweggründe errathen könnte, zur Verherrlichung des sächsischen Kaiserhauses in eine geschichtliche Episode aus, in die Erzählung der Thaten Kaiser Heinrichs I, in dessen Dienst Lohengrin gegen die Ungarn (V. 2524 bis 2900) auszieht. Diesem Theile, wo der Dichter im Wesentlichen, wenn auch nicht unmittelbar, der Repegow'schen Chronik folgt, hängt sich dann V. 3503—6693, in dem umfangreichsten der verschiedenen Bestandtheile des Gedichtes, eine Erzählung von Sarazenenkämpfen Kaiser Heinrichs an, eine vage Erfindung, wo der Poet jene ungeheuren Schlachtschilderungen im Titurel glaubt nachahmen zu müssen: dort hat denn auch Lohengrin wieder eine Rolle zu spielen, dessen Name in den deutschen Geschichten kaum genannt worden war. Von da kehrt der Dichter V. 6694—7300 zu dem tragischen Ausgang der Verbindung Lohengrins und Else's zurück, um dann zum Schluß wieder die hagere Geschichte der späteren sächsischen Kaiser mit den gleichen Entlehnungen aus der Chronik wie in den Ungarkriegen aus-

zuerzählen. Aus der Verschmelzung so verschiedenartiger Dinge konnte nicht wohl ein gefälliges Ganze hervorgehen, und spräche irgend einen Leser dies Gedicht dennoch an, so könnte dies nur eine Wirkung der ungemein naiven Vergnüglichkeit des Erzählers sein, der in ächt niederländischem Geschmacke alle jene verschiedenen Dinge in Einem Gemälde zu behandeln unternimmt, jedem seinen Charakter lassen möchte und jedes unvermuthet mit seiner schnurrigen Manier entstellt. In Folge der Einleitung mit dem Räthselkampfe zwischen Wolfram und Klinsor führt der Dichter seine ganze Erzählung in dem schwerfälligen sogenannten schwarzen Tone des zweiten Theiles des Wartburgkrieges durch, wo man dann überall an den nun einbrechenden formalen Rohheiten in Versen und Reimen anstößt; so sucht er auch im Anfange seiner eigenen Dichtung den dunkeln, schwebenden und hohen Ton des Wartburgkrieges zu behaupten. Es ist aber sichtbar, wie mühsam er sich dazu zwingt und wie schnell er in einen helleren, freundlicheren Vortrag überspringt, in dem er sich dann nicht ungeschickt bewegt, sobald er den Gedanken aufgibt, mit Räthselhaftem und Ungewöhnlichem prunken zu wollen. Leicht geht er dann über seine Materie hin, und viel auffallender, als das in den fränkischen Vasallensagen der Fall ist, scheint er oft mit seinen Geschichten ein muthwilliges Spiel zu treiben. Dies liegt vielleicht nicht in seiner Absicht, obwohl die Wirkung seiner burlesken Darstellungsart unausbleiblich die ist, daß uns der ritterliche Inhalt der Sage herabgezogen und entstellt erscheint. Oftmals wird man daher in Ausdrücken und Wendungen an Reineke Fuchs erinnert, in der ganzen Farbe der Erzählung, in der feindseligen, von dem Geiste des Titurel grell abstechenden Stimmung gegen die Geistlichkeit [186], in der duldsam aufgeklärten Ansicht

186) Ed. Rückert p. 143:
Welch ein Orden
bist dû werde ritterschaft! vil herter dan Franzisse
und aller grâwer orden sî,
Benedic, Dominic, und Augustin dâ bî.

über das Heidenthum und die allein seligmachende Kraft des Christenglaubens [187]). Es ist nur eine Ausnahme, wenn gelegentlich dem Dichter unter seiner heiteren Rede die Vergänglichkeit der irdischen Dinge einfällt, und er dann von diesem Gaukelspiele das Gemüth wegweist auf die Dreieinigkeit, „die so geimmert ist, daß sie kein Ende hat;" es klingt dies bei seiner sonstigen durchaus weltlichen Art ganz komisch. Denn überall sonst hören wir einen gesunden, in sich vergnügten, tüchtigen Meister, der für die Ueberschwenglichkeiten der Ritterromane wenig Sinn hat. Bei seinen Festen geht es ohne phantastischen Prunk ab; man befindet sich nicht weiter unter Recken und Riesen, sondern in Gesellschaft von Bischöfen, Aebten, Hofmeistern und Schenken. Man unterhält sich da fein bürgerlich im Tone von Vettern und Basen; man nährt sich ordentlich mit Speise und Trank; wenn man reist, so nimmt man Geld mit und läßt sich die Sparsamkeit empfohlen sein, was uns Züge aus Rudolf's Wilhelm von Orlens zurückruft. Am brabantischen Hofe selbst herrscht ein ganz traulicher Ton; man empfängt da einen Besuch recht in der Ordnung; man denkt auf Spaß und Unterhaltung für ihn; die Fürstin begrüßt ihn nach der ersten Nacht in dem gastlichen Bette, wie er geschlafen und geruht, und ob ihn ihr Oheim nicht zu früh geweckt, denn der alte Herr erlaube sich manchmal im Scherze ein wenig Uebermuth. So kommen auch bei der Vermählung der zwei Hauptpersonen des Gedichtes ziemlich derbe Braut- und Hochzeitspäße vor. So geht

---

Und anderswo, als der Kaiser vor dem Pabste niederfällt:

— wênic, swie ein keiser vallen scholde —
danne der pâbst schol unde muoz
die krône im reichen, ob erz halt niht wolde u. s. w.

187) ib. p. 159.

Nû clage ich, daz sô werder lîp (der heiden) gehellet
sol sîn, der von kindes jugent was alsô ûf gewahsen,
daz im kein ander geloub was kunt,
reht als wênc wir werden ir gelouben grunt
bescheiden hie von einem wilden Sahsen.

beim Zweikampf alles in gerichtlichen Formen her[188]. So beräth sich die Fürstin in politischen Angelegenheiten in landesmütterlicher Herablassung mit Adel, Städten und Landschaft. Dies Alles scheint uns, trotz der bairischen Herkunft des Dichters, niederländischen Ursprungs und niederländischer Farbe, und wir werden bald sehen, wie diese Gegenden jetzt erneute Einflüsse auf die deutsche Dichtung ausüben und wie sie nicht wenig dazu beitragen, die Ritterdichtung innerlich und äußerlich zu zerstören.

Es ist bekannt, daß in den romanischen Landen sehr bald die romanhaften Züge des Ritterlebens, wie sie die Dichtung schilderte, ihren Weg aus dem Reich der Ideale in das der Wirklichkeit suchten. Auch in Deutschland lassen sich einzelne Erscheinungen dieser Art wahrnehmen; und besonders griff hier der nun so potenzirte Stoff der Gralsage mächtig in die Einbildung der Geschlechter dieser phantastischen Zeit. Kaiser Ludwig der Baier war bei seiner Stiftung zu Ettal von dem Gedanken geleitet, in einer entsprechenden Berggegend ein deutsches Monsalvatsch, einen Graltempel, einen Orden zu gründen, dessen Gral ein wunderthätiges Madonnenbild war[189]. Bei diesem Versetzen der Poesie in die Wirklichkeit ist es aber bezeichnend für die Wendung der Geschichte und Bildung, daß unter den romanischen Nationen dieser poetische Anstrich in das Leben der Ritterschaft selbst drang, in Deutschland aber das aufstrebende Bürgerthum diesen Schmuck des Lebens aus der ritterlichen Dichtung auch an sich nahm. So finden wir in der Zeit, in die wir die Entstehung des Titurel setzen, in einer Reihe niedersächsischer Städte, in Magdeburg, Braunschweig, Hannover, Hildesheim, gewisse bürgerliche Ritterturniere eingeführt, deren Festlichkeiten aus den Arturromanen ihre Bezeich-

---

188) Vgl. R. Schröder a. a. O., wo das Gedicht als eine lehrreiche Quelle für das Staatsrecht des Reichs und der Einzellande, wie für das Kirchenrecht in Betrachtung gezogen ist.

189) Holland, Kaiser Ludwig der Bayer und sein Stift zu Ettal. München 1860.

nungen nahmen; sie dauerten an einzelnen Orten bis ins 16. Jh. fort. Im Jahre 1266 leitete ein gelehrter Dichter, Brun von Schonebecke, den wir unten noch erwähnen, in Magdeburg dies Fest, das bald Gral oder Roland, der Schildbaum oder die Tafelrunde heißt: höfische Briefe luden die Kaufleute naher und ferner Städte zum Turnier; auf dem Markte wurden Zelte aufgeschlagen, ein „Gral„ ward bereitet (ein Baum mit den aufgehängten Schildern aller bei dem Spiele Betheiligten); der Tapferste gewann die Frau Feye. Dies pflegte in Hildesheim eine aufgeputzte Puppe zu sein, in Magdeburg war es damals eine lockere Dirne, die der Sieger ausstattete, um sie ihres wilden Lebens zu erledigen[190]. Man sieht, wie trefflich diese Belustigung zu den halb ernsten halb carrikirten Zügen in solchen ritterlichen Dichtungen wie der Lohengrin paßt, in welche die Betrachtungsweise der bürgerlichen Welt hineinspielt.

Der humoristische Anstrich in solchen Gedichten hinderte indessen nicht, daß nicht noch Einzelne die ritterlichen Dichtungsstoffe mit allem Ernste der früheren Zeiten fortbehandelt hätten. Dieses Schlages ist der oberdeutsche Verfasser des Gedichtes von **Reinfried von Braunschweig**[191], dessen Abfassung ans Ende des 13. Jhs. fällt. Der Dichter, der sich der Ritterschaft unkundig, der Kunst wenig verständig bekennt, aber die höfische Weise noch festzuhalten sucht, gehört entschieden unter Wolfram's Verehrer. Er kennt zwar die ganze Masse der ritterlichen Dichtungen, den Titurel, die Artusromane, die biblischen, antiken, deutschen Sagen in großem Umfange, und er schreibt in einem im Allgemeinen farblosen Stile, am meisten wohl Konrad von Würzburg im Auge, aber wo er persönlich am deutlichsten vortrit, geschieht es in einer Weise, die bald Veldeke's Naivetät, bald Wolfram's

---

190) Archiv des hist. Vereins für Niedersachsen. 1849. p. 394 ff.

191) Handschrift in Gotha. Im ausführlichen Auszuge von K. Gödeke in dem eben angeführten Archive. Einer abweichenden, verlorenen deutschen Dichtung von Reinfried folgt eine böhmische, in einer Handschrift und einem alten Drucke erhaltene Erzählung. S. Feifalik, Zwei böhmische Volksbücher zur Sage von Reinfrit von Braunschweig. Wien 1859. Mit Nachtrag 1860.

Ironie nachzuahmen sucht. Von lebenden Dichtern nennt er nur Jacob Apt, wohl den Schwankdichter, dessen Name (Note 77) von uns genannt worden ist. Der Inhalt der erzählten Sage von dem getheilten Trauring zweier Gatten und der gestatteten Wiederheirat, wenn der scheidende Mann nach einer bestimmten Zeit nicht wiedergekehrt sei, ist in anderen Erzählungen, die wir später noch erwähnen, an andere Namen, in der volksthümlichsten an Heinrich den Löwen, den geschichtlichen Stamm- und Landesverwandten des sagenhaften Reinfried, geknüpft; nirgends ist sie so breit ausgedehnt, wie in diesem Gedichte, das, obzwar unvollständig überliefert, 27000 Verse enthält. Wäre es vollständig, so würden wir eine Zusammensetzung vor uns haben von mannichfaltigen Bestandtheilen; auch so ist des Verschiedenartigen schon fast so vielerlei wie im Herzog Ernst oder Lohengrin. Der Anfang erzählt, wie Reinfried, der ritterlich nach des Gralordens Sitte lebte, sein Weib Yrkane erwirbt; dieser Theil mischt abenteuerliche und romantische Züge mit den wirklichen, bestehenden, prosaischen Verhältnissen des Alltaglebens, ähnlich wie wir es im Lohengrin und Wilhelm von Orlens kennen lernten. Dem kinderlos gebliebenen Sachsenkönige verheißt dann eine Traumerscheinung einen Erben, wenn er die Meerfahrt gegen die Heiden mache; der Theil des Gedichtes, der nun die Irrfahrten Reinfrieds erzählt, treibt uns in allen Wanderabenteuern herum, die wir aus Homer und den Alexandersagen, im Besonderen aber aus Herzog Ernst schon kennen, auf den sich das Gedicht (V. 21064 ff.) ausdrücklich bezieht, dem es in freier Behandlung und Vertheilung alle wunderhaften Bestandtheile abborgt. Innerhalb dieser Wundersagen ist dann wieder ausführlicher, obwohl auch nicht vollständig, die Sage von Savilon (dem Zabulon des Wartburgkrieges) erzählt, dem Sohne einer Jüdin in Athen, der in den Sternen las, daß nach 1200 Jahren ein Kind werde geboren werden, zum Verderb des jüdischen Volkes, und der nun, um dies zu hindern, ein wunderbares Zauberwerk aufrichtet, das dann Virgil nach 1200 Jahren zerstört. Die Vorliebe, mit der dieser Theil behandelt

ist, stellt den Dichter ganz in die Reihe der duldsamen Männer, die ihre Freude an jenen tief- und geheimsinnigen Weissagungen der Sibylle und der Mythen von Alexander und Virgil hatten, welche von der christlichen zu der heidnischen Welt eine versöhnliche Brücke schlagen.

Wenn die Ritterdichtung von einigen Nachfolgern Wolfram's, wie im Reinfried, im alten Ernste zu erhalten, oder wie im Titurel in erhöhte Würde zu rücken gesucht ward, so sehen wir, daß wieder Andere, wie der Dichter des Lohengrin, sie mit fremdartigen, prosaischen, humoristischen Zügen unterhöhlten, oder sich aus der Ueberschwenglichkeit Wolfram'scher Manier, wie es in dem Schluß des Lohengrin geschah, in die Plattheit des historischen Gedichtes herabließen. Dies bildet einen eigenen Gegensatz gegen die Dichtung Gottfried'scher Schule, die, gleichfalls gegen ihren anfänglichen Charakter, aus dem Weltlichen und Weichlichen in das Erbauliche und zur Legende überging. Indem man aber der epischen Dichtung durch die Zuthat von wahrhaften und geschichtlichen Bestandtheilen vielleicht einen neuen Werth zu geben dachte, trug man zu ihrer Entartung ein weiteres bei. So ist in dem Alexander[192]) (zwischen 1278—84) von Ulrich von Eschenbach, der uns wieder nach Baiern führt, wie nicht lange vorher in dem des Rudolf von Ems, eine solche Annäherung an die Geschichte gesucht, indem der Dichter hauptsächlich dem Latein des Walther von Chatillon folgt, der seinerseits den Curtius zur Hauptquelle hat, dessen Büchereintheilung noch aus Ulrichs Bearbeitung hindurchsieht. Nur allerdings ist diese größere Annäherung zur Geschichte zugleich begleitet von der größten Ausschweifung in die albernsten Mährchen, wie in der Kaiserchronik. Wir kehren zu der ungeschickten Verschmelzung der verschiedenartigsten Dinge, zu der Erweiterung alter Stoffe zurück, wie sie im 12. Jh. Statt hatte. Hat Walther in den Curtius vielerlei Fabeln, die vor ihm über Alexander

192) Cod. Pal. N. 333.

gangbar waren, eingeschaltet und von seiner eigenen Gelehrsamkeit und poetischen Belesenheit hinzugethan, so folgt Ulrich in seinem etwa 30000 Verse starken Gedichte diesem Beispiele und fügt auch seinerseits bei, was er hört und liest.[193]). Dies ist außer einem ausdrücklichen Zeugnisse[194]) an nichts besser zu zeigen, als an dem Schlusse, wo eine höchst läppische Allegorie von einer Belagerung der Stadt Tritonia (quasi triplex sapientia, von den drei Künsten der Alchymie, Astronomie und Nekromantie, welche die Einwohner vollkommen inne haben) durch Alexander beigefügt wird, weil sie der Dichter früher nicht ganz vernommen hatte und daher nicht einflechten konnte. Die großen Dichter der staufischen Zeit suchten ihr Verdienst im Abwerfen des Wustes in den poetischen Sagen und in der Gestaltung des Stoffes nach einem leitenden Gedanken; es ist kaum zu verkennen, daß dem Pfaffen Lambrecht alle die Geschichtchen, die in dies ungeheuer angewachsene Gedicht aufgenommen sind, bekannt waren, denn fast auf jedes einzelne deutet irgend eine Stelle seines Werkes hin; aber er verachtete sie entweder ausgesprochener Maßen, oder er ließ sie stillschweigend fallen. Ulrichs Verhältniß zu Lambrecht ist daher ganz wie das des Tidurelbichters zu Wolfram. Auch Ulrich von Eschenbach, der sich nach verschiedenen Stellen seiner Alexandriade in Schwaben, in Salzburg am Hofe des Erzbischofs Friedrich II († 1284) und in Böhmen unter Wenzel II († 1305) umtrieb, steht in der Reihe der Dichter dieser Zeiten, die der Manier Wolfram's folgten; in Handschriften heißt er sogar Wolfrat von Eschenbach; und Seifried, ein

193) So ist der Elfenschwank vom Zwerg Antilope willkürlich und ohne Bedeutung angeknüpft. S. Altdeutsche Blätter 1, 250. Haupts Zeitschrift 5, 424.

194) Cod. Pal. N. 333, f. 147.

> Ouch hât manic werder man mir süeze rede dâ zuo getân,
> diu dirre âventiure gît weder helfe noch stiure.
> den ich der wârheit zîe, von Walchen der edle vrîe,
> der fürstlich hielt sînen hof, von Salzburc der edel bischof,
> schreip mir dise rede her, der wâren zwêne ritter wer,
> daz ich des nieman triuge, die sint des bêde geziuge,
> und ander guote liute, die ze Prâge wesen hiute u. s. w.

späterer Bearbeiter der Alexandersage, hielt schon sein Gedicht für ein Werk Wolfram's[195]. Ulrich bezieht sich vielfach auf Wolfram's Werke, er bedient sich seiner barocken Bilder und Witze, er affectirt seinen Tiefsinn und ahmt im Eingang und sonst den feierlichen Ton des Titurel nach; er schmückt sich mit fremder und eigner Gelehrsamkeit; häufig spielt in dem Gedichte seine Persönlichkeit mit, und was dergleichen Nachahmungen mehr sind. Diese Richtung nun vertrug es sehr gut, daß hier alle Wunderlichkeiten der Alexandersage so begierig aufgenommen wurden, wie von Lambrecht verschmäht. Hier treffen wir also, wie bei Rudolf, die schmutzige Geschichte von der Olympias Umgang mit dem Zauberer Nectanebus. Die Sagen von des Darius Geschenken an Alexander treten zweimal auf. Bei Gelegenheit der Eroberung von Theben ist die Anekdote von der Verschonung von Pindar's Haus in die Begnadigung eines lebenden Dichters Elyades umgewandelt. Alle Urgeschichten, Niobe, Lajus, die Sieben vor Theben erscheinen in größter Ausführlichkeit. So wird auch bei Berührung von Troja manches von den trojanischen Geschichten erwähnt. Länder- und Heldennamen in ungeheurer Masse, gefabelte zu ächten, werden untereinander geworfen, zu den wirklichen Feldherren Alexanders deutsche und französische Ritter, zu den Kriegsleuten des Darius ein König von Marocco, zu den altasiatischen Ländern die Fabelreiche der Romantik. Die größte Verwirrung herrscht in den Namen und die größte Mischung in allen Verhältnissen. Sardin wird mit Gordium zusammengeworfen und liegt an einem Meere Ellespontificum. Alexander wird vom Aristoteles in der heiligen Schrift unterrichtet, er erscheint halb als Kreuzheld, und dann wird seine Gottheit berührt. Hier und da ist ein ächt antiker Zug wie verirrt stehen geblieben zwischen hundert anderen ganz verwischten.

195) Cod. Pal. N. 347. f. 45b.
Daz ich sagte von der diet, und wie vil schar iglicher hiet,
und wie sich iglich hât bereit, und ouch wie sich iglich schar leit,
als Wolfram tet von Eschenbach.

Hier und da ein ausgeführtes Bild, das der gelehrte Lateiner dem Homer abgelesen, zwischen der eintönigen Erzählung, und unter den farblosesten Erdichtungen gelegentlich eine Episode, die an irgend eine bedeutende Stelle im Homer, an Hektors Abschied, an Glaucus u. A. erinnert. Das Grab der Gattin des Darius wird von Apelles mit sämmtlichen Geschichten aus den historischen und prophetischen Schriften des alten Testaments ausgemalt. Riesen und Zwerge, Figuren aus den fränkischen Romanen, spielen mit; und wo es vollends gegen das Ende geht, wo der Held in die Schrecknisse der Weltenden geführt wird, ist alles billige Maaß in dem Häufen von Gräßlichem und Ungeheuerem überschritten. Wie elend ist dieser Wust gegen das sinnvolle Gedicht des Lambrecht! Wie vortheilhaft nehmen sich dessen halbwahre Naturwunder aus neben diesen lächerlichen Ungethümen! Wie reizend seine Geschichte bei der Candace, an deren Stelle hier das vielerzählte Geschichtchen steht, wie sie den Aristander (sonst Aristoteles) zu Pferdediensten bringt! Wie sinnvoll seine einfache Erzählung von Alexanders Zug nach dem Paradies gegen diese Fahrt in der Taucherglocke nach dem Reiche der Fische, und im Greifenwagen ins Reich der Vögel, und gegen den beabsichtigten Zug wider Leviathan und die Hölle, wo kaum einmal etwas von dem Sinne der Alexandersage durchleuchtet[196]), in dem sie Lambrecht durchgehend darstellte.

Diesem Alexander stellt sich innerhalb der Eschenbach'schen Schule auch noch ein trojanischer Krieg zur Seite, der ganz in die Reihe der pseudowolfram'schen Werke zu stellen ist. Wir kennen diese in einer Göttweiher Handschrift des 14. Jhs. erhaltene Dichtung von fast 30000 Versen nicht selbst und berichten daher über sie

---

196) F. 133c.
Swer wider die natûre sündet,
und wider di ordnunge strebt, daz der wider got lebt,
der mac nit gedîhen wol. Ein liut menschlich gern sol:
ist daz er ûz der mâze gert, er blîbet lîhte ungewert
und mac verliesen mê dâ mit, volget er niht dem rehten sit.

mit den Worten der Kenner[197]. Das Werk bietet eine ähnliche Erscheinung wie der Titurel; ein Wolfram von Eschenbach gibt sich als Verfasser an und bezeichnet sich dabei als jung und unerfahren. Der Dichter spricht, wie der des Titurel mit der Aventiure, mit der Geschichte, und besonders mit der Frau Minne; nicht minder bezieht er sich auf Veldeke und andere alte Meister. Dann aber vergißt er sich wieder, noch mehr als der Tilureldichter; und wie er einmal eben diesen Veldeke als den Gewährsmann einer Erzählung nennt, wovon bei diesem keine Spur ist, so beruft er sich häufig auf Eschenbach als Zeugen der ganzen Geschichte. Unzähligemal beruft sich der Reimschmied überhaupt auf Schrift und auf ein großes Buch: in der That aber ist die Trojanergeschichte nur benutzt, um einen Abenteuerroman voll thörichter Erfindungen daraus zu gestalten: so willkürlich sind selbst Hauptzüge und Namen verändert. Kaum erscheinen darunter einige Namen und Züge aus Eschenbach's wie aus Gottfried's und Wirnt's Gedichten, übrigens fast unkenntlich. Der Dichter bezieht sich zwar auch einmal auf seine Ritterschaft, wie Eschenbach, welchen er auch durch häufige Einmischung persönlicher Betrachtung, Sprüche und kleiner Allegorien nachahmt; aber wie er sich bei der Ritterschaft auch abenteuerlich seiner Lindwurmkämpfe rühmt, so sind auch seine Berufungen auf Gewährsmann und Urkunde häufig nur spaßhaft. Diesem werthlosen Machwerk eines auf gut Glück fortreimenden mitteldeutschen Stegreifdichters, der seiner losen Dichterei durch den Namen Eschenbachs eine Empfehlung mitgeben wollte, wird vielleicht der Parzival[198] einer Handschrift in Donaueschingen, welcher Wolfram's Gedicht durch eine Uebersetzung aus

197) Von der Hagen, Minnesänger 4, 221. Dunger, die Sage vom troj. Kriege S. 70.

198) Er ward auf Kosten Ulrich's von Rapolbstein ausgeführt von Klauß Wiße und Philipp Colin, Goldschmied in Straßburg, denen ein Jude Samson Pine als Dolmetscher behülflich war, und vollendet im Jahre 1336. S. Uhland in Schreibers Taschenbuch für Geschichte und Alterthum in Süddeutschl. 2, 259. Keller's Romvart p. 647. 652 ff. Holland, Crestien von Troies. p. 223.

Manessier, dem Fortsetzer des Parzival von Chretien de Troyes, erweitert und ergänzt ist, noch nachstehen. Auch damit aber war noch nicht das Aeußerste des Verfalls Wolfram'scher Dichtungsmanier gekommen. Wir werden unten hören, daß im 15. Jh. noch einmal vorübergehend unter dem Fürstenstande die Theilnahme an den untergegangenen Ritterpoesien auftauchte, und daß man dann Alles hervorsuchte, was nur zu erreichen war, um es nach dem rohen Geschmacke der bäurisch gewordenen Zeit umzuschmelzen. In dieser Zeit (um das Ende des 15. Jhs.) entstand (zwischen 1475—1508) eine cyclische Bearbeitung poetischer Romane[199]) vom Gral und der Tafelrunde durch den Münchner Maler Ulrich Füterer, der auch eine bairische Chronik verfaßte. Aufgemuntert von Herzog Albrecht IV von Baiern dichtete er seine dreizehn Abenteuer[200]) in der Strophe des Titurel, und „die längst aus dem Leben geschiedenen Redeweisen, Ausdrücke und Wendungen der alten Kunst sich aneignend, mischt er unter diese disjectorum membra poetarum die unritterlichen gemeinen Ausdrücke seiner Zeit oder seiner bürgerlichen Bildung, sammt allen Härten seiner provinziellen Sprache ein. Seine Arbeiten machen deßhalb, weil wir nur ihn und seinen Fürsten sehen, ohne daß wir wüßten, daß irgend sonst sein Zeitalter daran Antheil genommen habe, nicht sowohl einen widerwärtigen als rührenden Eindruck auf uns[201])."

---

199) Handschriften in München und Wien. Außer dem, was in Michaeler's Iwain daraus gedruckt ist, s. Hoffstätters Auszüge in den zwei Bänden seiner Altd. Gedichte von der Tafelrunde; und eine Stelle aus dem Lanzelot, durch Docen in dem N. lit. Anz. 1808. Nr. 4. u. 5.

200) Vom Ursprung der Helden- und Ritterordnung und vom troj. Kriege; von Merlin; Gamuret; Titurel; Parzival; Lohengrin; Floris und Wigalois; Seyfried von Ardemont (der vorletzten Strophe zufolge nach einem Werke Albrechts von Scharfenberg, des Titureldichters); Meleranz von Frankreich; Iwain (der seltsamerweise von Hartmann abweicht, ohne daß man von einer anderen Vorlage wüßte); Persibein; Poytislier und Lanzelot.

201) Docen in den Wiener Jahrb. Bd. 15, S. 68.

3. Berührungen mit der niederländischen Literatur.

Reimchroniken und karolingische Sagen.

Unter den letztgenannten Werken macht uns Ulrichs Alexander auf den Stand der Literatur in den Niederlanden aufmerksam, weil dessen lateinische Quelle (Walther von Chatillon) schon vor Ulrichs Bearbeitung auch niederländisch von Maerlant[202]) behandelt wurde (1257—60). Wir stoßen, wie in so vielen andern Puncten, auch hier auf eine Berührung der absinkenden Ritterdichtung mit der aufsteigenden im 12. Jh., denn auch damals fanden wir eine enge Beziehung der deutschen zur niederländischen Literatur. Damals begann der Eindrang der aufstrebenden normannisch-französischen Dichtung in und über Niederdeutschland, weil diese Grenzgebiete den Einwirkungen von England aus, der großen Schmiede der ritterlichen Dichtungsstoffe, und von Flandern aus, der Wiege der höfischen Technik, am nächsten ausgesetzt waren. Jetzt, bei dem Ausgang der ritterlichen Fremddichtung im 14. und 15. Jh., werden wir wieder in diese Grenzlande zurückgeführt, und diesmal zwar in mancherlei verschiedenartigen Berührungen mit der Dichtung in niederländischer Volkssprache[203]), die in jener früheren Epoche nur erst im Entstehen war. In den adligen Kreisen der Niederlande, erinnern wir uns, unterrichtete man die Kinder im Französischen; in dieser Gesellschaft las man daher die karolingischen Chansons und die bretonischen Lais in der französischen Dichtersprache, die sich zu Ende des 12. Jhs. rasch aus voller Knospe zu glänzender Blüte entfaltet hatte, als das

202) Alexanders Geesten. Brüssel 1862.

203) Zu unserm kurzen Streifzuge in die mittelniederländische Literatur vgl. Mone, Uebersicht der niederländ. Volksliteratur. Tüb. 1838. Hoffmann, Uebersicht der mittelniederl. Dichtungen in den Horae belgicae I. ed. 2. Hannover 1857. Jonckbloet, Geschiedenis der middennederlandsche dichtkunst, 1—3. Amst. 1854, und Geschichte der niederl. Literatur, übers. v. W. Berg; mit einem Vorwort von E. Martin. Leipzig 1870.

„Dietsche", dessen Gebrauch in bürgerlichen Urkunden vor der Mitte des 13. Jhs. nicht nachgewiesen ist, erst anfing zu der Schriftsprache zu werden, zu der sich hier in dem abgelegenen eigenartigen Lande die platte Mundart im Laufe des 13. Jhs. zu selbständiger Eigenheit ausbildete. Was in älteren Zeiten von deutscher Sage im Volke und in der Volkssprache hier gewiß nicht anders, als im inneren Deutschland und unter Angelsachsen und Nordländern, im Umlauf gewesen sein mag, war in diesen Landen wohl schon seit der Herrschaft der Karolinger bedrängt und verdrängt, und später seitdem die Bevölkerung, von dem ersten Beginne der Kreuzzüge an, mit Macht auf die Interessen der Gegenwart, auf Gewerbe Handel und Schifffahrt gewiesen wurde, völlig verschollen. Nach gelegentlichen Anführungen niederländischer Dichter des 13. Jhs. waren von der Gothensage kaum noch dunkle Erinnerungen übrig; wenn Jonckbloet Recht hätte, die Kudrunsage auf dem Boden von Seeland und Flandern heimisch zu finden, so wäre es nur um so auffallender, daß man sich eine so merkwürdige Landessage ganz nach Oberdeutschland hätte entführen lassen. Die Nibelungen haben die Niederlande wie ein ganz fremdes Gut aus Deutschland empfangen: es sind Bruchstücke einer Uebersetzung aus dem Anfange des 13. Jhs. erhalten[204]), worin in einer noch wenig gefeilten Sprache der gemeine oberdeutsche Text nicht blos mundartlich umgeschrieben, sondern in der Art zu übertragen versucht ist, daß Reim und Rede dem niederländischen Sprachgeiste anbequemt werden. Das dürftige Fragment einer niederländischen Dichtung von dem Bären Wiselauwe[205]), eines Jongleurstücks wohl noch aus dem 12. Jh., erzählt, wie König Karl das Riesenvolk Esprians durch die Kraftstücke des von einem Gernot gebändigten Bären einschrecken läßt. Asprian ist eine vielgenannte Gestalt der deutschen Riesensagen; in den niederdeutschen Quellen der Thidrekssaga befreit Wildifer, zum

204) Ein Bruchstück in Mone's Anzeiger 4, 191 ff.; ein zweites in Serrure's Museum I. Gent. 1855. und in Germ. 1, 215.

205) In Serrure's Museum II. Gent 1858. p. 265.

Tanzbären (Namens Bizleo) verstellt mit seinem Führer Isung den bei Osantrix gefangenen Wittich. Gestalten oder Namen der deutschen Volksdichtung sind hier also in Verbindung gebracht mit dem Helden der fränkischen Sage, die in diesen Landen, wo man Karl als einen Landsmann ansah, natürlich bevorzugt und wie nur in Frankreich selber volksthümlich, weit mehr als in Deutschland, verbreitet war. Gleichwohl gibt es auch von karolingischen Mähren keine dietschen Originaldichtungen, sondern nur Uebersetzungen französischer Chansons, die dem Volke in seiner Sprache zugänglich gemacht werden sollten. In dem Maaße, wie sich die gewerbliche Betriebsamkeit und der bürgerliche Geist in Belgien emporhob, reiche Stadtgemeinden entstanden mit Freiheiten, die bald eine fast republikanische Unabhängigkeit bedeuteten, drang mit den gesteigerten Genüssen des äußeren Lebens bald auch der geistige Luxus in die bürgerlichen Kreise, und es fanden sich die Wanderpoeten, die diesen Klassen jene Dichtungen, die Freude der vornehmen Welt, in ihrer Sprache zuführten. Der Dichtung schlug diese Entlehnung aus fremden Quellen durch Uebersetzerdichter, die nur der Unterhaltung einer Gesellschaft dienen wollten, für welche in den Ritterepen nur das Äußerlichste des Stoffes ein Interesse haben konnte, nicht zum Vortheil aus. In Deutschland, wo alle höfische Epik zwar auch nur mit Fremddichtung beschäftigt war, fanden sich große Poeten, die eine ideale Vorstellung vom ritterlichen Leben faßten und, zu den Besten des Standes hingekehrt, aus den fremden Schöpfungen die edelsten auswählten und sie mit eignen Ideen durchdringend sich in Wahrheit anzueignen wußten; das haben die Niederländer nur in dem Einen Renaert gethan, der aber gerade in einem satirischen Gegensatze zu aller Ritterdichtung liegt; und sie sind uns in diesem Einen Zweige der Thierdichtung Muster und Wegweiser geworden, während innerhalb der ritterlichen Epik das deutsche Beispiel nicht auf die Niederlande überwirkte, wo man in einem schlagenden Gegensatze von wahllos ergriffenen Originalen nur sclavisch treue Uebersetzungen machte. Von der Mehrzahl dieser dietschen Ueber-

setzungen sind nur Bruchstücke erhalten, weil in diesem realistischen Bürgervolke seit der Mitte des 13. Jhs. eine nüchterne Lehrdichtung das falsche Lügenwesen der gesammten Ritterdichtung in Verruf erklärte, die hier sogar noch spät im 17. Jh. von der geistlichen Censur verpönt wurde.

Unter die Erstlinge der Uebertragungen karolingischer Sagen gehören wie bei uns die der ältesten und ächtesten Chansons von Roelant und Willem von Oranje. Die (von Bormans herausgegebenen) Rolandfragmente, die zum Theil dem Texte Theroulde folgen, setzt man in den Anfang des 13. Jhs.; sie reden noch in dem trocknen Tone auch unserer ältesten, treuer an die Originale angeschlossenen Nachbildungen. Gleichzeitig sind die geringen (von Willems im belgischen Museum edirten) Bruchstücke der holländischen Uebersetzung des Willem, deren Verfasser sich in Maerlants Geschichtsspiegel genannt findet: Clays van Haarlem, Frau Brechten Sohn, ein mehrfach, zuerst in einer Urkunde von 1190 bezeugter Hofbeamter Graf Wilhelms I von Holland. Für eine originale niederländische Dichtung (aus der ersten Hälfte des 13. Jhs.) galt lange Caerl ende Elegast (ed. Jonckbloet Amst. 1859.) die in zwei Bearbeitungen erhalten ist[206]; auch ihr aber liegt eine französische Unterlage zu Grunde, in der die Scene in den Ardennen lag, die in der niederländischen Dichtung im Rheingau (Ingelheim) localisirt ist; der Dieb, mit dem auf das providentielle Geheiß eines Engels Karl, zu seiner Rettung vor einem Complotte seines Schwagers Eckerich, stehlen geht, heißt in der französischen Ueberlieferung Basin, in dem niederländischen Gedichte aber Albegast; in ihm suchen unsere Mythologen einen diebischen Geist Elbegast, Elberichs Bruder, was den eigentlichen Sinn der ächt karo-

206) Die ältere niederrheinisch umgeschriebene im Karlmeinet, im Stoffe wenig verschieden von dem andern Texte in Hoffmanns Horae belgicae IV. Eine abweichende Darstellung der Sage findet sich in einer mitteldeutschen Dichtung einer Zeitzer Handschrift von 1455, der Ueberarbeitung eines viel älteren Textes. Auszug und Probe mitgetheilt von F. Bech in der Germ. 9, 320.

lingischen Sage zerstört, in welcher der unrechtmäßig verbannte Vasall Karls treuer Retter von seiner treulosen Umgebung ist. Wir haben schon früher (1, 371) erwähnt, daß auch die rohe Erzählung von der Verfolgung des jungen Karl (Karl Meinet), die erste Branche die dem ganzen Sammelwerk unseres Karlmeinet, auf das wir zurückkommen, den Titel gab, eine ältere niederländische oder in einem Grenzdialekt verfaßte, aus französischer Quelle stammende Dichtung ist, die von dem deutschen Herausgeber in das 12. Jh. gesetzt, von französischen und niederländischen Kritikern in das 13. Jh. zurückgeschoben wird. Und auch die zweite Branche des Karlmeinet, die ungleich poetischere niederdeutsche Dichtung von der angeblichen Untreue von Karls Gattin Galiene (nach ihrer Taufe Sibille genannt), möchte Jonckbloet für die Abschrift eines niederländischen Gedichtes halten. In einer veränderten Gestalt ist diese Sage in einem niederländischen Volksbuche von der Königin Sibille enthalten, das auf einer verlorenen Uebersetzung einer französischen Geste ruht, in der aber schon der bekannte Hund des Aubri die Rolle eines gottesgerichtlichen Kämpfers spielt, wovon das niederdeutsche Gedicht nichts weiß[207]). Noch gehört in die gute ältere Zeit der ersten Hälfte des 13. Jh. das Fragment eines niederländischen Ghidekeen[208]), die Uebersetzung einer verlorenen französischen Dichtung von Karls Sachsenkriegen, die der Zeit nach dem erhaltenen Guiteclin von Jean Bodel aus Arras (aus dem 13. Jh.) noch voraus lag.

Wir begnügen uns, eben so flüchtig wie diese karolingischen Mähren, auch die höfischen Dichtungen britischer, antiker oder mehr weltbürgerlicher Sage zu erwähnen, die nach erhaltenen Urkunden

207) Vgl. F. Wolf, über die beiden wiedergefundenen niederl. Volksbücher von der Königin Sibille und von Huon von Bordeaux. Wien 1857. Ueber das Verhältniß des ersteren dieser Volksbücher zu dem französischen Macaire in Decasyllaben (ed. Guessard. 1866) und einer anderen französischen Dichtung von der Königin Sibille, vgl. die Einleitung von Guessard l. l., bei dem auch die Fragmente der letzteren in Alexandrinern geschriebenen Dichtung abgedruckt sind.

208) Ed. Bormans in den Bulletins de la commission d'hist. de Belgique. Série I. 14, 253.

oder Anführungen bis um die Mitte des 13. Jhs. ins niederländische übersetzt waren. Maerlant, der selbst den Roman von Troja und den Alexander bearbeitete, weiß von den Büchern von Artur, von Merlin und dem Gral und nennt die Lancelot, Parzival, Walwein, Amadis, Parthenopeus, Erac als die Helden von Dichtungen, die seinen dietschen Lesern ohne Zweifel in dietscher Sprache bekannt waren. Aus diesen Dichtungszweigen ist wenigeres, als aus den karolingischen, das wenige aber vollständiger erhalten. So der Floris und Blanceflore von Dietrich von Assenede (vgl. 1, 638. Note 587), einem seit 1262 urkundlich bezeugten Klerk der vlämischen Gräfin Margarethe in Assenede; ihm überlegen an französischer Sprachkenntniß und dichterischer Begabung war der unbekannte Uebersetzer des Parthenopeus von Denis Piramus, von dem nur Fragmente in verschiedenen Handschriften bewahrt sind. Aus den Helden der Artusromane muß, neben Lanzelot und Parzival von welchen man scheints nur Prosaerzählungen kannte, Walwein der Hauptliebling gewesen sein; von ihm handlen zwei werthlose Gedichte, die in einer Haager Handschrift des prosaischen Lancelot eingeschaltet sind[209]; von ihm vor Allem eine an Sprach- und Verskunst wie an prunkender Beschreibungsgabe vorragende, dem Inhalte nach höchst krause und mährchenhafte Dichtung, deren Uebersetzung aus einem unbekannten französischen Originale von einem Penninc begonnen, von Pieter Vostaert vollendet ward[210]. Der niederländische Ferguut, eine Uebertragung der Abenteuer des Fregus von dem Normannen Guillaume le Clerc, dem Verfasser verschiedener Lehrgedichte[211], ist eine

209) S. Jonckbloet, Geschichte der niederl. Lit. 1, 164.

210) Ausgabe von Jonckbloet. 1—2. 1848. Auszug von Holtzmann in der Germ. 1, 495. Man vermuthete früher die französische Quelle in dem Gauvain von Raoul (ed. C. Hippeau. 1862). Dies ist aber ein ganz verschiedenes Gedicht; wie denn in mehr als Einem Arturromane die beiden Helden Walban und Gawan neben einander erscheinen.

211) Sein bestiaire ist von C. Hippeau (Caen 1852), sein (schon oben S. 85 erwähnter) besant de Dieu von E. Martin (Halle 1869) herausgegeben.

Mähre von einfachem Plane und wohl die freie eigene Erfindung des französischen Dichters, Chrétien'scher Schule; sie steht der Zeit nach in erster Reihe unter einer Klasse neuer Variationen des Ritterromans, in welchen niedrig geborene Helden auftreten, die sich durch Tüchtigkeit dem ritterlichen Orden ebenbürtig machen; in den Dichtungen karolingischer Sage gewöhnlich neben den Ritterhelden, hier, wo ein Bauernsohn zum Tafelrunder und Königseidam emporkommt, innerhalb des Ritterkreises selbst[212]. Noch pikanter für den niederländischen Geschmack war der Roman von Moriaan, dessen Hauptheld gleichfalls Walwein ist; in ihm findet Jonckbloet, „eine unleugbare, vielleicht nur halbbewußte Reaction" gegen die mechanischen Abenteuer der Ritterromane, eine Verwahrung gegen ihre Sünden wider den gesunden Menschenverstand niedergelegt. In dieser Gegenkehr des nüchternen Verstandes der bürgerlichen Klassen dieses praktischen Volkes gegen die vielfache Unnatur in den Ritterromanen würde sich diese Dichtung dem „geistreicheren Proteste" in dem Renaert genau anreihen, und ebenso der noch volksthümlicheren, mässigeren und erfolgreicheren Opposition, die um die Mitte des 13. Jhs. hier in den Niederlanden von der lehrhaften und geschichtlichen Poesie ausging.

Trotz all dieser rührigen Regsamkeit der niederländischen Uebersetzungskunst muß doch in den höheren Gesellschaftskreisen dieser Lande die französische Poesie bis zu den Zeiten Heinrichs III von Brabant in der Vorhand geblieben sein, der selbst noch französische Lieder dichtete, und an dessen Hofe Adenes als roi d'armes lebte, der die Romane von Berthe aux grands pieds, Cleomades, Beuves de Comarchis und Ogier zwischen den 60er und 90er Jahren des 13. Jhs. verfaßte. Adenes' Beziehung zu seines Herzogs Tochter, Maria von Frankreich, die ihm am Cleomades geholfen haben soll, bezeichnet aber alsdann gleichsam eine Rückwanderung der wälschen Poesie nach

212) Ferguut, ed. L. G. Visscher. Utrecht 1838. Auch der französ. Fregus ist für den Club von Abbotsford (Edinb. 1841) gedruckt worden.

Frankreich; Mariens Bruder, der berühmte Herzog Johann I von Brabant, dessen Lieder zum Theil nothdürftig verhochdeutscht in unseren Minnesängercodex eingingen, dichtete in der Volkssprache, und zu seiner Zeit gab es schon unter den kleinen Fürsten und Herren dieser Lande nicht wenige Gönner und Förderer der Vulgardichtung, die jetzt bereits von den ritterlichen Romanen ab-, und auf ganz andere Interessen und Stoffe gefallen waren. Der Mann, der diesen Umschlag allein bewirkte, war Jacob von Maerlant, nach einem zeitweiligen holländischen Aufenthaltsorte so genannt, von Geburt ein Flanderer, wahrscheinlich in Damme geboren wo er um 1291 starb und begraben ist, ein Laiengelehrter (Klerk) von dem umfangreichsten Wissen, von einem fast gleichzeitigen Dichter die vader der dietschen dichteren algader genannt. Er veränderte den ganzen Charakter der niederländischen Poesie von Grund aus, indem er zugleich aus dem Standpunct des gelehrten Polyhistors und des Vorfechters der bürgerlichen Emancipation, mit dem vollen Bewußtsein der Bedeutung der neu eingeschlagenen Richtung, die Ritterdichtung Preis gebend das Gebiet der Lehrdichtung in seiner ganzen Breite und Weite beschritt. In seiner Jugend hatte er selbst (kurz nach 1250) das Lied van Troyen einschließlich der Aeneïde aus Benoit, und nachher, wie wir angaben, den Alexander von Walther von Chatillon übersetzt. Dann aber wandte er sich (in einer Kritik freilich, die an die Launenhaftigkeit unserer alten Kaiserchronik erinnern kann und vor dem Aber- und Wunderglauben, wo er von einer kirchlichen oder gelehrten Autorität gedeckt ist, nicht Stich hält), von diesen Lügenmähren und leichtfertigen Minnedichtungen grundsätzlich ab. Die Wendung ließ sich schon in diesen romantischen Werken selber ahnen: in dem Trojanerkriege verräth sich schon seine kritische Sucht nach Wahrheit in den Verbesserungen, die er in die Erzählung aus klassischen Schriftstellern eintrug; im Alexander ist schon die Wahl der Quelle bezeichnend, da Walthers Alexander bereits den Geist angab, den Maerlant fortsetzen sollte, und den Schulen ausdrücklich zu dem Zwecke empfohlen wurde,

den karolingischen Fabeln entgegen zu wirken. Maerlants Ruhm ward aber ganz auf dem neuen Gebiete geerndtet, dem er sich nach dem Abschiede von der Ritterdichtung zuwandte. Die außerordentliche Geltung, die er bei seinen Zeitgenossen wie in der Schätzung der niederländischen Geschichtschreiber gefunden, wird sich erklären und rechtfertigen, wenn wir sagen, daß er die getrennten Wirksamkeiten unserer politischen Rüge- und Spruchdichter, unserer systematischen Lehrdichter wie Thomasin, unserer früheren österreichischen Bibeldichter von mystisch-allegorischen Hängen, unserer nachmaligen wundergläubigen Marienverehrer und Legendendichter alle in seiner Einen Person verbindet und daß er in deren Reihe unter den ersten Vorverkündern der politischen, socialen und religiösen Ideen der Reformation steht. Dabei ist dann schon abgesehen von seiner ersten Thätigkeit in den antiken Geschichtssagen, ist noch abgesehen von seiner letzten Thätigkeit auf dem Felde der Geschichtsdichtung, das wir zwar in Deutschland schon etwas früher betreten hatten, das er aber durch seinen Anbau in diesen Landen zu einer merkwürdigen Ertragfähigkeit brachte. Sind die Zeitbestimmungen der niederländischen Kritiker richtig, so war Maerlants lehrhafte Richtung, für die er in einem dietschen Cato und in einer Uebersetzung lateinischer Fabeln, dem Esopet von Reidekijn und Calfstaf schon Vorgänger hatte, bereits vor seinen romantischen Dichtungen, die selbst mit reichlichen didaktischen Excursen ausgestattet sind, entschieden gewesen. Den ersten seiner strophischen Dialoge, die man nach den Anfangsworten Wapene Martijn[213]) nennt, der seine sonstige platte und schleppende Versprosa bei weitem an technischer Kunst wie an Rede- und Gedankenfluß übertrifft und daher viel bewundert und oft nachgeahmt wurde, setzt der neueste Herausgeber in des Dichters Jugend um 1248; und darin erscheint er schon ganz als der demokratische Redner für die Gleichberechtigung aller Menschen, als der bürgerliche Gegner aller misbräuchlichen Standes-

213) Ed. E. Verwijs. Deventer 1857.

überhebung, der dem aristokratischen Programme, das er bei Alanus ab insulis auf die kürzeste Formel (nobilitas fortunae filia) gebracht fand, gradaus widerspricht, da der wahre, nicht wie der Vermögensadel zerbrechliche Adel, ein Saft, der niederen Herzen nicht eingehe, von Gott gegeben sei; die Strophen, wo der Poet auf den damals noch ganz neuen Sachsenspiegel Bezug nehmend alle Menschen von Natur frei und gleich nennt und die Entstehung der Leibeigenschaft auf Zwang und ungerechte Gewalt schiebt, stehen wie ein literarisches Denkmal der Erscheinung zur Seite, daß in jenen Landen die Hörigkeit der Landbauer frühe und in gütlicher Verständigung in Zinspflichtigkeit umgewandelt ward. Dieser Haltung gegen den Adel verwandt sind dann in seinen mehr wissenschaftlichen Lehrgedichten [214]) die sittenrichterlichen Ausfälle gegen die Habgier, die Hoffart und Entartung der Geistlichkeit, die ihm Anfechtung und Verfolgung zuzogen, so daß eine ganze Reihe von geistlichen Dichtungen, die nun aus seiner Feder flossen [215]) als gutgläubige Rechtfertigungsschriften angesehen werden. Dasjenige unter Maerlants Werken aber, das uns hier zunächst fesselt, ist sein spiegel historiaal nach Vincenz von Beauvais, den er um 1284 begann und über dem ihn der Tod ereilte. Von den vier Theilen des Werkes sind nur der erste und dritte, zusammen über 73000 Verse, und 18000 Verse vom vierten von ihm selbst; der zweite Theil wurde von Philipp Utenbroeke aus Damme (1291—1315) ergänzt, der aber über der Fortsetzung des vierten Theiles gleichfalls wegstarb, den dann der Pastor Lodevijk van

---

214) Der Naturen bloeme um 1260 aus Thomas von Cantimpré's Buch de rerum natura übersetzt: die Heimelijkheid der Heimelijkheiden, eine staatswissenschaftliche Fürstenlehre um 1260; die Rijmbibel (ed. D. Löven. 1858—61.), die gereimte Geschichte des alten und neuen Testaments, hauptſ. nach der hist. scholast. von Petrus Comestor, vollendet Anfang 1271.

215) Eine Sammlung von Marienmirakeln; die Legenden der h. Clara und des h. Franciscus; ein strophisches Gedicht über die Dreifaltigkeit, gewöhnlich der dritte Martin genannt u. A.

Velthem vollendete und bis 1316 fortsetzte[216]). Das lateinische Original wurde von Maerlant um mehr als die Hälfte verkürzt, indem er wegließ, was er selbst schon in seiner Reimbibel behandelt hatte und was dem geistlich-theologischen Interesse des Autors zu nahe anhing; in der neueren Geschichte aber bewegte er sich in vielen, von den Herausgebern nachgewiesenen Zuthaten aus der Geschichte der niederländischen Provinzen in ganzer Selbständigkeit und verwandelte das gelehrte Buch des Dominicaners in ein Volksbuch, in einem ganz gemeinnützigen, zeit- und volkdienenden Geiste.

Sofort schloß sich eine Reihe von geschichtlichen Reimchroniken an den Geschichtsspiegel an, die zum Theil von entschiedenem historischen Werthe und mit Urkunden belegbar sind. Dadurch unterscheiden sie sich sehr scharf sowohl von den halb heiligen halb sagenhaften Chroniken, die wir in Deutschland unter den Händen der Rudolf und Enenkel entstehen sahen, wie von den schon früher im 12. und 13. Jh. verfaßten französischen, z. Th. von diesen belgischen Landen ausgegangenen Chroniken, wie die vor 1242 geschriebene des Bischofs von Tournay, Philipp Mouskes[217]), die noch Geschichte und Sagen kritiklos verbinden. In die Zeit von Maerlants erster Beschäftigung mit seinem Geschichtsbuche fiel die berühmte Schlacht von Woeringen, der Stolz jener Zeit und jener Lande, durch die Herzog Johann I von Brabant sich Limburg gewann; sie begeisterte den Brabanter Jan van Heelu, den Herzog, seine Jugendgeschichte und den slag van Woeronc, dessen Augenzeuge er gewesen, in einem schwungvolleren historischen Gedichte (1291—94) in der Volkssprache (ed. Willems 1836) zu besingen, das nachher in die Fortsetzungen von Maerlants Geschichtsspiegel überging. Demselben Dichter glaubt Jonckbloet auch den oorlog van Grimbergen zuschreiben zu dürfen, der den

216) Alles ist vereint in der Ausgabe von de Vries und E. Verwijs (Leyden 1864.); nur der lang verloren geglaubte zweite Theil ist erst 1869 durch Karajan in Wien wiedergefunden worden.

217) Ausg. v. Reiffenberg. 1836.

Krieg der Herren von Grimbergen gegen Gottfried III von Brabant (1142—59) behandelt, in dem gleichen hier zwar minder gelungenen Bestreben nach historischer Genauigkeit. In Holland, das bis dahin geringen Antheil an dem poetischen Schriftthum dieser Lande genommen, erzählte Melis Stocke in eintöniger Weitschweifigkeit die Geschichte der Grafschaft von ihrer Entstehung bis auf 1305 (ed. Huydecoper 1772); Maerlants Vaterland Flandern folgte mit einer vlämischen Reimchronik nach, die die Jahre 792—1404 umfaßt[218]; die Hauptschule der Geschichtdichtung aber blieb Brabant, der Hauptschüler Maerlants war Jan von Boendale, in Tervueren geboren (um 1280), von seinem Amte als Schreiber am Antwerpner Schöppenstuhle gewöhnlich Jan de Clerk genannt († nach Bormans 1351, nach Anderen 1365). Er steht als Maerlants Fortsetzer auf der Höhe der niederländischen Lehrdichtung, weniger durch seine brabantsche yeesten (ed. Willems u. Bormans. Brux. 1839—69. 1—3.), die die Geschichte der Herzoge von Brabant bis auf 1350 führen und im 15. Jh. bis 1440 fortgesetzt wurden, als durch seinen engen Anschluß an Maerlants praktische Sittenlehre. Wie in aller poetischen Didaktik, so ist auch in seinen wie in Maerlants Werken mehr der Sinn als die Form, weniger für die Dichtungs- als für die Culturgeschichte von Interesse; für diese aber sind seine Dichtungen[219]) unschätzbar. Von den communistischen Anwandlungen in Maerlants Martin an durch die demokratischen Ergüsse in Boendale's Jan, wo er sich in freisinniger Schätzung der bürgerlichen Volksklassen Maerlant gleichstellt, in religiöser Freigeistigkeit aber ihn weit überbietet, dann bis zu dem unter dem Erfahrungen des öffentlichen Lebens ernüchterten

---

218) In Kauslers Denkmälern altniederl. Sprache u. Lit. Bd. I. Leipz. 1840.

219) Auf Jans Testije, einen Dialog zwischen Johann und Walther (1315—25) folgte um 1326—30 sein Hauptwerk der Leekenspiegel (ed. de Vries. Leyden 1846—48.) und zuletzt 1345 die dietsche doctrinale, ed. Jonckbloet. Haag 1842. Ein vollständiges Verzeichniß aller seiner Werke gibt Bormans im dritten Theil der brabantschen Gesten p. CXXX ff.

Conservatismus seiner letzten Werke, den theologisch-moralistischen für das Volksverständniß berechneten Lehren in seinem Laienspiegel und dem Preise der wissenschaftlichen Kenntniß und Geistesbildung im Doctrinal, durchlebt man literarisch die schwankenden Bewegungen der Geschichte des Jahrhunderts mit durch, in dem sich die städtische Aristokratie im Schooße der Gemeinden emporbildete.

Die auffallende Begünstigung und Bevorzugung der Richtung auf die zeitgenössische Geschichtschreibung in der Volkssprache erklärt sich in diesen Gegenden aus dem ganzen Charakter jener bürgerlichen Bevölkerungen, die in eben diesen Zeiten in ihrer großartigen städtischen Entwickelung eigene Geschichte zu machen begannen; die ungeschickte Anwendung der dichterischen Form, die hier vor dem Stoffe zu einem reinen Mechanismus werden mußte, erklärt sich durch den Mangel eigentlichen poetischen Sinnes in dem ganzen deutschen Norden, wo wir, je weiter später die Dichtung dahin vordringt, desto entschiedener vortretend immer die Befähigung für eigentliche Verstandeserzeugnisse und ernste Wissenschaft entdecken werden. Nichts hat daher auch in dem eigentlich deutschen Norden aus unserer Dichtung früher Boden gefaßt, als, wenn wir von der christlich religiösen Dichtung absehen wollen, die historische Reimchronik. Wir haben sie schon früher in niederdeutscher Mundart im 13. Jh. als wir sie selbst in den Niederlanden nachweisen können und es liegt nahe, anzunehmen, daß von unsern platten Reimchroniken den belgischen Landen sogar die erste Anregung zu dieser Gattung gegeben wurde, die der spätern Regsamkeit nach zu urtheilen dort zu Hause scheinen sollte. Wir haben eine (aus einem verlorenen lateinischen Originale übersetzte) Gandersheimer Chronik von dem Pfaffen Eberhard[220]) schon aus der ersten Hälfte des 13. Jhs. (1216) in langen Versen geschrieben; und eine Chronik der Fürsten von Braunschweig[221]), wie sie bei

220) In Leibnitz scriptt. brunsv. 3, 149.

221) Ebd. und in der Ausg. von Scheller: De Kronica fan Sassen. Brunswyk. 1826.

13*

Leibnitz heißt (bis auf Albert I † 1279), die auf der ältesten Prosachronik in deutscher Sprache beruht, der um 1230 abgefaßten sächsischen Weltchronik, der romeschen kronek, wie sie in dem Reimwerke heißt, die in ihrer versificirten Vorrede Eike van Repgow — doch wohl sicherlich als den Verfasser — nennt, der auch kein anderer als der Autor des Sachsenspiegels sein wird[222]. Beide jene Reimchroniken sind in niederdeutscher Mundart, und aus dem Gesichtspuncte geschrieben, dem wir nun so oft begegnen, Heil für die Seele damit zu erlangen. Dieser Gesichtspunct brachte dann freilich dem dichterischen Bestreben nicht viel Segen; nur die tüchtige Gesinnung ist in beiden anzuerkennen. Vortrefflicher für eigentliche Geschichte ist die Reimchronik von Cöln von Meister Gottfried Hagen[223], welche die Zeiten zwischen 1250—70 besonders behandelt, wo dort die ersten Regungen der Stadt und Bürgerschaft zum Schutze ihrer Freiheit gegen die Bischöfe statt hatten. Wenn diese Chronik nur irgend verbreitet war, so lag sie einem van Heelu so nahe, daß sie allein für ihn eine Aufforderung sein konnte, mit Cöln dichterisch wetteifernd seine Wöringer Schlacht in Volkssprache zu besingen. Und daß die deutsche Dichtung überhaupt auf die niederländische Vulgarpoesie vielfach hinübergewirkt hat, ist aus den vlämischen Uebersetzungen französischer Dichterwerke des 13. Jhs. wohl ersichtlich, in denen Manier und Stil der hochdeutschen Dichter in solcher Verwandtschaft vorherrscht, daß man sie kaum aus den gemeinsamen Gesetzen der Sprachzweige erklären kann; weshalb denn auch spätere deutsche Uebersetzer solcher vlämischen Romane die leichteste Arbeit hatten.

Der Geschmack an historischen Gedichten breitete sich seit dem 14. Jh. über ganz Deutschland schnell aus. Wir finden sie bald an

---

222) Noch in eine spätere hamburgisch-holsteinische, dem Herzog Adolf IV zu Ehren verfaßte Reimchronik aus dem 15. Jh. sind Bestandtheile aus der Repgowischen Chronik übergegangen. Die Fragmente in Lappenbergs hamburg. Chroniken p. 193.

223) Ed. Groote. 1834.

den, den Niederlanden entgegengesetzten, äußersten Grenzen Deutschlands im Nord- und Südosten. Am bekanntesten ist die österreichische Chronik des Ottokar von Steiermark[224]), eines Mannes niederer Geburt, der bei einem Meister Konrad von Rothenburg die Schule des Dichtens gemacht hatte und im Dienste des steirischen Edlen Otto von Lichtenstein, Ulrich's Sohnes, stand. Ehe er seine Zeitgeschichte, die er selbst eine österreichische Chronik nennt, (ein breites Werk von beiläufig 100,000 Versen) verfaßte, hatte er schon eine Weltchronik oder ein „Buch der Kaiser" geschrieben bis auf Friedrich II[225]); wäre sie uns bekannt, so würden wir zuverlässig in ihr schon einen Gegensatz zu Enenkels Stoff und Manier finden, wenn auch nicht so schroff wie in jenem spätern und bekannteren Werke, das von 1250—1309 reicht und recht eigentlich die Begründung der habsburgischen Herrschaft in Oesterreich, im besondern die Geschichte der Regierung Albrechts behandelt. Ottokar hatte Beziehungen zu dem Burggrafen Friedrich von Nürnberg, dem Freunde König Rudolfs, bei dem er mündliche Belehrung finden konnte. Daher geht in seinem Werke Alles auf die Zwecke der Geschichte hinaus, und Schade, daß er keine Prosa vorfand. Bei seinem Talente und seiner Richtung, seiner Erfahrung und seiner scharfen politischen Farbe, seiner dramatischen Lebendigkeit, seiner Gabe, Ereignisse und Personen scharf zu charakterisiren, hätte es nicht fehlen können, daß wir ein Geschichts-

---

224) In Pez scriptt. t. III. Vgl. Jacobi, de Ottocari Chronico Austriaco. Vratisl. 1839. Eine neue, correcte Ausgabe wäre höchst willkommen.

225) In der Vorrede zu seiner östern. Chronik heißt es:

Von mîner kleinen kunst nam ich mich an ze suochen
ûz den alten puochen der keiser zal unde pfaht,
und hân daz ze liehte prâht ze tiutsche von latîn,
Als verre der sin mîn mohte geziugen.
sô hân ich sunder liugen ir keinen hinden lâzen,
die an dem gewalte sâzen, des êrsten in Assyriâ,
ze Kriechen und in Persiâ, dar nâch im rœmischen rîchen
unz an den keiser Vriderîchen.

Pez wollte diese Weltchronik 1722 noch gesehen haben.

werk von ihm erhalten hätten, welches wir den alten Vulgargeschichten der Italiener und Franzosen mit mehr Recht hätten vergleichen dürfen, als das, was das 14. Jh. dieser Art bei uns hervorbrachte. Leider aber war unsere deutsche Literatur durch ihre ganze Dauer von dem Schicksale verfolgt, daß nur selten im rechten Maaße die Sprache der Prosa und die der Poesie von einander geschieden ward. So sehen wir denn hier Verse und Reime an einen unverträglichen Stoff verschwendet; und es ist in dem guten Ottokar sehr wenig Anlage, seinen Vortrag poetisch zu heben. Die freiere Bewegung und das Behagen Enenkel's sind ganz verschwunden, kein Zug fast erinnert mehr an die Behandlungsart und Gewandtheit der früheren Dichter. Wenn der Chronist bei König Ottokar's Tod über die Gebrechlichkeit und Vergänglichkeit der Welt Betrachtungen anstellt, wenn er den Verlust von Ptolemais und den Untergang so vieler frommen Christen beklagt, so versucht er auf dem Kothurn der epischen Dichter zu schreiten, aber wie nüchtern und trocken kommt es heraus, wie entfernt von dem Feuer, zu dem sich selbst andere Chronikendichter bei solchen sittlichen oder frommen Ergießungen erheben. Er behält zwar die persönliche Dichtungsweise der ritterlichen Romantiker bei, er vergleicht, er erwähnt ihre Abenteuer, besonders aus den Wolfram'schen Gedichten, er borgt ihre Ausdrücke, er ahmt sie in Kampf- und Prachtschilderei nach, er nimmt die jetzt stehenden Lieblingsgegenstände der Minnedichter auf; allein man lese nur seine Liebesscenen (c. 174. ff.), seine minniglichen Gespräche und Spiele, seine Unterredung mit der Minne, ob man nicht sogleich an den plumpen Lautenspieler und Liebkoser der Fabel wird erinnert werden.

Nächst Ottokar haben wir eine Livländische Chronik anzuführen, die, nach einer Notiz der Rigaer Handschrift, 1296 von einem Dietlieb von Alnpeke zu Reval abgeschrieben ist[226]; in

226) Herausg. von Pfeiffer. Stuttg. 1844. Von Kallmeyer in den SS. rerum livonicarum. tom. I. 1853. Ueber den Verfasser vgl. C. Schirren, „der

den älteren Ereignissen, die sie behandelt, ist sie ungenau, von 1250 bis 90 eine schätzbare Quelle. In dem Dichter, der eigene Anschauung der Oertlichkeiten zu verrathen scheint, vermuthete Pfeiffer einen Kriegsmann, weil die Beschreibung der Kämpfe und Schlachten ungleich lebendiger ist, als die unbeholfene, durch Wiederholung ermüdende übrige Erzählung. So sehr aber das Werk unter die strengern historischen Chroniken gehört, so trägt es doch weit nicht den prosaischen Anstrich des Ottokarschen Gedichtes, es behauptet vielmehr den blühenderen Vortrag der Ritterromane mit so viel Geschick, als nur bei einem solchen Gegenstande zu erwarten ist. Darin und in dem Festhalten Eines Zieles steht es sogar über der Chronik des deutschen Ordens von Nicolaus von Jeroschin[227] (geht bis auf 1326), die nach dem Lateinischen des Peter von Dusburg um 1341 bearbeitet ist. Das Werk führt uns in die Deutschordenslande nach Preußen, wo, seit dem allgemeinen Vordrang der ritterlichen Kunst in die fernsten deutschen Landesgrenzen gegen Ende des 13. Jhs., die Bekanntschaft mit dem Dichtungsflore im Mutterlande unter dem fortwährenden Zuströmen der Ritterschaft und der Colonisten aus allen Stämmen sehr erleichtert war; was dann, seit der Unterwerfung des Preußenlandes (1283), mit dem Beginn der Blütezeit des Ordens in der ersten Hälfte des 14. Jhs. zu einer lebhaften Betheiligung überführte[228]). Aus den in Königsberg aufbewahrten, z. Th. prachtvollen Handschriften, wie aus alten Bücherverzeichnissen weiß

Verfasser der livl. Reimchronik" in den Mittheilungen aus dem Gebiete der Geschichte Liv-, Esth- und Kurlands. 1855. 8, 19; und Strehlke in den SS. rerum Prussicarum 1, 625.

227) Die Kronike von Pruzinlant von Nic. von Jeroschin ed. Strehlke in den Scriptores rerum Prussicarum, herausgg. von Th. Hirsch, M. Töppen und E. Strehlke, 1, 291. Besonderer Abdruck Leipzig 1861. Auszüge in Fr. Pfeiffer's Beiträgen zur Geschichte der mitteldeutschen Sprache und Lit. Stuttgart 1854.

228) Vgl. Zacher und Steffenhagen, die altdeutschen Handschriften zu Königsberg. In Haupts Zeitschr. 13, 501.

man, daß zahlreiche Abschriften besonders von kreuzritterlichen und legendarischen Epen, von Roland, von Barlaam, von dem Passional und dem Leben der Väter, im Besitze der deutschen Ordenshäuser waren; der Karthäuser Philipp schickte den Ordensbrüdern, wie wir (oben S. 110) hörten, sein Marienleben aus Seitz zu. Den ersten Bethätigungen schöpferischer Theilnahme in dem Orden begegneten wir schon (oben S. 104) in Hugo von Langensteins Martina; so vermuthet man auch, daß Heinrich Hesler (oben S. 114) dem deutschen Ordenslande angehörte, von dessen Apokalypse zwei Handschriften in Königsberg und Eine in Danzig aufbehalten sind. Der gefeierte Hochmeister (Luther vn Braunschweig (1331—35), war selber dichterisch thätig; außer anderen Büchern von unbekanntem Inhalt hatte er ein (verlorenes) Gedicht von der heiligen Barbara, wahrscheinlich nach einer erhaltenen lateinischen Prosalegende [229]) verfaßt. Diese Gattung war hier besonders gehegt, wo auch Nicolaus von Jeroschin, unser Chronist, um 1327—30 ein nur fragmentarisch bekanntes Leben des Preußenapostels, des h. Adalbert, dichtete [230]); wo später das Leben der Localheiligen Dorothea († 1394) bald nach ihrem Tode von einem ihrer Beichtväter Johann Marienwerder lateinisch (1404) und daraus abgekürzt in deutscher Prosa [231]) geschrieben wurde; wo auch eine, von der gewöhnlichen Ueberlieferung abweichende Reimlegende von der h. Katharina entstanden, aber nur in einem Schlußfragment erhalten ist [232]). Verloren ist eine bei Jeroschin erwähnte Dichtung von einem Gerstenberg über die Irrfahrt und Errettung eines Klosterbruders Otter aus littauischer Gefangenschaft. Von einer Anzahl anderer, noch vorhandener aber nicht veröffentlichter Dichtungen ist be-

---

229) In den Scriptt. rerum Prussicarum 2, 397.

230) Ibid. 2, 425—28. und in Haupts Zeitschr. 13, 562. Die Quelle ist die lateinische Lebensbeschreibung des h. Adalbert von Joh. Canaparius. Vgl. SS. rer. Pruss. 1, 227.

231) In den SS. rer. Pr. 2, 179.

232) In Haupts Zeitschr. 13, 539.

kannt, daß sie unter dem Hochmeister Luther und seinem Nachfolger Dietrich von Altenburg (1335—42), z. Th. auf ihre Anregungen entstanden sind. Eine dichterische Uebersetzung des Propheten Daniel ist auf Luthers Wunsch, ihm zu Ehren ein Gedicht von den sieben Siegeln, den Hauptacten des Erlösungswerks, von Tilo von Culm (1331) verfaßt; unter Dietrich ist eine poetische Paraphrase des Buchs Hiob (1338) geschrieben, woran sich eine gereimte Bearbeitung der biblischen Geschichten des alten Testaments anreiht; aus gleicher Zeit sind zwei prosaische Uebersetzungen der Apostelgeschichte von einem unbekannten Autor, der Propheten von dem Custos der Minoriten Claus Cranc, der sie auf Betrieb des Obermarschalls Siegfried von Degenfeld (1347—54) verfertigte[233].

Die beiden genannten Hochmeister nun, auf deren Zeit sich die lebendigste literarische Regsamkeit in dem Ordenslande concentrirt, standen auch zu Jeroschins Bulgarchronik in engster Beziehung. Der Poet hatte Dusburgs lateinische Chronik auf Bitten Luthers zu übersetzen begonnen und zu einem großen Theile bereits vollendet, als ihm seine Arbeit, wie er selbst klagt, „durch das Thier das Josephs Rock zerriß“ (man deutet: durch neidische Ordensbrüder) vertilgt ward; dann schrieb er das auf uns gekommene Werk auf den Wunsch Dietrichs von Altenburg, dessen Caplan er war. Von einem besondern geschichtlichen Werthe ist sein Reimwerk nicht, da es nur eine treue, oft wörtliche Uebersetzung des Originals ist, die von größeren eigenen Zusätzen nur weniges enthält. Von dieser Seite ist ungleich bedeutender eine zweite, etwas später (1394) hier entstandene Reimchronik, die das Jahrhundert von 1293 — 1391 behandelt, von

233) Auch andere Prosaübersetzungen aus der Bibel und eine Anzahl verschiedenartiger Werke geistlichen, geschichtlichen, sittlichen Inhaltes, eine Prosabearbeitung des Geschichtsspiegels von Vincenz von Beauvais, Thomas von Aquino's Commentar über die vier Evangelien, eine Perikopen- und eine Predigtsammlung, Bruchstücke eines moralischen Lehrgedichtes, eine Sammlung geistlicher Gedichte, und nicht wenige uns ferner liegende Zeugnisse von der lit. Thätigkeit in den Ordenslanden sind in Königsberg erhalten.

Wigand von Marburg, die noch von Caspar Schütz in seiner Preußischen Chronik 1592 benutzt war, uns heute aber nur aus geringen Bruchstücken bekannt ist[234]) und aus einer gekürzten lateinischen Prosaübersetzung (1464) von einem Geistlichen aus Geismar, aus der man die historische Wichtigkeit des zu einem großen Theile auf Urkunden und Augenzeugniß beruhenden Werkes ermessen lernt[235]). Der Dichter war ein Wappenherold, der ohne parteiische Ordensbefangenheit die Kriegsthaten in Preußen und Litthauen verherrlichte, ohne die abergläubische Wundersucht und den religiösen Eifer der Geistlichen Dusburg und Jeroschin. Denn auch in diesem Puncte entspricht Jeroschin seinem lateinischen Vorgänger sehr genau, in dem frommen ascetischen Geiste, in dem er an seine Arbeit ging, gewissenhaft und mit bedächtiger Ueberzeugung wie ein Prediger, von der Jungfrau — der sein Gedicht gewidmet ist — die Befähigung und Hülfe für sein Werk erwartend, das er zu seinem Seelenheile und zu Gottes größerem Lobe und Ehre dichtete, um dessen Wunder an dem deutschen Orden zu zeigen. Von dergleichen war Ottokar ganz frei und dies eben hätte ihn zu einem so tauglichen Geschichtenschreiber gemacht, wenn er nur nicht hätte reimen wollen. Dies macht seine Erzählung viel glaubwürdiger, während hier Alles von Wundern, Vorzeichen und frommen Episoden wimmelt, überall der Pfaffe und Kaplan hervorsieht, in dem Anführen der Sprüche und Sittenlehre der Kirchenväter, in dem lehrhaften Vortrage überhaupt, in den mystischen Deutungen und Vergleichungen geistlicher und weltlicher Dinge, in dem Bestreben, überall in den Geschichten einen geistlichen Sinn verborgen zu sehen und sie auf testamentliche Stellen oder diese

---

234) In den SS. rer. Pr. 2, 429. Einige weitere Fragmente in Germ. 12, 194.

235) Es gab sogar noch eine dritte, kurze preußische Reimchronik von roheren Formen, von einem unbekannten Verfasser, von der nur zwei geringe Fragmente auf Pergamentblättern des 14. Jhs. auf der Berliner Bibliothek erhalten sind. In den SS. rer. Pruss. tom. II.

auf jene zu beziehen. Gegen dergleichen Stellen sticht dann der trockene Chronikenstil in dem streng geschichtlichen Theile grell ab und diese enge Berührung des Platten mit dem Bombastischen wird in allen den frommen und tiefsinnigen Gedichten dieser Zeit, die sich noch zu einem hohen Fluge zwingen wollen, allgemein, wie überhaupt die poetische Farbe des Werkes oft an den Titurel und Aehnliches, oft auch in vereinzelten humoristischen Anwandlungen und in einem gewissen naturwüchsigen Gebrauche von seltenen und seltsameren Worten an Wolfram erinnert. Von dieser sprachlichen Seite ist Jeroschins Chronik ungleich wichtiger als von der historischen. Man ist im Unklaren, ob Jeroschin des Dichters Geschlecht oder seinen Geburtsort, und im letzten Falle welchen es bezeichnet, da es eine ganze Anzahl von Orten dieses Namens gibt. Strehlke vermuthete aus dem Namen slavische Abkunft, wie denn auch einmal in dem Gedichte ohne einen besondern Grund für propugnaculum ein slavisches Wort gebraucht ist; der Dichter selbst bekennt des Deutschen nicht weiter Meister zu sein als wie es ihn seine erste Ernährerin, Amme oder Mutter, also doch von Kindesbeinen an, gelehrt: so daß man sich seinen ungewöhnlichen, oft sehr unhöfisch klingenden Wortvorrath wohl aus seiner Gewöhnung an die Volkssprache erklären, und den bescheidenen Ausspruch über sein Deutsch nur auf seine Unkunde der höfischen Sprachbildung beziehen darf. Denn im Uebrigen theilt sein Werk mit den meisten anderen in Preußen entstandenen die gleiche Schrift- und Sprachweise, die durch ihre vorstechende Uebereinstimmung mit dem Mitteldeutschen so sehr merkwürdig ist: unter der Kreuzung der in dem Ordensheere und Lande versammelten Vertreter aller deutschen Stämme aus Nord und Süd bildete sich hier in dem Pflanzlande eine Mittelsprache, die durch Vermischung der ober- und niederdeutschen Mundarten zu einem dritten ward, das mit der im Mutterlande entwickelten Schriftsprache in der auffallendsten Weise zusammentrifft. An dies sprachliche Interesse von Jeroschins Chronik knüpft sich noch ein metrisches. Hier in dem abgeschiedenen Lande,

fern von der praktischen Schule des dichterischen Lebens in Nähe und Umgebung, begannen die Jeroschin und Hesler (s. oben S. 114) zuerst über Vers und Reim zu denken und, in nicht allzuklarer Weise, Regeln zu formuliren [236]. Wir haben schon früher bemerkt, wie schon Gottfried und seine Schüler den geregelten Wechsel von Hebungen und Senkungen in die epischen Kurzverse einzuführen strebten; dem trachteten auch diese Poeten systematischer nach, welche daher die durch zu viele ausfallenden oder gehäuften Senkungen zu kurz oder zu lang (unter 6 oder über 9 Silben) gerathenen Verse verpönten, Hesler die zehnsilbigen nur gestattete, wenn sonst der Sinn zerbrochen, beeinträchtigt würde. So hielten sie auch auf das weitere Gesetz, das schon bei Konrad stark vorschlug, daß die reimgebundenen Verspaare, unter bestimmten zugelassenen Ausnahmen, von gleicher Länge und Silbenzahl seien. In den Reimen trit bei beiden ein wesentlicher Unterschied ein: Hesler will den Reim „wägen mit ebengleichen Füßen", worin Einer der Ausleger (da das Wort Reim eben sowohl Reimzeile als Reimwort bedeuten kann) nur jenen Parallelismus der Verspaare, ein anderer das alte (bei Hesler wirklich beobachtete) Gesetz vorgeschrieben findet, nach welchem zweisilbige Worte von kurzer Stamm- und Ableitungssilbe nur als Eine Silbe, daher im Reime

---

236) Daher die kundigen Ausleger der betreffenden Stellen, Pfeiffer a. a. O. in der Einleitung, Bartsch in der Germ. 1, 192, Strehlke l. l., und F. Bech in der Germ. 7, 74. im Streite liegen. Die Stelle im Jeroschin lautet (bei Pfeiffer S. 10.):

Ouch des tichtêres zunge
an der materien strâze sol die rechte mâze
behalden an den rîmen, glîch zu glîchin lîmen
an lenge, sinne, lûte, daz ich alsus bedûte:
vil wort man glîche schrîbit, der luit unglîch sich trîbit;
sulch rîmen sol man mîden, den sin ouch nicht vorsnîden;
di lenge helt der silben zal, dar under man ouch merken sal,
daz vumf silben sîn zu kurz, sêne hân zu langen schurz;
zwischin den zwên endin rîment di behendin,
die bûcher pflegin tichtin, und dar nâch sal ich richtin
mich an diss getichtis vart u. s. w.

für stumpf gelten; dies Quantitätsgesetz fällt bei Jeroschin weg, der in klingenden Reimen nach unserer neueren Weise lange mit kurzen Vocalen ohne Unterschied bindet. Beider Dichter metrische Praxis scheint uns von einer eigenthümlichen Zweiseitigkeit: in ihren Vorschriften den Vers nach der Silbenzahl zu bestimmen konnte der Keim liegen zu der Verwilderung des Verses in der Volksdichtung bis zu Opitz' Zeit, die alle Betonung vernachlässigte; in ihrer gleichwohl festgehaltenen Beachtung der Hebungen, der betonten Silben, ebenso der Keim zu der allzumechanischen Regelmäßigkeit der Jamben und Trochäen unserer neueren Technik.

Wenn wir uns zurückbesinnen auf die drei mächtigen Gruppen der Reimchroniken in den Niederlanden, und zugleich im fernen Nordosten und Südosten, in Preußen und Oesterreich: so veranschaulichen wir uns mit Einem male, besser als man es an der eben so weit vorgedrungenen Lyrik vermag, in welcher Ausdehnung sich nun die Dichtung deutscher Zunge über alle deutsche Bevölkerungen verbreitet hatte, bis zu welcher Massenhaftigkeit sie angeschwollen und für welche erweiterten Kreise sie berechnet war. Wir wollen nun, zurückkehrend zu der niederländischen Vulgardichtung, den Beziehungen weiter nachgehen, die sich zwischen Deutschland und Niederland innerhalb der geistlichen und ritterlichen Dichtung in der Zeit ihrer Abblüte im 14—15. Jh. beobachten lassen, wo wir uns zu der Bemerkung gedrängt sehen werden, daß in der Fremddichtung der ritterlichen Epen, die zuvor den ganzen poetischen Markt überschwemmt hatte, Production und Consumtion sich mehr ins Enge zusammenziehen. Wir gaben an, daß auf dem Gebiete der Geschichtsdichtung unmittelbare Berührungen mit dem nordwestlichen Grenzlande nicht vorliegen; wenn die ersten niederdeutschen Reimchroniken für die Niederländer ein Sporn zu gleicher Thätigkeit sein konnten, wenn umgekehrt Maerlants Geschichtsspiegel vielleicht ein Antrieb war, daß auch bei uns, wahrscheinlich von Kölner Dominicanern, Vincenz von Beauvais in deutsche Prosa übersetzt ward, so hätten in beiden Fällen doch nur ganz mittelbare Anregungen Statt

gehabt. Der große Umfang, das großentheils nur örtliche Interesse, wohl auch die leichte Verständlichkeit der dietschen Reimchroniken mochte ihrer Uebertragung zunächst ins Niederdeutsche im Wege stehen; was sonst bei den engen literarischen Beziehungen auffallen könnte, die grade zwischen diesen Grenzgebieten Statt hatten und im 14. Jh. zu einer förmlichen Wiederaufnahme der niedersächsischen Mundart neben der oberdeutschen führten. So war der Meister der niederländischen Didaktik in Niederdeutschland keineswegs unbekannt; Jan von Boendale's Leekenspiegel sowohl wie sein Doctrinal sind in plattdeutscher Uebersetzung vorhanden[237]. Gegen Ende des 14. Jhs. wurde (1392) eine Brüderschaft des h. Leichnams zu St. Johannes in Hamburg gestiftet, die sich auch die Gesellschaft der Flanderfahrer nannte von ihrem Handelsverkehr mit den Niederlanden, der auch einen literarischen Verkehr nach sich führte. Auf ihre Veranstaltung entstand eine Sammlung geistlicher und weltlicher Gedichte, das Hartebok[238]; die darin enthaltenen Stücke sind, zum großen Theile nachweislich, wahrscheinlich aber alle aus dem Niederländischen ins Plattdeutsche übersetzt. Stellt man den Inhalt mit allen anderweitig bekannten niederdeutschen Dichtungen des 14. Jhs. zusammen, so sieht man, daß wie in Belgien und Preußen das vorzügliche In-

---

237) Der erstere handschriftlich in Köln. S. Mone's Anzeiger für Kunde der d. Vorzeit 4, 61. Das Laienboctrinal hrsg. v. Scheller 1825. Ueber die Quellen J. Grimm in den Gött. Anz. 1825. Aug.

238) Gedruckt in Staphorst's Hamburg. Kirchengeschichte 4. Bd. Hamb. 1731. Die seit dieser Ausgabe verlorene Handschrift fand Lappenberg 1847 wieder. Einzelne Stücke finden sich, zum Theil aus anderen Handschriften, in Bruns' altplattdeutschen Gedichten (Berlin 1798) und im Anhange zu Wizlaws IV Sprüchen von Ettmüller, andere in besond. Ausg. gedruckt: Vruwenlof. Van Sante Marinen ed. C. Schröder, und Van dem holte des hilligen cruces, von demselben. Erlangen 1869. Zum Ueberblick der niederdeutschen Lit. dieser Zeiten muß man dann noch hinzuziehen Haupts Zeitschrift 5, 385 und O. Schade, Geistl. Gedichte des 14. und 15. Jhs. vom Niederrhein. Hann. 1854. Die Sammlung enthält die Legenden von Dorothea, Barbara, Margarete, Katharina, Ursula; Marien clage; Kranz der gotlicher liefden; Anselmus boich; Sibillen boich; van dem begingin van Paris; dat liden der hilger Machabeen.

teresse in Niederdeutschland auf der Lehrdichtung und Legende ruht. Ein Gedicht „Frauenlob" ist in dem Hartebok an ein anderes, den Kraneshals (verkürzt bei Bruns, der „Baumgarten") angereiht, wahrscheinlich als Gegenstück, da das letztere von den Eigenschaften eines rechten Minners handelt. Das zweite Stück der Sammlung ist die Legende von dem Holze des h. Kreuzes, deren niederländisches Original derselben lateinischen Quelle, der verwickeltsten Lesart der Sage folgte, wie (oben S. 40) Heinrich von Freiberg[239]). Mit dieser Legende berührt sich „die Weissagung der Sibille", von der die niederdeutsche (nach 1378 geschriebene) Bearbeitung eines hochdeutschen (in zahlreichen Handschriften erhaltenen) Gedichtes gedruckt ist: die Sibille steht hier an der Stelle der Königin von Saba, die in anderen Gestaltungen der Sage neben der Sibille die Zukunft des bei Salomo's Tempelbau verworfenen Adamsbaums erkennt. Wir erinnern uns, daß auf dem Gebiete der Legende ältere Berührungen, zuerst selbst Ueberwirkungen deutscher auf dietsche Dichtung Statt hatten: eine der ältesten niederländischen Legenden, des h. Brandan, wurde (1, 265) aus Deutschland eingetragen. Die Angränzungen am Niederrhein erklären allein diese gegenseitigen Ueberwirkungen zur Genüge. Die Metropole Köln war ein Sammelplatz heiliger Reliquien und Ueberlieferungen, sie ward eine natürliche Geburt- oder Pflegestätte dichterischer Legenden, deren Oscar Schade in der (Note 238) angeführten Sammlung aus lauter alten Kölnischen Drucken eine ganze Reihe ursprünglich niederdeutsch geschriebener Stücke bekannt gemacht hat, die dem 14. Jh. angehören, zum Theil aus älteren Unterlagen des 12. Jhs. erneuert sein mögen: unter ihnen ist das dialogische (mit den Marienklagen verwandte) Anselmus Boich[239a]) nachweislich

239) Das niederländische Gedicht ist von Tidmann (Dboek van den houte. Leiden 1844) als ein Werk Maerlants herausgegeben. Bruchstücke einer neuen Handschrift in Germ. 15, 360. In dem dunkelsten Theile des Inhalts, von den drei Ruthen, hat der niederdeutsche Bearbeiter eine zum Verständniß wesentliche Stelle weggelassen. Vgl. C. Schröder in seiner Ausgabe des Gedichts p. 86 f.

239a) Ed. A. Lübben. 1869. S. Höpfner u. Zachers Zs. für d. Philol. 1, 469.

die Uebersetzung eines niederländischen Originals, wahrscheinlich auch die strophisch behandelte Legende von der Begine von Paris und die Passion der Maccabäer. Wenn Jonckbloet den heiligen Servatius des von Veldeken mit Recht in die zweite Hälfte des 13. Jhs. zurückschiebt, so würde dies Werk zeitlich zwischen jenen früheren Berührungen des 12. Jhs., und diesen späteren des 14. Jhs. in die Mitte rücken. Jene auf Köln hinweisenden niederdeutschen Legenden von Dorothea, Barbara, Margareta, Katharina und Ursula, von welchen Allen Heiltümer in Köln aufbewahrt waren, sind selbständig aus lateinischen Originalen, zum Theil aus der legenda aurea von Jacob von Voragine, theilweise unter Benutzung anderer Quellen übersetzt; sie haben das Uebereinstimmende, daß sie Alle „viel kleine Büchlein" von sehr beschränktem Umfang sind, auf die Bedürfnisse des Volkes berechnet, sehr entfernt von der Breite der Legenden aus dem Jahrhundert der höfischen Kunst; und darin kündet sich eine bedeutsame Veränderung an, die wir demnächst auch an den weltlichen Dichtungen deutscher Sage zu beachten haben werden. Fast alle sind sie aus der Zahl jener einfachsten Legenden von orientalischen Frauen-Heiligen aus der römischen Kaiserzeit, die in den älteren schlichteren Zeiten (s. 1, 259) mit Vorneigung behandelt worden waren; mit Ausnahme der Ursula, deren Mythe auf kölnischem Boden spielt. An Kürze und Einfalt reiht sich diesen Stücken auch die h. Marina an, deren kitzlicher Stoff (wie die junge Marina von ihrem Vater als Marinus verkleidet in ein Mannskloster eingeführt, männlicher Sünden bezichtigt wird und deßhalb bestraft all ihre Schmach und Verleumdung hinnimmt und erst nach ihrem Tode gerechtfertigt wird), in aller keuschen Kälte erzählt ist. Noch ist eine niederdeutsche Legende von St. Zeno (ed. Lübben 1869) vorhanden, dem man den Besitz der Körper der heiligen drei Könige verdankt, die aus Mailand nach Köln kamen; und eine dialogische Bearbeitung der Sage von Theophilus, die auch ein niederländisches, aber verschiedenes und erzählendes Gedicht des 14. Jhs. (ed. Blommaert.

Gent 1836) behandelt hat. Ein merkwürdiges Legendenstück in niederdeutscher Mundart, das Leiden der h. Maccabäer, erwähnen wir später an solcher Stelle, wo wir seine auszeichnenden Eigenheiten besser verstehen; und schließen hier mit der Anführung einer anderen Dichtung, die uns zum Schlusse die Berührungen zwischen Deutschland und Dietschland auf dem Gebiete geistlicher Dichtung besonders anschaulich versinnlichen kann. Es sind dies die Marienlieder von Bruder Hans[239b], die nach 1391 von einem Laienbruder (den schnödsten aller Conversen nennt er sich), einem naiv gläubigen Diener der Jungfrau gedichtet sind, um deren willen er eine Geliebte verlassen hat; die er wie sich selbst der Gnade der „Prinzin vom Ueberlande" empfiehlt. Der Dichter ist ein Niederländer, einer der sprachenkundigen Männer dieser Lande, von denen Guicciardini später rühmte, daß Viele ihrer Eingebornen französisch, deutsch, englisch, italienisch und andere Sprachen verstanden; die polyglotte Einleitung des Gedichtes wechselt durch 15 Strophen in deutschen französischen englischen und lateinischen Versen; das ganze Werk, das in fünf Gesängen von je 100 Titurelstrophen von der Abstammung der Jungfrau, von der Kraft des Ave, von „Mariens Gnade, Mariens Staate, Mariens Tanz" und in einem sechsten Schlußgesang in 100 eigengebildeten 16zeiligen Strophen von „Mariens Glanz" handelt, ist in einer selbstgeschaffenen deutsch-niederländischen Mischsprache geschrieben. Der Poet kennt Wolfram, Nithart, Frauenlob und Boppe und benutzt gelegentlich ein Gedicht von Rumzlant; man befürchtet aus seinen verkünstelten Eingangsstrophen, aus seiner mit lateinischen Ausdrücken und Sätzen wie mit französischen Bastardworten durchwebten Doppelsprache, aus seiner Stoffwahl und seinen Vorbildern, daß er in der verstiegenen, gedunsenen, gelehrten Manier der Wolframisirenden Spruchdichter reden werde; allein, „der Kunst unwitzig" wie er selbst sich fühlt, spricht er

239b) Bruder Hansens Marienlieder. ed. R. Minzloff. Hann. 1863. Die angegebene Zeitbestimmung beruht darauf, daß der Dichter die schwedische Brigitte, deren Revelationen er benutzt, schon als Heilige kennt; sie wurde 1391 kanonisirt.

in ebener schlichter Weise; wenn er seine Weisheit aus dem hohen Liede oder der Apokalypse schöpft, ist ihm nicht wohl zu Muthe und er findet „sein Hirn zu eitel, um von Wort zu Wort beides Sinn und Reim zu machen"; sein planer niederländischer Stil versteigt sich höchstens in den süßlich tändelnden Ton, den die Marienlieder und ihre herkömmlichen Gleichnisse zuerst in die religiöse Dichtung eintrugen; öfter sinkt er aus der sublimen Materie in das Niedere herab, wo er dann weniger mit der Nachtigall singt als „mit den Fröschen in dem Graben gworrt"; selbst in dem letzten Gesang, wo sich der bescheidene Poet die Fessel anlegt, in seinen 16zeiligen Strophen nur zwei Reime zu brauchen, deren Einer 12mal gebunden ist, bleibt seine Rede fließend und glatt, nur daß ihn die Reimnoth zu unerhörten Worten und Wortbildungen zwingt, die den erhaben sein sollenden Tonsatz mit drolligen Intervallen durchklingen. Die einfache, ungeschmückte Natürlichkeit, die hier selbst in solch einem Gegenstande festgehalten ist, zeichnet durchgehend all unsere niederdeutsche Dichtung aus; an der wir zwar nicht den äußeren Glanz, die technische Vollendung, die Genauigkeit der Reime, die Gesetzlichkeit der Verskunst der höfischen hochdeutschen Poesie, desto mehr aber die frische volksthümliche Unmittelbarkeit zu rühmen haben, die der aristokratischen Kunst nur allzuoft verloren ging.

In dem Hamburger Hartebok befindet sich auch eine weltliche plattdeutsche Dichtung von Valentin und Namelos (Enkel Pippins und Söhne Alexanders von Konstantinopel), die man mit Bruchstücken des niederländischen Originals und mit Fragmenten einer hochdeutschen Bearbeitung vergleichen kann[240]): alles Ableitungen aus einem werthlosen französischen, in alten Drucken (Lyon 1489) überlieferten Romane von Valentin und Orson. Dies führt uns zu den Entlehnungen karolingischer Gesten aus niederländischen Vorlagen zurück, die sich im 14. Jh. erneuten wie sie schon im 12. Jh. begon-

240) Altdeutsche Blätter von Haupt und Hoffmann 1, 204. Deutsches Museum. 1784. 2, 91. Bragur 2, 441.

nen hatten. Eine förmliche Verknüpfung beider Perioden liegt uns in dem Karlmeinet vor[241]), einer weitschichtigen Compilation von Dichtungen, die in mehr als 35000 Versen das ganze Leben Kaiser Karls von seiner Jugend bis zu seinem Tode behandeln, von einem gelehrten niederrheinischen Sammler, den man der Stadt oder Gegend von Achen zu vindiciren gesucht hat[242]). Ungefähr zur selben Zeit, da auch in Frankreich Girard von Amiens zu Anfang des 14. Jhs. in seinem Charlemagne einen alles umfassenden Cyclus der Karlsage zusammensetzte, entstand (nach 1316) dies deutsche Seitenstück, aber nicht so, daß darin Alles gleichmäßig, wie bei Girard, in die Farbe der Zeit gekleidet wäre, sondern als eine rohe Zusammenstellung von sechs verschiedenen Dichtungen verschiedener Zeiten und Mundarten, deren Lücken dann durch eigne Zuthaten des Compilators ausgefüllt sind. Ein langgedehntes, zwei Fünftheile des ganzen Werkes einnehmendes Stück von eben so viel „Armuth an Gedanken als Unbehülflichkeit des Ausdrucks", die schon früher (1, 371) angeführte niederländische Dichtung von Karls Jugend, in den niederrheinischen Dialekt des Sammlers umgereimt, eröffnet die Sammlung. Die zweite Gruppe bildet die gleichfalls mehrfach berührte, nach einem französischen Lai bearbeitete niederdeutsche Dichtung von Morant von Rivera, der eines verbrecherischen Umgangs mit Karls Gattin Galie beschuldigt sich im Zweikampfe reinigt. Die dritte Gruppe besteht aus einem im Inhalt wüsten, im Vortrag langweiligen sagengeschichtlichen Lückenbüßer aus des Compilators eigener Fabrik: vom Sachsen- und Lombardenkriege, von Pabst Leo, von Karls Kaiserkrönung, seinem Zug ins heilige Land und seinem Reliquienschatz, von der Er-

241) Ed. A. v. Keller. Stuttg. 1858. Bibl. des lit. Vereins N. 45. Vgl. K. Bartsch, Ueber Karlmeinet. Nürnberg 1861. Die Zeit der Abfassung bestimmt sich annähernd aus der Benutzung der brabantschen Gesten von Jan von Boendale, deren erster Theil (Buch 1—5, 877) nach Bormans 1316 vollendet und publicirt ward.

242) Käntzler, in den Annalen des hist. Vereins für den Niederrhein. Heft 11—12. Köln 1862.

oberung Spaniens, von Karls vier mythischen Frauen und ihrem Tode, u. A. Eine vierte Abtheilung nimmt das niederländische Gedicht von Karl und Elegast (oben S. 186) ein. An fünfter Stelle folgt eine Bearbeitung des Rolandliedes vom Pfaffen Konrad unter strengerer Behandlung von Vers und Reim, ohne Kenntniß von des Strickers Karl, nach einem Texte, der aus den jüngeren französischen Rolandgesängen erweitert und vollständiger war als der uns überlieferte[243]. In den Rahmen der Roncevalschlacht sind dann zwei Episoden eingeschoben, eine von König Ospinel, die Ueberarbeitung wahrscheinlich (s. 1, 372) eines älteren niederdeutschen Gedichtes, dessen Gegenstand, nur in abweichender Gestalt, der französische Otinel aus dem Ende des 13. Jhs.[244] behandelt; die zweite eine verkürzte Erzählung von Ganelons Verrath aus anderer als Konrads französischer Quelle; der Schluß, von Karls Tod, ist dann wieder von dem Sammler selber hinzugefügt. Seine eigenen Zuthaten sind zumeist lateinischen Schriften, diese Schlußstelle dem Turpin entnommen, wie er in Vincenz von Beauvais eingegangen ist, der auch in der längeren Einschaltung in der dritten Branche, neben gelegentlicher Benutzung des Alberich von Troisfontaines und der Annalen Einhards, des Sammlers Hauptquelle ist; in einer Reihe von vereinzelten Stellen hatte er neben Vincenz und Alberich auch die niederländischen Entlehnungen aus ihnen in Jan de Clerks brabantischen Gesten vor sich liegen; nur in der Schilderung des Sachsenkrieges beruft er sich einmal auf ein wälsches Buch. So nehmen wir hier von den epischen Uebertragungen aus unmittelbarer französischer Quelle gleichsam Abschied; die Einkehr zu uns selbst, zu eigner volksartiger Dichtung spricht sich hier auf dem Gebiete der Fremddichtung selber darin aus, daß wir aus den vermittlenden Bearbeitungen der Niederländer schöpften: zumal in diesen karolingischen Sagen, die dort so völlig eingebürgert

243) Vgl. Bartsch in der Germ. 6, 28.

244) Ed. Guessard et Michelant, in den Anciens poètes de la France I. 1859.

waren, die dort auch trotz den Bekämpfungen aller Rittermären von Seiten der Reimchronisten, auch in diesen späteren Zeiten nicht aufhörten fort und fort übersetzt zu werden.

Näheren Bescheid über diese dietschen Uebertragungen aus dem Ende des 13. oder aus dem 14. Jh. wissen wir fast nur aus einigen deutschen Nachübersetzungen: die meisten niederländischen Dichtungen auch aus dieser Zeit sind nur aus dürftigen Bruchstücken bekannt. Von einem Fierabras weiß man nur aus Anführungen; von einem Laidon, zu dem noch keine französische Quelle gefunden ist, von einem Girard de Viane (Vienne), Aubry von Burgund, Aiol, Flovent — einer abweichenden Recension von dem französischen Floovant[245]) — gibt es nur geringe Fragmente; von einem poetischen Huon von Bordeaux ist nur die Prosabearbeitung in einem Volksbuch, von der Uebertragung einer jüngeren, abweichenden französischen Dichtung desselben Stoffes (ed. Guessard et Grandmaison 1860) sind nur Bruchstücke übrig. Bedeutendere Reste sind von der Uebersetzung der chanson des Lorrains erhalten, einem Massenwerke, das die von Vätern auf Enkel und Urenkel vererbte Fehde zwischen den Geschlechtern der Lothringer und Bordelaisen erzählt, deren Kern, die Feindschaft zwischen Garin und Fromond, sehr alt ist und in der erhaltenen Fassung der französischen Geste weit ins 12. Jh. zurückreicht[246]). Diese Geste, von wildem aber gewaltigem Stoffe und einer entsprechenden, theilweise mächtig ergreifenden poetischen Darstellung, reiht sich den in deutschen Uebersetzungen vollständig erhaltenen Vasallensagen von Ogier, von Malagis und Reinold von Montalban aufs engste an, von deren niederländischen

245) Ed. Guessard et Michelant, in den Anciens poètes. I. Das niederländische Fragment ist veröffentlicht durch Bartsch, Germ. 9, 407.

246) Die fünf von Jonckbloet unter dem Titel Roman van Karel den Grooten (Leiden 1844) herausgegebenen Fragmente, und ein sechstes in der Germ. 14, 434 mitgetheiltes fallen in die späteren Erweiterungen; zwei noch ungedruckte Fragmente in dem Archive des Utrechter Domes gehören dem ersten Theile an. Vgl. Jonckbloet, Gesch. der niederl. Lit. 1, 129.

Vorlagen gleichfalls nur Bruchstücke erhalten sind [247]). Diese Vorlagen sind ihrerseits aus dem Französischen übersetzt und ihre Berufungen auf die wälschen Urschriften sind sogar in den deutschen Uebertragungen stehen geblieben [248]). Wie in dem Romane von den Lothringern bewegt man sich hier in dem Kreise der karolingischen Vasallensagen, die wir bisher in Deutschland nur im Willehalm kennen lernten, in dessen Kern die edlere Gestalt der fränkischen Sage ausgedauert hatte, während in seine erste Anlängung (von Rennewarts Thaten) schon die Verwilderung einbrach, die in allen den Sagen von der rebellischen Größe der lothringischen, burgundischen und anderer Vasallenhäupter und ihrer Helden Garin, Girard, Ogier, Reinold vorherrscht. Diesen Sagen mögen geschichtliche Grundlagen ursprünglich unterliegen, ein kleiner Kern in den poetischen Ausgestaltungen derselben mag auf alten Ueberlieferungen beruhen, die aber in den Jongleurgesängen, aus welchen die uns erhaltenen Gesten erwuchsen, zu den Zügen altheroischer Barbarei, die ihnen eigen gewesen sein mochten, die charakteristischen Züge einer neu ansetzenden Rohheit in sich aufnahmen. Diese wilden Dichtungen, in denen wie Jonckbloet sagt, „Alles Eisen und Stahl ist, die Rüstung und das Herz das darunter schlägt", wurden im Laufe des 13. Jhs., wo in Deutschland, in Flandern und Brabant Raubsucht, Selbsthülfe und Verwirrung die ähnlichen Zustände wieder schufen, wie die unter welchen sie entstanden waren, eifrig hervorgesucht, erweitert, und ihre grelle Farbe greller aufge-

247) Die Fragmente des Ogier sind von Willems im belgischen Museum 1838 p. 334 herausgegeben; die von Reinold und Malagis suche man in Hoffmann's Fundgruben 1, 207. Horae belgicae V, 45. Bilderdyk nieuwe taal-en dichtkundige verscheidenheden IV, 153 sqq. und I, 113 sqq Bormans, notae in Reinardum Vulpem, Fasc. I. p. 16—18. Mone, Uebersicht p. 42 und Anzeiger 6, 62 ff. Von dem niederländischen Volksbuch der Haimonskinder, das dem niederl. Gedichte, den erhaltenen Bruchstücken nach, auf dem Fuße folgt, gibt Jonckbloet 2, 332 ff. in seiner Geschichte der mnl. Dichtk. einen Auszug; er weicht nur wenig von unserem deutschen Gedichte ab.

248) Im Reinald cod. pal. N. 340. f. 46. »Die welschen sagen das fur ware« und oft ähnlich.

frischt. Mit dem überspannten Trotz der poetischen Heldenvasallen schmeichelten die Jongleure den kleinen Herren, denen sie diese Gedichte vortrugen; wir halten darum das Grellste in den Rohheiten ihres Inhalts nicht wie Jonckbloet und Holtzmann für uralte Ueberlieferung, sondern mit Gaston Paris für spätere Uebertreibungen. In den feineren Zeiten der höfischen Sitte waren die herkulischen oder simsonartigen Figuren, wie Rennewart im Willehalm, wenigstens von der Liebe gebändigt; jetzt aber ist den Reinalden, die in aller Derbheit der Heroennatur geschildert sind, alle minnigliche Empfindsamkeit wieder abgestreift. Die Gemeinheit, die hier in alle Liebeshändel hereinspielt, oder der Mangel an allen Liebeshändeln, die Charaktere der Frauen, die zu den rohesten Widerbellerinnen herabsinken, und, sollen wir auch einen schöneren Zug hinzusetzen, die Rückkehr zum Vorherrschen der Mutterliebe im Reinold, all dies und ähnliches versetzt uns in die Zeiten vor der höfischen Kunst weit und weiter zurück. Grausamkeit, Blutdurst und Blutrache, der barbarischste Stumpfsinn, eine Sympathie zwischen Mensch und Thier oder Held und Waffe, wie sie nur uralten Zeiten des Naturstands eigen ist, Gleichgültigkeit gegen Menschenleben und Fühllosigkeit gegen Marter und Schmerz, bezeichnen den Charakter dieser Dichtungen. Der hohe Begriff von der hohen Würde des Ritterordens ist völlig heruntergesunken. Der Vortrag wird vollkommen volksartig; die Redensarten, die Sprichwörter des Volks finden Eingang; der Witz, das eingehende komische Element, das den höfischen Romanen nicht eigen war, schlägt den niedrigsten Ton an; der Geschmack am Gräßlichen (wie die Beschreibung des Todes der Rosa im Malagis durch wilde Thiere) verräth die erweiterte und geänderte Gesellschaft, für welche diese Gedichte berechnet waren; im Malagis erscheint Oriande als Spielmann und führt eine förmliche Bänkelsängerscene auf. Der Knappenstand liefert jetzt Lieblingshelden in die Romane, die nicht selten über die Herren hinwegstrahlen; in dergleichen Erfindungen nistet sich versteckt der erwachende bürgerliche Geist dieser Zeiten ein, und dergleichen Züge

mochten das ihrige dazu beitragen, grade die Dichtungen dieser Art in diesem demokratischen Volke dietscher Zunge zu verbreiten [249]). Die Ritterdichtung erscheint in einem neuen Grade verderbt und entstellt; ihre alte Feierlichkeit und Höhe ist ganz in das Gemeine herabgezogen. Im Lohengrin behielt der Dichter den Ernst und den Pomp bei, rückte aber die Heldenwelt in die platte Alltäglichkeit herab; im Malagis dagegen wird Begebenheit und Erzählung gleicherweise ins Komische gezogen. Alles fängt an menschlich zu werden; die Wunder, die noch vorkommen, werden von Menschen verrichtet, die ungewöhnliche Kräfte in sich geübt haben; die Feen verdanken ihre wunderbaren Eigenschaften nur menschlichem Fleiße und Studium; die Zwerge sind nur kleine geschickte Menschen, keine besondere Gattung von Wesen. Vielfach werden wir in Gesinnung, Rede und Form an Reinhart Fuchs erinnert; das Anarchische, das Thierische und Rohe, das Empfindungslose sieht sich hier und dort völlig ähnlich; die Hof- und Reichszustände, selbst so beliebte Scenen, wie die Rettungen von der Galgenleiter weg und die Belagerungen und Verspottungen der Belagerer, erscheinen wie gegenseitig entlehnt; im Malagis ist ausdrücklich die Lehre des Reineke gleichsam als der Gedanke des ganzen Gedichtes aufgestellt, daß Behendigkeit vor Stärke gehe und daß die Macht der Weisheit unterliege. Dies erscheint sehr klar in der Gegeneinanderstellung des Malagis und Vivien.

Diese Gedichte nun sind in deutschen Uebersetzungen des 15. Jhs. ganz erhalten; alle folgen mehr oder weniger sclavisch der flandrischen Urschrift und behaupten dadurch bei der größten Unreinheit und Mischung der Worte, Reime und Laute doch eine entschiedene alterthümliche Färbung. Wir erwähnen sie schon an dieser Stelle, nicht nur, weil ihre niederländischen Unterlagen noch in die zweite Hälfte

249) Malagis Cod. Pal. 315. Fol. 16.
Diss ist das kint, das sider bant den fiant von der bitteren hellen,
da die menige in dutsch von zellen und dem man git so grossen pris,
in dutsch heist man in Malagis.

des 13. Jhs. fallen, sondern weil wir nun überhaupt dem ganzen Verlaufe der epischen Poesie bis ins 15. Jh. hin folgen, wo sie sich in Prosa auflöste; sodann weil uns der ganze Geist dieser Dichtungen und ihre Richtung gegen das übersteigerte Ritterthum, als Gegensatz zu dem Titurel, zu wichtig für die Anschauung der Wege ist, auf welchen die Ritterdichtung ihren Uebergang zur Volkspoesie machte. Diese Wege wurden, wenn auch gerade diese Gedichte erst viel später übersetzt sind, in Deutschland schon im 13. Jh. eingeschlagen, wie wir sogleich aus der Gestaltung unserer nationalen Dichtungen in dieser Zeit erfahren werden. Schon die Berührung dieser karolingischen Gesten in dietscher Fassung mit unseren deutschen Mären (besonders dem Ortnit und Wolfdietrich) fesselt unser Interesse; denn nicht allein erinnern die Abenteuer, die Erfindungen von Zweikämpfen besonders, in denen man so gerne die Haupthelden getrennter Sagen zusammentreffen läßt, an einander, auch der ganze Ton und Bau, der burleske Ton, der Eintrit jener Ideen von Vorherrschaft der List und Klugheit vor roher Stärke zeigt eine Verwandtschaft an, die uns die niederländischen Gedichte wichtig macht, in welchen die Veränderungen in Stoff und Behandlung schärfer ausgesprochen sind. In diesen fränkischen Vasallensagen entwickelte sich fortdauernd jene erste Anlage zu sinnlicher Anschaulichkeit und Charakteristik, die den britischen Romanen so sehr mangelte; die romantische Dichtung erhält hier einen Körper, den man sonst vermißt; die Charaktere werden fester, wenn auch caricaturartig; die Begebenheiten mannichfaltiger, besonderer, anschaulicher; der Vortrag lebendiger, natürlicher, wenn auch roher; die Erzählung fängt an zu blühen, die vorher dürre war, und die Betrachtung wird dürftig, die früher die Erzählung allzu oft unterbrach. Mit diesen Eigenschaften befähigten sich diese fränkischen Sagen immer mehr, bei der höchsten Ausbildung der Ritterpoesie in Italien vor den britischen Mären bevorzugt zu werden und in den Gestalten der Rolande, Rinalde und Richarde den Hauptstoff zu liefern, während sie zugleich in Frankreich, Deutschland und den Niederlanden, wo sich

die Ritterdichtung zu dem Volke herunterließ, die beliebtesten Volksbücher wurden.

Jener Gedanke, daß Weisheit die Gewalt überwinde und geistige Kraft der physischen vorstehe, ein Gedanke, der dem aufkommenden Bürgerthum schmeicheln mußte, durchdringt den Malagis[250], und er ist darin nicht blos wie in den britischen Romanen neben das Gedicht unverbunden hingelegt, sondern er ist poetisch versinnlicht. Das ganze Werk stellt gleichsam den Sieg des Gelehrtenadels über den bewaffneten dar. Es führt ganz eigentlich die Geschichte unserer Dichtung noch eine Stufe weiter, als der Titurel. Dort war der dichtende Gelehrte gleichsam der Held, hier ist der Held ein Gelehrter, ein Nekromant; dort lag die Gelehrsamkeit als Eigenthum des Dichters außerhalb der Handlungen im Gedichte, hier gestaltet sie die Handlungen und erscheint nur verkörpert in dem Helden. In der Erzählung liegt auf den Zauberkünsten des Malagis, des Vetters der Haimonskinder, immer das Hauptgewicht und der Hauptreiz; und dieser Reiz wird auszuüben gesucht durch den groben und schnurrigen Volkston, in dem später die Streiche des Eulenspiegel und die Zauberschwänke des Faust vorgetragen wurden. Der Erzähler gefällt sich in diesem Stoffe so sehr, daß sich die sehr ähnlichen Zauberspäße an verschiedenen Stellen des Gedichtes immer aufs neue wiederholen[251]. Dem Christlichen und Ritterlichen wird dabei überall aufs ärgste mitgespielt; der Zauberer verirt mit seinen Possen den König, die Königin und ihre Helden; er bricht mit teuflischen Künsten

---

250) Cod. Pal. N. 315. Im Französischen ist der Roman de Maugis in der Pariser Handschrift 766 (früher 7183) erhalten.

251) Zu den Zügen dieses possenhaften Charakters hat der deutsche Uebersetzer, wie er selbst gesteht, von seinem eigenen Witze hinzugethan:

Nu tu ich uch bekant, als ich diss buch in flemsch fant
da must es mir gefallen, und das man davon wüste zu kallen
in diser oberlendschen gramnitz, hab ich dorechtigen gauckelwitz
gebrucht williclich darinne, damit dass auch die sinne
uns gro ben Contzen wurden wise; lob hab immer gott im paradise.

die Gewalt des Teufels, indem er das berühmte Roß Bayard aus dem Vulcane und der Obhut der Hölle befreit; er wetteifert in diesen Künsten im Anfang mit seinem Meister Baudri und am Ende mit seinem kleinen Diener Spiet.

Wenn dieser Inhalt des Malagis auf den veränderten Geist einer neuen werdenden Zeit vorausweist, so führt dagegen das Gedicht von den Haimonskindern oder Reinold von Montalban[252]), in seiner Entblößung von aller zarteren Empfindung, wie in die untergegangenen Zeiten zurück, wo der Minnedienst das Ritterthum noch nicht gemildert hatte, sondern wo Buße und Marter dem sündhaften Gewaltleben ein Ende machten. Die große Popularität dieser Dichtung geht schon aus den nicht wenigen in Frankreich erhaltenen Handschriften hervor. Der kleine alte Kern der frühe im 12. Jh. schon verbreiteten Sage, die Verbannung der Söhne Aimons von Dordon durch Kaiser Karl, ihre Flucht in die Ardennen, ihre Verfolgung unter der Mitwirkung ihres eigenen Vaters, ihre Belagerung in Montessor, ist schon früher, auch in den ältesten erhaltenen Gestaltungen angeschwemmt durch Localisirung der Sage im Süden, durch die Tautologien der Belagerungen von Montauban und Tremoigne (Dortmund), durch die beliebten Zweikämpfe des Helden mit den vorragendsten Gestalten der Karlsage, mit Ogier, Roland und Karl selbst, durch die Versetzung des Helden an das h. Grab unter die Sarazenen, zuletzt noch durch fremdartigere Materie: in dem breitesten Texte[253]) sind die 17000 Verse der vollständigsten älteren Recension auf 30000 angeschwollen. Wie der Charlemagne von Girard d'Amiens, wie alle die Geschlechtsepen der fränkischen Vasallen- und Provinzialsagen, so weist auch der Renaut in Verbindung mit Maugis u. A. aus, wie hier Alles nach massenhafter Ausdehnung strebt, während wir das deutsche Epos sich in diesen Zeiten eher in seine ursprünglichen Be-

252) Codd. Pall. N. 339 und 340.

253) Pariser Handschrift N. 764 (früher 7182), aus der Bekker in seinem Fierabras Bruchstücke mitgetheilt hat.

standtheile werden auflösen sehen. Wir übergehen jede andere Beziehung. Was die historische Anlehnung in Renaut und Ogier angeht, so verweisen wir auf die Legende (Acta SS. unter dem 7. Jan.) und andere Nachweisungen[254], weil dies jetzt vollends kein Interesse mehr für uns hat, wo Ort und Zeit und Art der Behandlung die Bedeutung des Stoffes für uns weit überwiegt. Auch dünkt es uns so thöricht, in den alten Volksliedern, die den Autharius oder Otgarius des 8. Jhs., zuerst wahrscheinlich in deutscher Sprache, besangen, außer der allgemeinsten Grundlage etwas von dem Stoffe des Romans dieser Zeit zu suchen, wie wenn man in denen von Vidicula die Thaten des Wittich in der Thidreksage vermuthen wollte. Wir lassen, um wenigstens von Einer der französischen Vasallensagen eine etwas vollständigere Analyse gegeben zu haben, einen Auszug aus dem deutsch-niederländischen Reinold folgen, der mit keinem der französischen Texte, von welchen man Bescheid weiß, übereinstimmt[255]. Görres, Uhland, J. Grimm haben die Dichtung sehr gepriesen, der letztere sie die edelste Blüte des fränkischen Epos genannt und mehr epischen Stil darin gefunden als in den Nibelungen[256]. Wir selbst zeichneten so eben in den vorragenden dieser Vasallensagen die lebenvolle Darstellung der vielen leidenschaftlich spannenden Scenen aus, wiewohl sie durch Eintönigkeit und Wiederholung vergällt wird; von der einheitlichen Anlage, von der Gesundheit der Charaktere und der Charakteristik in dem deutschen Epos aber ist hier nichts zu finden: in dem Grundstoffe, dem Verhältnisse zwischen Lehnsherrn und Vasallen, in dem Gegensatze von Renauts Großmuth und opferwilliger Unterwürfigkeit (unter dem Vorbehalte der Treue gegen seine Verwandten) zu der starrsinnigen und stumpfen Unversöhnlichkeit Karls, in dem Schwanken der

254) Vgl. Schmidt in den Wiener Jahrb. 31, 116.

255) Weder mit der angeführten Pariser Handschr. 764, noch mit der N. 766 (früher 7183), noch mit der Metzer Handschrift, die Mone (a. a. O.) kannte, noch mit der Handschrift N. 39 la Vallière, die Michelant herausgab: Renaus de Montauban. Stuttg. 1862. Bibl. d. lit. Vereins N. 67.

256) Uhlands Schriften 4, 337. Note 2.

Fürsten zwischen Treue und Untreue gegen den Kaiser und ihre Mitvasallen, ist Alles überspannte Verzerrung und Unnatur.

Auf einem Hoftage König Karls begehrt Hug von Dordona Lehen für seine Verwandten, Haimon, Emerich u. A. Karl weigert sie, und auf Hug's Fluch schlägt er ihm ohne Weiteres den Kopf ab. Haimon erhebt darum Krieg und Raub im Lande, mit Goldgeräth der Kirchen beschuht er seiner Leute Pferde. Er erzwingt so einen für Karl beschimpfenden Frieden und erhält dessen Schwester Aya zum Weibe. Auf der Hochzeit bittet er Karl, mit ihm zu fahren, und da dieser es abschlägt, erzürnt sich Haimon so, daß er schwört, alle Verwandten Karl's zu verfolgen und zu erschlagen. Aya glaubt daher ihre eigenen Söhne, deren sie ihm mit der Zeit vier (Adelhart, Ritsart, Writsart und Reinold, den letzten mit aufgebundenem Helm) gebiert, vor ihm verbergen zu müssen. Als einst Friedensboten von Karl kommen, und ihnen Aya den Wein des Willkommens schenkt, gibt ihr Haimon einen Schlag, bereut es aber, da ihn ihre sanfte Geduld rührt, und klagt, daß er mit ihr in dreißig Jahren keine Kinder bekommen. Sie führt ihm dann seine vier Söhne vor. Als Haimon zum erstenmale am Hofe mit ihnen erscheint, spielt Reinold die Rolle des Rennewart; Köche und Truchsesse, die ihn nicht wohl bedienen, fahren übel an, er nimmt die Schüsseln aus der Küche, die man ihm weigert, er jagt die Gäste aus den Betten, die man ihm entzieht. Als er dann Karl's Sohn Ludwig, der sich gleich Anfangs gehässig gegen Haimon's Söhne benommen, im Steinwurfe besiegt, so verwickelt dieser, auf Ganelons Rath, den Adelhart in ein Schachspiel um den Preis des Lebens, verliert aber und schlägt im Zorn seinen Gegner blutig. Reinold trifft seinen verwundeten Bruder und fragt ihn, was ihm fehle; Adelhart belügt ihn zweimal, allein Reinold droht und ist auch wirklich drauf und dran, ihn zu erschlagen, wenn er ihm nicht die Wahrheit sage. Reinold schlägt darauf dem Ludwig das Haupt ab und wirft es an die Wand, daß Hirn und Blut den König bespritzt. Hierauf entspinnt sich ein Gefecht, aus dem kaum die vier

Brüder auf dem Bayard entkommen. Haimon wird gefangen, soll erst mit Aya getödtet werden und schwört nachher gezwungen, seine eigenen verbannten Söhne verfolgen zu helfen. Nach einigen Abenteuern in der Fremde wollen die Brüder ihre Mutter wiedersehen; sie kommen als Pilger auf die väterliche Burg, die Mutter macht Reinold trunken und schlafend, sie küßt ihn so heftig, daß beide aus Mund und Nase bluten. An dieser Stelle ist auch in der Darstellung ganz klar, wie ältere geschlossenere Gedichte hier vorliegen und gleichsam sich auflösen und zerfallen. In beiden Handschriften ist die Scene gleich; sie ist voller Sprünge und Lücken, die Mutter hat offenbar die Söhne erkannt, allein es steht nichts davon da, man hört von keinem Wiedersehen. Ein Späher sagt dem alten Haimon, daß seine Söhne da seien und muthet ihm an, sie seinem Schwure gemäß zu fangen; Haimon erschlägt den Botschafter, will sie aber dennoch fangen lassen, die Brüder aber vertheidigen sich und Reinold wollte erst seinen Vater erschlagen, dann aber begnügt er sich, ihm Hände, Nase und Mund abzuschneiden und ihn so dem Karl zum Geschenk zu schicken! Karl belagert darauf die Brüder, Reinold flieht, die drei anderen werden fest genommen, zur Häufung alles Unglücks wird auch noch Bayard gefangen. Allein jetzt trifft Reinold auf Malagis und mit seiner Zauberhülfe gewinnt er sein Roß wieder. Die drei Brüder sollen gehängt werden, es erhebt sich aber darüber Zwiespalt am Hofe. Turpin redet dawider, der König hebt die Hand gegen ihn, Turpin greift ihn an der Kehle, andere stoßen ihn. Nur Ein Franke von Paris ist auf Karl's Seite, dem schlägt Ogier den Kopf ab. Man sieht, Alles aufgetragen und gräßlich; nur Wildheit, nur Blut und Köpfe. Die Befreiung der Brüder durch Malagis, die Rettung des Ritsart vom Tode am Galgen, und Anderes, was dazwischen liegt, übergehen wir wegen der großen Aehnlichkeit mit den Aventiuren im Malagis. Es folgt zuletzt die Belagerung von Montalban, und der endliche Friede gegen die Uebergabe des gefährlichen Bayard. Der König läßt ihn mit einem Mühlsteine ersäufen. Allein Bayard schlägt ihn entzwei.

Reinold fällt in Ohnmacht, dennoch muß er sein treues Roß wieder fangen. Der Versuch mißglückt zum zweitenmale, Reinold fängt es wieder und soll jetzt nicht zusehen, denn von seinem Anblick bekam das Roß Kraft und Muth. Er versprichts, geht in den Wald und wirft sich schreiend zur Erde. Das sieht Bayard, und noch einmal hebt er sein belastetes Haupt mit großer Kraft aus dem Flusse, schrie nach seinem Herrn und sah ihn dann nicht mehr. Wie auch nachher Clarabis um das gute Roß jammert, ist selbst in der elenden Darstellung ergreifend. Reinold verschwört nun Rosse und Sporen und wird Eremit; er verrichtet dann mit Malagis im Oriente noch große Thaten, kehrt zurück und peinigt sich als Lastträger. Von seinen Gesellen wird er St. Peters Werkmann genannt. Aus Neid aber bringen ihn nachher einige derselben ums Leben.

Was das letzte unserer drei Gedichte, von Ogier dem Dänen (d. h. von den Ardennen), dem Enkel Doolin's von Mainz, angeht, so sind im Französischen drei Bearbeitungen erhalten, die älteste aus dem 12. Jh. von Raimbert von Paris[257]), die andere von Adenez aus dem Ende des 13. Jhs., eine dritte, die unter Zusätzen den Inhalt Raimbert's wiedergibt, aus dem 14. Jh. Die halbhochdeutsche Umschrift[258]) des niederländischen Gedichtes, zu dem die kleinen erhaltenen niederländischen Bruchstücke gehören, stimmt in der Jugendgeschichte Ogier's mit allen drei französischen Texten im Allgemeinen

257) Ed. Barrois. Paris 1842.

258) Cod. Pal. 363., der erste Theil von f. 1—80. Das niederländische Original blickt überall heraus; Reime und Worte sind oft, wo es leicht thunlich war, nicht ins Hochdeutsche übertragen. Man lernt daher so gut, wie von dem dietschen Uebersetzer selbst, daß das niederländische us dem welsch von Wort zu Wort übertragen ist; und man erfährt so auch (Bl. 202) den Namen des Dichters:

> Gut an anfang und an end quaet,
> das ist alles ein verlorn staet:
> daran neme ein ieglicher sin gemerk,
> dis lernet uns Johan wol der clerk

der nicht mit dem Clerk Jan von Boendale zu verwechseln ist.

zusammen, in dem Hauptgedichte ist sie der jüngsten am nächsten, namentlich darin, daß hier der rachsinnende Ogier, dem Karlot seinen Sohn erschlug, nicht (wie in Raimbert's Gedicht) bei dem Lombarden Desier, sondern dem sarazenischen Sachsenkönig Blancardin Hülfe sucht. Wir gehen auf Inhalt und Form des deutschen Zwillingsgedichtes nicht näher ein. Es bezeichnet den äußersten Verfall, wo in der frostigsten Reimerei die elendesten Abenteuer in der ungeschicktesten Verbindung aufs langweiligste hergezählt werden. Der erste Theil, welcher Ogier's Jugendgeschichte enthält, bezieht sich schon (Bl. 1) auf anderes, und wieder die Fortsetzung auf diese Jugendgeschichte, und zwar so, als ob sie mehrfach im niederländischen behandelt wäre, so daß man wohl sieht, dieser Held war in den Gegenden seiner Heimath, Brabant und Hennegau eine Lieblingsfigur geblieben.

Noch eine verspätete und vereinzelte Erscheinung in unseren Bezügen zu der niederländischen Literatur haben wir in der Uebersetzung der Kinder von Limburg[259]) (Margrete von Limburg) durch Johann von Soest, der auch sein eigenes Leben in Reimen beschrieben hat[260]). Sein eigentlicher Name war Rüdiger Grumelkut (aus Unna); er nannte sich dann nach seinem Jugendaufenthalte von Soest. In einem abenteuerlichen Leben war er durch seine schöne Singstimme allmählich emporgekommen zu einem Singermeister des Kurfürsten Philipp von der Pfalz, später legte er sich auf die Arzneikunst und practicirte an verschiedenen Orten, zuletzt in Frankfurt († 1506). Seine Kinder von Limburg sind nach einem erhaltenen niederländischen Gedichte[261]) von Heinrich von Aken gearbeitet, der

---

259) Cod. Pal. 87.

260) S. Hoffmann in Prutz lit. Taschenbuch. 4, 191 und Fichard's Frankf. Archiv f. ältere d. Lit. u. Gesch. 1, 75. Er schrieb noch vieles Andere; 1495 ein Gedicht, wie man eine Stadt regieren soll (S. Anzeiger für Kunde d. d. Vorzeit 1865. Sp. 468); nach einer Notiz in dem lateinischen Commentar dazu auch ein Buch über Musik; später noch zwei Gedichte geistlichen Inhalts.

261) Ausg. von van den Bergh. Leiden 1846.

an dem Originale — das nach seinem Vorgeben eine Uebersetzung aus wälscher Quelle, vermuthlich aber sein eigenes Werk ist, mühsame 26 Jahre (man vermuthet 1291—1317) geschrieben hatte, so daß es ihn oft verdroefte und vermelancoleerde. Heinrich war Pfarrer in Corbeke bei Löwen und hatte mehreres aus dem Französischen übersetzt, ein Gedicht ritterlichen Inhalts aber lehrhafter Tendenz, Hugo van Tabarie[262]), und um 1280 (verkürzend) den Roman von der Rose[263]) von W. von Lorris und Jean Clopinel aus Méun, diesen berühmten, in epikureischer Freigeisterei entworfenen Spiegel der Verliebten, der in ähnlichem Sinne wie der Reinaert auch gegen die kirchlichen Misbräuche gekehrt war, und daher wohl aus doppelten Gründen in dem wohllebigen Volke von Belgien begierig aufgenommen war und wiederholte Uebersetzung fand. Die Schule der Beschäftigung mit diesem Buche hat auf die Erfindung und Darstellung der Kinderen van Limborch sichtlich übergewirkt. Ein Exemplar des Originals war im Besitz der Erzherzogin Mathilde von Oesterreich, aus deren Bibliothek es Püterich 1442 erwähnt; die deutsche Uebersetzung ist von 1470. Wir finden noch einmal alle Eigenheiten der Ritterliteratur neben manchen neueren Zügen. Mehrfache Liebespaare, abwechselnde Verfolgung gleichzeitiger Abenteuer verwandter oder befreundeter Helden, wie in den meisten der Prosaromane; schlechte Erfindung und Wiederholung der Begebenheiten, Erinnerungen an andere Erzählungen; die Scenerie der Allegorie, ja ganze eingeschaltete Allegorien der Art, wie wir sie unten werden kennen lernen; die Versetzung aus den großartigen Ritterabenteuern in kleinere, mehr bürgerliche Verhältnisse, wie wir schon in mehreren in diesen niederländischen Gegenden entstandenen Gedichten fanden, zugleich bei dem Bewahren der alten großen Schlachten und Heiden-

262) In Kauslers Denkmälern Bd. 2.

263) Die Rose van Heinric van Aken, ed. Dr. Eelko Verwijs ('s Gravenhage 1868) aus einer Amsterdamer Hs. Aus der Comburger Hs. war das Werk schon von Kausler l. l. herausgegeben.

kämpfe, all das liegt dicht nebeneinander. Das Fesselndste ist darin die Liebe der drei verschiedenen Paare; der Eingang des Tones aus dem Volksliede ist hier fast so entschieden, wie der des Minneliedes in die alten poetischen Romane. Zwischen Evar und Sibylle herrscht die alte Art von Minne; die Dame zaubert, der Ritter wird wahnwitzig; ganz nette Züge aber findet man, wer sie in den 20000 Versen des Gedichtes suchen will, in der Liebe des ruhigen Heinrich zu der glühenden Europa und des glühenden Echites zu der ruhigen Margrete. Gegen die gleichgültigen Buhlereien in den alten Romanen sticht diese Wärme ganz eigenthümlich ab, die hier ganz mit Zucht und Ehrbarkeit gepaart ist, und während in einem seelenlosen Stoffe die alte Form unter den Händen des Pfarrers und des übersetzenden Singmeisters, der sich in jedem Gesange seiner Unfähigkeit anklagt, stets tiefer sinkt, steigt innerlich die Natur und Menschlichkeit, mit der er seine Seelenschilderei in naiver Sicherheit verfolgt, und je minder man daran gewöhnt ist, desto mehr überrascht es, wie hier alles so natürlich beredt, so rein und eben fließt; wie so praktisch und verständig die kühlere Frauennatur dem Ungestüm der männlichen Liebe gegenüber gezeigt und wieder ein umgekehrter Fall zum Gegensatze geschickt benutzt wird. Dieser neue Geist hängt innerlichst mit den Veränderungen zusammen, den das Liebeslied und der Prosaroman gegen das Ende des 15. Jhs. unter den Einflüssen der Volksdichtung und der klassischen Literatur erlitt, worauf wir weiter unten zurückkommen.

---

4. Deutsches Nationalepos.

Wir haben in der Geschichte des allmählichen Verfalles der fremden Epen aus der Karl- und Arthursage, auch in ihren bloßen Verpflanzungen nach Deutschland, im Karlmeinet und in der Abenteuer Krone die Neigung zu steter Erweiterung und cyclischer Zusammenfassung beobachtet: auch in den Fortgängen unseres deutschen

Nationalepos ist ein schwacher Anlauf dazu zu bemerken, der aber zu keinem Ziele führte. Es ist vielmehr ein charakteristischer Unterschied in dem Verlaufe der Geschichte unserer heimischen Volksepen, daß wir dieselben wie wir sie rückwärts in ihren rhapsodischen Anfängen beobachten konnten, so auch in ihren Ausgängen bis zur Wiederauflösung in einzelne Bestandtheile verfolgen können. Dieser Unterschied wird wesentlich darin bedingt sein, daß unsere deutsche Sagendichtung, die selbst in ihren glänzendsten Leistungen in den höfischen Kreisen wenig Aufnahme fand, in ihrer Masse in den Händen volksverwandterer, spielmännischer Wanderdichter blieb, deren Vorträge, für kürzere Zeit bemessen, in wechselnde Räume vor wechselnde Zuhörer getragen wurden. Daß eine Fülle von diesen Sagen, wie wir es im 12. Jh. fanden, noch ebenso auch im 13. umlief und an die Fahrenden verlangt wurde, ist aus einer früher schon berührten klassischen Stelle in den Gedichten des Marner[264]) bekannt. Wie sich unter der Pflege dieser Sänger unser nationales Epos, zur Seite und unter den Einwirkungen der wuchernden höfischen Fremddichtung fortbildete, müssen wir an einer Gruppe von Gedichten anschaulich zu machen suchen, die wir fast alle nur in späteren Ueberarbeitungen des 14., meist 15. Jhs. besitzen, in welchen wir aber fast ohne Ausnahme auf Vorlagen aus der ersten Hälfte des 13. Jhs. zurückblicken. In chronologischer Genauigkeit hätten wir diese Werke vor den meisten der Fremddichtungen besprechen müssen, die wir zuletzt kennen gelernt haben; wir mußten sie aber zurückstellen, weil wir sie alle, in irgend einer Weise, von der Form oder dem Inhalte oder dem Geiste der ausländischen Poesien werden angesteckt finden, was uns, ohne die vor-

264) In W. Grimms d. Heldensage ed. 2. p. 163.

Singe ich den liuten mîniu liet,
sô wil der êrste daz,
wie Dieterich von Berne schiet,
der ander, wâ künc Ruother saz,
der dritte wil der Riuzen sturm,
sô wil der vierde Eggehartes nôt,
der fünfte, wen Kriemhilt verriet,
dem sehsten tæte baz,
war komen sî der Wilzen diet,
der sibende wolde eteswaz
Heimen ald hern Witchen sturm,
Sigfrides ald hern Eggen tôt u. s.

ausgegangene Bekanntschaft mit diesen, minder verständlich sein würde. In diesen Einwirkungen des Fremden bekundet sich zumeist der innere Verfall dieser heimischen, in ihren Stoffen, wo sie eigenthümlich national sind, sehr armen, und wo sie erborgt sind, sehr ungeschickt entlehnenden Dichtungen, die in dieser Beziehung in ununterbrochener Kette gerade nur fortsetzen, was uns im 12. Jh. im K. Ruother und im Biterolf, im Oswald, im Orendel, im Herzog Ernst schon begegnet ist. In allen diesen Stücken war schon damals von fahrenden Dichtern, die der höfischen Kunst nachstrebten, oder von ritterlichen, die sich zu der Manier der Spielleute herabließen, heimischen Stoffen ein fremdes Gewand umgehängt oder ihr ganzer Körper durch heterogene Nahrung umgebildet worden. Von den drei letztgenannten jener älteren Werke des 12. Jhs. wissen wir schon, wie sie im Laufe dieser absinkenden Zeiten umgestaltet und verderbt wurden; die späteren im 13. Jh. entstandenen Dichtungen deutscher Sage hatten noch ungleich mehr, gleich den karolingischen Gesten in Frankreich, fast in jeder Abschrift eine Umarbeitung, in der Ueberlieferung des Stoffes eine Umwandlung zu erleiden: ein Zeichen der geringen Achtung, die bei den fahrenden Sängern die alte Tradition genoß, und der Willkür, mit der sie nach Laune und Bedürfniß in sie eingriffen. Selbst die kürzesten Gedichte dieser Gruppe sind nicht frei, und die größeren wimmeln von gedankenlosen Verwirrungen und Widersprüchen: ein Beweis, wie diese Wanderpoeten weder Stetigkeit, Zeit und Geist genug, noch auch nur das innere Interesse an den alten Mären hatten, um auf strenge Ordnung und Zusammenhang in ihren Nacherzählungen zu halten. Mit dieser Theilnahmlosigkeit hing dann auch jene Neigung zum Abkürzen der breiteren dieser deutschen Sagendichtungen zusammen, worin wir ein eigenthümliches Unterscheidungszeichen ihrer geschichtlichen Fortbildung zu erkennen meinten. Die fremden Epen verfielen, indem sie ins riesenmäßige erweitert, in große Cyclen zusammengefaßt und in Prosa aufgelöst wurden; die deutschen dagegen, indem sie in Form und Sprache

tief entartend ihre dürftigen Stoffe, nach einem geringen Triebe zu ihrer Erweiterung stufenweise zusammenschrumpfen und zu rohen Bänkelgesängen herabsinken ließen, die poetische Form dabei aber festhielten und in prosaische Gestalt nur in der fremden, nordischen Thidreksage übergingen.

Der Zeit nach steht in der bezeichneten Gedichtgruppe voraus der schon früher (1, 312) kurz erwähnte, in der Nibelungenstrophe verfaßte Gesang von Alphart's Tod[265], den man nur aus einer späteren, in nur Einer Handschrift des 15. Jhs. erhaltenen Ueberarbeitung durchblicken sieht. Diese Unterlage erzählt ganz rhapsodisch nur das Eine Ereigniß: wie, bei einer Begegnung der Heere Dietrichs und Ermrichs, der junge Alphart, Wolfharts Bruder, sich zur Warte drängt, wie er allein erst den Herzog Wulfinc mit fast allen seinen 80 Begleitern erschlägt, dann auch Witege niederwirft und für seine Schonung des todtgleichen Mannes den Lohn erndtet, durch ihn und Heime, Einer gegen zwei, zu fallen. Schon dieser knapp zusammengreifende Inhalt des alten Liedes ist aber neuere Umgestaltung der Sage, die (noch in dem Gedichte von Dietrichs Flucht) von Witege als Alphart's Besieger nicht wußte; dann aber wurde die einfache Dichtung mit der Zeit, es scheint durch verschiedene Ueberarbeiter, auf mehr als den dreifachen Umfang, unter Einflechtung komischer Zwischenfälle wie sie die spielmännische Manier erforderte, erweitert: man gab der Aussendung Alphart's auf die Warte ein Gegenstück in Wulfinc's gleichem Geschäfte, der Trennung Alphart's von seiner Tante ein Seitenstück in der Trennung von seiner Gattin, seinem tragischen Todeskampfe ein heiteres Vorspiel in dem Kampfe mit seinem (unerkannten) Oheim Hildebrand. Was dann am Schlusse (nach einer Lücke in

265) Im deutschen Heldenbuche Bd. 2. ed. E. Martin. Berlin 1866. Die Form des Gedichtes sah Pfeiffer selbst als ein Bedenken gegen seine, aus der strophischen Form gezogene Vermuthung auf den Verfasser der Nibelungen an, da sie zu Einer von zwei gleich unsicheren Annahmen nöthigt: daß auch Alphart von Kürenberg gedichtet sei oder daß er ursprünglich in einem andern Maaße verfaßt war.

der Handschrift bei Strophe 305) folgt: wo Eckehard von Breisach den Bernern Hülfe zuführt, unter andern den Mönch Ilsan mit 1100 Kutten, und nun eine große Völkerschlacht zur Rache von Alpharts Tode geschlagen wird, dies zählt, sicherer als die vorhergehenden Einschiebungen, bei deren Ausscheidung auch die bekannten Lachmann'schen Kriterien der Unächtheit nicht überall zutreffen, zu den hohlen Hinzudichtungen, mit denen man auch in dem Gedicht von der Rabenschlacht ein ursprünglich einzelnes Ereigniß zu einer weiten Schlachtengeschichte ausgedehnt hat.

Wenn der Kern des Alphartliedes in seiner strengen Form und ernsten Haltung an das ächteste in dem deutschen Epos erinnert was wir kennen, so knüpft sich die Unterlage des Laurin[266]), die wir gleichfalls schon (1, 312) berührten, in Ton und Inhalt an die ganz willkürliche Dichtung von Biterolf und Dietleib an, in der wir die Einflüsse der Fremddichtung auf die deutsche Sage (1, 310) so grell und greiflich eintreten sahen. Man hält die Zwergmäre von Laurin (so heißt ein Dorf und Alp nicht weit von dem sagenberühmten Ronsberg in Tirol) und seinem Rosengarten (wie man jetzt noch in Tirol einen Alpenrosenplatz nennt) für eine ursprünglich unabhängige tirolische Bergmannssage, die dann willkürlich mit der Dietrichsage wäre verbunden worden; selbst für die Annahme dieses vagen Untergrundes volksthümlicher Localsage scheint es uns mißlich, daß in der ältesten Erwähnung Laurins, in dem Wartburgkriege, ein Bruder dieses deutsch-wälschen Zwergkönigs Namens Sinnels auf Berg Palackers bei

266) Deutsches Heldenbuch tom. I. Berlin 1866. Die elf erhaltenen Handschriften aus später Zeit weisen nach dem Herausgeber Müllenhoff alle auf eine gemeinsame, verlorene Quelle an der Scheide des 13/14. Jhs. zurück, in der die Dichtung, und zwar in zwei Verzweigungen, einer bairisch-österreichischen und einer mitteldeutschen, erst seine größere Verbreitung erhielt und weiterhin wechselnd Verstümmelungen und Erweiterungen erlitt. Die noch ältere an die Scheide des 12/13 Jhs. zurückfallende Unterlage herzustellen, war ein schwieriges Unternehmen, da keine der erhaltenen Handschriften eine maasgebende Bedeutung hat. In einigen derselben ist der sagenhafte Heinrich von Ofterdingen als Dichter genannt.

dem Lebermeere, 12000 Rasten gegen Endia hin, herrschte. Daß, wie im Biterolf und Dietleib, die größte Willkür und fremde Einwirkung in dem enge an jenes Werk angeschlossenen Gedichte von Laurin obgewaltet habe (dessen Held eigentlich Dietleib ist, von dessen Verbindung mit Laurin der Wartburgkrieg nichts weiß), dafür spricht uns schon dies, daß sie mit dem ersten Eindrang der Liebhaberei der französischen Gesten an Zwergen zusammenhängt, den wir schon oben im König Tirol und im Friedrich von der Normandie beobachten konnten: der unwiderstehliche Dietrich, von dem weisen Hildebrand berathen, trit hier als Sieger über die Zauber-Kunst und Kraft des Elben Laurin auf. Dietleib rettet nun den bezwungenen Zwerg vom Tode, von dem kürzlich seine Schwester Künhilt entführt worden war, der es aber unheimlich ist unter dem gottlosen „Undiet" der Zwerge; Laurin vergilt ihm das mit Undank, sperrt ihn und seine vier betäubten Begleiter troß des gestifteten Friedens ein, worauf Künhilt ihren Bruder durch einen Zauberring befähigt, das unsichtbare Zwergvolk zu sehen; er nimmt sich nun seiner Gesellen an wie zuvor des Zwergs, für den er aber nach Besiegung der Zwerge sein gutes Wort einlegt und der nun, von Ilsung im Christenthum unterrichtet, in Dietrichs Gefolge eintrit. Ein armseliger Fortsetzer hat in einer schalen Erdichtung, Walberan[267]), bewähren zu müssen geglaubt, daß das Christenthum die tückische Elbennatur in Laurin ausgetilgt hatte, der bei einem Anfall der unsichtbaren Zwergheere seines Neffen Königs Walberan von Armenia auf Bern sich gegen seinen Lehnsherrn treu bewies. Bei aller Zierlichkeit und Nettigkeit des, gleich Biterolf, in reimgepaarten höfischen Versen erzählenden Gedichtes von Laurin müssen wir doch bei dem Urtheile W. Grimms beharren, daß es sich über eine flache Einförmigkeit in Form und Erfindung nicht erhebe.

Der tirolischen Dichtung angehörig, in der die Zwergsagen zu

267) Deutsches Heldenbuch. I.

bevorzugter Pflege kamen, ist der Ortnit[268]), der am meisten an K. Ruother zurückerinnert. Er ist, zusammen mit dem enge damit verbundenen Wolfdietrich in sieben Handschriften des 15. Jhs., zugleich aber auch in drei älteren [269]) erhalten, mit deren Hülfe eine kritische Ausgabe noch herzustellen bleibt. Das Gedicht bewegt sich in dem eintönigen Vortrage und der ungelenken, in diesen Spätlingen deutscher Mären vorherrschenden strophischen Form des Hildebrandtons, in dem die achte verlängerte Vershälfte der Nibelungenstrophe auf das gleiche Maas aller anderen Halbverse zurückgebracht ist; die Composition der freien Erdichtung aber zeigt einen umsichtigen, in Italien wohlbewanderten, in seinen Zahlenangaben genauen Spielmann an, der sich von den in diesen Erzeugnissen herkömmlichen inneren und äußeren Widersprüchen frei hielt. Wie im König Ruother hat man aus Beziehungen auf Ereignisse im Morgenlande die Entstehungszeit der Dichtung (1225—26) zu ermitteln versucht[270]); man hat vermuthet, daß Kaiser Friedrichs II Vermählung mit Isabella von Jerusalem (1225) den Dichter veranlaßte, die Märe von Ortnits Brautfahrt zu erzählen, und daß ihm bei dessen Kämpfen vor Muntabur die Angriffe der Kreuzfahrer (1217) auf die Burg, die Malekadel 1212 auf Berg Tabor gebaut, vorgeschwebt hätten. Die Fabel ist nur eine Aufwärmung der altbeliebten kriegerischen Brautwerbungen, wie wir sie aus Ruother, aus Oswald und Orendel kennen. König Ortnit von Lamparten rüstet eine Seefahrt, die Tochter des Heidenkönigs Nachaol (oder Machorel) zu erkämpfen, deren Bewerber alle der Vater bis dahin tödtete. Vor der Ausfahrt trifft er unter einer Linde auf ein reich geschmücktes Kind, den Zwergkönig Elberich,

268) Ausgaben von Mone 1821, von Ettmüller Zürich 1838, von F. d. Hagen im Heldenbuch 1855. Bd. I.

269) Der Ambraser, die aus guter alter Vorlage schöpft, der Windhager von 1358 und den Bruchstücken einer noch älteren aus dem Anfang des 14. Jhs., bei F. d. Hagen l. l. 1, 153.

270) Müllenhoff, über das Alter des Ortnit. In Haupts Zeitschr. 13, 185.

in dem er seinen Vater kennen lernt, der einst unsichtbar seine Mutter bewältigt. Die Art nun, wie der Zwerg erst seinen Sohn lange hohnneckt, dann ihn, nur für ihn sichtbar auf dem Mast sitzend, auf der Meerfahrt begleitet, wie er unsichtbar in Muntabur eingeht, den König Machaol mit Ohrfeigen und Raufen mishandelt und seine Tochter entführt, die nach Besiegung der Verfolger auf der Heimfahrt (Sidrat) getauft wird, das erinnert bald an die Rabenschwänke im Oswald, bald an die Lieblingsscenen im Malagis, nur daß der Scherz in der pathetischen Strophe weniger deutlich wird. Durchaus charakteristisch aber sind wie im Malagis die Siege der Kunst über Gewalt und Stärke; während in der älteren deutschen Sage die Zwerge, wie in den Nibelungen, wie noch im Laurin, wie in einer Aventiure der Thidrekssage von Dietrichs Erwerbung des Schwertes Nagelring, den Helden dienstbar werden müssen, so ist Elberich hier schon der Helfer, der Schützer und Lenker, und sogar der Vater des Helden[271].

Wenig oder kein unmittelbarer Einfluß fremder Sagendichtung ist in dem großen R o s e n g a r t e n[272] wahrzunehmen, in welchem das deutsche Reckenthum in den überlieferten Formen und Tönen der Volksdichtung, aber in der derbsten spielmännischen Manier, ohne jeden Anflug von höfischer Weise erscheint. In einer ursprünglichen, bis jetzt nicht aufgefundenen Fassung mag die Dichtung, die ihre Ein-

271) In einem (schon Note 193 beiläufig erwähnten) Elfenschwank machte sich ein Poet den harmlosen Spaß, durch einen Zwergkönig A n t e l a n drei der tapfersten Helden Arthurs niederwerfen zu lassen. Ed. W. Scherer in Haupts Zeitschr. 15, 140.

272) Die Texte der Heidelb. und Straßburger Handschriften sind vereint gedruckt in dem Heldenbuch von F. d. Hagen und Primisser, Berlin 1825; Bruchstücke einer verwandten Hs. durch W. Grimm in Haupts Zs. 11, 536. Bei Weitem lesbarer ist der Text des Heldenb., und die kürzere Bearbeitung von Roen, die auf einer verlorenen Gestaltung beruht. Den Text einer ehemals in Frankfurt befindlichen Handschrift gab zuerst W. Grimm 1836 heraus, den der Pommersfelder Hs. Bartsch in der Germania 4, 1. Bruchstücke von wieder einer andern Bearbeitung veröffentlichte W. Grimm in den Abhh. der Berliner Akad. 1859. S. 483; wiederholt von Bartsch, Germ. 8, 196. Weitere in Haupts Zeitschr. 12, 530.

kleidung dem Laurin (dem kleinen Rosengarten) entnommen, bis um 1250 zurückweichen, obzwar sie erst in Ottokars Chronik bezeugt ist. Mittelbar indessen wird der Grundgedanke, und unter den besungenen Helden auch die Lieblingsfigur des Poeten gleichwohl aus der kärlingischen Sage herübergedrungen sein. Aus dem Religionslehrer Ilsung im Laurin, oder aus Elsan, dem Hüter der Söhne Helche's (in der Rabenschlacht), ist hier ein Mönch Ilsan geworden, ein Bruder Hildebrands, den man aus dem Kloster, wo er der Schrecken der Mönche war, zum Kampf mit den stärksten Helden ruft, da sich dann die angeborene Natur des Wölfings nicht verleugnet: ganz eine Gestalt wie die Mönch gewordenen Willehalm und Rennewart. Und so find wir im Reinold dem Gedanken, die berühmtesten Helden der heimischen Sage in Zweikämpfe zu verwickeln, begegnet, den der Dichter des Rosengartens übrigens schon im Biterolf vermittelt fand, wo die Amelunge und Burgunder, Dietrich mit Siegfried, wie hier wieder, in Worms aneinandergebracht sind, ohne daß dort von einem Rosengarten Kriemhildens die Rede wäre. Das Neue und Bezeichnende in unserem Gedichte ist nun aber die schnurrige Erzählung dieser Helden- und Riesenkämpfe, die im Biterolf im anständigsten Tone, in der Rabenschlacht im heroischen Stile behandelt sind. Wir wollen einige Züge der verschiedenen Bearbeitungen zusammenstellen. Der ganze Kern des Gedichts, das Ausreiten nach Rosen und Küssen mit Gefahr des Lebens wird sogleich von Dietrich und seinen Helden schnackig und sonderbar gefunden, und so auch von seinem Schreiber, der ihm Kriemhildens „Trutz- und Tratzbrief" liest. Sie kommen an den Rhein, wo ein schrecklicher Fährmann den Uebergang wehrt und einen blutigen Fahrsold verlangt; Wolfhart will ihn anflehen, wie einen Esel der die Säcke nicht tragen will, mit guten Knitteln. Ilsan schlägt den Fährmann zu Boden: Nummer Dummer (in nomine domini), sagt der Ferge, solche starke Teufel waren mir nie bekannt. In dem Zweikampfe des zufällig verwundeten Rienolt mit Sigestab verdenkt man es Kriemhilden, daß sie mit

ihren Spitalkranken hofft, die übermüthigen Hunnen zu zwingen; es sei, als ob der Wagen vor die Rinder gespannt wäre. Hildebrand, als ihm nach dem Siege Kriemhild den bedungenen Kuß geben will, lehnt es ab: das Hurenwerk solle nicht sein, er wolle das seiner Hausfrau behalten und keine ungetreue Magd küssen; und Siegfried beglückwünscht den Sieger: wer sich an alte Kessel reibe, der mache sich rußig. Die ganz burleske Figur Ilsans aber spielt die Hauptrolle. Als ihn die Amelungen aus dem Kloster abholen, begrüßt ihn Hildebrand mit einem benedicite und erhält des Teufels Geleit zum Gegengruß. Wie er in den Garten kommt, zertrit er die Rosen und wälzt sich darin. Der kluge Hildebrand spornt ihn mit Stichelreden, als er den Volker in die Beichte nimmt, ihm Buße auflegt und mit seinem Predigerstab schwere Schläge ertheilt. Für 52 besiegte Gegner soll er ebenso viele Küsse von Kriemhilden erhalten; jedesmal reibt er sie mit seinem starken Barte, „das ward sie sehr verdrießen, doch dünkt es den Münch gut." Die gewonnenen dornigen Rosenkränze drückt er, als er heimkommt, den Mönchen, die ihm nicht wohlwollen, auf die Glatzen, daß ihnen das Blut über die Ohren rinnt, und die sich ungebärdig dabei anstellen und ihn nicht in ihr Gebet nehmen wollen, knüpft er je zwei mit ihren Bärten zusammen und hängt sie über eine Stange. Dies sind die Dinge, die mehr als alles andere den unteren Volksklassen diese Dichtung lieb machten, deren vielfache Umwandlungen in diesen schwankhaften Zügen immer anwachsen. In nordischen Volksliedern der späteren Jahrhunderte über K. Diderik und seine Kämpen, deren nicht weniger als acht bekannt sind, folgen wir dem beliebten Stoffe bis zu seiner äußersten Verbauerung im plumpsten Bänkelsängertone herab. Bei den späteren deutschen Volkssatirikern ward Ilsan der Vertreter der grobianischen Rotte, die im 15/16 Jh. den rohesten Volkston angab.

Wie das komische Element die besondere Freude des Volks und die beste Empfehlung dieser heimischen Dichtungen war, kann man auch an den Ueberarbeitungen des Sigenot bemerken, der in seiner

ältesten, in die Mitte des 13. Jhs. fallenden Gestalt[273]) nur 44, in allen späteren Handschriften und Drucken um 200 Strophen umfaßt. In der kurzgeknüpften Erzählung des alten Textes: wie Dietrich auf den Riesen Sigenot trifft, dessen Neffen Grim und sein Weib er einst mit Hildebrands Hülfe getödtet hatte, was zu rächen ihn Sigenot in eine Schlangenhöhle wirft, aus der ihm der gleichfalls von Sigenot eingefangene mitschuldige Hildebrand, nach Besiegung des Riesen, mit Hülfe eines Zwergs Eggerich heraushelfen muß, in dieser Erzählung sind nur einzelne matte komische Pinselstriche angebracht, wo in den späteren Umarbeitungen dicke Farben aufgetragen sind. Wenn da Hildebrand von Frau Ute scheidet, macht sich Wolfhart über die Alte lustig, sie solle sich um ihres Mannes etwaigen Tod nicht kümmern, sondern sich einen jungen nehmen; im Uebrigen, wenn sich Hildebrand seines Abschiedskusses erinnere, sei es um den Riesen geschehen. Frau Ute räth dem Neffen, sich selbst ein Weib zu nehmen: es möge ihn keine, erwiedert er, spräche er ja eine an, so kehre sie ihm das Hintertheil. Wenn da der Riese im Schlafe athmet, so beugen sich die Aeste der Bäume über ihm; wenn er auf Dietrich mit ausgerissenem Baume losschlägt, so meint dieser, der Ruthe sei er doch entlaufen.

Mit dem Sigenot ist an dessen Schluß das (245 Strophen umfassende) Eckenlied[274]) enge verbunden, dessen Entstehung man jetzt bis um 1230 zurückschiebt. Wie im Sigenot erscheint Dietrich auch hier als der Vertilger einer ganzen Riesensippschaft; erst erschlägt er den jungen 20jährigen Ecke, der neidisch auf seinen Ruhm, gestachelt von Frau Seburg, der höchsten unter drei Königinnen auf Jochgrimm,

---

273) Ed. Zupitza in dem deutschen Heldenbuch tom. V. Berlin 1870; wo man die früheren Ausgaben angeführt findet.

274) Ed. Zupitza l. l. Laßberg (in seiner Ausgabe 1832) suchte in dem Eckenlied, wie zuvor schon Docen (Miscell. 1, 75) ein verlorenes, bei Rudolf von Ems erwähntes Gedicht, Heinrich's von Leinau Waller; ein Irrthum, den Docen (Misc. 2, 192) aufgab, Laßberg aber wie Uhland und Holtzmann festhielten. Vgl. Zupitza, prolegomena ad Alberti de Kemenaten Eckium. Berol. 1865.

(einem bekannten Berge in Südtirol, in dessen Nähe auch das Eggenthal mit ähnlich benannten Gemeinden liegt), Dietrich erst in Bern, dann Etsch aufwärts in Trient und nach dem Nonsberg hin aufsucht, aber den frommen Helden nicht zu bestehen vermag, der verwundet mit doppelter Kraft ficht unter der Anrufung von Gottes Hülfe, die sein riesiger Streitgeselle „versprochen" hatte; dann tödtet er die Ecke's Tod rächen wollen, den verwandten Eckenot und Ecke's Mutter Schwester und Bruder, den meineidigen Vasolt. Keine deutsche Sagendichtung dieser Spätzeit war, den unzähligen Anspielungen nach, weiter verbreitet als diese, wiewohl sie gerade von der komischen Manier der Spielleute nicht einmal so viel wie der kurze Sigenot an sich trägt; aus der südlichen Heimat drang sie mit allen Dietrichsagen nach dem Norden vor, wo sie am Niederrhein mit besonderer Vorliebe verörtlicht wurde[275].

Sigenot und Eckenlied sind beide in der 13zeiligen Strophe (der Berner Weise oder Herzog Ernsts Ton) abgefaßt, in der auch das große Gedicht von Dietrichs erster Ausfahrt geschrieben ist und die (nur in kleinen Bruchstücken erhaltene) Zwergsage von Goldemar[276], der wie Laurin eine Jungfrau verbirgt: in allen vier Dichtungen ist der Volkskönig Dietrich zu einem ritterlichen Abenteurer gemacht, der in den beiden letzteren „um schöner Frauen willen" Kämpfe besteht. Im Goldemar ist, gegen alle Gewohnheit in unseren deutschen Sagendichtungen, der Verfasser Albrecht von Kemenaten genannt, ein

275) So daß Müllenhoff und Simrock sie in einer ursprünglicheren Gestalt hier heimisch und erst durch ihre Verbindung mit der Dietrichsage nach Tirol übergewandert denken; die Ortsbenennungen am Niederrhein, die mit den Namen Ecke und Vasolt zusammenhängen könnten, sind aber ebenso wohl im Süden nachgewiesen. Vgl. Zingerle in der Germania 1, 120. Auf die Deutungen, die in der Sage einen Naturmythus, in Ecke den nordischen Riesen Oegir, in Vasolt einen Sturmgott suchen, den eine alte deutsche Sage neben einem Mermut anruft, „das Wetter zu verführen", müssen wir verweisen: bei Zupitza in der Einleitung seiner Ausgabe, und in Simrocks Mythologie. So auch auf Uhlands Versuch, selbst im Rosengarten naturmythischen Untergrund nachzuweisen; Germ. 6, 307.

276) Ed. Zupitza l. l.

Dichter, den Rudolf von Ems in seinem Wilhelm und Alexander als einen Lebenden erwähnt; der neueste Herausgeber hält mit Müllenhoff diesen Mann, nach seinen Spracheigenheiten einen Alemannen[277], für den Verfasser aller vier Gedichte, während Wackernagel und Uhland den unbedeutenden Poeten des Goldemar nicht für den rühmend ausgezeichneten Freund Rudolfs nehmen mögen, den wir doch auch sonst (oben S. 41) auf unbegründetem Freundeslobe ertappt haben. Die gleichen mundartlichen Besonderheiten, die Ueberwirkung des Laurin auf alle diese tirolischen Zwerg- und Riesensagen, die ähnliche Mischung von volksthümlichem, spielmännischem und höfischem Stile und die Uebereinstimmung in den Reimungenauigkeiten und anderen metrischen Eigenheiten werden für die gemeinsame Verfasserschaft Albrechts angeführt, die wenn Pfeiffers Strophenargument noch für diese Zeit gilt nicht abzustreiten wäre. Mit voller Bestimmtheit abzusprechen, müßte man doch den Goldemar, das unzweifelhaft Albrecht angehörige Gedicht, vollständig besitzen; denn was die — auch behauptete — Gleichheit des Stils und der Manier angeht, so scheint uns im Gegentheil die Verschiedenheit so groß wie nur möglich zu sein. Gegen die stumpfliche Knappheit der Erzählung im Sigenot sticht selbst im Eckenlied, schon gleich im Eingang, die behagliche Breite der Unterredungen grell ab, die weit mehr den Ueberarbeitungen des Sigenot gleicht; von der höfischen Beschreibungslust bei der Ausstattung und Rüstung Ecke's durch Frau Seburg ist nichts im Sigenot; nichts auch von den Kunstausdrücken der britischen Romane und selbst französischen Sprachbrocken, die im Ecke begegnen; selbst im Stoffe findet sich zu viel grader Widerspruch, als daß Ein und derselbe Dichter ihn hätte stehen lassen sollen. So wie sie vorliegen könnte Ein Dichter die vier Gedichte auf

277) Es gibt mehrere Orte des Namens auf alemannischem Gebiete; Wackernagel nahm den Dichter für einen Thurgauer; Zingerle (Germ. 1, 295) glaubte in ihm einen Angehörigen des Geschlechts Kemnaten zu finden, die Dienstleute der Herren von Taufers in Tirol, also östliche Nachbarn des Vorarlbergers Rudolf waren.

alle Fälle nur unter der Bedingung geschrieben haben, daß er für jedes einzelne eine ganz verschiedene ältere Vorlage vor sich gehabt und sie mit völliger Verleugnung aller Selbständigkeit nur überarbeitet hätte. Noch aber steht zu bezweifeln, daß wir in unseren Texten des Sigenot und Ecke überhaupt die ächte Abfassung Eines bestimmten Dichters besitzen. Von dem Eckenliede, dessen überlieferte Gestalt nicht vor das Ende des 13. Jhs. reicht, ist eine abweichende Strophe in der älteren Handschrift der carmina burana aufbewahrt; in einzelnen Stellen (wie Str. 141—43) blickt man auf greifliche Erweiterungen; selbst in dem kurzen Sigenot fehlt es nicht an einem Widerspruch in der Märe, der es glaublich macht, es seien schon gewisse Züge der späteren, breiteren Ueberlieferung in einer älteren Gestalt des Gedichtes enthalten gewesen, von der unser ältester Text nur eine Abkürzung ist.

Von gründlicher Verschiedenheit ist die lange, 1097 Strophen umfassende Dichtung von Dietrichs erster Ausfahrt: um die Mitte des 13. Jhs. entstanden, ist auch sie in sehr abweichenden Gestalten auf uns gekommen[278]. Es ist leicht das wunderlichste und schülermäßigste Stück mittelalterlicher Poesie das wir kennen. Der belesene Dichter kennt die höfische Fremddichtung, er bezieht sich auf sie, er braucht ihre Worte und Weise, er macht nach ihrer Art den Recken Dietrich zu einem Sarazenenkämpfer und galanten Helden, zu einem ritterlichen Zögling, dem sein Meister, der schriftkundige Hildebrand, aller Tugende Hort erschlossen, Priester und Frauen zu ehren, Schach zu spielen gelehrt hat; er kennt die lyrische Dichtung von ihrer minniglichen und naturfrohen Seite, er kennt die ritterliche Lehrdich-

---

278) Eine österreichische oder steirische Umdichtung in 866 Strophen ist aus einer Handschrift des 15. Jhs. im Piaristen-Collegium in Wien herausgegeben von Fr. Stark: Dietrichs erste Ausfahrt. Stuttg. 1860. Bibl. des lit. Vereins N. 52; die umfassendere Recension der Heidelberger Handschrift N. 324 von Zupitza l. l. unter dem Titel Virginal, und in V. d. Hagens Heldenbuch 1855. t. II, wo das Gedicht „Dietrich und seine Gesellen", anderswo auch „Dietrichs Drachenkämpfe" heißt. Die von Stark beibehaltene Benennung der Wiener Handschrift bezeichnet den Inhalt zugleich am bestimmtesten und umfassendsten.

tung in ihren schönsten Erzeugnissen, und er läßt Stellen, die aus beiden ihre Farbe tragen, wie in unmittelbarer Uebertragung in seine Erzählung hereinspielen, die sich dann wie kostbare Flicken auf dem härenen Gewande der Recken- und Riesenmäre ausnehmen. Denn zu den zarten Minneliederstellen steht dann wieder die trockene Rückhaltung in seltsamem Contrast, in der z. B. die Neigung der Ibelin zu dem gefangenen Dietrich behandelt ist, der auch (in dem ausführlichsten Texte des Gedichtes) zwar um einer edlen Frauen willen auszieht zu seinen Abenteuern, aber ohne Frau ausgeht. Das Thema der Dichtung könnte man nennen: die erste Begründung jenes Hauptcharakterzuges in Dietrich, nach dem er aus einem bescheidenen Mistrauen in die eigene Kraft überall zögernd zum Kampfe erscheint; der Eingang berichtet, wie der junge Berner, von schönen Frauen um seine Abenteuer befragt, schamroth von Hildebrand erfragen muß, was Abenteuer sei. Die aus platten Reminiscenzen erdichtete, so inhaltleere wie breitgetretene Geschichte erzählt nun, wie das — nahezu doch 30jährige — „Kind" Dietrich, das nach den stachlichten Spottreden seines Meisters noch mit Tocken meint spielen zu dürfen, in die Welt der Abenteuer eintrit. Er zieht mit Hildebrand aus, die von dem Heiden Orkise bedrängte Königin von Tirol, Virginal, zu befreien, von der sie, nachdem der Sarazene und seine Mannen erlagen, auf ihre Burg Jeraspunt eingeladen werden. Erst aber wollen sie die Würme im Gebirg austilgen, dann wird Dietrich, allein voraufreitend und verirrt, auf Rithers Burg Mautern gefangen gehalten und dort von einer Riesenmeute wiederholt am Leben bedroht, Teufelskindern, „die den Himmel aufgegeben haben", deren Haupt (wie Sigenot und Vasolt) dem Dietrich und seinen Gesellen Zorn trägt, weil sie ihm sein ganzes Geschlecht verderbt hatten. Gegen diese Riesen muß nun die Hülfe aller Wülfinge und aller Freunde in Ungarn und Steier aufgerufen werden. Nachdem die 12 Riesen dann in Sonderkämpfen von den Wülfingen erschlagen sind, gibt es auf dem Wege nach Jeraspunt abermals neue Schlachten mit neuen Drachen und neuen Riesen,

bis auch diese vertilgt sind, worauf dann in neuen Tautologien wiederholte Feste, Tänze und Turniere beschließen. Denn dies ist die auszeichnende Eigenheit dieses Componisten, daß er in reimfroher Vergnüglichkeit alle abgedroschenen Abenteuer, Schildereien und Reden der Rittermären wiederholend wiederbringt und seine eigenen Herrlichkeiten wiederkäut. Wenn ihm eine Kraftrede in der der Teufel figurirt auf der Zunge liegt, wenn ihm eine Lieblingsmaterie einfällt wie das Spielzeug seiner Frauen, ihre Vögel im Käfig, „ihre Hundel auf dem Schooße", wenn ihm die spaßhafte Erfindung von einem beweglichen ehernen Brückenwärter gelungen ist, der alle Helden, auch den Eisenfresser und Helmhauer Wolfhart, entsetzt, so kann er das nicht oft genug wieder auftischen; alle geschehenen Dinge werden im Munde von Boten, in der Schrift von Briefen, in den Berichten der Betheiligten breit und mehrfach und in dem äußersten Ungeschick wiederholt; was darum die gehäuften Widersprüche einer ärgsten Gedankenlosigkeit in der Erzählung nicht ausschließt.

Ganz an den Biterolf angelehnt ist eine Dichtung von Dietrich und Wenezlan, von der nur Bruchstücke auf Pergamentblättern des 13. Jhs. erhalten sind[279]). Auch dies ist eine reine Erfindung. Der Held ist der Böhmenkönig Wizlan im Biterolf, hier zum Polenkönig geworden. Er hält Wolfhart und Hildebrand gefangen und schickt den ersteren mit einer Herausforderung an Dietrich, nach dem Hofe Etzels, der selbst mit ihm heerfährt. Der Zweikampf im Angesicht der Heere ist ganz tiostartig ritterlich gehalten, wie auch in der Form die Dichtung gleich Biterolf ein höfischeres Gewand trägt.

Wie im Goldemar so ist auch in dem Gedichte von Dietrichs Flucht[280]), oder in dem Buche von Bern, wie es am Schlusse sich selbst nennt, der Dichter (V. 8000) Heinrich der Vogler nam-

279) Ed. Zupitza, l. l.

280) Ed. E. Martin. Deutsches Heldenbuch 2. Bd. Berlin 1866. Die Entstehungszeit der Dichtung setzt der Herausgeber 1285—90. W. Scherer in wohl richtigerer Bestimmung 1255—9.

tung in ihren schönsten Erzeugnissen, und er
beiden ihre Farbe tragen, wie in unmittelbar
Erzählung hereinspielen, die sich dann wie
härenen Gewande der Recken- und Riesenmä
den zarten Minneliederstellen steht dann w
tung in seltsamem Contrast, in der z. B. di
gefangenen Dietrich behandelt ist, der
Texte des Gedichtes) zwar um einer edle
seinen Abenteuern, aber ohne Frau au
tung könnte man nennen: die erste Be
zuges in Dietrich, nach dem er aus
die eigene Kraft überall zögernd zur
berichtet, wie der junge Berner, von
befragt, schamroth von Hildebran
Die aus platten Reminiscenzen
tretene Geschichte erzählt nun, w
„Kind" Dietrich, das nach den
noch mit Tocken meint spielen
eintrit. Er zieht mit Hild
bedrängte Königin von T
nachdem der Sarazene un
Jeraspunt eingeladen we
Gebirg austilgen, dann
irrt, auf Rithers Bur
einer Riesenmeute wie
den Himmel aufgeg
Vasolt) dem Dietric
sein ganzes Geschle
die Hülfe aller W
aufgerufen werde
von den Wülfin
punt abermals

... m de
Alter er-
ried ist darin
ateln von Hug-
flüssigen Redselig-
entiuren erzählte Ro-
gte Genealogie kahl er-
on V. 2543 an) beruft sich
und gelegentlich auf mündliche
alle von einer Botschaft Volc-
.. auch die Benutzung älterer Vorla-
. ganze Ton ein anderer, der im Ver-
en Vortrage in dem ersten Theile dem
Sagendichtungen näher steht. Gleich-
alle nur ein ganz Allgemeines von alter

· Dietrich unter den Nachstellungen Erm-
neften seiner Mannen verliert, zu
e dahingiebt und zu Etzel ins
Berns seine Hülfe leiht.
g der Helden, die Erzäh-
der Lande Dietrichs, die
r von den Helden allen nur
ene Sage später noch braucht,
oße militärische und civilistische
ung durchdrungen ist, macht dies
a der unmittelbare Einfluß jener
orisirenden Epen, die das Erzeug-
gsgeistes waren. Man theilt hier das
ur das Schlachtfeld, für einen Hinter-
rmrichs unbewachtes Lager; man erhält
sten; die geographischen Angaben zeugen
ß der italienischen Lande; die Helden sind
ärtigen Herrschaften, in Toscana, Apulien
Franken Zähringen und Westphalen. Wenn
langend bei einem Kaufmann Herberge nimmt,
er Hildebrands Abends den Wirth, ob sie vor
Rechnung machen sollen; wenn der geizige Ermrich
en auslösen muß, verlangt er Geiseln, zum Pfande
weres Gut nicht umsonst verliere; wenn Etzels Gattin
Dietrich ihre Muhme Herrat zur Frau anträgt, gibt Rü-
politischen Rath, den der Berner seufzend sich gefallen läßt:
r sie ausschlage, werde ihm künftig Etzels Hülfe entgehen.
e Verlobung fällt nun die Botschaft, daß der Verräther Witege
n übergeben habe und daß Ermrich ein Heer von 200,000 Mann
ammle, gegen das Etzel ein hunnisches von 150,000 M. für
Dietrich rüstet. Jedermann gibt zu, daß der nun folgende Schluß-
theil eine pure Wiederholung des Mitteltheiles ist; dieselben Kenn-

zeichen der geistarmen Erfindung kehren wieder: wieder moderne Fürstentitel, wieder strategische Plane der Umgehung des feindlichen Heeres, wieder die exacten Zahlangaben, in welchen sogar eine kleine Ungenauigkeit (die Eine Hälfte des getheilten Heeres Dietrichs wird zu 32 Schaaren jede zu 2300 M. geschlagen = 73600 M.) den stärksten statistischen Realismus ausdrückt, und wieder dieselbe, an sich nicht ungeschickte, durch ewige Wiederholung aber eintönige Schlachtenbeschreibung.

Dietrichs Flucht ist in vier Handschriften, in paarweise verschiedenen Recensionen immer mit der Rabenschlacht[281]) zugleich überliefert. Der äußeren Form nach ist diese Dichtung von jener ganz verschieden; sie ist in (1140) sechszeiligen Strophen verfaßt, die, so weit man aus der verderbten Ueberlieferung urtheilen kann, in ihren ersten vier Zeilen der zweiten Hälfte der Nibelungenstrophe, in den zwei letzten der Einen letzten Zeile der Kudrunstrophe entsprechen. Im Uebrigen begegnen in beiden Gedichten äußerlich und innerlich so viele Uebereinstimmungen und Reminiscenzen, sie sind im Inhalte so eng zusammengeknüpft, daß sie beide ohne Zweifel von demselben Dichter herrühren: der nur für das zweite Gedicht sicherer eine ältere, wohl auch schon strophische Vorlage hatte, die er nach des neuesten Herausgebers Ansicht schon bei der Dichtung von Dietrichs Flucht gekannt und benutzt, und dann selbständig überarbeitet hat. Es war dies ein Lied über ein Einzelabenteuer, auf das eine Erwähnung im Meier Helmbrecht anspielt, von dem Tode der jungen Söhne Helche's, Ort und Scharf, und von Dietrichs jungem Bruder Diether; man hat diese Unterlage sogar, aber ohne anerkannten Erfolg, aus unserem Gedichte herauszuschälen versucht[282]). An dieser Vorlage wird es gelegen sein, daß der Dichter, der nach Str. 99 schon in hohen Jahren zu stehen scheint, nicht mehr so persönlich hervortrit; nur Ein-

281) Ed. E. Martin, ibid.

282) Ettmüller, daz mære von frouen Helchen sünen. 1846.

mal (Str. 96 ff.) wiederholen sich noch seine Klagen über das Verschwinden von Freigebigkeit und Ehre, dann bleibt er nach seinem Vorsatze „stete bei seinem Märe“. In den Schlachten des vorigen Gedichtes hatte Dietrich für sein Leid nur „ein wenig“ Rache genommen; fortwährend hat er den Verlust seiner größten Reichstheile so schmerzlich zu beklagen, daß ihm Etzel und seine „Rotgestalden“ ein neues Heer gegen Ermrich stellen, der mit 1100,000 M. bei Raben liegt. Der ursprüngliche Kern der Dichtung, der Fall der drei jungen Helden durch den starken Witege, den dann Dietrich zu Roß verfolgend ins Meer sprengt, wo ihn eine Meerminne Wachilt mit sich in den Meeresgrund niederzieht, hat — unstreitig aus des Dichters älterer Vorlage herüberwirkend — eine lebhafte lyrische Färbung über das ganze Werk gebreitet; alle betreffenden Theile durchzieht, besonders da wo der Dichter die Klage über ihren Tod „vor allen Klagen mißt“, ein Klageton, ein ewiges „O Weh“, das die Strophen refrainartig durchklingt. In den übrigen Partien, in dem Zusammenschaaren der Helden, in den Einzelkämpfen, in die der Dichter die Degen mit fast eingestandener Willkür aneinanderbringt, in dem Ringkampf in den Dietrich mit Siegfried gebracht wird, in der lebhaften, stellenweise an kräftigen Bildern reichen Schlachtbeschreibung herrscht dann wieder, wie in Dietrichs Flucht, die cyclische Tendenz, und im Einzelnen dieselbe Manier und Willkür der Erdichtung vor. Wieder „mißt“ der arithmetische Poet den Streit und die lange Reihe der Zweikämpfe so, daß er keinen der ellenthaften Degen vergißt, wieder freut er sich an den ähnlichen Strategemen und Kriegslisten, wieder gibt er die Zahlen der Heere mit derselben kleinen, nur natürlichen Differenz an wie zuvor: wo er die von Dietrichs Mannen angebotenen Truppen (Str. 40 ff.) aufzählt, ergeben die Zahlen mit Etzels 100,000 zusammen 290,000 M., wo er sie (Str. 537 ff.) in acht größere Armeecorps vertheilt wieder aufführt, sind es 288,000 Mann. Man sieht, wie hier durch übersteigerte Verhältnisse an Zahlen, an Umfang der Schlachten, an Krafterprobung der Helden, ganz wie in

den späteren französischen Gesten, alles frühere überboten werden soll; auch der fromme christliche Anstrich, der hier ganz fremdartig die deutsche Sage stellenweise überfirnißt, ist aus den französischen Sarazenengesten herübergenommen. Dietrich ruft vor der Schlacht Christus oder die Jungfrau an, ein Bischof nimmt seine Mannen, 400 Kaplane nehmen sein Heer in die Beichte. Die Söhne Helche's besiehlt Dietrich in Elsans Hut, wie Christus bei seinem Tode dem St. Johann seine Mutter befahl. In seinem Kampfe mit Siegfried besteht Dietrich nur durch vier Heilthümer, die in sein Hemd eingenäht sind; ein Zug der aus dem Gedicht von Wolfdietrich entnommen ist, das der Vogler wohl kennt, dessen Held bei ihm als Dietrich von Kriechen auftrit.

Der Wolfdietrich ist, in Einer der beiden (um 1230 entstandenen) Hauptrecensionen, die uns erhalten sind, die stärkste unter diesen Spätfrüchten der deutschen Epopöe, und die den meisten Zwiespalt der Meinungen hervorgerufen hat. Man will den Inhalt der Dichtung, obwohl sie in ganzen Reihen ihrer Bestandtheile völlig moderne Einflüsse ausweist, in seinen Grundzügen für uralt heidnische Sage, wenn nicht für die älteste aller Mären halten, deren sich die deutsche Sagenpoesie erinnert. Wilhelm Grimm hat[283] die Aehnlichkeiten der Geburtgeschichte Wolfdietrichs mit der Römersage von Romulus verglichen; Joseph Haupt hat einen großen Theil des Schauplatzes von Wolfdietrichs Abenteuern in den slavischen Osten verlegt[284]; Uhland führte eine Reihe von Zügen der Märe auf das Heldenbuch von Iran, und den gothischen Armanreiks auf den persi- Ahriman zurück[285], was er sich nach Simrock hätte sparen können, weil alles zusammen nur Niederschlag unserer eigenen Göttersage sei; im Kern der Sache fand Uhland die eigentliche gothische Heldensage

283) In Haupts Zeitschr. 12, 206.

284) Die dakische Königs- und Tempelburg auf der columna Trajana. Wien 1870.

285) Schriften 1, 172 ff. 7, 538.

am treuesten bewahrt, während Müllenhoff[286]) in der Geschichte, wie Wolfdietrichs Brüder ihm, als einem Kebskind ihres Vaters Hugdietrich, sein Erbtheil nehmen und es später wieder an ihn und seine Getreuen verlieren, historische Beziehungen auf den fränkischen Theudebert, Theodorichs I unächten Sohn, finden wollte, der von seinen Oheimen (nach Gregor von Tours 3, 23) seiner Herrschaft beraubt werden sollte, in der ihn aber seine wohl beschenkten Leuden erhielten[287]). Wäre (wie man aus der früher (1, Note 30) berührten alten Bezeichnung dieses Theodorichs I mit dem Namen des fränkischen Hugdietrich in der Quedlinburger Chronik wohl schließen möchte), im Wolfdietrich ein solcher dünner Kern von fränkischer Geschichtssage enthalten, an den sich dann später in den kreuzritterlichen Zeiten die Abenteuer und Irrfahrten des Helden als neue, der alten Sage ganz fremde Ausstattungen stufenmäßig angelegt hätten, so besäßen wir in dem Gedichte ein vollkommenes Seitenstück zu dem Herzog Ernst, mit dem es dann nach zwei Seiten hin die schlagendste Aehnlichkeit hätte. Der Inhalt dieses Sagenkerns wäre die Verherrlichung der Treue zwischen Fürsten und Mannen, zwischen Wolfdietrich und seinem Waffenlehrer Berchtung und dessen 16 Söhnen, die ihm in aller Bedrängniß treu zur Seite stehen, für die wieder Er, um sie aus ihrer Bedrängniß zu retten, die ganze Welt nach Hülfe durchirrt: ist dieser Inhalt, in der Sache, ein Seitenstück zu dem Verhältniß Dietrichs zu seinen Rotgestalden, so gleicht doch die eigenthümliche Spannung und Ueberspannung der gegenseitigen Treue, Großmuth und Selbstverleugnung im Wolfdietrich mehr den ähnlichen Zügen in den karolingischen Gesten, im besondern im Reinold, an die auch die große Fülle der Aben-

286) Die austrasische Dietrichsage, in Haupts Zeitschr. 6, 435.

287) So hat Holtzmann auch in dem treuen Berchtung, einer Wiederholung des Berther von Meran im K. Ruother, von dem es dort (V. 3419) heißt, er habe Elenewine erschlagen, eine geschichtliche Figur vermuthet, den starken Löwenschläger Perdeus bei Paul Diaconus, der — zwar in einer sehr ungetreuen Rolle — bei der Ermordung Alboins mitthätig war.

teuer und ihr heroenthümlicher Anstrich, an die auch die schließliche Vermönchung des Helden lebhaft zurückerinnert, die noch dazu nach der ältesten Ueberlieferung auf fränkischem Boden, in dem Kloster Tischen (Dijon) in Burgund spielt[288]. Dieser Sagenkern nun ist am zusammenhängendsten und einfachsten in dem Gedichte von Wolfdietrich und Saben enthalten[289], das von einem technisch sorgfältigen, umsichtig ordnenden Dichter herrührt, der mehrfach den geistigen Sinn seiner Mären in ein Schlagwort, in ein Sprichwort zusammenfaßt, und der eben diesen altächten Theil ohne archaistischen Zwang im keuschen Volkston und ohne spielmännische Schnurren erzählt[290]. Auch bei ihm aber ist der Rahmen, die Fassung in der dieser Sagenkern liegt, ob selbstgestaltet oder schon überkommen, nicht von hohem Alter. Dem heidnischen König Hugdietrich in Konstantinopel wird von seinem Weibe, Botelungs Schwester, in seiner Abwesenheit ein dritter Sohn geboren, den die Mutter taufen läßt; seine gottgewährte Stärke läßt aber den Vater ein Teufelskind in ihm argwöhnen, das er daher dem Berchtung von Meran zu tödten befiehlt; unter den Maaßnahmen des treuen Dieners aber, in dem sich Dienstpflicht und Menschlichkeit streiten, wird der Knabe wunderbar erhalten. Sieht schon dies einer Uebertragung der fränkischen Sage von

288) So heißt das Kloster, wo Wolfdietrich „sich brudert", in dem Eckenliede Str. 22; im großen W. D. ist daraus ein Tischtal am Ende der Welt geworden. — In jenen burgundischen Gegenden scheint sich noch im 16. Jh. ein Exemplar unseres deutschen Gedichtes befunden zu haben, das um 1560 ein gelehrter Herr, Anton du Pinet, benutzte, um in einer der wunderlichsten heraldischen Fictionen eine genealogische Verbindung zwischen den Helden der Dichtung, Hug und Wolf de Trich, mit dem Hause d'Agoult, Herren des Ländchens Trets (bei Aix) herzustellen. S. Liebrecht, in Gosche's Archiv für Lit. Gesch. 1, 48. Germ. 14, 226. 15, 122.

289) Das nur in Einer (der ambraser) Hs. unvollständig erhaltene Werk (in V. d. Hagens Heldenbuch 1855. 1, 72) hatte Caspar von Roen vollständig, aber in einer schon gekürzten, in dem abenteuerlichen Theile wahrscheinlich auch schon veränderten Vorlage vor sich; seine weitere Abkürzung ist gedruckt in V. d. Hagens Heldenbuch von 1820.

290) Holtzmann vermuthet in ihm Einerlei Person mit dem Dichter des Ortnit.

der angeschuldigten Untreue der Gemahlin Karls ähnlich, welche die gleichzeitige Thidrekssage auch auf Siegfrieds Geburt übertrug, so liegt bestimmter darin, daß Saben (im Biterolf Sibichs Sohn) den König in seinem Wahne bestärkt, dann Berchtung als den Mörder seines Kindes anklagt, später nach Hugdietrichs Tod die zwei Brüder anreizt, Wolfdietrich um sein Erbe zu bringen, eine willkürliche genealogische Anlängung der Sibichsage vor, die nicht füglich weit in die Zeit zurückreichen kann. Die Verknüpfung aber der nun folgenden Geschichte von der Freundestreue zwischen Wolfdietrich und seinen Mannen mit den Irrfahrten des ersteren ist hier viel ursprünglicher und schärfer gefugt, als in dem erweiterten, sogenannten großen Wolfdietrich; in der Schlacht zwischen den feindlichen Brüdern, wo auf beiden Seiten Alles erschlagen, von Berchtungs Söhnen sechs getödtet werden, blickt in dem größeren Gedichte der Vater bei ihrem Falle jedesmal den Fürsten lächelnd an, um ihn nicht verzagen zu machen; hier verschweigt er nur, in viel heroischerem Stile, ihren Tod und wehrt hernach der Mutter offen um sie zu klagen. Die Meraner werden dann mit Wolfdietrich und seiner Mutter (während sie in dem größeren Gedichte in eine weit gezwungnere Bedrängniß gerathen), in ihrer Burg „Lilienport" vier Jahre lang belagert, was Wolfdietrich endlich bestimmt auszuziehen, um bei irgend einem mächtigen König (Ortnit) Hülfe zu suchen. Den Befürchtungen Berchtungs, daß er in der Fremde ihrer vergessen, vielleicht ein Weib gewinnen werde, begegnen dann die Geschichten von Wolfdietrichs Irrfahrten, auf denen er allen Ableitungen, Versuchungen, Gefahren trotzt bis er seinen Zweck erreicht. Auch in diesen Abenteuern, in die zwar auch hier gleich wie im Herzog Ernst die carikirende Manier der Fahrenden hereinspielt, ist alles noch weit einfacher, als in dem größeren Gedichte. Nicht allein fehlen hier eine Reihe von Heidenkämpfen u. dgl., die auch jüngere Kürzungen als müßige Einschiebsel beseitigten; sprechender ist, daß aus Einem hier erzählten Mährchen (von der Meerkönigin in Alttroja, die gleich anfangs den kummervollen deutschen Ulyß zum

Manne begehrt, nachher ihm den Weg in Ortnits Land zeigt) drei verschiedene Geschichten in dem größeren Gedichte (von der rauhen Else, von der Riesin Rome und von Amie von Tersis) sich auseinander gelegt haben. — Denn das weitere Gedicht von Hug- und Wolfdietrich, den großen Wolfdietrich[291]), charakterisirt nichts so sehr, als daß, während in den Dietrichsagen die cyclische Tendenz sich in dem Versammlen aller Helden ausspricht, hier im Gegentheil eine Versammlung, eine Musterkarte von Mären und Abenteuern aus aller fremden und heimischen Sagenwelt ausgelegt ist. An die Stelle der Sage von der Verdächtigung der Mutter des Helden ist hier eine Umgestaltung der vielverbreiteten Geschichten von eingesperrten Töchtern getreten (wie wir sie im Friedrich von der Normandie gefunden haben, wie sie in einer anderen Gestalt bei Füterer von der Tochter eines Königs Salabrei von Babilon erzählt wird, die Lorandin, durch einen sagenberühmten Sprung die Nachstellungen des Vaters überwindend, für den König Bermund von Indien wirbt und erwirbt,): Hugdietrich, Sohn des Königs Anzius von Konstantinopel, gelangt als Jungfrau verkleidet in den Thurm, in dem K. Walgund von Salnegge (Salonichi) seine Tochter eingesperrt hält, und erzeugt mit ihr den Sohn Wolfdietrich, der vorübergehend ausgesetzt in der Wolfsgrube wunderbar erhalten wird. Dem Verhältniß Wolfdietrichs zu Ortnit ist eine Vorgeschichte gegeben, eine Waffenverbrüderung zwischen beiden, eine Verdoppelung der Treuesage, an die dann, nicht übel behandelt, die Züge der Eifersucht Ortnits, der Neigung seiner Frau zu Wolfdietrich, dessen Gattin sie nach Ortnits Tode werden soll, hereinspielen. Eine Wallfahrt zu dem h. Grabe, verschiedene Kämpfe mit Sarazenenkönigen sind platte Erfindungen, die den Kenner der französischen Gesten befriedigen sollten. Die Geschichte von der rauhen Else, die Wolfdietrich zum Manne begehrt und sich aus einem Ungethüm zur wunderschönen Jungfrau entschuppt, klingt

---

291) Ed. A. Holtzmann. Heidelberg 1865.

wie ein deutsches Mährchen. Die Kämpfe der Helden mit dem Riesen Tresian und seiner Schwester Berille, Ortnits mit dem Riesen Velle und seinem Weibe Runze gleichen den Riesenkämpfen Dietrichs auf ein Haar, und in den Drachenkämpfen Wolfdietrichs ist ausdrücklich Bezug genommen auf Dietrich, dem Einer von den Würmern zur Erlegung übrig gelassen wird. Die Märe von Belian und seiner Tochter Marpalie ist aus Zügen im Ortnit und im Lanzelot zusammengesetzt; wieder andere Aehnlichkeiten hat man in dem altenglischen Gedichte von Guy von Warwyck nachgewiesen [292]. Am Schlusse ist dann die Genealogie der Wülfingen an Berchtung geknüpft, der wie der Hildebrand der Thidrekſage, wie die Nachkommen Dietwarts (in Dietrichs Flucht) ein patriarchalisches Alter, von 250 Jahren, erreicht. In dieser Gestalt und diesem Umfange wurde der Wolfdietrich ein Lieblingswerk der späteren Jahrhunderte, die auch den Herzog Ernst, den Reinold und Aehnliches mit gleicher Vorliebe hegten; er ist in 7 Handschriften des 15. Jhs. erhalten, die sich in zwei Gruppen zerlegen, von welchen die Eine durch das Bestreben die inneren Reime in der Hildebrandstrophe durchzuführen unterschieden wird; Entartung und Veränderung der Ueberlieferung ist darin so groß, daß ohne die Hülfe älterer Handschriften, wie sie für den Ortnit zu Gebote stehen, ein ächterer Text nicht herzustellen ist. Außer diesen formalen Veränderungen hat das Werk (von Wolfdietrich und Saben ganz abgesehen), wie alle die gleichzeitigen deutschen Sagendichtungen, vielfachen Wechsel auch im Stoffe erfahren. Ein in drei Handschriften erhaltener kleiner Wolfdietrich [293]) ist eine Verschmelzung der beiden Wolfdietriche (von Konstantinopel und Salnegge), eine Kürzung, in der sich aber gelegentlich wieder ein ganz neuer Zusatz findet; und wieder verschiedene Umarbeitungen liegen in der Wiener Handschrift des Heldenbuchs und in den alten Drucken des Heldenbuchs vor, die wieder andere Abweichungen und Zuthaten haben.

---

292) Liebrecht in der Germ. 14, 238.

293) In V. d. Hagens Heldenbuch 1855. 1, 167.

Der jüngste Herausgeber des großen Wolfdietrich glaubte aus einzelnen Fingerzeigen zu finden, daß das hochdeutsche Gedicht eine niederdeutsche oder niederländische Quelle benutzte, nicht am wenigsten aus dem Cultus, der darin mit den heiligen Georg und Pancratius getrieben wird, die in Belgien vorzugsweise verehrt wurden. Sicher ist, daß in Niederdeutschland Bearbeitungen eben dieser deutschen Sagen in eben diesen Zeiten in eben solcher Verbreitung wie in Oberdeutschland bekannt waren. Bruchstücke von niederdeutschen Versionen der Ersten Ausfahrt und des Rosengartens haben sich gefunden; die erste strophische Umdichtung des Herzogs Ernst setzt man an den Nieder- oder Mittelrhein. Sonst wissen wir von diesen niederdeutschen Behandlungen deutscher Sage zumeist nur aus mittelbaren Zeugnissen. Denn seltsam genug: dasselbe Niederdeutschland, das sich in Aufnahme der karolingischen Sagen so geschäftig bewies und die Gesten Kaiser Karls sogar in ein selbständiges Sammelwerk verband, überließ die deutschen Sagen, die dort in der ersten Hälfte des 13. Jhs. umliefen, dem Auslande zu einer solchen cyclischen Zusammenfassung, dem Norden, wo (noch innerhalb dieser Periode) in Norwegen die in isländischer Prosa erzählte Thidrekssaga[294], wesentlich auf Grund niedersächsischer Gesänge und mündlicher Erzählungen von Männern aus Bremen Soest und Münster zusammengesetzt wurde. Auf deutschem Boden entstanden würde dies Werk ein prosaisches Seitenstück zu der Abenteuer Krone und dem Karlmeinet bilden, den Sammelwerken von Sagen der fremden Kreise; auch ist es scheints in unmittelbarer Anregung durch französische Werke dieser Art hervorgerufen worden. Von König Hakon dem Alten in Norwegen (1217—63) ist bekannt, daß er eine Reihe von Arthurromanen aus dem Französischen über-

294) Saga Thidhriks konungs af Bern. Ed. Unger. Christ. 1853. Eine schwedische Bearbeitung aus dem 15. Jh. ist herausgegeben von Hyltén-Cavallius. Stockh. 1850. Deutsch in F. d. Hagens Nordischen Heldenromanen 1—3. Berlin 1841, und in Raßmann's deutscher Heldensage t. II. 1858, unter Umstellung der Capitel.

setzen ließ; so ward auf seine Veranlassung auch die Karlamagnus-saga, die im Rückgang auf die ältesten Sagendichtungen den Karlmeinet und den Charlemagne von Girard von Amiens weit übertrifft, aus dem Französischen übertragen; so ist unter der Regierung dieses Fürsten auch die Thidrekſage aus den angegebenen deutschen Quellen zusammengesetzt worden, so wie in der wenig späteren Völsungasaga[295]), in welcher die Thidrekſage schon benutzt ist, unternommen ward, die nordischen Sagentrümmer von Sigurd zusammenzufügen, unter dem pragmatistischen Versuche, in die Räthsel und Lücken der alten Lieder Klarheit und Zusammenhang zu bringen. Ganz so wie damals die französischen Vasallengesten in genealogische Sagenkreise anschwollen, ganz wie im Norden weiterhin in der Hrolf Krakisage der Kreis der Kampfgenossen des Helden um ihn her versammelt wurde unter Nachholung der Geschichte ihrer Jugend, ihrer Eltern und Ahnen, so hat in der Thidrekſage der Compilator die Recken Dietrichs, theils in kurz angebundenem Bericht, theils in weit ausgeholter Erzählung ihrer Vorgeschichten, um ihn zusammengeführt, dann in einem ungeheuren Umkreise die gesammten deutschen Sagenmassen, in willkürlicher Verbindung unter sich und mit ganz fremdem Stoffe, — so daß sich die Bühne über ganz Europa erstreckt — um diesen Mittelpunct herum gelegt, und, nach dem Hange sowohl der französischen wie der nordischen Sagenerzähler, durch Familienbande seine Haupthelden, ja selbst ihre Rosse und Schwerter, in einen chronologischen und verwandtschaftlichen Zusammenhang gebracht. Willkürlich wird zu dem Ende durch einen erfundenen Vater die Hermanrich- Dietrich- und Harlungensage mit Einem Griff verbunden, durch Vermählungen anderer deutscher Sagenfiguren wie Walthers und Rüdigers eine Verwandtschaft mit den Helden der Wilzen- Russen- und Hunnensage, Oserich, Hertnit und Attila, hergestellt, ja von ferne mit Artus selbst,

---

295) In den Publicationen der Norsk Oldskriftselskap kritisch herausg. von Bugge. 1865.

bei dessen Eintrit, in eigenthümlichem Abstich gegen die anfänglichen Reckenaventiuren, eine Reihe von Liebesgeschichten von Herbort und Hilda, von Apollonius und Herburg, von Iron und Bolfriana beginnen, die zum Theil in dem lockeren Tone des Schwanks gehalten sind. Der kaiserliche Held des fränkischen Epos ist aus Rücksicht auf die Zeitrechnung nicht genannt; dafür ist in einer Reihe von theilweise sehr abgeschmackten Fictionen (wie Siegfrieds Abkunft an eine Variante der Märe von der Königin Sibille geknüpft wird, oder wie Heyme in einem moniage endet), karolingischer Sagenstoff breit eingegangen. In bloßen einzelnen Namen Samson, Tristram (al. Sintram), Isolde, Apollonius von Tyra u. A. sind geflissentlich Reminiscenzen an die verschiedensten fremden Sagen geweckt. Zu dem wüst abenteuerlichen Inhalte der meisten von dem Compilator nacherzählten spielmännischen Mären liegt dann im wunderlichen Gegensatze über das Ganze gebreitet eine spießbürgerliche, rationalistische Nüchternheit, mit der das Wunderbare erklärt oder weggeräumt werden soll, was im übrigen zu dem Pedantismus in Beobachtung der chronologischen und genealogischen Ordnung, die gleichwohl nicht ohne Widersprüche durchzuführen war, wohl stimmt. Wenn von Wielands Wunderschwertern die Rede ist, so wird das Recept angegeben, mit welchen raffinirten Mitteln sie geschmiedet wurden. Wenn sein Sohn Wittich seines Vaters Schmiedewerk zu lernen verschmäht, so fragt ihn der nordische Dädalus, wie er sich denn in Ehren Nahrung und Kleidung verdienen wolle. Wenn die nordischen Helden die Gabe der Verwandlung in Thiere besitzen, so wird hier Wildeber in eine Bärenhaut eingenäht mit Nadel und Zwirn. Wenn der habsüchtige Osantrix schweren Haß auf sich zieht, so sind seine ewigen Auflagen und Aufgebote daran Schuld. Geschätzt und überschätzt ist die Compilation bei uns dadurch geworden, daß in ihr Ueberlieferungen von verlorenen Sagentheilen in vielerlei Anspielungen auf wenig bekannte Helden und Abenteuer, Varianten oder Ergänzungen zu unseren erhaltenen Dichtungen bewahrt sind. Von dem im Süden ganz unbekann-

ten Wilkinus, dem Eponymen der Wilzen, die im 8—12. Jh. mit den Sachsen in steten Kämpfen lagen, werden wohl eher klügelnde Logographen als Volkslieder etwas gewußt haben; dagegen sind niederdeutsche Gesänge von den großen Wisendjägern Iron von Brandenburg und seinem Weidmann Nordian in Umlauf gewesen: in dem Schwanktone, wie die Geschichte von Irons Jagd nach dem zweifüßigen Thiere in Ake's Walde (seiner Gattin Bolfriana) und den Tod, den er dabei fand erzählt wird, in anderen schmutzigen Späßen der Liebesabenteuer, in manchen von dem Heroenstile grell abstechenden volksthümlichen Witzreden glaubt man unterweilen die Späße niederdeutscher Spielleute herauszuhören.

Zu einer Reihe der deutschen Mären enthält die Thidrekſage abweichende oder ausfüllende Ueberlieferungen, in denen nicht selten das Reckenwesen durch prosaische Nüchternheit carikirt, nicht selten in spielmännischer Weise herabgezogen oder grimmassirend übertrieben ist, wie wir das schon in ihren Versionen von Biterolf und Ruother (1, 300. 311 f.) kennen gelernt haben. Von König Hertnit (Ortnit) von Rußland kannte der Compilator eine große von ihm selbst nicht erzählte Sage, von der er nur gelegentlich (cap. 349—55) eine Probe gibt; am Schlusse der Saga (cap. 416—22) aber erscheint unser deutscher Ortnit, hier Hertnit von Bergara, dessen Tod durch die Drachen hier nicht Wolfdietrich, sondern Dietrich von Bern rächt, der sich dann mit Hertnits Wittwe, hier Isolde, vermählt. Der allbeliebte Kampf zwischen Dietrich und Siegfried, dem wir im Biterolf, in der Rabenschlacht, im Rosengarten begegneten, ist hier (cap. 171, 225) in ganz anderer Gestaltung in einen Wettstreit zwischen Dietrich und seinen Gesellen mit den Söhnen Isungs von Bertangen verwebt. Der im Eckenlied vorausgesetzte Kampf Dietrichs und Hildebrands mit Grim und Hilde ist hier (cap. 16) als Dietrichs erste Jugendthat erzählt. Der Fall der drei Königssöhne durch Vidhga in der Rabenschlacht, hier bei Gronsport am Musulstrome, ist unter mancherlei Verschiedenheit, die Verfolgung des Tödters mit der charakteristischen

Abweichung erzählt, daß Wittich in die See gesprengt von Dietrichs nachgeschossenem Speere getroffen wird.

Zu einer cyclischen Sagen-Sammlung und Verbindung wie in der Thidrekssage fanden wir in einzelnen unserer deutschen Dichtungen schon seit dem Biterolf die Wege gewiesen. In späteren Zeiten finden wir auch ganze Reihen derselben in Handschriften, wie in der berühmten von Hans Ried († 1516) für Kaiser Maximilian geschriebenen Ambraser, zu Hauf gebracht und eine solche Sammlung ward nach Erfindung der Buchdruckerkunst mit Vorliebe in dem deutschen Heldenbuche gedruckt und verbreitet[296]. Aber das Alles blieben äußere Zusammenstellungen ohne innere Verbindung, obgleich der Verfasser der alten Vorrede des Heldenbuchs — in seiner Freude an der Versammlung und Versippung aller Helden, in seiner Berührung abweichender Sagenüberlieferungen die hier und da denen der Thidrekssage entsprechen, in seiner biblisch-theologischen Vernünftelei über die Entstehung der Zwerge Riesen und Helden — dem Gedanken einer solchen Verbindung nahe genug rückt: nur daß man aus der entsetzlichen Verwilderung, in der bei ihm der Stoff selbst der großartigsten unserer Sagendichtungen, der Nibelungen, verwüstet erscheint, den völligen Aus- und Abgang jedes inneren Interesses an diesen alten Dingen erkennt, dessen Hinschwinden wir schon in der durchgehenden Sorglosigkeit der Spielleute um die Ueberlieferung beobachten mußten. Ein anderes Symptom des Ausgangs dieses Interesses liegt dann in dem steigenden Hange vor, die alten Dichtungen und besonders die stärker angeschwollenen darunter abzukürzen. In dem Maaße, wie im Laufe des 14. und 15. Jhs. die beschäftigte Bürgerwelt anfing, dichterische Unterhaltung zu suchen und die Sanglust des unteren Volkes wieder erwachte und sangbaren Umfang und Form in den alten Mären verlangte, machte sich das Bedürfniß geltend, den Stoff der

296) Das deutsche Heldenbuch. Nach dem muthmaßlich ältesten Drucke [s. l. et a., in der Göttinger Bibl.] neu herausgegeben von A. v. Keller. Stuttg. 1867. Bibl. des lit. Vereins N. 87.

redseligen Epen kürzer zusammengefaßt zu haben. So entstanden wieder Volkslieder, die eine alte Sage in einem kurzen Gesang erzählten, so entstanden meistersängerliche Behandlungen alter Rittermären, so entstanden aus den Novellen aller Zeiten und Völker die kurzen prosaischen Volksbücher, so wurden von Füterer (oben S. 182) die britischen Sagengedichte abkürzend behandelt, und dasselbe Schicksal erlitten auch die längeren, in Form und Materie breit getretenen unter den deutschen Dichtungen, die wir zuletzt besprachen. Zwar auch diese Texte wurden, wie wir sahen, im 15. Jh. noch oft in ihrer ganzen Ausdehnung abgeschrieben, doch waren sie damals auch schon verschiedenartig gekürzt worden, ja bereits an einem letzten Ende dieser äußeren Zerstörung angekommen. Im Jahre 1472 ward eine Handschrift (in Dresden M. 103) von zwei oder vielleicht drei Händen zusammengeschrieben, das sogenannte H e l d e n b u c h v o n K a s p a r v o n d e r R o e n, der in mehreren der von ihm geschriebenen Stücke andeutend, im Laurin vollständig seinen Namen genannt hat[297]. Die in Form und Sprache roh verbauerte Sammlung ist nicht ohne Werth, weil darin zum Theil gute alte Sagengestaltungen benutzt sind, die uns (wie der Schluß von Wolfdietrich und Saben) entgehen, und weil die Natur der Vorlagen trotz aller Beschränktheit der Umarbeiter oder Abkürzer durchscheint, so daß die merkliche Verschiedenheit des Vortrags und Geistes im Rosengarten, im Ecke, in der ersten Ausfahrt u. s. erkennbar ist. Die von Kaspars eigener Hand geschriebenen Stücke von kürzerem Umfang (Ecke, Sigenot, Laurin, Rosengarten, der Wunderer[298]), Herzog Ernst) sind bis auf den letzteren ungekürzt geblieben; von den übrigen (Ortnei, Wolfdietrich, das Meerwunder, Dietrich und seine Gesellen und Hildebrandlied) sind die längeren alle

297) Gedruckt in der Sammlung von V. d. Hagen und Primisser. Vgl. Zarncke im Lit. Centralblatt 1854. N. 36 und Germ. 1, 53.

298) Das kleine Stück (bei V. d. Hagen „Etzels Hofhalt"), das erzählt, wie der junge Dietrich seine spätere Gönnerin, Frau Saelde, von dem Wunderer befreit, der sie mit Jagdhunden verfolgt, ist die Variante einer Episode ähnlichen Inhalts, die in Ecke und Dietrichs erster Ausfahrt begegnet.

durch Auslassungen wie durch abkürzende Umdichtung ins Enge zusammengezogen, nicht aus der bloßen Laune ungeduldiger Abschreiber, sondern in dem Zwecke einen Sagenstoff in Einem Sitze lesend zu bewältigen[299], oder in dem Verdrusse über die unnütze Wortfülle der Erzählung. An dem leer geschwätzigen Gedichte von Dietrich und seinen Gesellen (Dietrichs erster Ausfahrt), an dem die Beschneidung unstreitig am angewandtesten war, blicken wir in den Gang der zunehmenden Abkürzungen am deutlichsten hinein, und zwar über die Sammlung, von der wir reden, hinaus. Wir lernten das Werk in einem Umfang von 1079 Strophen kennen, schon die Bruchstücke aber einer der ältesten Handschriften aus der Scheide des 13/14. Jhs. enthielten Verkürzungen; die Wiener Handschrift war auf 866 Str. zusammengezogen; der Bearbeiter des Stücks in der Dresdner Sammlung hatte eine Vorlage von nur 408 Str. vor sich, die er seinerseits auf 130 herabbrachte[300]. Der Ortnit in Mone's Ausgabe hat, ohne die unserer Sammlung eigenthümliche Todesgeschichte Ortnits, 569 Gesätze, die Vorlage des Bearbeiters hier hatte mit derselben 587 Str., die Er auf 297 zurückschränkte. Das alte Gedicht von Wolfdietrich und Saben hatte 700 Lied, die auf 333 prokrustirt wurden. Selbst in den beschloßneren, für den Gesang des Bänkelsängers oder Volkes mundrecht gemachten Liedern, in welchen wir gleichsam zu den alten Rhapsodien der Heroenzeiten zurückkehren, ist das gleiche Bestreben der Einkürzung bemerklich. Der in alten Drucken überlieferte strophische Herzog Ernst ist durch Kaspar von 89 Str., die er in einem

---

299) Wolfdietrich. Str. 334.
Wolfdietrich in altem dichte hat sieben hundert lied,
manch unnütz wort vernichte oft gmelt man als aus schied.
drew hundert drei und dreissigk liet hat er hie behent,
das man auf einem sitzen dick mög hörn anfanck und endt.

300) Am Schlusse des Gedichtes heißt es:
Des alten vier hundert und echte ist,
dis hir hundert und dreissigke sein;
so vil unnützer wort man list.

Nürnberger Drucke[301]) umfaßt, auf 54 zurückgebracht; und das Hildebrandlied, das sich aus der heroischen Gestalt des 8. Jhs., in der es uns ein guter Zufall erhalten hat, im Laufe der Zeit in ein drolliges Spielmannslied verwandelt hatte, ging im Volke in einer Fassung von 20 Str. um[302]), während es in dem Roen'schen Heldenbuche noch 29 umfaßt. Das Volkslied ist auch (Germ. 7, 285) in platter Mundart vorhanden; ein Seitenstück dazu ist ein niederdeutsches Lied von Ermrichs Tod[303]). In ihm hat die Verwilderung des Inhalts und die Verbauerung der Form unserer Sagengedichte jenen äußersten Grad erreicht, wie in den dänischen schwedischen und faröischen Liedern vom Rosengarten oder von Siegfried, und wie in dem deutschen, in alten Drucken erhaltenen Liede von dem hörnenen Siegfried[304]). Wenn Jacob Grimm solche Einzellieder wie jene nordischen oder wie das holländische Volkslied von dem „Jäger in Griechen" aus den großen Sagendichtungen von Siegfried oder Wolfdietrich „abgetropft" nannte, so sind in diesem deutschen Gedichte wieder einzelne solcher Tropfen zusammengeronnen. Wir wissen aus dem Inhaltsverzeichniß einer späten, schon früher (1, Note 326) erwähnten Nibelungenhandschrift, daß man auch diese verhältnißmäßig rein bewahrte Dichtung in den Zeiten der Entartung die wildesten Auswüchse treiben machte: in dem hörnenen Siegfried sind verschiedene Abenteuer jenes angeschwollenen Nibelungenwerks des 15. Jhs., das erste wie Siegfried erwuchs und hörnen ward, das 7. 8. und 9., wie Kriemhilde von einem Drachen entführt und von Siegfried befreit wird, beisammen geblieben, an die dann des Helden Tod nur kurz angehängt ist. Die

301) Erneuert in Haupt's Zeitschrift 8, 477. Kritisch bearb. von Bartsch, H. Ernst p. 187.

302) In der Ausgabe des älteren Hildebrandliedes von Grimm.

303) Herausg. von K. Gödeke. Hannover 1851, und in V. d. Hagens Heldenbuch 1855. 2, 537.

304) In der Sammlung von V. d. Hagen und Primisser.

tiefsten Stufen der Abstumpfung des Geistes, aus dem diese Sagen einst herauswuchsen, sind hier betreten.

So wie wir oben in einer früheren Zeit der beginnenden Ausartung der deutschen Sage neben Ruther und Biterolf den Herzog Ernst und Grafen Rudolf als eine eigene Gattung pseudo-geschichtlicher Sagendichtung zu betrachten hatten, so kann man auch aus diesen Zeiten wieder neben die erwähnten Stücke aus der Dietrich- und Siegfriedsage ganz entsprechende Werke stellen. Der Landgraf Ludwig der Fromme von Thüringen [305]) ist eine Kreuzfahrergeschichte in Reimen, mit soviel geschichtlich Prosaischem in der Dichtung, wie vielleicht der Graf Rudolf Poetisches in einem ursprünglich historischen Stoffe enthielt. Das Gedicht ging früher unter dem Titel Gottfried von Bouillon, weil die Einleitung eine Geschichte von der ersten Eroberung des heiligen Landes enthält; und es ward irrthümlich dem Wolfram von Eschenbach zugeschrieben, weil man einige Verse misverstand, in denen dieser Dichter genannt wird [306]). Der Held des Werkes ist Landgraf Ludwig der Milde, der bei der Belagerung von Acre (1190) unter König Veit mitthätig war und auf der Heimkehr in demselben Jahre starb; mit ihm hat dann aber der unwissende Poet, der ächte geschriebene Quellen mit ungenauen mündlichen Berichten verwirrend mischte, Ludwig den Heiligen († 1227) in Eine Person verschmolzen, so daß die h. Elisabeth, des Letztern Weib, die Frau des Erstern und Heinrich Raspe sein Bruder geworden ist. Das Gedicht ist zwischen 1301—5 geschrieben von einem schlesischen Dichter, der in Beziehungen zu dem Herzog Bolko II von Münsterberg stand, auf dessen Aufforderung er sein Werk „zu recht berichtete und in wahrem Reim

305) Ed. Von der Hagen, Leipzig 1854. Vrgl. Holtzmann in der Germ. 1, 247.

306) V. 958.

(Ludwigs bruoder) — Herman, des hôch prîsende tât
ze süezer rede brâht hât her Wolfram von Eschenbach —

verschlichtete." Wiederholt ist darin (V. 3719. 3981.) von einem Bruder Walther die Rede, der die Thaten des Landgrafen beschrieben habe; Holtzmann vermuthete in Walthers Buch ein Gedicht, in dem Verfasser den Großmeister der Templer Walther von Spelten, der die Belagerung von Acre mitmachte; an diesem Werke des Augenzeugen hätte dann der spätere Poet den Reim zu verschlichten gehabt, den Kern der genauen historischen Thatsachen aber durch seine ungeschickten Zuthaten verschlimmert. Der Inhalt dreht sich wesentlich um die Belagerung von Ptolemais und die Rolle, die der Landgraf von Thüringen dabei spielte, um kleine Kriegsthaten, an die aber so große Lobeserhebungen verschwendet werden, wie in den Romanen an die gewaltigsten Riesenkämpfe. Im trockenen Ton der Reimchronik wird man mit jedem kleinen Vorfalle bekannt gemacht; es wird Belagerungszeug gemacht, es werden Nachtwachen ausgestellt, Kanäle abgeleitet, Vorpostengefechte geliefert, kleine Fourageabenteuer bestanden, Gräben gegraben, Todte verbrannt, Lösgelder gegeben, man hört von Zufuhr, Futtermangel, Hinterhalt, Ueberfällen und Stürmen. Nur einmal sieht die romantische Episode von Arfar und Saphis wie eine Erdichtung aus. Gelegentlich erfahren wir aus dem Gedichte, daß auch die Thaten des Grafen Leutold von Pleien (ein Graf dieses Namens wohnte mit Herzog Leopold von Östreich dem Kreuzzuge des Königs Andreas von Ungarn 1217 bei) geschrieben worden waren; wie dieses, so sind auch andere Gedichte, die vielleicht mehr geschichtlicher Natur waren, verloren, so das von Püterich erwähnte über Gottfried von Brabant und ein anderes über den Herzog Heinrich von der Teiserbruck, von Abbick von Hohenstein. Auch Erzählungen ritterlich-romantischen Inhalts sind noch im 14. und 15. Jahrh. an Namen deutscher Fürsten und Herrn angeknüpft; auch diese aber gingen jetzt meist in kurze bänkelsängerische Lieder zurück, die den Rückgang der Literatur in das Volk bezeichnen. Dahin gehören die mancherlei (häufiger in Prosa als in Dichtung, und in dieser erst spät begegnenden) Sagen von Friedrich I,

die von ächter Geschichte eben so entfernt sind, wie die verschiedenen Meisterlieder und Volksbücher von seinem Gegner **Heinrich dem Löwen**, deren Inhalt (die Fahrt eines Kreuzritters nach dem h. Lande, durch dessen Rückkehr die Wiedervermählung seiner Gattin vereitelt wird) sich an die verschiedensten Namen geknüpft findet.[307]) Bei Cäsarius von Heisterbach (Cap. 59) wird die Sage von einem Gerhard von Holmbach erzählt; von dem Möringer in dem Volkslied dieses Namens, dessen Strophe sich an ein Lied Walthers anlehnt; oben (S. 176) fanden wir sie auf Reinfried von Braunschweig übertragen; von einem namenlosen Herzog von Braunschweig ward sie später (15. Jh.) in einem Meisterlied von Mich. Wyssenhere[308]) erzählt, wo dann die einverwebte Geschichte von der Rettung des mit dem Drachen kämpfenden Löwen auf Heinrich den Löwen deutet. Ganz willkürlich ist hier, und so in dem deutschen Volksliede von Heinrich dem Löwen[309]) und einem niederländischen Seitenstück dazu[310]) eine Reihe von Abenteuern aus Herzog Ernst eingeflochten[311]). — Ein längeres Gedicht, das hierhin zählt, ist der **Wilhelm von Oesterreich**[312]) (1314) von Johann dem Schreiber von Würzburg, das von der Wallfahrt des kinderlosen Leopold von Oesterreich nach St. Johann in Ephesus erzählt, die ihm die Geburt eines Sohnes Wilhelm einträgt, von dem dann die romantischen Abenteuer des Gedichtes handeln, das seinem Inhalte und dem Geschmacke des Dichters nach mit dem Wilhelm von Orlens[313]) Rudolfs von Ems,

---

307) Vgl. Bartsch, Herzog Ernst p. CIX ff.

308) In Maßmann's Denkmälern 1, 122.

309) In alten Drucken o. O. u. J. Vgl. Simrock's deutsche Volksbücher 1, 1—40.

310) In v. d. Hagens Germania 8, 359.

311) Nur nebenbei berührt ist die Sage von Heinrich dem Löwen in den Thaten des edlen Thedel Unvorferben von Walmoden (Magd. 1558.), die der Schulmeister Georg Thym (Georg Klee von Zwickau) in 20 „Punkten“ meistersängerlich beschrieben.

312) Cod. Pal. 143. Auszug in Haupt's Zeitschr. 1, 214.

313) Der selbst im 15. Jahrh. umgearbeitet ist (Handschriften in München

des Meisters und Vorbildes unseres Poeten, in einer Klasse, aber um mehrere Stufen tiefer liegt, etwa in dem Verhältnisse wie der Alexander von Seifried[314]) (1352) zu dem des Ulrich von Eschenbach. Wie in allen diesen Dingen die Abenteuer aufs ekelste entstellt oder aufs elendeste erfunden, wie bodenlos gesunken die Sprache, wie gedankenlos die Anlage, wie abscheulich die Eintönigkeit der Erzählung ist, davon kann man sich nur eine Vorstellung machen, wenn man das Schlechteste der absinkenden Zeit des 13/14 Jhs. noch einmal entblößt von dem letzten Reize und dem kleinsten Reste der Eigenthümlichkeit denkt, der etwa dem frühern noch geblieben war. Diesen äußersten Grad der Gesunkenheit theilt fast Alles, was im 14. und 15. Jahrh. von älteren Gedichten auch anderer Sagenkreise und Gattungen umgedichtet und überarbeitet wurde, worauf wir nicht weiter eingehen. Weniges ist darunter, was uns durch Neuheit der Sage, die uns in älteren Behandlungen unbekannt geblieben wäre, anziehen könnte; dahin gehört der Apollonius von Tyrland[315]), der im Anfang des 14. Jahrhs. von dem Arzte Heinrich von der Neuenstadt (Wien) nach dem Lateinischen bearbeitet ward. Dieser Abenteuerroman ächt griechischen Stils, von unbekannter Entstehungszeit, war im Abendlande[316]) in lateinischer Uebersetzung schon im 9. Jh., in angelsächsischer Bearbeitung im 11. Jh., in deutscher Dichtung, wie wir aus Lambrecht wissen, schon im 12. Jh. vorhanden; von diesem älteren Gedichte aber hatte Heinrich schon keine Kunde mehr, der behauptet, der Inhalt sei nie in Reimen geschrieben worden. So

---

und Zürich) und noch 1522 im Herzog Ernst's Ton umgedichtet ward. Vergl. Pfeiffer im Anzeiger des germ. Mus. 1854. p. 76 ff.

314) Cod. Pal. 347.

315) Hss. in Gotha u. s.; im Auszug in Reichard's Romanbibl. Bd. 20. Heinrich hatte sein lat. Original von dem Pfarrer Niclas von Stablar, der in Urkunden von 1297—1318 vorkommt. Vergl. Wolf in den Wiener Jahrb. Bd. 56. p. 256. Das Volksbuch in alten Drucken (Augsb. 1476, niederdeutsch Hamburg 1601) ist aus Gottfried von Viterbo übertragen.

316) Nach einer ersten Erwähnung in den Gestis abbatum Fontanellensium. Mon. 2, 287.

entgehen uns auch die älteren Bearbeitungen der Sagen von Valentin und Namelos und Brandan, die wir in niederdeutschen Bearbeitungen erwähnten, in welchen wir, wie in den letzten Dichtungen deutscher und karolingischer Sage, in die größte Barbarei auch des Stoffes zurückfallen. Die Thierheit des Namelos, die Menschenfresser in dem Meerwunder und Etzel's Hofhalt, die Höllen- und Geisterwelt im Brandan sind für den Geschmack dieser Zeiten bezeichnende Züge. Verzauberungen, Teufelsbannungen, Teufelsverschreibungen und Erscheinungen reihen sich da an die Elfen- und Feen-, die Zwerg- und Riesengeschichten britischen und germanischen Ursprungs, an die Mären von unsichtbaren Geistern oder Menschen an, die vor Anderem die Einbildung dieser Zeiten reizten. Liebschaften mit unsichtbaren Schönheiten besingt der Ritter von Staufenberg, eine beliebte, in Drucken, in Umdichtungen namhafter Männer, in Romanzen, im Volksmunde lebende Elfensage, die wir in einer netten und gefälligen Bearbeitung (wahrscheinlich aus dem Ausgang des 14. Jahrhs. [317]) besitzen, was den Herausgeber verführte, den Hartmann zu ihrem Dichter zu machen. Sehr verwandt mit der Fabel dieses Gedichtes wie mit der von Partenopier ist das alberne Zaubermährchen von Friedrich von Schwaben [318]), in das nur die uralte, in deutscher Dichtung nicht überlieferte Sage, wie Wieland und seine zwei Brüder drei Schwanenjungfrauen überraschen, oder näher noch ein persisches Mährchen von Dschansah [319]) — man weiß nicht durch welche vermittelnde Quellen — verwebt ist. Die Heldin Angelburg ist durch Anstiftung ihrer Stiefmutter zum Hirschen verwandelt durch einen albern complicirten Zauber, den der

---

317) Nach einer Straßb. Hs. herausg. von Engelhardt 1823. Aus einem alten Drucke, der den Dichter Eckenolt nennt, erneut in: die Legende vom Ritter Dieringer von Staufenberg in der Ortenau. Hannover 1849. Vgl. Schönemann, Hundert Merkwürdigkeiten der Bibl. zu Wolfenbüttel. Hannover 1849.

318) Cod. Pal. N. 345. Ausgezogen in Bragur Bd. 6. u. 7. S. d. Hagens Germania 7, 95.

319) Vgl. Uhland, Schriften 1, 489.

Sproß der jagdberühmten Schwaben-Fürsten (der in der Wolfenbütteler Handschrift des Gedichtes den Namen Wieland angenommen hat,) nach den Mittheilungen der unsichtbar mit ihm verkehrenden Verzauberten zu lösen im Begriff ist, als er sich durch falschen Rath bethört die Unsichtbare zu sehen unterfängt und dadurch ihre zweite Verwandlung zur Taube verschuldet; sie auch aus diesem Zauber zu erlösen und zu gewinnen, wird er nach einer Reihe bestandener abenteuerlicher Aufgaben, nach 20 Jahren, durch eine zweite aus Hirschgestalt entzauberte Schöne unterrichtet und befähigt. Mit diesem krausen Inhalt contrastirt dann seltsam der gesunkene Vortrag des Poeten, dessen Werk — spät aus dem 14. Jh. — an Werthlosigkeit und Verfall ganz zu dem Wilhelm von Oesterreich und der Klasse ähnlicher Dichtungen herabrückt, nur daß der Dichter ehrlicher seine Wortarmut in seiner knappen Erzählung, seine Gedankenarmut in seinen ewigen Nachahmungen älterer Dichter zur Schau trägt, so arg, daß er an einer Stelle, wo Angelburg zu Friedrich spricht, ihr eine lange Rede der Arabel aus Wolfram's Willehalm in den Mund legt. Daß man damals vielfach solche Mährchen an wirkliche historische Personen anknüpfte, scheint die Sage von Heinrichs VII Abstamme von der schönen Melusine in des freilich späteren Konrad Vecerius Leben Heinrichs VII zu beweisen; nicht allein die Dichtung, auch selbst die Geschichte liebte die Anknüpfung von Feen und Wundern an geschichtliche Figuren und war die Wahrheit solcher Fabeln zu glauben geneigt [320]. Die Gedichte dieser Art erinnern

320) Bei Urstisius scriptt. 2. 63. Quamquam non me praeterit, circumferri jampridem libellum vernacula lingua conscriptum, de foeminae Melyssinae praestigiis, altero quoque die pubetenus in anguem commutari solitae, quam inter majores Henrici VII. connumerare nituntur. Dann nach Erwähnung der fabelhaften Zeugung Alexanders u. A. Quin et in oceani Gallici insula quadam novem Gallicenas illas fuisse tradunt auctores, cum aliis artibus praeditas, tum vertendi se in quas formas liberet. Quibus ex locis ortam fuisse Melyssinam non est absurda conjectatio. Und zuletzt: — Adeo ut nisi aliis vitiis supradictum opusculum laboraret, quippe in quo parum verisimilia referuntur, interdum adversa, nonnunquam dissonantia, non difficile fidem mihi faceret.

entgehen uns auch die älteren [illegible] Minne- und Klage-
und Namelos und Br[illegible] 14. und 15. Jahrh. bis
tungen erwähnten, [illegible] indem von den unsichtbaren Feen
deutscher und kar[illegible] Gattung ein ziemlich natürlicher
Stoffes zurückſ[illegible]
fresser in dem [illegible]
Geisterwelt [illegible]
nende Zü[illegible]
bungen [illegible]
die Z[illegible]
spr[illegible]
d[illegible]

—————

[illegible] Ausbildung der weltlich- und geistlich-didaktischen Poesie.

Wir haben aus unserem Ueberblicke der erzählenden Poesie seit der Mitte des 13. Jhd. erkennen müssen, wie Alles das, was uns in den Werken der voraufgegangenen Zeiten als eigenthümlich anzog, der ideale Gehalt, Ritter- und Frauendienst, in den fortgesetzten Sagendichtungen in jeder Weise entartet und versinkt. Entweder hat die Gelehrsamkeit mehr verbildeter als gebildeter Poeten, oder es hat der derbe Geschmack des Volks, dem die Spielleute fröhnten, nicht nur die formellen Vorzüge der älteren Gedichte zerstört, sondern auch den Inhalt und Vortrag gewaltsam verändert. Alle die Empfindungen der Befremdung, die den schlichtverständigen Mann der mittleren Klassen beim Lesen jener Darstellungen einer halbeingebildeten Welt überkommen mußten, und in ihrem Gefolge eine Menge von komischen Zügen wurden in die Rittermären hineingetragen, die aus dem Gegensatze entsprangen, in dem sich der nichtritterliche Leser und Dichter, zu dem nun diese Dichtungen herabgekommen waren, gegen den darin herrschenden, ihm ganz abgelegenen Ideen- und Thatenkreis befand. Wo diese herabziehenden Elemente verhältnißmäßig am wenigsten Eingang fanden, das war in der episch erzählenden geistlichen Poesie, der Evangeliendichtung und Legende, einer Gattung, auf deren weitere Schicksale in diesen rohen Zeiten wir indessen nicht näher eingehen wollen, um nicht die traurigen Zeichen eines ähnlichen Verfalls, eines gleichen Mechanismus wenigstens, wie wir ihn an so vielen Ritter-

tungen bemerkten, an einem ungleich traurigeren Gegenstande noch l verfolgen zu müssen. In welcher Menge die gereimten Bi- und Heiligengeschichten im 14. Jh. fort erschienen, zeigt jeder Blick in die Verzeichnisse von Handschriften [321]). Wir würden aber in diesen Sachen keinem andern Eindrucke begegnen, als den alle die stumpfen Werke des 14. und 15. Jhs. machen, die noch die alten Gegenstände in dem alten Tone behandeln wollen. Dazu kommt, daß diese geistlichen Dichtungen nun zum großen Theil eine mehr blos örtliche Bedeutung und eingeschränkte Verbreitung hatten; daher man in vielen Bibliotheken Deutschlands von Königsberg bis Straßburg, von Hamburg bis Wien, eigene Sanctologien findet, in welchen sich, (wie schon in dem poetischen Passional des 13. Jhs., wie noch im 15. Jh. in dem Prosapassional einer Tübinger Handschrift) der Hang zu cyclischer Versammlung geltend macht, wie in den weltlichen Heldenbüchern. So ist in einer Klosterneuburger Handschrift ein poetisches Buch der Märtyrer [322]) erhalten, und in Innsbruck ein Legendenwerk, der Maget Krone [323]), in alemannischer Mundart, beide aus dem 14. Jh.; so sind wir vorhin in niederdeutscher Mundart einer Anzahl gemeinsamer, auf Köln hinweisender Legenden begegnet. Wie in dieser letzteren Reihe, so sind auch in der gleichzeitigen oberdeutschen Legendenliteratur mit Vorliebe die Frauenheiligen älterer Zeit, die Barbara, Dorothea, Margarete, Ursula, Agnes, Lucia, Cäcilia, Christina, Anastasia, Juliana, und mehrere darunter mehrfach behandelt [324]). Die schon im 12. u. 13. Jh. wiederholt erzählte Marter

321) Vgl. Altdeutsche Blätter 2, 1. 82 ff. Eine Nachweisung der Legenden des 14. und 15. Jhs. findet der Wißbegierige in Wackernagel's Literatur-Geschichte, aber auch sie ist nicht vollständig.

322) Diemer, kleine Beiträge, 4, 18.

323) Zingerle, in den Wiener Sitz. Berichten 47, 489.

324) Eine Marie Magdalene aus dem 14. Jh. findet sich in einer Wiener Hs., die Hoffmann für eine Evangelienbearbeitung des 13. Jhs. hielt. Bruchstücke und Proben mitgetheilt in Mone's Anzeiger 1839. Sp. 481 und von Jos. Haupt in den Wiener Sitz. Berichten 34, 279.

dann an eine lange Reihe von allegorischen Minne- und Klagegedichten oder Abenteuern, die sich durch das 14. und 15. Jahrh. bis auf die Reformationszeit hinziehen, indem von den unsichtbaren Feen zu den allegorischen Figuren dieser Gattung ein ziemlich natürlicher Uebergang ist.

---

5. Fortbildung der weltlich- und geistlich-didaktischen Poesie.

Wir haben aus unserem Ueberblicke der erzählenden Poesie seit der Mitte des 13. Jhs. erkennen müssen, wie Alles das, was uns in den Epen der voraufgegangenen Zeiten als eigenthümlich anzog, der ideale Gottes-, Ritter- und Frauendienst, in den fortgesetzten Sagendichtungen in jeder Weise entartet und versinkt. Entweder hat die Gelehrsamkeit mehr verbildeter als gebildeter Poeten, oder es hat der derbe Geschmack des Volks, dem die Spielleute fröhnten, nicht nur die formellen Vorzüge der älteren Gedichte zerstört, sondern auch den Inhalt und Vortrag gewaltsam verändert. Alle die Empfindungen der Befremdung, die den schlichtverständigen Mann der mittleren Klassen beim Lesen jener Darstellungen einer halbeingebildeten Welt überkommen mußten, und in ihrem Gefolge eine Menge von komischen Zügen wurden in die Rittermären hineingetragen, die aus dem Gegensatze entsprangen, in dem sich der nichtritterliche Leser und Dichter, zu dem nun diese Dichtungen herabgekommen waren, gegen den darin herrschenden, ihm ganz abgelegenen Ideen- und Thatenkreis befand. Wo diese herabziehenden Elemente verhältnißmäßig am wenigsten Eingang fanden, das war in der episch erzählenden geistlichen Poesie, der Evangeliendichtung und Legende, einer Gattung, auf deren weitere Schicksale in diesen rohen Zeiten wir indessen nicht näher eingehen wollen, um nicht die traurigen Zeichen eines ähnlichen Verfalls, eines gleichen Mechanismus wenigstens, wie wir ihn an so vielen Ritter-

dichtungen bemerkten, an einem ungleich traurigeren Gegenstande noch einmal verfolgen zu müssen. In welcher Menge die gereimten Bibeln und Heiligengeschichten im 14. Jh. fort erschienen, zeigt jeder Blick in die Verzeichnisse von Handschriften [321]). Wir würden aber in diesen Sachen keinem andern Eindrucke begegnen, als den alle die stumpfen Werke des 14. und 15. Jhs. machen, die noch die alten Gegenstände in dem alten Tone behandeln wollen. Dazu kommt, daß diese geistlichen Dichtungen nun zum großen Theil eine mehr blos örtliche Bedeutung und eingeschränkte Verbreitung hatten; daher man in vielen Bibliotheken Deutschlands von Königsberg bis Straßburg, von Hamburg bis Wien, eigene Sanctologien findet, in welchen sich, (wie schon in dem poetischen Passional des 13. Jhs., wie noch im 15. Jh. in dem Prosapassional einer Tübinger Handschrift) der Hang zu cyclischer Versammlung geltend macht, wie in den weltlichen Heldenbüchern. So ist in einer Klosterneuburger Handschrift ein poetisches Buch der Märtyrer [322]) erhalten, und in Innsbruck ein Legendenwerk, der Maget Krone [323]), in alemannischer Mundart, beide aus dem 14. Jh.; so sind wir vorhin in niederdeutscher Mundart einer Anzahl gemeinsamer, auf Köln hinweisender Legenden begegnet. Wie in dieser letzteren Reihe, so sind auch in der gleichzeitigen oberdeutschen Legendenliteratur mit Vorliebe die Frauenheiligen älterer Zeit, die Barbara, Dorothea, Margarete, Ursula, Agnes, Lucia, Cäcilia, Christina, Anastasia, Juliana, und mehrere darunter mehrfach behandelt [324]). Die schon im 12. u. 13. Jh. wiederholt erzählte Marter

321) Vgl. Altdeutsche Blätter 2, 1. 82 ff. Eine Nachweisung der Legenden des 14. und 15. Jhs. findet der Wißbegierige in Wackernagel's Literatur-Geschichte, aber auch sie ist nicht vollständig.

322) Diemer, kleine Beiträge, 4, 18.

323) Zingerle, in den Wiener Sitz. Berichten 47, 489.

324) Eine Marie Magdalene aus dem 14. Jh. findet sich in einer Wiener Hs., die Hoffmann für eine Evangelienbearbeitung des 13. Jhs. hielt. Bruchstücke und Proben mitgetheilt in Mone's Anzeiger 1839. Sp. 481 und von Jos. Haupt in den Wiener Sitz. Berichten 34, 279.

der h. Margarete wurde im 14. Jh. wieder von einem Hartwig von dem Hage aufgegriffen[325]; in einer Prosa aus gleicher Zeit ist sie aus einer Grätzer Handschrift bekannt[326]. Von der h. Dorothea besitzt man außer den Bruchstücken einer ansprechenderen Bearbeitung des 14. Jhs., in der man auf Anlehnungen an Konrad von Würzburg stößt[327], noch zwei werthlosere Reimstücke des 14. und 15. Jhs; von der h. Katharina sind, außer der poetischen Erzählung im Passional und der prosaischen bei Hermann von Fritzlar, wie wir schon oben (S. 104) angaben, acht verschiedene poetische Bearbeitungen des 13. und 14. Jhs. bekannt.

Wir lassen das Alles zurück, weil es die Zeit nicht weiterführt, sondern auf untergegangenen Verhältnissen festhaftet, die ihre Bedeutung verloren. Wir gehen vielmehr zu dem über, was in der Entwickelung unserer christlichen Poesie der veränderten Lage der Zeit organisch angehört, von ihr ausgeht und sie selber fördert. Wir haben bemerkt, daß mit dem ersten Hervortreten städtischer Entwickelung und einer neuen Bildung des bürgerlichen Standes neue dichterische Gattungen der erzählenden weltlichen Epen, dem Eigenthume des Ritterstandes, entgegentraten, daß sich die Lehrdichtung mit jungem Lebenstriebe an die Stelle der absterbenden Pflanze des Epos setzte. Diesen Uebergang vom Epischen zum Didaktischen machten wir bei Thomasin und dem Stricker innerhalb der ritterlichen Welt selbst; jetzt setzt sich in dem von ihnen angegebenen Stile die weltlich-praktische Lehrdichtung innerhalb der bürgerlichen Gesellschaft in einer mehr religiös-praktischen Färbung fort, die sich aus ihrer Berührung mit der Predigt herschreibt. Schon in der Zeit des 11/12. Jhs. haben wir die Predigt in dichterische Form übergehen sehen. Wie nun in der Zeit des

325) Altd. Wälder III. Der Verfasser schrieb auch ein Gedicht über die sieben Tageszeiten ed. Von der Hagen in Docens Museum 2, 265.

326) Wiener Sitz. Berichte 7, 315.

327) Ed. Diemer in den Wiener Sitz. Ber. 11, 51. Ergänzt durch Andere in einer Hs. des germanischen Mus. ib. 11, 796.

13. und 14. Jhs., wo wir stehen, Alles nach jenen früheren Zuständen zurückneigt, so kehren wir jetzt, nur in anderer Weise, auch in diesem Gebiete gleichsam dorthin zurück. Schon damals fanden wir, daß jene besondere Gattung der poetischen „Rede" mit der ersten Ausbildung der deutschen Predigt zusammenhing, die schon unter den St. Galler Mönchen im 10/11. Jh. in Schrift gebracht, die im 11. Jh., unter den Drangsalen der Zeit (s. 1, 171) von allen Kirchenfürsten in Pflege genommen worden war, deren Musterstücke bereits im 12. Jh. (s. 1, 174) in Anthologieen gesammelt wurden. Das alles erneuert sich im 13. Jh. wieder, wo die Predigt in der Volkssprache und in Prosa zum erstenmale eine mächtige öffentliche Bedeutung in Deutschland erhielt zu eben der Zeit, da man auch anfing die heilige Schrift in deutsche Prosa zu übertragen. In jenen älteren Zeiten war die Wirkung und Bestimmung der Predigt mehr blos örtlich, an den heimischen Kirchenraum gebunden, oder auf das Kloster beschränkt, von dem Einflusse der Welt und des Außenlebens unberührt geblieben; sie war wesentlich Homilie, Erläuterung biblischer Texte, und meist wohl lateinischen Originalen nachgebildet. Jetzt aber sollte sie in dem Munde einiger ausgezeichneter Männer im 13. Jh. plötzlich zu einer ganz anderen Bedeutsamkeit gelangen; mit ihr beginnt zugleich die Prosa überhaupt eine geschichtliche Wichtigkeit zu erhalten.

Man hat wohl angenommen, daß die Prosa, die schon in St. Gallen eine frühere (althochdeutsche) Periode der Ausbildung gehabt hatte, neben der Ritterdichtung in einer dieser entsprechenden Fortbildung und Vollendung bestanden habe und nur für uns verloren sei. Dies widerspricht aber dem allgemeinen Gange aller Sprachbildung. Nicht umsonst führt die Prosa die Bezeichnung der pedestrischen Rede. Sie ist ein Eigenthum des Volkes; sie ging bei uns in geistlichen und weltlichen Stoffen wesentlich von den Städten aus; sie konnte nur vor und nach der ritterlichen Dichtung aufkommen, und ward von dem Adel nur ausnahmsweise in solchen Ländern gepflegt, die überhaupt ihre ganze Bildung innerhalb der Aristokratie

vollendeten. Selbst dann legte sie (in allen ritterlichen Geschichten der Franzosen und Spanier) die poetische Farbe und den Ton des Romans nicht gegen die schlichte Einfalt aller ächten Prosa ab, die aus dem Bedürfnisse und der Nothwendigkeit aufwächst, während sich die Poesie in ihren dürftigsten Anfängen als eine Geburt des Schönheitssinnes und des geistigen Luxus offenbart. Unter Schöffen und Richtern, unter Predigern und Mönchen regte sich das Bedürfniß der prosaischen Rede unmittelbar. Man konnte sich hier und da in dem Spiele mit gereimten Predigten gefallen, aber man konnte nicht auf den Gedanken kommen, sie in dieser Gestalt vor die Volksmasse zu bringen. Man konnte gereimte Vorreden zu Rechtsbüchern machen, aber das Recht selbst mußte wohl in deutlicher gemeiner Rede geschrieben sein. In solchen Gebieten kam es nur darauf an, daß sich ein begabter Mann des Stoffes bemächtigte, zu dem er die gestaltende Form in seinem Geiste angeboren tragen konnte. Es läge etwas überraschend-natürliches darin, wenn sich die Vermuthungen zu voller Gewißheit erheben ließen: daß wir zwei solchen namhaften Männern in Deutschland zugleich die Abfassung unserer ältesten Rechtsbücher in Vulgarsprache und die erste Pflege der Prosa auf zwei anderen Gebieten zuschreiben dürften. Wir führten oben (S. 196) schon an, daß von dem Verfasser des Sachsenspiegels, Eike von Repgowe, wahrscheinlich auch die älteste deutsche Prosachronik herrührt, die wir besitzen; und wir werden sofort anzugeben haben, daß man in einem weltkundigen deutschen Prediger zugleich den Verfasser des Schwabenspiegels muthmaßt. In der historischen Richtung dauerte es bei uns unendlich lange, bis sich die prosaische Rede den Gegenständen gewachsen zeigte, die sich so leicht nicht entgegen boten. Die Prosachroniken, die im 13. und 14. Jh. jenem ersten Versuche zunächst folgten, die Magdeburgische Chronik (um 1250), Friedrich Ködiz' Leben des heiligen Ludwig (1315 ff.), die Limburger Chronik (1336 bis 98), die Straßburgischen von Fritsche Closener (1362) und von Jakob Twinger von Königshofen (1386—1415) konnten sich nicht

füglich zu einem besondern Reize des Stiles erheben, da sie nur zur Vermittlung der herkömmlich lateinisch überlieferten Chronik für den gebildeten Laien unternommen waren, der Stoff aber zum guten Theile abgedroschen, oder nüchtern und geringfügig, und, wo original, ganz localer Natur war. Wie ganz anders gestalteten sich gleich die gewürzten Schwänke und kleinen Erzählungen, die man seit dem 14. Jh. gleichfalls anfing aus Poesie in Prosa umzusetzen! Wie ungleich besser als jene Chroniken lesen sich die Gesta Romanorum und besonders der legendarische Theil von Herman von Fritzlar's prosaischer Legendensammlung [328]. Dies Werk (1343) kann uns zugleich auf ebenstem Wege zu der Erkenntniß anleiten, wie, im Gegensatze zu der historischen Rede, für die Ausbildung nicht nur der popularen, sondern selbst der wissenschaftlichen Prosa auf dem religiösen Gebiete alles aufs günstigste lag: weil hier das Bedürfniß des Volkes und die Schule des geistlichen Standes zusammenwirkten und die Gegenstände in einer 1000jährigen Arbeit durchgohren waren, und weil gerade dort, wo diese Gegenstände schwierig in sich und dunkel von Inhalt waren, eine innere Nothwendigkeit auf die plane „gemeine Rede" anwies. Ein Theil von Hermanns Legendenwerk beschäftigt sich mit den Lieblingsfragen der mystischen Theologen des 14. Jhs. und dieser übersinnliche Stoff wird in sich eine Ursache zum Uebergang von gebundener zu ungebundener Rede [329]. Wo sich ein bild-

---

328) In Franz Pfeiffer's deutschen Mystikern. I. Leipzig 1845.

329) Folgende interessante Stelle steht in der gereimten Vorrede zu einem prosaischen Tractat von den sechs Namen des Fronleichnam von dem Mönch von Heilsbronn (Cod. Pal. 417. ed. Merzdorf p. 5):

Ouch hân ich muot in mînem sin, daz ich ditz claine buochlîn
welle ôn rîmen machen, durch zweier hande sachen;
die êrst daz ich dise heilichait mit durnechtiger wârhait
muge dester paz bewaren, dâ von hân ich muot ze varen
der gemeinen red di strâzen, und alles rîmen lâzen,
wan swelch geticht man rîmet, wort ze worten lîmet
dâ irret oft der wörter glanz, daz der sin nicht gar ist ganz;
die andre sach man dâvon nimpt, daz mir noch nieman anders zimt

liches Festhalten des speculativen Stoffes für eine poetische Gestaltung unmöglich erwies, da mußte die Phantasie dem denkenden Geiste ihr Recht abtreten, der sich einem Zwang der Rede nicht gern fügt, noch auf Schönheit der Rede ein besonderes Gewicht legt. Nun aber waren die Zeiten in eben jener mystischen Theologie bei einer ganz abstract vergeistigten Auffassung des Christenthums angelangt: dies stellt sich in ergreiflichster Kürze an der äußeren Geschichte der Dreieinigkeit dar. In den älteren Zeiten herrschte in den Geschlechtern von gröberem Sinne die alttestamentliche Vorstellung von der starken Persönlichkeit Gott Vaters vor; dann trat der vermittelnde Sohn und seine versöhnlichere Mutter in den Vorgrund; nun aber war das Zeitalter der Herrschaft des heiligen Geistes gekommen, das in dem sogenannten ewigen Evangelium (dem Buche des Abtes Joachim) verkündet war: es sollte durch die Bettelmönche an die Stelle des Zeitalters des Vaters und Sohnes treten; der Introductorius in das ewige Evangelium von Bruder Gerhard (ca. 1250) wies auf die ärmere griechische Kirche hin als auf die, über welcher der heilige Geist so walte, wie der Vater über dem jüdischen Volke, der Sohn über dem römischen. Bei dieser neuen übersinnlichen Vorstellungsweise blieb der Dichtung auf diesem Gebiete, auf dem sie sich bisher so geschäftig bewiesen, wenig mehr zu erbeuten. Wie es mit der Zeugung Gottes herging, das war noch allenfalls für die Einbildungskraft in ein Bild zu bringen; wie aber das ewige W o r t in die Seele geboren werde, ob die Seele in einem gemeinen Grade der Gnade gebären könne, was die Geburt Gottes in der Seele eigentlich ist, was das Wesen und Wirken der Gnade, was das Wirken des Worts im Geiste sei, auf diese und dergleichen Fragen Antworten zu geben, war leichter in Prosa als in Versen, wo sich mit ungewissen Bildern noch spielen läßt, aber nicht mit vagen Gedanken. Wer also hier die schärfsten Begriffe mitzutheilen hatte,

---

ze reden von dirre heilichait mit gerímter cluocheit,
wan daz wârlich billig ist, swâ man singet oder list
von dirre fromen heilichait, daz man daz tuo mit andechtichait.

suchte sich die schärffste Form der Rede, und wer sich am innigsten mit der Lehre der mystischen Theosophen durchdrungen hatte, ließ schon aus Grundsatz den Schmuck und Zierat der Poesie fallen, denn sich auf das Aeußerste der Einfalt im Inwendigen und Auswendigen zu beschränken und sich alles Unwesentlichen abzuthun, war der Kern und Sinn ihrer sämmtlichen Lehren.

Ehe indessen jene Historiker und diese Mystiker im 14. Jh. von zwei ganz entgegengesetzten Seiten her im Gebiete der Geschichte und Philosophie (mehr, als Theologie) zur Prosa gelangten, ward die ungebundene Rede zuvor schon von zwei Franciscanermönchen, David und Berthold, im Gebiete der Predigt zu einer ersten Blüte getrieben, die man nicht auf Rechnung eines uns unbekannten Flores der Prosa in den klassischen Zeiten der ritterlichen Dichtung zu setzen braucht. Die langandauernde An- und Aufregung der Zeiten des Investiturstreits und der Kreuzzüge, das Wettringen der Mönchorden, das Aufkommen der Bettelmönche, der Franciscaner (Minoriten) und Dominicaner, der allgemeine Aufschwung der Volkspredigt im 13. Jh., seitdem Innocenz III dem h. Franz und seinen Aposteln 1207 das Predigtamt übertragen, von wo an alle Länder, die Provence und Italien nicht anders als Deutschland, von diesen Predigermönchen durchwandert wurden, die überall die gewaltigsten Wirkungen mit ihren Reden hervorbrachten, weil sie den herkömmlichen psalmodisirenden Leierton mit der Sprache von Herzen zu Herzen zu vertauschen wußten, das Alles erklärt die merkwürdige Erscheinung jener Männer zu voller Genüge, denen Beiden eine ungewöhnliche Begabung überdies angeboren war. Ueber die Bedeutung des Bruder David († 1271), der zuerst Novizenmeister und Lehrer der Theologie in dem 1226 gestifteten Minoritenkloster in Regensburg, dann in Augsburg war, hat man seit neueren Forschungen[330]) immer höhere Gesichtspuncte

330) Pfeiffer in Haupt's Zeitschrift 9, 1, und in der Einleitung zu den deutschen Mystikern. I.

gewonnen. Die Aussicht zwar, die Pfeiffer einen Augenblick gefaßt hatte, in ihm auch einen Geschichtschreiber zu entdecken, hat sich geschlossen; dagegen hat sich zu seinen früher bekannten lateinischen Schriften ein neuer Tractat (de haeresi pauperum de Lugduno) gestellt, mit dessen Inhalt der Eifer Bruder Berthold's gegen die Ketzer und insbesondere gegen die Waldenser (wie sie hier heißen: die Poverlewe, die Armen von Lyon,) in vielfacher Uebereinstimmung ist. Sodann hat sich zu seinen Predigten [331]) eine größere deutsche Abhandlung über die „Offenbarung und Erlösung" gefunden, von der früher nur ein Bruchstück bekannt war; auch in ihr bewährt sich die Reinheit der Sprache, der Redefluß, die Durchsichtigkeit der Perioden, die Schärfe der Gedanken, der rhetorische Instinct in dem ganzen Vortrage, der so mächtig anzieht in seinen wie in Bertholds Predigten, wie sehr zwar diese und jene nach den Charakteren des Lehrers und Schülers verschieden sind. „Wenn Bertholds Wort, sagt Pfeiffer, nach dem Ausdruck eines Chronisten wie eine Fackel in Deutschland leuchtete und gleich einem Schwerte in die Herzen der Zuhörer drang, so kann man David's Rede einer ruhigen Flamme vergleichen, die in mildem Glanze strahlt, und deren stille, tiefe Glut das Herz und Gemüth des Lesers belebt, erwärmt und zu Liebe entzündet." Die Wirkungen der Predigten Berthold's von Regensburg [332]) sind gewaltiger und tumultuarischer gewesen. Er begann seine Missionsreisen, auf welchen David unterweilen sein Begleiter war, im Jahre 1250, trieb sich ein erstes Jahrzehnt hindurch in Baiern und in den alemannischen Landen von Speier bis Graubündten, im folgenden in Oesterreich, Mähren Böhmen Schlesien Ungarn Thüringen und Franken um, und war bald als ein neuer Elias angesehen, von dem Alle sagten,

---

331) Herausg. von Pfeiffer in den deutschen Mystikern. I. 1845.

332) Berthold von Regensburg. Vollst. Ausgabe seiner Predigten, von Fr. Pfeiffer. Wien 1862. Uebersetzt von F. Göbel ed. 2. Regensburg 1857. Vgl. J. Grimms Recension der Ausgabe von Bertholds Predigten von Kling (Berlin 1824) in den Wiener Jahrbb. 32, 194. — C. Schmidt, Ueber Berthold von R., in den Theol. Studien und Kritiken 1864. I.

von den Aposteln bis zu seinen Tagen sei ein ähnlicher Prediger in deutscher Sprache nicht gewesen. Wunder begleiteten das Auftreten des Mannes, durch dessen Mund (wie Frauenlob sang) Gott vom Himmelreiche gesprochen, dem man bald (wie Ottokar in seiner Chronik) die Gabe der Weissagung beimaß, zu dessen Grabe († 1272) man noch in fernen Zeiten aus fernen Landen wallfahrtete wie zu einer Heiligenstätte. Große Menschenmassen, die die Zeitbücher in sagenhaft steigenden Zahlen zu 12, 40, 60, 100, 200000 angaben, strömten zu dem „guten seligen Landprediger", der im Freien, etwa von einem Holzthurme herab sprach, zusammen, und keiner wich so lange er redete: wenn er die Schrecken des jüngsten Gerichtes schilderte, so „zitterten Alle wie die Binsen im Wasser"[333]. Denn in seinen Reden schlug der feurige sittliche Eifer die Gewissen der Hörer mit solcher Macht, daß nicht selten, selbst nach urkundlichen Zeugnissen, verstockte Sünder unter hoch und niedrig zu Geständniß und Buße getrieben wurden. Seine natürliche Beredsamkeit, von keiner scholastischen Gelehrsamkeit gehemmt, von keinen liturgischen Banden gefesselt, packte die Einbildung der sinnenkräftigen Menschen in einem dialogisch belebten Vortrage, der durch eine unerschöpfliche, aus fabelhafter Natur- und Menschengeschichte, aus Sitte und Sage geschöpfte symbolische Bilderhülle voll dramatischer Anschaulichkeit war. An wissenschaftlicher theologischer Bildung, ja auch nur an bloßer Bibelkenntniß, war der mindere Bruder Berthold hinter vielen minderen Köpfen seiner Zeit zuück, an theokratischem und ketzerfeindlichem Eifer vielen voraus; worin er aber das verwildernde Zeitalter weit überragte und ein Verkünder der Zukunft war, das war das Beispiel seines eigenen sittenstrengen Lebens, seine Betonung der freien Willkür des Menschen und seiner sittlichen Verantwortlichkeit, sein Schweigen von dem Verdienst des Glaubens, sein Spott über das Verdienst der äußeren from-

333) Aus der früher schon (1, Note 474) erwähnten Chronik des Zeitgenossen Salimbene 3, 325 ff.

men Begehungen, seine unerschrockene rebellische Bekämpfung des Ablaßkrames. Von der speculativen Manier, von dem Hange zu abgezogenem beschaulichen Geistes- und Seelenleben, der schon in der nächsten Generation durch die mystische Schule der Predigermönche so große Ausbreitung fand, sind seine wie Davids Predigten ganz frei. Es ist billig, daß sich Mönche des geistlichen Lebens annehmen, daß Bruder David gegen die Freude an der Eitelkeit der Welt, an müßiger Rede und unnützen Mähren eifre und die Traurigen selig preise, doch thut er es nicht nach den Selbstertödtungslehren der späteren Mystiker: der Ernst des geistlichen Lebens soll gemäßigt sein, und zwischen Eitelkeit und ungeordneter Traurigkeit hingehen. Er und sein Schüler haben es noch mit dem praktischen Leben und dem Zustande der Welt zu thun, der jene Theosophen den Rücken kehrten. Berthold verwarnte seine Zuhörer, als vor einer Sache die nur den Meistern zukäme und die Laien allzuleicht zu Glaubenskrankheit und Ketzerei verleite, vor dem Grübeln über die göttlichen Geheimnisse, in dem jenes nachfolgende Geschlecht aus der Schule Eckharts recht eigentlich schwelgte. Unter Bertholds Zeitgenossen gab es zwar auch unter den Franciscanern verzückte Zukunftsspäher, die den Wahrsagungen des Abtes Joachim, des Stifters der Schule der Joachiten, gläubig lauschten, aber die Mehrzahl waren Männer von praktischer Begabung, von gemeinnützigem Sinne, von verschiedenartiger Fertigkeit in weltlichen Werken, die Einen der Krankenpflege gewidmet, Andere wie Heinrich von Pisa in Musik und Malerei ausgezeichnet, noch Andere wie Girardus von Modena in Staatsgeschäften thätig; wie man denn auch in unseren deutschen Barfüßern beiden rechtskundige Männer erkannt und rechtkündende vermuthet hat. Pfeiffer hielt den Bruder David, Andere[334]) den Bruder Berthold für den Verfasser des in Augsburg um 1256—68 entstandenen[335]) Schwabenspiegels, in dem sich eine Menge

334) P. Laband, Ueber den Verfasser und die Handschriftengenealogie des Schwabenspiegels. Berlin 1861.

335) S. Höpfner. Zachers Zeitschrift für d. Philol. 1, 273 f.

Berührungen mit Bertholds Predigten finden, wie diese wieder eine besondere Kenntniß des (gleichfalls in Augsburg um die Mitte des Jhs. entstandenen) Deutschspiegels verrathen, der unmittelbaren Quelle des Schwabenspiegels, von der man wieder vermuthete, daß sie vielleicht von David verfaßt sein könne.

Von der Seite ihrer, weniger ascetisch frommen, als praktisch weltlichen Sittenlehre nun sind uns Bertholds Predigten für unsere Zwecke von einer unmittelbaren Wichtigkeit, weil sich eben in dieser Beziehung verwandte Poesien der Zeit gradaus an sie anlehnen. Wenn im 11/12. Jh. jene einzelnen poetischen „Reden" geistlichen oder sittlichen Inhalts auftauchten, so lagert sich in dem berühmten Werke Hugo's von Trimberg, dem Renner[336]), eine ungeheure poetische Massenpredigt den Reden Bertholds zur Seite. Man darf diese nur aufschlagen, um jeden Augenblick an den Renner erinnert zu werden. Die Aehnlichkeit liegt weniger in dem Tone des Vortrags, der im Renner vielmehr an die gnomischen Dichter vor und um Hugo's Zeit mahnt, sondern hauptsächlich in den Gegenständen, die da und dort aus ganz gleichmäßigen Gesichtspuncten so unmittelbar aus dem Leben entlehnt sind, daß man in beiden, jenem Gedichte und diesen Predigten, zwei Sittenchroniken besitzt, die wie aus Einem Spiegel das Bild der Zeit gleichgestaltet zurückwerfen. Wenn man den Bruder Franciscaner über die Unzufriedenheit der Stände, über die Betrügereien der Handwerker, über die Unehe, über die Ketzer, über die Tugend der Ritterschaft, das höfische Werben und Gebaren das vor Gott ein Gespötte ist, dann über die weltlichen Freuden, über die Eitelkeit und Hoffart der Frauen, über das jämmerliche Leben der Schildknechte hört, oder wenn er das Lob des Friedens predigt, Geschichten des alten Testaments anführt in denen spätere Begebenheiten voraus angedeutet und Handlungen der Menschen zur Lehre und

---

336) Ausg. des hist. Vereins in Bamberg (1833) aus der Erlanger Handschr. Vgl. über den Dichter und sein Werk K. Jänicke in der Germ. 2, 363. 41 ff. 5, 385.

Warnung vorgebildet sind, oder wenn er die Hauptgebrechen der Zeit aufspürt und dagegen eifert, überall erkennt man die Gegenstände und die Ansichten des Renner, die bald eine gemeinschaftliche Quelle in den Kirchenvätern, bald, sollte man meinen, eine viel unmittelbarere Ursache der Uebereinstimmung haben, was bei dem ungeheuren Eindrucke der Bertholdischen Predigten, die frühe in Sammlungen vereinigt wurden, nur natürlich wäre. Der Verfasser des Renners nennt übrigens selbst sein Geschäft ein Predigen, sein Gedicht im Ganzen eine Predigt und sich selbst, weil er nicht geistliches Gewand trüge, einen Gaukelprediger, dessen Herz tiefer Weisheit leer sei [337].

Hugo von Trimberg, ein Franke, nach eigener Angabe in einem seiner lateinischen Poeme aus Werna (Wernfeld?), war zwischen 1260—1309 Magister und Rector der Schulen am Kollegiatstift der Maria und Gangolph in Bamberg in der Theuerstat. Er war ein eigentlicher Gelehrter, denn er rühmt sich einer Sammlung von zweihundert Büchern, die er besessen, und sieben deutscher und fünfthalb lateinischer, die er selbst verfertigt habe [338]; darunter war eine versificirte Laurea Sanctorum und ein registrum multorum auctorum classicorum (1280), in Nachahmung des liber de scriptoribus ecclesiasticis von Isidor, gleichfalls in Versen geschrieben [339]. Die meisten seiner früheren Werke trugen übrigens schwerlich poetische Formen, denn er sagt im Eingang zu dem Renner, ihm sei bis zum funfzigsten Jahre Reimen und Dichten fremd gewesen. Die höfischen Formen der Dichtung gehen bei ihm auch ganz aus; die Sprache ist die eines Volksmannes; in dem Verse schwindet die alte Regel der Hebungen und Senkungen. Er hatte vor dem Renner schon ein anderes Gedicht, den Sammler (1266) begonnen, aber weil ein Theil

337) Ed. Bamb. p. 136. Vers 11707 ff.

338) V. 28. Vor het ich siben buochlîn in tiutsch gemacht, und in latîn fumfthalbez daz ist wâr etc. In seinem registrum zählt er acht deutsche Werke, drei weltliche, fünf geistliche.

339) Vgl. Haupt in den Monatsberichten der Berliner Akad. 1854. S. 142.

davon verloren ging nicht vollendet; den Renner dichtete er dann, „in gleichem Sinne“ wie den Sammler, ohne Zweifel in einer Arbeit vieler Jahre, und schloß ihn nach eigener Angabe (V. 24521 ff.) im Jahre 1300 ab, doch so, daß bis um 1313 die Hand des greisen Dichters mit Zusätzen und Erweiterungen geschäftig blieb. Es ist ein moralisches Sammelwerk, wie sie Freidanks Bescheidenheit schon einleitete. Die Benennung des Werkes erläutert der Dichter in einer größeren Stelle aus dem verschiedenartigen, planlosen Inhalte seines Buches, besser als in den Eingangsversen, nach denen es so genannt sei, „weil es soll rennen durch die Lande“. An jener anderen Stelle (V. 13860) charakterisirt er das Werk vortrefflich: es ginge ihm wie einem Reiter, dem sein Roß durchgegangen sei; auch er unterbreche oft den Lauf seines Buches, wenn sein Gedicht mit ihm davon renne; richte er es nach dieser Seite, so trage es ihn auf eine andere, bringe er es auf den alten Weg zurück, so laufe es häufig um vieles weiter als sein Herz begehrte, und trage ihn über Stock und Stein. Dies ist in der That ein genaues Bild von der Gestalt des Werkes. Ein höchst einfacher Riß liegt zu Grunde, der aber im Ausführen zu einem so regellosen Gebäude geworden ist, daß die erste schlichte Anlage schwer zu erkennen bleibt. Der Dichter besinnt sich jeden Augenblick über seinen Wiederholungen und Abschweifungen. In dem Capitel von guter Dichter Sinne erzählt er, wie ihm mit den Jahren die Kraft der Augen und des Gedächtnisses geschwunden sei; damit solle man entschuldigen, wenn er manches wiederhole, manches allzuschwere umgehe, und — wie die Schwalbe nach ihrer Speise — in die Kreuz und Quere fahre nach mancherlei Gegenständen in seinen Quellen. Seine Belesenheit ist sehr bedeutend. Er kennt das alte und neue Testament durch und durch und gesteht selbst, den größten Schatz seiner Weisheit aus der Bibel gesammelt zu haben. Die h. Schrift ist ihm die Kaiserin aller Künste; ihre Weisheit, die nach dem Himmel führt, ist die Aufgabe seines Lebens und seines Buchs. Alle Kunst dünkt ihm nichtig, die nicht mit der heiligen Schrift im Einklang ist. Manche

Seelen wohl möchten die sieben freien Künste zu Gottes Gunst bringen, doch verkehrten sie das einfältige Leben und den schlichten Wandel, von dem uns die ersten Boten des Christenthums Muster und Vorbild gegeben. Besorgt über die Zweifel, welche die Wissenschaft nährt, weist er auf den Glauben und die Worte der Schrift, räth dem, der seine Seele bewahren wolle, die Künste fahren zu lassen, denn nichts nützten hochgültige Bücher, die nicht mit der Schrift übereinstimmen. Wie er an solchen Stellen überall die Bibel als den Mittelpunct aller und auch seiner Weisheit nennt, so vergleicht er sein Geschäft an anderen Orten mit dem der heiligen Bernhard, Gregor und anderer Kirchenväter und Schriftgelehrten, die er in weitem Umfang von den ältesten an bis auf den hoch von ihm bewunderten Hugo von St. Victor und noch Spätere kennt und auszieht, so daß man es ihm nicht verargen dürfe, wenn er die Welt in seinem Buche strafe und geißle, ohne selbst weise zu sein; auch als Sammler habe er sein Verdienst: nütze ja doch der Esel mehr als die schönsingende Nachtigal. So fände man (V. 24503) in seinem Buche viele fremde Lehren, die bisher in Deutschland wenig verbreitet gewesen, und Honig und Honigseim sei in seinem Gedichte eingestreut aus den Lehren der Schrift. Ob er seine Belesenheit überall unmittelbar aus den mannichfachen Quellenschriften selbst nahm, darf man bezweifeln, da solche Sammlungen wie der Köcher des Bonaventura ihm das, was Er suchte, mühlos an die Hand gaben. Auch die Alten, unter denen er viele lateinische Dichter und Prosaisten benutzt, haben nach ihm manches Verdienst, manchen Honig, doch nicht rein und frei von Wachs. Juden und weise Heiden haben uns viele Dinge gelehrt, die uns nützlich und gut sind, über viele haben sie tief und dennoch erfolglos nachgedacht. Wer den Büchern der Plato und Aristoteles, der Seneca und Sokrates u. A. zu sehr nachfolge, der achte, wie es dem heiligen Hieronymus ging, als er die Bibel bei Seite legte und lieber die Bücher las, an denen nicht unsers Herrn Lob war; denn er ward im Schlafe dafür also geschlagen, daß er es wachend beklagen mußte.

Auf weltliche Lieder, auf alles Gaukel-, Zauber- und Ketzerwesen wirft Hugo daher (V. 11080) feindliche Blicke, und er ist übel darüber zu sprechen (V. 17792), daß er wenige findet, die ihre Gabe zu dichten auf Gottes Preis und Ehre wenden. Noch entschiedener als Thomasin kehrt sich Hugo daher gegen die Lectüre von Ritterromanen und weltlichem Lügenwerk, und es ist ihm ein Greuel, manche Frauen zu finden, die es mehr als unseres Herrn heilige Wunden beweinen, wenn sie lesen, wie Herr Dietrich focht mit Ecke und wie vordem die alten Helden um Frauen-Minne verhauen worden. Und obwohl er an anderen Stellen (V. 1260) den Nutzen dieser Abenteuer etwa so anerkennt wie auch Thomasin, so klagt er doch anderswo (V. 21477) um so deutlicher, daß leider die Wunder Gottes und der Heiligen und die Geschichten der Juden weniger bekannt seien, als die Ritter der Tafelrunde in Karydol. Da aber ein Jeglicher mit Herz und Mund den ehren soll, von dem er Leib und Seele hat, so dünkt es ihm eine Missethat, wenn einer etwas schreibt oder liest, woran unseres Herrn Lob nicht ist; und nach seiner Meinung habe mancher Mann an diesen Büchern Leib und Seele verloren. Daher preist er denn von den wenigen namhaften Dichtern, die er seiner Zeit nur noch zuschreibt, selbst vor Konrad von Würzburg, der ihm zu gelehrt ist, den Marner, an dem der lehrhafte Inhalt ihn anzog. Ganz wie Thomasin ist Hugo nämlich auf die Laien bedacht, und er hebt es in seiner Kritik Konrads ausdrücklich hervor, daß an deutschen Gedichten nicht gezieme, was die Laien nicht verstünden. Und obgleich er jenen Gebrauch der poetischen Naturgeschichte für die Sittenlehre, jene Erklärungen der Prophezeihungen im alten Testamente, und was man dieser Art in den Gnomikern oder bei Berthold findet, nicht verschmäht, so ist doch sein Werk im Allgemeinen davon frei, redet aus einem schlichten Verstande voll gesunder Erfahrungen, wenn auch nicht überall ohne Befangenheit, zum schlichten Verstande. Wie Freidank, den er vielfach ausschreibt, greift er überall in die lebendige Wirklichkeit ein, kennt das Volk und sein Treiben in allen Klassen und Ständen, schildert

und geißelt es in einer Weise, die dem Volke verständlich war, und nur nicht mit jener vortrefflichen Ruhe, die über dem Theile des Freidank liegt wo der Dichter nicht selbst redet, sondern mit schulmeisterlicher Breite, Lehrmiene und Eifer. Wenn das Buch nur ein Drittel seines Umfanges hätte, wenn es nicht so ins Unendliche tautologischen Inhalt häufte, wie viel vortrefflicher hätte es nicht werden und wirken müssen. Zwar auch so gehört es seinen Wirkungen nach zu dem Bedeutendsten, was die altdeutsche Literatur enthält. Nicht leicht wird ein anderes Werk so verbreitet gewesen sein; es erlitt wie alle Werke dieses Charakters fort und fort die größten Veränderungen. Der Grund des Wohlgefallens daran liegt an der Gesinnung, die treu und wahr dasjenige ausspricht, was seit lange in dem unteren Volke gährte und was bis zur Reformation nicht aufhören sollte, die Nation zu beschäftigen und zu bewegen; und was das Aeußere angeht, an der volksthümlichen Form, die den praktischen Zwecken des Buches durchaus angemessen ist.

Beides liegt mit der entschiedenen Hinneigung des Verfassers zur Verachtung der Welt und zum Streben nach innerem Frieden in demselben Gegensatz, den wir im Freidank gewahrten, demselben, den wir in der gläubigen Frömmigkeit und zugleich gesunden Verständigkeit der Reformatoren noch zwei Jahrhunderte nachher finden; nur überwiegt das Derb-praktische hier das Aehnliche im Freidank etwa so sehr, wie das Narrenschiff in dieser Beziehung wieder den Renner übertrifft. Dem ganzen Werke liegt die Anlage einer Predigt zu Grunde, oder eines jener Gleichnisse, die aus der Bibel entlehnt auch der Stricker schon kannte. In ihrer Ausführung geräth Hugo hier und da (wie V. 10584 u. f.) in förmliche Predigten über Bibeltexte. Doch ist dies das seltnere; gefälliger, lebhafter ist er in dem, was dem Buche eigentlich erst den poetischen Körper gibt, in den unzähligen Beispielen, Gleichnissen, Anekdoten, Erzählungen, mit denen er seine Sätze erläutert. Selbsterlebte Vorfälle, Zeitbegebenheiten, Fabeln, Priameln, Recepte, alles dient ihm, sein Werk mannichfaltig in

der Form wie im Inhalt zu machen. Dabei erinnert er noch wie der Stricker sehr oft an die Anfänge dieser Gattungen, wie denn neben einigen vortrefflichen und ausgebildeten Fabeln andere gleichsam noch im Entstehen erscheinen. Man darf nur die Thiergleichnisse, seine Vergleichungen des Geizigen mit einer Spinne, Maulwurf und Kröte und Aehnliches lesen: die kleinste Mühe gehört dazu, sie zu neuen und guten Fabeln zu machen; so wie sich wieder seine treffliche Fabel vom Maulthier, das sich seines Vaters schämt, dem Thiermährchen nähert. Jetzt legt er einem sterbenden Geizigen eine Rede in den Mund, jetzt einem Klosterpriester eine Klage über seinen Beruf, jetzt knüpft er seine Erörterungen über den Ursprung der Herrn und Knechte (in der er nicht so radical wie Maerlant oder der Sachsenspiegel der biblischen Autorität von dem Fluche Noahs über Cham zu widersprechen wagt,) an ein Gespräch mit einem Haufen Bauern; und hier wie in den schnurrigen Schwänken, die er einflicht, in den Geschichten vom Bauernwesen, wo er in die derben und rohen Verhältnisse des häuslichen Lebens der unteren Stände blicken läßt, erinnert er überall an Hans Sachs; keine Zeit hat auch den Renner so fleißig gelesen und geachtet, wie die Reformationszeit. In dem Gegensatze gegen die ritterliche Poesie, in der Entfernung von aller Abstraction, in der völligen Versetzung in die wirkliche Welt ist auch der Renner ein natürlicher Vorläufer der Brant und ähnlicher, und die Welt, die er zu bekämpfen hat, ist schon eine weit andere, als die des Thomasin, es ist die materielle und rohe, der sich auch die Reformatoren gegenüber sahen. Dies kann ein Ueberblick über den Gang, den die sittlichen Betrachtungen im Renner nehmen, aufs deutlichste lehren.

Der dichtende Sittenprediger legt seinem Werke ein Gleichniß zu Grunde von einem Birnbaum, dessen Stamm auf Adam und Eva, dessen Früchte auf die Menschen gedeutet werden. So lange der Baum in Blüte war, ist Alles gut: so ist auch der Mensch in den Kinderjahren unschuldig. Dann aber kommt „Herr Virwitz“ zu den Mädchen und „Herr Selphart“ zu den Jünglingen und bringt sie zu

Fall; dies vergleicht sich dem herbstlichen Fallen der Birnen. Einige fallen in den Dorn, andere in den Brunnen, andere in die Lachen, andere aber ins grüne Gras. Die in den Dorn fallen, sind die Hoffärtigen. In Hoffart sieht Hugo mit Berthold den Grund des Verderbens der Zeit. Der wackere Schulmeister trifft in seiner Zeit den Nagel gerade so auf den Kopf, wie Thomasin, als er der seinigen das Horoskop stellte. Den Thomasin führte seine Betrachtung über den Einen herrschenden Stand, den er noch für den Inbegriff alles Hohen und Großen ansah, auf ein ganz innerliches Gebrechen, auf Grundsatzlosigkeit im Handeln; den Hugo aber die seine auf einen einzigen großen Uebelstand in der äußeren Gesellschaft, in der er nicht mehr Einen Stand herrschen, sondern mehrere im Kampfe, nicht mehr Einen Stand in einem privilegirten Ansehen, sondern alle Stände gleichmäßig Einem Grundfehler verfallen sieht, wovon selbst nicht das Geschlecht ausgenommen ist, das die galante Ritterzeit als den Pfleger aller Sittlichkeit ansah. Diesen Grundfehler sieht Hugo ungefähr in dem graden Gegentheile von dem Grundfehler der ritterlichen Zeit. Dort war es in der That die Selbstvergnüglichkeit, auf der das gedankenlose Hinleben in der überkommenen Gewohnheit ruhte, hier ist es umgekehrt die allgemeine Unzufriedenheit jedes einzelnen Standes. Wenn Hugo daher unter den in den Dorn gefällenen Birnen die Hoffart, unter den in den Brunnen gefallenen Neid und Geiz, unter den in die Lachen gefallenen den Fraß (die Unmaße) versinnlicht, so meint er in allen diesen Lastern im Grunde nur Eins und dasselbe, eben jene Unzufriedenheit mit dem, was man ist und hat, wie er denn auch in seinen weitschweifigen Bezeichnungen dieser Laster stets die für das eine auch für das andere gebraucht. Es ist aber klar, daß eben diese Stimmung der Zeit dem ganzen Kampfe zu Grunde liegt, der sich zwischen den untern und obern Klassen des Staats entspann, nachdem das Bewußtsein gekommen war über die Unrechtmäßigkeit der Gewalt, die sich Geistlichkeit und Adel angemaßt hatten. Ueberall daher sind jene Laster, ganz wie bei den Italienern dieser

Zeiten (superbia, invidia, avarizia), in dem weitesten Sinne genommen, in dem sie den politischen Druck der Großen auf die Geringen, der Reichen auf die Armen, der Herrscher auf die Unterthanen, der Kirche auf ihre Angehörigen, den Trotz der untern Stände, ihre Aufwiegelei und Neuerungssucht begreifen.

Indem Hugo seine Lehre über die Hoffart verfolgt, hält er trotz seiner großen Weitschweifigkeit den Grundgedanken seines Buches so fest, daß man darin zuletzt eine weit größere Ordnung entdeckt, als man anfangs vermuthen möchte. Er geht alle einzelnen Stände durch und zeigt an jedem einzelnen, wie sich diese Hoffart äußert. Wie Berthold geht er am heftigsten gegen die Weiber zu Felde; man sieht, wie sehr die Zeiten geändert sind. Jede Erinnerung an die Bedeutung des ehemaligen Geschlechtsverhältnisses, jede Achtung vor dem Weibe ist ganz verschwunden; und während ehedem die höfischen Dichter jede Schuld an Unzucht und böser Sitte auf sich nahmen, so gedenkt der Renner, in langer Predigt über die Unkeuschheit, der Männer gar nicht, und schiebt alle Schuld allein auf die Weiber. Im Anfange des Gedichtes ist sein Eifer gegen die hoffärtige Empfindlichkeit der Mädchen gerichtet, denen kein Bewerber recht ist. Er geht auf die Fürsten, das Hofgesinde, den Adel über. Man hört sogleich, es spricht kein Angehöriger des Standes; es ist kein Unmuth mehr über die Verderbtheit dieser Klasse, sondern Aufgebung und Verzweiflung an allem Besserwerden; es ist kein Klagelied mehr wie früher, sondern Satire voll Bitterkeit und Strafreden. Es ist, wie bei den niederländischen Didaktikern, der Niedere, der gegen den Höheren in heftigem Eifer redet, der diesen durchaus nur in seinen Verhältnissen zu den Armen und den Bürgern sieht und feurig wie Berthold wider die Hartherzigkeit und Kargheit der Mächtigen predigt, die ihnen den Himmel verschließt. Gleich streift Hugo hier auf Neid und Geiz über, auf das Schinden der Armen und Unterthanen (das Abbrechen, wie es auch Berthold nennt). Es läßt sich denken, daß in diesem Kapitel die Geistlichkeit nicht geschont wird; seitdem die

Welt den Pfaffen in die Hände fiel, heißt es, giebts keinen heiligen Bischof mehr auf der Erde, die von Geiz, Gleißnerei und Simonie bedeckt ist. In den Klagen gegen den Misbrauch der päpstlichen Gewalt mahnt er wieder ganz an den Ton Bertholds, und in der Gesinnung an alle die Männer, die seit Walther bis auf Luther darüber aufgeklärt dachten und schrieben. Er blickt auf die Widersetzlichkeit der Unteren gegen die Oberen, auf den Verderb des Landes und der Leute, auf den Krieg, der auf die Kinder erben würde. Der Pfaffenkrieg habe das böse Beispiel gegeben, an dem die Cardinäle die erste Schuld hätten, die den Papststuhl drei Jahre leer gelassen. Nachdem Hugo so die Hoffart der Weiber, die Habgier der Edlen, das Ringen der Geistlichkeit nach weltlichem Besitze berührt, geht er auf das trotzige Aufstreben der Bauern über, belehrt sie und tröstet sie über den Ursprung von Herr und Knecht, von Arm und Reich, spricht dann von den Halbrittern und ihrem ärmlichen Bauerndünkel und unadligen Sitten, und von dem Armen, der zum Vogt geworden ist. Er geht zu der Hoffart der Bettler (der Bettelmönche) über, die ihm die unbilligste von allen scheint, da sie nach Gottes Gabe streben und doch nicht demüthig nach Gottes Willen leben; auf die Hoffart der Weltgeistlichen, die sich in der Uebernahme von sieben und mehr Pfarreien äußert und in dem unersättlichen Begehren nach mehreren. Die Milde der Gesinnung, die Achtung und Ehrfurcht vor dem Stande trotz der Verworfenheit der Einzelnen theilt er wieder mit Freidank. Die Klosterleute lassen alle Zucht schwinden, unzufrieden streben sie aus dem Convent, Muthwille, Unzucht, Erwerbsucht untergraben alles Klosterleben und unter Gottes Panier fährt die Schande von Land zu Land, und manche Unthat hüllt sich unter die Kapuze und den Nonnenschleier. Einem Klostergeistlichen legt er eine Klage und Reue in den Mund, daß er Mönch geworden, weil er es nicht zu den Würden gebracht, die er sich im weltlichen Stande ausgedacht hatte.

Hierauf führt der Zusammenhang auf Geiz und Habgier über,

und auf die verschwisterten Laster der Lüge und Untreue, die mit dem Bestreben nach Reichthum allgemein wurden. Unter vielem Vagen und Unbestimmten tritt Manches hervor, was den Geiz vortrefflich charakterisirt, der die Tugend des Fastens übt, aber nicht um Gott zu ehren, sondern um Brod zu sparen; der frei ist von Lüderlichkeit und Spiel, aber nicht um des Maaßes willen; der die Minne flieht, aber nicht um die Unkeuschheit zu meiden, sondern um nichts zu vergeuden. Mit dem unruhigen, gedankenvollen, rastlosen Streben nach Erwerb setzt Hugo das Vernachlässigen aller geistigen Beschäftigung und aller geistlichen Lectüre in Verbindung, und ebenso die Sauerkeit der Zeit, über die er vortreffliche Bemerkungen macht. Er klagt, daß die großen Beispiele der Freundschaft unter Griechen und Juden dahin sind. Ehedem, sagt er, gingen einfältige Menschen dahin, wo sie ihre lieben Freunde fanden und umhalsten sie mit lachendem Munde und meinten das von Herzen, in süßer Treue einfältiglich, jetzt aber gebärden wir uns ernstiglich, daß einer den andern ansieht, als habe er ihm ein Leid angethan: und dies kommt von jener unmenschlichen Sauerkeit, die Hoffart und Habsucht zuwege bringen. Der Dichter geht dann auf Diebe und Räuber über, mit denen er den Raubadel so bezeichnet, wie vorher mit den Bettlern die Bettelmönche. Zweierlei Diebe stehlen, sagt er, welche die Schande unter dem Mantel der Ehre bringen, das sind frommer Leute Kinder (Edle) und Pfaffen. Rauben, Sengen und Brennen ist heute unser Brandopfer zum Himmel; ehedem ließen sich Heiden und Juden oft von Liebe bethören in Noth und Tod zu gehen, aus Gottesminne litten die Märtyrer ihre Qualen, uns aber begeistert nur die Habsucht und großes Gut gilt für die beste Weisheit. Er zeigt, wie Richter und Schöffen nur der Habsucht dienen. Heftig, bitter und launig geht er gegen die Advocaten, Juristen und Judisten zu Felde, die das Recht krumm drehen, die Processe hinausziehen, bis Jemands Habe vom Roß zum Bettelstab kommt. Hoffart und Geiz haben zu seinen Zeiten große Unbilden durch Albrecht an Adolf, durch einen

Papst an dem anderen verübt; mit größter Schärfe fährt Hugo hier gegen Rom los, die Stadt, wo Alles feil ist, St. Peter selbst, zu dem man St. Paul in Kauf gibt. Ob einer ein Dieb, ein Räuber, ein Mörder sei, wenn er nur gibt, so spricht man ihn heilig; und so viele Bullen theilt Rom an Pilger aus, daß, wären sie mit Silber statt mit Blei behängt, keine Straße vor Mördern sicher sein würde. Zuletzt redet er von Zöllen und Laienzehnten, diesem Ungeld, dem Uebelsten aus der ganzen Schaar von Wörtern, die das Lasterblech Un entstellt.

In einem dritten Theile behandelt unser Sittenprediger den Fraß, die Unmäßigkeit, und er weiß mit lebhafter Beredsamkeit Trunkenheit, Lüderlichkeit und Freßgier mit all ihrem Gefolge ekel und lächerlich zu machen. Juden und Heiden halten mehr Maaß als wir, jeder arme Bauer mehr als der Pfaffe und Laie; der Mensch läßt sich zu Unersättlichkeit verführen, da doch das Thier nach der Natur lebt und sich begnügt. Man führe den Ochsen zum Getränke, er trinkt nicht mehr als er braucht; der Vogel weiß des Abends wo sein Nest ist, aber nicht der trunkene Mensch. Der Prediger geht dann auf üble Gewohnheit, Aergerniß und böses Beispiel, auf schlechten Zeitvertreib, Spiel und Unkeuschheit über. In diesen Theilen hört die größere Regelmäßigkeit und der genauere Zusammenhang auf; vielfach kehrt der Dichter auf die früher behandelten Gegenstände zurück. Noch knüpft er vortreffliche Sätze über die Altklugheit der Jugend an, Worte, die selbst für uns kaum vortrefflicher zu sagen sind. In seiner Jugend merkte er wenig, womit die Alten umgingen; wenn seine Gesellen zu ihm kamen und mit ihm sangen und sprangen, so meinte er Alles zu haben, wessen er bedurfte; denn mancher Dinge achtete er damals nicht, was er nun von Kindern sehe. Manches Kind ist jetzt an den Augen ein Luchs und in dem Herzen ein Fuchs; und wie soll das im Alter werden, was sich schon in der Jugend alt macht? Will einer seine Freude auf das Alter sparen, so hat er seiner Jugend Weisheit und Arbeit übel angelegt.

Ihm graue, wenn er kleine Kinder sehe, die weise Worte reden und ernsthaft sind. — So redet er auch hernach, wenn er auf Bosheit zu sprechen kommt, von dem Uebermuth der Schüler in der Schule, die, wenn sie zwei Argumentlein gelernt hätten, deren drei noch kein Ei gelten, schon des Meisters Meister sein wollen. — Doch, wir wollen diesen letzten Theilen des Werkes nicht weiter folgen, wo sich der Dichter vielfach in Abschweifungen, in christliche Mysterien, theologische Streitfragen, Erörterungen über Dichter, Vaterland und Sprachen, in Jeremiaden über Gegenwart und Lobpreisungen der guten alten Zeit der Väter verliert, die nichts mehr mit der allgemeinen Anlage des Werkes zu schaffen haben.

Die Achtung vor dem beschaulichen Leben, verbunden mit der gesunden Beherrschung aller praktischen Verhältnisse des Lebens machte dies Buch der deutschen Nation werth, und setzte es in Eine Reihe mit jenen früheren Dichtern unter dem Adel, die zuerst die Begriffe der Humanität ausbreiteten, und mit den späteren Reformern des 15. und 16. Jhs. Wie lieb mußte dem Volke dieser Renner werden, als es noch keine Bibel und keinen Katechismus besaß, als es den Thomasin zu schwer, den Freidank zu knapp, den Stricker zu wenig Herr seiner Gedanken wie seiner Form fand! Denn wie gerne hat die Menge, aus der noch nicht aller gute Kern getilgt ist, etwas in der Hand, an dem sie das Gewissen regelt und übt! Wie außerordentlich mußten daher die Wirkungen sein, mit denen solche Bücher wie dieses der Reformation vorarbeiteten! Aus Urzeiten hatten sich die Sprüche der Bibel unter die unmittelbarste Weisheit des Volkes, unter die nationalen Sprichwörter gemischt; jetzt treten Prediger in der Kirche und im Buche auf, die im Volkston und in derber Verständlichkeit reden, und in dieser eindringlichen Manier in tausend beliebten faßlichen Formen die ganze Weisheit der Bibel austrugen und das ganze Reich der Sitte nach ihrer Lehre gestalteten. Wie anders mußte da die Uebersetzung der Bibel in einer neubeseelten Sprache in Deutschland wirken, wo sie nichts Neues brachte, sondern

nur das Längstbekannte mit ihrem heiligen Ansehen festigte, wie anders hier, als in den romanischen Ländern, wo man fortfuhr Romane, nichts als Romane zu lesen, die bei uns in einen Verfall gekommen waren, der unsere Poesie dieser Zeiten gegen die auswärtige ebenso in Schatten stellt, wie uns eben diese Werke eines Thomasin und Hugo, die zum Ruin der Romandichtung das ihrige redlich beitrugen, den Ruhm und den Segen fördern halfen, den diese Zeiten der Auflösung aller politischen Bande und aller geistigen Bildung durch die Festigung einer großen sittlichen Kraft mit der Emporhebung des Mittelstandes für die Zukunft der Nation im Stillen vorbereiteten.

Die Nation hatte mit dem Abblühen der ritterlichen Bildung eine große Periode ihrer Entwickelung vollendet; ein anderer Volkstheil trit allmählich in den Vordergrund, und schiebt mit der politischen Geltung der vornehmen Klassen, der Geistlichkeit und des Adels, zugleich ihre Art der Bildung und Verbildung bei Seite, indem sie dieselbe durch eigne und neue, sittliche wie gesellschaftliche Tendenzen ersetzt. Der Renner und die satirisch-didaktischen Werke der ähnlichen Art bilden die Vertreter der praktisch verständigen Weltansicht der mittleren Volksklassen, die im 15. Jh. den Stand des Religionsglaubens und der Kirche, des Staats und der Gesellschaft tiefer und tiefer verändern half: nicht aber ohne die Mitwirkung einer zweiten ganz verschiedenen Potenz, die in eigenthümlicher Weise mit jener verzweigt und verbunden, wiewohl innerlich getrennt und gegensätzlich, zusammen operirte; dies ist die mystische Theosophie des 14. Jhs., die den Saamen einer neuen lebendigen Frömmigkeit und inneren Beschaulichkeit ausstreute, dessen Früchte später durch Taulers Schriften und Staupitz' Lehre für Luthers Geistesbildung eine unmittelbare Nahrung wurden. In beiden Richtungen wirkten recht eigentlich revolutionäre Kräfte auf eine Neubildung der Gesellschaft hin, wie es immer geschieht, wenn ein unerträglich gewordenes Uebermaas verwickelter und verderbter Verhältnisse auf einen einfacheren

Zustand der Dinge zurückgeführt werden soll; ein fanatischer, ein phantastischer, ein überspannter Eifer bestimmte vor Allem die Anfänge der letzteren Richtung, in der die Geistlichen, die Mönche ausschließlicher allein thätig waren. Wenn man sich nur oberflächlich die ganzen deutschen Zustände seit dem Interregnum vergegenwärtigt, den fortwährenden Kampf der geistlichen und weltlichen Gewalten, die trostlose Zerrüttung der staatlichen und kirchlichen Verhältnisse, die herrschende Anarchie, die allgemeine Sittenverderbniß, die nach Hugo's Schilderungen alle Stände durchdrang, wenn man sich dazu des äußeren Elends, der Schrecknisse der Natur erinnert, der Seuchen, Erdbeben, Heuschreckenzüge und Hungersnöthe, mit denen der Himmel im Verlaufe des 14. Jhs. die Menschheit heimsuchte, so wird man unschwer die dunkeln aber machtvollen Triebe in jenen Geschlechtern begreifen, die um die Zeit aus ihrem Verfalle zu reißen auf die extremsten Heilmittel verfielen. Einerlei Drang, der aus dem Bestehenden hinwegrang nach besseren Zuständen, rief die Secten der Waldenser und so zahlloser anderer Ketzer, rief die wetteifernden Orden der Mönche und die streitenden Lehrmeinungen der Theologen hervor. Man wollte das Leben und die Zeit des ursprünglichen Christenthums zurückholen; die seltsamsten Erscheinungen in der geistlichen Welt des 13. Jhs. weisen auf jene Zeit und ihre Eigenthümlichkeiten caricaturartig zurück. Im heiligen Franciscus stand ein cynischer Christus auf; wie dieser im alten Testament, so war Er in einem der Engel in der Offenbarung Johannes vorbedeutet. Er parodirte das Leben des Heilandes mit Erfolg, und am Ende des 14. Jhs. schrieb Bartholomäus Albizzi sein Buch von den Aehnlichkeiten zwischen Franciscus und Christus, und bewies, daß sich jener diesem vollkommen gleich gemacht und ihn in einigem Wunderbaren noch überboten habe: was denn später eine treffliche Waffe in der Hand der Reformatoren ward, die das Buch den Barfüßer Eulenspiegel nannten. Fand Christus an diesem seinen Vertreter, so fand ihn Johannes an dem Abte Joachim von Flora oder wer sonst der

Verfasser des sogenannten ewigen Evangeliums ist; und dieser Prophet wirkte mit seinen Weissagungen so auf das 15. Jh. fort, wie Franciscus mit seinen Wundern auf das 14te. Des Heiligen Lehre war, daß Armut die Königin der Tugenden sei und der vornehmste Weg zum Himmel; und seine Apostel predigten das Leben der Märtyrer und ersten Glaubenshelden, als die großen Geistlichen mit dem Adel um die Wette das Räuberhandwerk trieben. Der letzte Grund ihrer Ermahnungen war jener Spruch des Erlösers, daß man von zwei Röcken den Einen dahin geben, und nach dem Streich auf Einen Backen den andern zum zweiten hinreichen solle. Und dies predigte man, als sich gerade die Stände theilten und haßten, Misgunst, Neid und Erwerbsucht allen Eigennutz steigerte und alle Sicherheit der Person und des Besitzes aufzuhören anfing. Die Gelehrsamkeit der Geistlichen, der Besitz der Reichen ward gleichmäßig von den neuen Förderern einer patriarchalischen Urzeit verschmäht. Doch zeigte sich schon bei Lebzeiten des Stifters dieses strengsten der Bettelorden, daß weder jene Gelehrsamkeit zu verbannen, noch diese Armut zu üben in solchen Zeiten leicht möglich war. Namentlich in Deutschland waren die üppigsten Auswüchse dieser Lehre nicht zu finden, wo unser Bruder Berthold den Satz von dem Hingeben des Einen Rockes nicht allein verspottete, sondern sogar ausdrücklich als einen Hauptartikel ketzerischer Satzung nannte; und wo im 14. Jh. um Ludwig IV (in dessen Schwanken zwischen Demuth und Widersetzlichkeit gegen die Kirche, in dessen Bereitwilligkeit jetzt die irdische Krone der himmlischen und dann diese jener zu opfern, der innere Zwiespalt der Zeit besonders kräftig verkörpert erscheint,) jene gelehrten Minoriten sich sammelten, deren Schriften dem päbstlichen Ansehen so gefährlich wurden. Fortwährend waren so die Kämpfe der milderen Partei der Franciscaner mit der strengeren, die auf dem völligen Wegwenden von der äußern Welt bestand, im Gange. Im 14. Jh. erhielt die strengere Meinung wieder einen neuen verstärkenden Anhang. Die mystischen Theosophen aus den Reihen der rivalen Dominicaner, die jetzt eine

mächtige Schule in Deutschland aufrichteten, wetteiferten zum Theile mit den strengsten Spiritualen unter den Barfüßern in dem Bestehen auf der Befolgung des Geheißes Christi, alle Habe wegzugeben und ihm arm zu folgen; in der Legendensammlung Hermanns von Fritzlar wird aufs neue verlangt, der Mensch solle kein Eigenthum besitzen, es sei denn jedem anderen ebenso bereit, wie ihm selbst; er solle keinen Gewinn nehmen in Kauf und Verkauf; er solle kein Gut fordern, weder vor geistlichen noch weltlichen Gerichten; er solle sein eigenes Gut nicht vertheidigen, weder im Feld noch in Dörfern und Städten. So mancherlei Spuren von größter Weltverachtung sich schon im Renner zeigten, so würde doch Hugo diese Schwärmereien der Mystiker so wenig wie Berthold gebilligt, er würde vielmehr wie sein Vorbild Hugo von St. Victor, (der zwar in seiner Wegwendung von der Scholastik zu einer seelenhafteren Gottesweisheit der eigentliche Wegweiser in diese mystische Theologie war) auf die Gottesliebe dieser Verzückten schief geblickt haben, vor deren geistlicher Hoffart einzelne Verständige und Nüchterne schon damals warnten.

Von dieser Untugend waren selbst die besseren Köpfe der mystischen Schule nicht frei, deren Wegkehrung von der Unerfreulichkeit und dem Elend des äußeren Lebens eine andere, veredelte Richtung nahm: sie wandten sich ganz auf das Innere des Geist- und Seelenlebens, auf die unmittelbare Anschauung des Wahren, Guten und Heiligen: da sie denn, abgestoßen von der unfruchtbaren Methode der Scholastik, die sich an den unbegreiflichen Geheimnissen der christlichen Glaubenslehre mit den willkürlichsten Klügeleien des dürren Verstandes abmühte, in einem tiefgründenden innerlichst zusammenhängenden Systeme die heiligen Mysterien begrifflich vor der Vernunft zu rechtfertigen trachteten. Der große Meister, der diesen kühnen Ideenbau aufführte, der Erzvater der deutschen Speculation, war der Dominicaner Bruder Eckhart[340]), der in Paris gebildet,

340) Ueber seine Lebensverhältnisse vgl. Preger, Vorarbeiten zu einer Geschichte der Mystik; in der Zeitschrift für histor. Theol. von Riedner und Kahnis.

wahrscheinlich in Thüringen gebürtig war, wo er zuerst als Vicar thätig gefunden wird; später begegnet man ihm als Provinzialprior in Sachsen und von da aus als Klostervisitator 1307 in Böhmen; später (nach 1312) wirkte er im Westen, in der Ordensprovinz Deutschland, in Straßburg, Frankfurt und Köln. In Straßburg war ein engster Schülerkreis um ihn versammelt; dorther stammt Joh. Tauler (1290—1361), dorther der Bürger Rulmann Merswin, der 1352 das Buch von den neun Felsen schrieb (ed. C. Schmidt. Leipzig. 1859); dorther der Bruder Nikolaus[341]), der dem Meister, als 1325 auf dem Generalcapitel des Dominicanerordens in Venedig Klage wider dessen Lehre erhoben ward, einen Bruderdienst erwies: aus seiner Untersuchung, den der Pabst zum Specialinquisitor bestellt hatte, ging Eckhart freigesprochen hervor, und als (Anfang 1327) der Erzbischof Heinrich von Köln den Prozeß wieder aufnahm und den Inquirenten und Inquisiten vor sein Gericht forderte, bestritten beide dessen Competenz unter Berufung an die Curie, und Eckhart gab eine Erklärung ab, die mehr ein Protest gegen falsche Auslegung seiner Sätze war, als ein Widerruf, als den sie etwas später, nachdem der Tod bereits den Meister vor aller Verfolgung gesichert hatte, eine päbstliche Bulle (27. März 1329) bezeichnete, die eine Anzahl Eckhart'scher Sätze als ketzerisch verurtheilte. Und es kann nicht füglich bestritten werden, daß seine, nur der schärfsten Denkkraft ergreifliche Lehre, soweit sie in seinen gelehrten Predigten voller Anführungen aus Christen und Heiden, voller Erörterungen von Schulfragen und voll von friedlicher Polemik in die Oeffentlichkeit trat, nur zu geeignet war, die Laienmenge irre zu leiten. Diese Gefahr ward dadurch vergrößert, daß Eckhart's Schule über seinen Orden hinausgreifend, sich so weit ausbreitete, daß man nicht allein die Besorgnisse der von Secten zerrissenen Kirche, sondern ebenso die Aengstlichkeit des Ordens und die

1869. I.; und dessen „Meister Eckhart und die Inquisition". München 1869. Dazu Germania 14, 373.

341) Einige Predigten von ihm in Pfeiffers deutschen Mystikern I.

Bedenklichkeiten innerhalb der Schule selber wohl begreift. Die unermüdlichen Forschungen[342]) haben eine ganze Masse Namen von meist sonst unbekannten Männern der Schule zu Tage gefördert, aus deren Sprüchen und Reden, so wenige deren erhalten sind, wir erfahren, daß die Schule selbst durch Streitfragen getheilt war und daß der gepriesene Meister frühe seine Widersacher fand[343]), wie sich neuerer Zeit, bei der Wiedererstehung seiner Werke[344]) philosophischer- und theologischerseits Angreifer und Vertheidiger gegenüberstanden. Und nichts war, zumal in der Zeit des Theosophen selber, natürlicher, bei der schonungslosen Rücksichtslosigkeit, mit der sein rein speculatives System eines christlichen Pantheismus, den Bildungen jener Tage und Jahrhunderte weit zuvorgreifend, die Schale der Bilder und Gleichnisse zerbrach, mit der die Theologie die christlichen Mysterien herkömmlich umhüllte und verhüllte. Dies System giebt die reine Befriedigung eines philosophischen Kunstwerkes von strengster Beschlossenheit; es hat historisch die Bedeutung, daß es die wunderbare Anlage unserer Sprache für Abstraction und Speculation gleich mit dem ersten Betreten dieser Geistesbahnen in einer merkwürdigen Virtuosität erschloß, und daß es den Grund aller unserer transcendentalen Wissenschaft bildet; wie denn die Ueberwirkung dieser Philosophie auf den Spinozismus und Hegelianismus vor Augen liegt.

Es ist nicht unsere Sache, Eckharts Religionsphilosophie systematisch zu analysiren[345]); wir deuten nur, möglichst in den eigenen

342) Fr. Pfeiffers in Haupts Zeitschr. 8, 209. 422. und Germania 3, 225.

343) Das Fragment einer polemischen Predigt dieser Art ist das Stück, dem Docen (Misc. 1, 140) die Ueberschrift „Von der wirklichen und möglichen Vernunft" gegeben hat und das mit diesem unpassenden Titel in lit. Handbücher eingetragen ist. Es kann in Einigem dienen, ein weiterhin anzuführendes Gedicht „von den sieben Graden" zu erläutern.

344) In Pfeiffers deutschen Mystikern. II. Leipzig 1857.

345) Vgl. darüber: C. Schmidt in den Theol. Studien und Kritiken 1839 und in den Mémoires de l'acad. des sciences morales et pol. 1847. Martensen, Meister Eckart. Hamb. 1842. R. Heidrich, das theol. System des Meister Eckhart. Posen 1864. Jos. Bach, Meister Eckhart, der Vater der deutschen Speculation. Wien 1864. A. Lasson, Meister Eckhart der Mystiker. Berlin 1868.

Ausdrücken des Meisters, eine Reihe der Sätze an, auf welche diese Lehre der äußeren und inneren Abgezogenheit hinausläuft, um dann den Rückweg zu unserer Geschichte der Dichtung zu finden.

Aller Dinge dunkler Grund und Anfang ist die verborgene Finsterniß der Gottheit, da Gott sich selber unbekannt und unbewußt ist; Gottheit und Gott ist verschieden, wie Nichtwirken und Wirken: das Wirken der Gottheit, das Wesen Gottes, Gott selbst, trit mit dem Bekennen (Erkennen) seiner selbst ein, denn sein Erkennen ist sein Wirken; sein Erkennen und sein Wirken ist sein Wesen; er ist blos Wesen, das einzige Wesen, das d a i st; alle Eigenschaft abgezogen und abgeschieden und abgeschüttet, daß nichts bleibt, als ein einziges I st, das ist die Bezeichnung Gottes; in diesem Ist, diesem Wesen, sind alle Wesen, alle Creaturen inbegriffen. Mit dem Eintrit des Selbstbewußtseins in die Gottheit, des Lichts in die Finsterniß, der Offenbarung Gottes in sich selbst, ist der ewige Ausfluß aller Dinge aus Gott gegeben, der in sich selbst verfließt; in diesem e w i g e n Ausflusse bleiben die Dinge ohne Maße (Erscheinung); der ewige Ausfluß ist bloße Offenbarung Gottes in sich selbst; alle Creatur fließt darin aus, ohne sich selber, da ist sie Gott mit Gott. Alle Dinge sind nicht von sich selber, sondern sie sind gewirkt von einer Sache (causa), die ihr selbes selber ist, das ist der Vater; und aller Dinge Abbild ist der Sohn. Des Vaters Anblick seiner eigenen Natur, der Widerblick seiner Natur, das ist sein Sohn; vor aller Schöpfung hat der Sohn vor dem Vater, der Vater vor dem Sohn gespielt in einer schwebenden Stille; beider Spiel mit einander, ist der heilige Geist, an dem sie beide spielen und er mit beiden; das Spiel ist dasselbe, was es ist, woran sie spielen: ihr Spielen und der Gegenstand ihres Spieles ist Eins; ihr gegenseitiges Lieben ist Eins mit dem Gegenstand der Liebe, so ist das Wesen, das sein selbes Wesen ist, in sich selbst verschlossen, und Eigenschaft in Wesen aufgelöst. Hätte der Bildner aller Dinge in dem Vater nicht ewig geschwebt, so hätte der Vater nichts wirken können, darum mußten mehrere Personen sein als Eine; denn an dem

ewigen Ausflusse ist der Sohn von dem Vater ausgeflossen in alle Dinge, mit ihm, und nicht allein; der ewige Ausfluß ist die Ursache aller Dinge in der Ewigkeit. Von ihm verschieden aber ist der Ausfluß in der Zeit, da die Dinge geschaffen sind aus Nichts, da sind sie nicht mehr Gott in Gott, sondern Creatur, nicht mehr ohne sich selbst und ohne Maßen, sondern mit Maßen, zu Form und Erscheinung gekommen. Die Welt ist nicht ewig gewesen in dieser zeitlichen Erscheinung, sondern nur ewig in Gott; ursprünglich sind die Dinge nichts an sich selbst, sondern Gott in Gott, und darum streben sie hinauf zu ihm und er fließt in Alles aus, besonders aber in die menschliche Seele. Denn dies sind die drei großen Schöpfungen, da Gott das Werde sprach: in der Ewigkeit, in der drei Personen Einung in göttlicher Natur; in der Zeit, in der Einung göttlicher und menschlicher Natur in Einer Person, und in der Ewigkeit und Zeit, in der Einung der Seele mit Gott, die ist besser und höher, als wenn ein Mensch alle Werke thäte, die alle Creatur thut. In dieser Einung war Adam vor dem Falle, da hatte er alle Creatur an seiner obersten Kraft, wie der Magnet seine Kraft gießt in die Nadel und mit einer viele andere an sich zieht; als er aber seine oberste Kraft von Gott schied, da fiel er mit allen seinen Kräften und mit aller Creatur. Nun strebte aber diese, einen Menschen zu schaffen, der wieder in die Einung käme, in der Adam war, der alle Creatur zu der Einung erhöbe, in der sie mit der menschlichen Natur war, und die menschliche zu der, in welcher sie mit Gott war. Das ward vollbracht an Christus, da er sprach: ich will alle Dinge an mich ziehen. In ihm stund Alles in einer geordneten Einung mit der obersten Kraft; und so geschieht es dem Menschen, der sich mit Christus vereint, in ihm werden alle mannichfaltige Dinge gesammelt; da wird man ein Gott; alle Creatur ist ein Mensch, und der Mensch ist Gott an Christus Person. Darum ist Christus Mensch geworden, daß der Mensch Eins werde mit ihm; die Seele soll sich mit Gott vereinigen, und daß dies desto sicherer geschehe, soll sie ledig aller

Dinge, aller Creatur überdrüssig werden, das Weltliche ertödten und nur den Geist Gottes in sich leben lassen, und daß auch dieser desto freier wirke, soll sie Gott selbst ihren freien Willen anheim geben; sie soll sich der Sinne begeben und der niedern Seelenkräfte und ihrer Werke, daß allein die oberste Kraft der Vernunft wirke mit Gott, oder vielmehr ihn wirken lasse ohne Hinderniß. So wirkt er seine Göttlichkeit an ihr und wieder sie an sich, das ist das Wesen der Vollkommenheit. Die Seele hat keinen heimlicheren Zugang zu Gott, als mit Nichts zu Nichts, darum soll sie sich sinnlicher Dinge ermüßigen, denn ein einziger Anblick der Blosheit, die Gott ist, reiniget mehr die Seele als alle Werke der Christenheit. Darum liegt auch der Kern des ewigen Lebens mehr im Verständniß, als in der Liebe, denn die Vernunft geht gerade auf zu Gott, die Liebe aber kehrt sich zu dem was sie liebt, und nimmt davon was gut ist; Verständniß nimmt das, wovon es gut ist; Honig ist das süßeste, die Liebe nimmt Gott insofern er süß ist, das Verständniß aber insofern er Wesen ist. Darum, wie lauter und unschuldig die Werke sind, die da vollbracht werden in dem Lichte der Seele, so sind die noch unschuldiger, die da innen bleiben und in dem Geist, und nicht herauskommen. Da nähert sich die Seele ihrem Zustande nach dem Tode, wo sie in die Gottheit geworfen wird, ihre Individualität (ihr Icht) verliert, im Antlitz Gottes begraben; da sie aller Creatur unbekannt, ihr aber alle Creatur bekannt wird. — Man sieht, wie durch und durch hier die christliche Dogmenlehre auf reine Vernunftbegriffe zurückgeführt ist. Der Meister, der seine Weisheit von Gott begehrt, und alle Offenbarungen seines Geistes übernatürlich von der Gnade empfängt, verschmäht mit seinem Lehrer Augustinus die empirische Erkenntniß, die Bilder aufnimmt wie das Auge; und die geistigere, die von sinnlichen Dingen Bilder für die übersinnlichen hernimmt; er verschmäht es also, die Thatsachen der Bibel einfältig zu nehmen, wie sie sind und sich bei der Lehre und dem bildlichen Sinn der Gleichnisse zu be-

gnügen; er sucht die Erkenntniß der Engel, die erkennt ohne Bild und Gleichniß, wie es inwendig ist in dem Geiste.

In diesen ihren rein speculativen Anfängen nun schien die Lehre der Mystiker für die religiöse Erbauung der Laien, für eine Reinigung des sittlichen Lebens, für eine eingreifende praktische Wirksamkeit auf die Gesellschaft wenig versprechen zu können. Dies änderte sich aber alsbald durch die kirchliche Verfolgung der kühnsten Sätze dieser Neuerer, die den philosophischen Kern der Lehre für reifere Zeiten vergrub, mit ihm aber unstreitig auch dasjenige entfernte, was sie für die weiteren Kreise damals unfruchtbar gelassen hätte. Sobald die metaphysische Wurzel des Systems überdeckt war, hinderte nichts, daß die Zweige des philosophischen Baumes als Hauptfrucht zunächst jene ascetische Moral der Schüler Eckharts ansetzten, die aus der gefährlichen Abstraction ihren Rückzug nahmen auf die praktische Anleitung zu einem frommen christlichen Wandel. Zwar auch auf diesem geläuterten Gebiete blieben dann noch die wunderlichsten Ausschweifungen eingenistet in dieser gespannten Lehre der Entäußerung, die, um Gottes willen, Schlaf, Trank und Speise aufzugeben, ein Opfer des Willens und Begehrens, in Selbsterniedrigung und Vereinsamung jede Stimme der Natur zu unterdrücken, und sich zu erheben mahnte zu den Dingen, „die über aller Wandlung schweben, die die Zeit nicht berühren kann"; die ein geistlich schauendes Leben zu führen empfahl, das ein sterbendes Leben ein lebendes Sterben sei, das uns von allem Sichtbaren frei mache; die die Seele rieth in eine Ledigkeit und Müßigkeit zu versetzen in der wir mit Gott zusammenfallen, und den Körper abzutödten, die kothige Wand umzuwerfen, die uns allein verhindert, schon hier den seligen Zustand der Engel zu erreichen. Gleichwohl lag in diesen Lehren und Uebungen der Seelenabgezogenheit, in der mühseligen Gottseligkeit dieser ascetischen Büßer und verzückten Inspirirten einmal ein völliger Bruch mit den dialektischen Spitzfindigkeiten der Scholastik; dann aber wurde durch die Ueberspannung selbst ihrer schwunghaften Einbildungskraft eine

Wärme der Herzen entbunden, unter deren Einfluß allein auf eine wahre sittliche Reinigung konnte hingearbeitet werden. Die Schriften und Predigten auch der ersten Schüler Eckharts mochten dem Volke oft noch unbegreiflich genug vorkommen, aber sie sprachen doch zu ihm in seiner Sprache und mit der Stimme des Herzens eben so oft, als mit Begriffsdeductionen. Wenn zwar die Vielen die Einheit des Lebens, zu der diese Lehrer zurückriefen, weder begreifen hätten können noch wollen, so begriffen sie doch, was sie von der Einfachheit des patriarchalischen Lebens der ersten Christen predigten, diese Dominicaner des 14. Jhs., wie früher die Franciscaner des 13. Und die Anwendung, die sie davon auf den anstößigen Prunk der Geistlichkeit machten, war am wenigsten dunkel und am wenigsten verloren. Wir haben bisher unter Geistlichen, Adel und Bürgern starke Stimmen gehört gegen Pabstthum und Kirchenzucht; allein es waren Einzelne und es blieb beim Reden. Hier aber traten ganze Mönchsorden hervor, die Geistlichkeit selbst fing an, sich zu revolutionären Bewegungen in Schrift, Lehre und Leben zu ordnen. Jene Einzelnen hatten sich zu sehr zu den höheren Klassen gewendet, die sich bei dem Uebelstande im Vortheil befanden; allein die Mönche standen dem Volke nahe, lehnten sich auf dieses, lehrten es in seiner Sprache, in Prosa, in Predigt eine praktische Religion, und kehrten dem Adel und den Gelehrten, sammt ihrer Weisheit und Bildungsart den Rücken. Schon bei dem schwärmerischen Heinrich Suso (1300—65), der in Köln zu Eckharts Füßen gesessen, nimmt man in seinem „Buche der Wahrheit" von der Metaphysik des Meisters gleichsam Abschied; in seinem Buche „von der ewigen Weisheit" leitet Heinrich zu dem Beispiel an, das sich der Fromme an Christs Leben und Leiden nehmen soll. In dieser sittlichen Richtung der praktischen Seelsorge wirkten dann in Nord und Süd die Joh. Ruysbroek († 1381) und Joh. Tauler weiter; auf diesem Wege lag das von Luther hervorgesuchte Büchlein „deutscher Theologie" (ed. Pfeiffer. Stuttg. 1851. 1855) von einem Priester des Deutschherrenhauses in Frankfurt; auf diesem Wege ward

weiterhin das berühmte Buch von Thomas a Kempis der Schlußstein dieses Gebäudes. Niemand hat mächtiger als diese Männer auf Luther gewirkt. Hätten sie nichts gethan, als ihm eine deutsche Kirchensprache vorzuarbeiten, so wären sie dadurch allein dem ehrenden Andenken der Nation für immer empfohlen.

Hatte es auf den ersten Blick den (zwar trüglichen) Anschein, daß von der abgezogenen Wissenschaft der Mystiker eine Brücke zu praktischer Religiosität wenig denkbar sei, so wird untrüglicher das Vorgefühl sein, daß irgend eine Beziehung der Dichtung kaum vorauszusetzen sei zu einer Lehre jenes speculativen Charakters, die das Gebiet der Philosophie so scharf umzeichnete und die sich von innerer Nothwendigkeit getrieben mit solcher Meisterschaft auf die Ausbildung der ungebundenen Rede warf. Dennoch hat sich auch an diese Richtung unserer religiösen Cultur, die deßhalb für unsere Aufgabe von einem unmitelbaren Interesse war, ein eigener Dichtungszweig angelehnt, wiewohl in Wahrheit diese bildverschmähende Speculation nicht einmal so belebend auf die Dichtkunst hat herüberwirken können, wie die scholastische Philosophie auf unsere Gnomiker. Das sinnliche Element, das der Kunst unentbehrlich ist, entschwand den Dichtern, die sich in Deutschland ohne große Begabung und Hingebung an den undankbaren Stoffen mystischer Betrachtung versuchten, noch mehr als jenen Spruchdichtern. Dante ist der poetische Verklärer dieser mystischen Gottinnigkeit geworden; aber auch in ihm zeugt die bewundernswerthe Größe der Conception, die er in seinem Paradiese bewährt, noch glänzender für die Tiefe seines Gedankens als für die Kraft seiner dichterischen Einbildung. Was in Deutschland in dieser Richtung versucht ward, kam aus den bildungslosen Anfängen nicht heraus und blieb so weit hinter dem großen Italiener zurück, wie unsere Rittermären des 14/15. Jhs. hinter Ariost oder unsere Mysterien hinter Calderons Autos. Wenige Stücke solcher mystischer Poesie besitzen wir in der Literatur des 14. Jhs., die sich zu dem Renner ganz so verhalten, wie unsere theosophischen Prediger zu dem Volks-

lehrer Berthold. Wir haben Dichtungen des verwandten Geistes schon im 11/12. Jh. in Franken und Oesterreich gefunden. Aber auch die Zwischenzeit von da bis zum 14. Jh. war keineswegs von geistlichen Dichtungen, in denen jene eigene Verbindung von Abstraction und Sinnbildnerei wie bei den Mystikern herrscht, ganz entblößt. Wir wollen Ein größeres Gedicht, der Sünden Widerstreit, oder wie es (nach V. 3424 der Gießener Hs.) der Dichter nach seinem rechten Namen genannt wissen will: „des lieben Christus Büchlein" benutzen, um dies zu belegen. Es ist ursprünglich in mitteldeutscher Mundart geschrieben; die älteste und vollständigste Handschrift[346]), in der es etwa 3500 Verse hat, ist von 1278; die Entstehung des Gedichtes selbst kann nicht viel älter sein. Es fällt also vor den Renner und die mystischen Dichtungen des 14. Jhs. und bietet zu dem praktischen, auf die Lage der Zeit unmittelbar bezogenen Lehrgedichte des Volksmannes Hugo und den abgezogenen Schriften der weltentzogenen Mystiker einen doppelten, anziehenden Gegensatz. Den Anstrich des Gedichtes, dessen Verfasser gänzlich im Hintergrunde bleibt, ist weder volksthümlich noch streng geistlich; man möchte sagen, es sei aus den Vorstellungen eines Ordensritters hervorgegangen, einer Klasse, die sich, wie wir wissen, gerade in jenen Zeiten der Dichtung fleißig annahm. Es ist nicht in dem Systeme der Mystiker gedacht, aber nicht wenig in ihrem Geiste. Es lehrt nicht wie sie das Dahingeben alles Aeußerlichen, denn Gottes Gnade liegt, nach dem Dichter, in allem Geschaffenen, das man lieben darf und soll, nur daß man Gut und Ehre zu Gottes Lobe brauche. Dagegen liegt die Vorstellung der Mystiker, daß der Grund alles Bösen im Menschen die Selbstliebe sei, nach der er sein eigen, um seiner selbst willen sein wolle, der ganzen Darstellung des Gedichtes unter. Die Aufopferung des Willens (der Eigenliebe und Selbstsucht) reinigt

---

346) Die Gießener N. 3518. Ich benutze die Heidelberger N. 367. Fol. 266, in welcher der Schluß fehlt.

nach dem Dichter das Herz so, daß es sich mit Gott vereint; geben wir uns Gott dahin, leben wir nicht mehr uns selbst, so kann Christus in uns leben; wer sich so an Christus verliert, der wird „von diesem süßen Nichte erst zu Ichte", und gibt ein armes Leben um einen reichen Kauf. Gäbe Jeder in dieser Weise Leib und Seele der Liebe zu Gott hin, so könnte die Welt ein einziger Liebesorden werden, die jetzt der Sünde Orden ist, die alle Reiche mit ihren Rotten überzogen hat. Die Schaar ihrer Knechte, der Untugenden, wird gemustert, alles Einzelne ist sinnvoll auf jenen Grundgedanken zurückbezogen. Die Seele der ganzen Heeresmacht der Sünde ist die unrechte Liebe (Selbstliebe); sie hat mit der Hoffart den Lucifer, mit dem Ungehorsam Adam und Eva, mit Zorn, Haß und Neid den Kain gestürzt, mit Falschheit und Untreue die Welt überzogen, und mit der Gierigkeit, die in Klöster und Klausen, in allerhand Leben, in begebenes und unbegebenes gedrungen ist. Nachdem Kundschaft und Weisheit, die Wartmannen, die Quelle der Macht der Sünde, ihre List, Waffen, Hinterhalt aufgedeckt, soll nun die Ritterschaft der Gotteskämpen, in der arm und reich, Dienstmann und Freier, Mann und Weib dienen kann, jener Kunde entsprechend ihren Rath bei der rechten Liebe (zu Gott) suchen, zu Hauptleuten Beichte und Reue nehmen, von dem Führer, der Liebe selbst, den Streit lernen wie man die Sünden niederreitet, Alles nach der Sitte wie Christus selber gestritten hat. Dann unterhalten sich Sünde und Satan über ihre Niederlage, und trösten sich, daß unrechte Liebe sich bald erholen und ihr Spiel erneuern wird. In diesem Theile und in dem letzten, wo der Dichter zur Ermahnung zurückkehrt, ist sehr viele Wiederholung, wie die Breite überhaupt des Gedichtes größter Schaden ist.

Wir haben noch andere, zum Theile ältere, kleinere, poetische und prosaische Stücke, die den Geist und Geschmack der mystischen Richtung in jener Zwischenzeit vorbereiten und einführen. In einer Gießener Handschrift des 13. Jhs. findet sich ein roh gereimtes

Gespräch zwischen Christus und der minnenden Seele[347]), das noch ins 12. Jh. zurückreicht; es ist in der Handschrift verbunden mit verschiedenen Prosastücken, worunter in „Salomo's Haus" in der Art, wie wir es schon in den österreichischen Dichtungen des 12. Jhs. fanden, der Bau Salomo's und seine Bestandtheile in gezwungenen geistigen Deutungen ausgelegt wird, noch ohne den systematischen Geist und die abstracte Manier der Mystiker des 14. Jhs. Daran reihen sich zwei Prosen „von der Menschwerdung Gottes" und „von den sieben Staffeln des Gebetes"[348]), die gleichfalls älter sind als die Dichter und Prediger jener Schule, und wovon die letztere von verwandtem Inhalte ist mit einem schon diesen Zeiten des beginnenden 14. Jhs. angehörigen Gedichte von den sieben Graden. Derselbe Mönch nämlich von Heilsbronn (Cistercienserabtei zwischen Nürnberg und Anspach), der in seiner oben (Note 326) erwähnten Abhandlung vom Abendmahl an der poetischen Behandlung dieser heiligen Gegenstände Anstand nahm, hat doch einige Stücke gereimt und zwar mit nicht geringerer Fertigkeit, als er in seiner Prosa gezeigt hat. Das erste ist das Buch der sieben Grade[349]), das dem Inhalte nach verwandt ist mit den fünf Graden der Liebe die Dionysius aufstellt, der Form nach an Vieles bei Dante, bei St. Bernhard, Bonaventura und Aehnlichen erinnert. Der Dichter, der in mitteldeutscher, bairisch gefärbter Mundart schreibt, unternimmt sein Werk, obgleich er nichts von heiligen Dingen zu wissen gesteht, hofft aber, daß Gott, der wohl einen Stummen sprechen lehrt, auch wohl einen Dummen Weisheit

---

347) Gedruckt in Adrian's Mittheilungen aus Handschriften und seltenen Druckwerken. p. 452. Darin auch p. 456 der »wunnepaum der minnenden sel«, ein werthloseres Stück des 14. Jhs.

348) In Pfeiffer's Mystikern 1, 398 ff.

349) Cod. Pal. N. 417. f. 63. Die sämmtlichen Schriften des Poeten sind nun herausgegeben von Th. Merzdorf, der Mönch von Heilsbronn. Berlin 1870. Sein Alexius auch in Maßmann's Alexius; die Tochter von Syon gab O. Schade (Berlin 1849), in Uebersetzung Simrock (Bonn 1851) heraus.

nun seiner begehrt, so flieht er sie ohne ihr nun entrinnen zu können, die dann (als er sich endlich ihr hingibt, sie umfäht, sie küßt, ihr die Pauke schlägt und geigt und zuletzt sie krönt,) in verzücktem Geiste hinsinkt und in Gott verfließt. Wie in einem Schauspiel bezeichnet hier schon eine Art Bühnenweisung die Action, und so mehrfach in einem größeren, mittelfränkischen, strophischen Gedichte, der Minne Spiegel (Ein Seel zu Gottes Füßen lag), das wie das Gespräch zwischen Gott und der Seele an der Scheide des 13/14. Jhs. liegt, und worin dies Liebesverhältniß, zum Theil nach den Vorstellungen denen wir in dem Gedichte von den 7 Graden begegneten, wie dramatisch entwickelt ist. Die Seele, in zerknirschter Reue sich selbst herabwürdigend, daß sie sich der Sünden Mist, schwächer als das Vieh, so arm nennt daß sie Schweinenahrung für gut nähme, aber in kräftiger Betheuerung ihrer Reue vertrauend auf Christs Erbarmung, wird hart und vorwurfsvoll abgewiesen; in dem Wechselgespräche ihrer Lamentationen und der Improperien des früher Versäumten erweicht sich der nun so glühend Gesuchte, als sie bei seinen Wunden ihre Zuflucht sucht, auf seine Gnade sich beruft und ihn von dem Ernst ihrer Reue überzeugt; da nimmt er sie als eine Erwählte an seinen Hof auf; die bisherigen formvollen Anreden „Herr, und Frau Seele", weichen nun gegenseitigen Koseworten. Doch ist die Seele darum noch nicht getröstet, in Angst daß ihr die Stetigkeit noch mangle und daß ihr nicht gelinge den Leib zu ertödten: wie wohl sie sich so weit entäußert hat, daß sie (anderen Sinnes als das Gedicht von der Sünden Widerstreit) alles Gut, alle Creatur verschmäht seit ihr der Schöpfer zu Theil geworden, daß sie aller Welt todt geworden ist. Und dann, nach einem glücklichen Momente der gegenseitigen Bewunderung, wandelt Gott seinen Muth und entzieht sich ihr wieder (wie oben, in dem vierten der sieben Grade), damit ihre Qual nach ihm um so größer werde; erst als sie auch diese Probe bestanden, die Gott nur seinen liebsten Kindern gewährt, empfängt er sie in seiner ganzen Gnade, die nun über menschliches Wesen emporgeschwungen ist. Die gezwungenen

wir mit ihm Gott werden könnten. Sie begehrt nun zu leiden, was Gott für uns litt. Dies ist der Grad, in dem die Heiligen auf der Erde stehen. Das siebente Gebet spricht die Seele schon vor Gott selbst, entledigt des Körpers, schauend das Geheimniß der Dreifaltigkeit. Von diesem Grade sagte Jesaias, daß kein Auge je diese Freude sah, kein Ohr sie hörte.

Von allen mystischen Bildern und Vorstellungen nahm die Poesie am liebsten die von der Seele Vermählung und Hochzeit mit Gott auf; sie war auch die, welche noch am verträglichsten mit dichterischer Behandlung war. Der Grundgedanke dazu fand sich in der Auslegung des hohen Liedes, das wir in Paraphrasen schon sehr früh ins Deutsche übergegangen fanden, das im 13. Jh. (nach 1266) durch den Magdeburger Brun von Sconebecke[350]), dann, wie wir hörten, auch durch Frauenlob eine poetische Behandlung erfuhr. In einer Reihe von dialogischen Gedichten des 13. und 14. Jhs., die auf dieser Grundlage ruhend die glühende Liebschaft des hohen Liedes auf das Verhältniß zwischen Christus und der Seele die sich ihm antraut übertragen, wird dieses Bild bald in mehr abgezogener, bald in mehr verbildlichter Weise ausgeführt. Zu dem vorhin erwähnten Dialoge zwischen Christus und der minnenden Seele reiht sich ein kurzes strophisches Gespräch zwischen Gott und der Seele (Ach starker Gott vom Himmelreich), worin die Seele Gottes Hülfe gegen den Schwarzen anruft und sich zur Morgengabe von ihrem Trauten erbittet, sie in seine Wunden zu nageln, sie in seinen Wunden „studiren zu lehren"; und er drückt sie in seine Wunden, in ihr Herz einziehend, die er zu seinem Gemahl erwählt. In einem anderen dialogischen Stücke dieser Art, die minnende Seele, naht sich Christ der schlafenden (im äußeren Leben verlorenen) Seele, die er weckt, schlägt, blendet, lähmt, entblößt um ihr Räuber zu werden, Alles damit sie sein begehre; und da sie

350) Bragur 1, 326. Er hat außer dieser cantica canticorum auch ein Ave Maria und andere Gedichte gemacht, zu Folge der Magdeburger Schöppenchronik. S. Archiv des histor. Vereins für Niedersachsen. 1849. p. 394.

nun seiner begehrt, so flieht er sie ohne ihr nun entrinnen zu können, die dann (als er sich endlich ihr hingibt, sie umfäht, sie küßt, ihr die Pauke schlägt und geigt und zuletzt sie krönt,) in verzücktem Geiste hinsinkt und in Gott verfließt. Wie in einem Schauspiel bezeichnet hier schon eine Art Bühnenweisung die Action, und so mehrfach in einem größeren, mittelfränkischen, strophischen Gedichte, der Minne Spiegel (Ein Seel zu Gottes Füßen lag), das wie das Gespräch zwischen Gott und der Seele an der Scheide des 13/14. Jhs. liegt, und worin dies Liebesverhältniß, zum Theil nach den Vorstellungen denen wir in dem Gedichte von den 7 Graden begegneten, wie dramatisch entwickelt ist. Die Seele, in zerknirschter Reue sich selbst herabwürdigend, daß sie sich der Sünden Mist, schwächer als das Vieh, so arm nennt daß sie Schweinenahrung für gut nähme, aber in kräftiger Betheuerung ihrer Reue vertrauend auf Christs Erbarmung, wird hart und vorwurfsvoll abgewiesen; in dem Wechselgespräche ihrer Lamentationen und der Improperien des früher Versäumten erweicht sich der nun so glühend Gesuchte, als sie bei seinen Wunden ihre Zuflucht sucht, auf seine Gnade sich beruft und ihn von dem Ernst ihrer Reue überzeugt; da nimmt er sie als eine Erwählte an seinen Hof auf; die bisherigen formvollen Anreden „Herr, und Frau Seele", weichen nun gegenseitigen Koseworten. Doch ist die Seele darum noch nicht getröstet, in Angst daß ihr die Stetigkeit noch mangle und daß ihr nicht gelinge den Leib zu ertödten: wie wohl sie sich so weit entäußert hat, daß sie (anderen Sinnes als das Gedicht von der Sünden Widerstreit) alles Gut, alle Creatur verschmäht seit ihr der Schöpfer zu Theil geworden, daß sie aller Welt todt geworden ist. Und dann, nach einem glücklichen Momente der gegenseitigen Bewunderung, wandelt Gott seinen Muth und entzieht sich ihr wieder (wie oben, in dem vierten der sieben Grade), damit ihre Qual nach ihm um so größer werde; erst als sie auch diese Probe bestanden, die Gott nur seinen liebsten Kindern gewährt, empfängt er sie in seiner ganzen Gnade, die nun über menschliches Wesen emporgeschwungen ist. Die gezwungenen

Bilder und Gleichnisse der vielen sonstigen Dichtungen, die sich an das hohe Lied anlehnen oder dem Preise der Jungfrau gewidmet sind, fehlen hier durchaus; es ist der innige, seelische, religiöse Ernst der Mystiker um die rein geistige geheimnißvolle Verbindung mit Gott, nur daß auch so — was Werth und Wirkung angeht — der Ueberfluß dem Besitze schadet, wie in so vielen geistlichen Gedichten des Mittelalters [351]).

Die Seele, die sich nach Gott und seiner „Gemahlschaft“ sehnt, heißt die Tochter von Syon, im Gegensatze auf der Einen Seite von der Tochter von Babylon, dem Weltkinde, auf der anderen Seite aber von der virgo Israhel, der Seele, die bereits auf dem Throne der Freuden sitzt. Die Benennung der Tochter Syon ist schon in dem Spiegel [352]), einer aus dem Lateinischen übersetzten Marienklage des 13. Jhs., wie in dem eben besprochenen Minnespiegel, gebraucht; es gibt ein Gedicht, das sie als Titel führt, die Tochter von Syon, gleichfalls von dem Mönch von Heilsbronn, der in seiner Rede von dem Fronleichnam (Merzdorf S. 20) seine Absicht schon andeutete, „ein Büchlein von der Minne“ schreiben zu wollen. Die sehnsüchtige Seele führt sich redend ein; allegorische Figuren treten dialogisch hinzu. Cogitatio quält sie mit ihrer weltlichen Unruhe und Rathlosigkeit; der Glaube tröstet sie, sie solle alle vergängliche Freude lassen, sich reuig an Jesus halten und über sich ins Himmelreich blicken. Die Zuversicht, in Gottes Küche die Küchenmeisterin, bestärkt sie in dieser Weltverachtung und weist sie an die Weisheit. Diese wieder richtet ihren Blick auf Demuth, willige Armut, Barmherzigkeit, Gehorsam und Keuschheit; sie solle verleugnen wer sie ist, hoch über sich empor fliegen durch alle Chöre zum obersten Chor: dann werde der Liebste ihr entgegen gehen und sie mit Armen umfangen, ihr seine Majestät zeigen,

351) Alle drei Stücke im Anhange zu der Erlösung, ed. Bartsch. N. 10. 11. 16. — Aus dem mittleren ist eine ausführlichere Bearbeitung hervorgegangen: in Mone's Anz. 1839. 7. 334—38. Der Minne Spiegel übers. von A. Freybe. 1870.

352) In Mone's Schausp. d. M. Alters. 1, 210.

sie bei der Hand leiten ins Land der Engel, und sie da speculiren und sich selbst contempliren lassen, bis sie gar Ein Ding mit ihm werde. Die Minne (caritas) weist sie noch näher zu dieser Vereinigung, und vereint mit ihr zeigt das Gebet der Tochter von Syon, wo Jubilatio sei. Minne und Gebet führen sie dann vor den König; die Tochter verliert ihre Kraft, die Minne trifft mit ihrem Geschosse den König auf seinem Throne, so daß er die Seele minniglich in seine Arme nimmt und sie sich vereint. Gemahl, spricht er, sei gewiß, ich lasse dich nimmer mehr und empfange dich zu rechter Ehe. Das war ein ganzer Jubilus. — Man sieht, wie ungünstig diese Gegenstände für die Dichtung sind. Die Sprache, die in Eckhart's Prosa sich selbst in den Schulausdrücken rein deutsch zu halten strebt, ist hier von Fremdwörtern seltsam entstellt. Vers und Reim verlieren in diesem wie in dem nächst zu erwähnenden Gedichte ihre höfische Reinheit und Zierlichkeit. Der Inhalt aber mußte schnell zu noch größerer innerer Entartung führen[353]. Nun kamen bald die plumpen Meistersänger des folgenden Jahrhunderts an diese Liebkosung Gottes, und man findet dann schon bei Beheim inbrünstige Ausrufungen der Seele zu Gott, wie diese: Nun muß ich dich erkennen, mein Erkenner, dich sehen Licht meiner Augen, dich liebhaben höchstes Heil, du süßer Herr und allmächtiger Gott, meine große Lust und Kurzweil, Altissimus, höchster Sabaot, nun muß ich dich umfahen, mein himmlischer Bräutigam, dich besitzen mitten in meinem Herzen, nun dich liebhaben mein Alterlein!

Unter dem nämlichen Titel der Tochter von Syon gibt es noch ein anderes größeres Gedicht von etwa 4000 Versen, von Bruder Lambrecht v. Regensburg[354]), das auf Anlaß und aus münd-

---

353) Eine solche in langweiligem Schwulste ausgesponnene, in Prosa und Reimen wechselnde Rede von den „fünfzehn Graben", auf denen die Braut-Seele bis zu der innigsten Vereinigung mit dem Bräutigam gelangt, ist auszüglich von W. Dolfel mitgetheilt in der Germ. 6, 144.

354) S. Heidelb. Jahrb. 1816. S. 713. und Hoffmann's Fundgruben 1,

lichen Mittheilungen des Minoritenprovinzial's Gerhard verfaßt ist. Es ist dies eine breitere Ausführung des eben besprochenen kleinen Gedichtes, wir haben daher nicht nöthig, den ganz gleichen Aufriß des größeren noch einmal vorzuzeichnen. Bruder Lambrecht folgt demselben Faden wie der Mönch von Heilsbronn, er läßt ihn aber jeden Augenblick seiner Hand entschlüpfen, oder er benutzt die Pausen in dem Gesprächstücke, das er aufführt, um erläuternde und sittliche Betrachtungen, Ermahnungen, Lehren in dem sinnbildlichen Gewande der Schule vorzutragen: man macht hier in dem Gedichte den Fortschritt, den die ganze Schule mit der Zeit machte, von dem wissenschaftlichen zu einem praktisch-religiösen Absehen. Daher trit auch hier der Dichter persönlich eben so sehr hervor, als sonst in den mehr wissenschaftlich gehaltenen Vorträgen der Mystiker die Personen sich verbergen. Lambrecht ist mit seinem eigenen Innern bei seinem Werke betheiligt. Er hatte selbst früher in dem sündigen Dienste der Welt gelebt, ehe er unter Gottes Gnade sich dem geistlichen Leben zuwandte und in den Minoritenorden in Regensburg aufgenommen ward; er möchte das gefundene Heil Allen mittheilen und berechnet daher seine Rede auch auf ungelehrte Leute, denen er die viel angeführten lateinischen Bibelsprüche sorgsam erläutert. Wie gelehrten Anstrich diese Anführungen dem Dichter geben, so ist er doch ein wenig gebildeter und seiner Unbildung selbst geständiger Mann. Das Gedicht fällt in die ersten Jahrzehnte des 14. Jhs.; man weiß dies aus einer Bemerkung (V. 2667) darin, nach welcher jene Kunst, die die oberste Weisheit in Christ setzt, hauptsächlich in des Dichters Tagen unter den Weibern in Brabant und Baiern aufgestanden sei, weil im Weibe, wie der Dichter beifügt, wenn es zu Gott gut wird, ihr sanftes Herz und ihr leichter Muth in einfältigem Sinne schneller die Begierde entzündet, daß sie williger die Weisheit begreift, die vom Himmel

---

307. Ich benutze die freundlich mitgetheilte Abschrift, die Weigand, der das Gedicht herausgeben wollte, von der Gießener Handschrift genommen.

schwebt, als ein harter Mann, der dazu ungelenk ist. Dies scheint sich auf die Gesellschaft der sog. Gottesfreunde zu beziehen, die auch Frauen aufnahmen und sich mit Nonnenklöstern in Verbindung setzten; es erinnert an die Briefe Heinrich's von Nördlingen an Margarete Ebner und an das Leben der Adelheit Langenmann, die so vielen in jenen Zeiten aus ihrem Kloster bei Nürnberg ein Trost ward, welche durch das Interdict, das unter Ludwig IV auf dem Lande lag, rathlos waren.

Wie hohl die Weisheit der Mystiker wird, wenn sie nicht mit der geistig oder seelisch vertieften Andacht verbunden ist, die den kräftigen Denkern und Empfindern aus Eckharts Schule eigen war, könnten wir leicht an einigen der gelehrten Poeten des 14. Jhs. zeigen, in deren Gedichten geringe Anklänge davon begegnen; nur sind diese Berührungen nicht auffallend genug um diesen Meistern hier eine Stelle zu verdienen. Noch viel hohler erscheinen die weltverachtenden, ascetischen Hänge, denen sich die Bettelmönche hingaben, wenn sie von jener inneren Weihe entblößt waren. Dies kann man, nur gar zu anschaulich, an dem Gedichte eines alemannischen Poeten: des tûfels segi[355]) erprüfen, das sich uns zum Schlusse unseres Abschnitts als ein Gegenstück zu dem Renner entgegenbietet, mit dem wir ihn begannen. Das Gedicht ist eingekleidet in das Gespräch eines Einsiedlers mit dem Teufel, den der fromme Gottesmann zwingt, ihm wider Willen, wie zur Selbstverscheuchung seines Wildes, breit auseinanderzusetzen, wie er die Menschen mit Hülfe von sieben Knechten, den sieben Hauptsünden, in sein Netz fängt, groß und klein, aus allen Ständen und Gewerken, vom Concil und Pabste, von Kaiser und König, bis zu Flur- und Waldhütern, Stubenheizern und Mistträgern, Jäterinnen, „Stegläufern und Vogeldirnen“ herab. Es ist ein sati-

355) Des Teufels Netz, ed. Barack. Stuttg. 1863. Bibl. des lit. Vereins N. 70. Die vollständigste der drei erhaltenen Handschriften ist zu Grunde gelegt, die aber alle schon Kürzungen eines verlorenen Originales sind.

risch-didaktisches Gedicht über den bösen Stand der Welt wie der Renner; es ist das Thema des Renners, wenn der Teufel rühmt, es sei ihm und seinen Gesellen nie so wohl geworden, denn „Niemand halte seinen rechten Orden"; es sind dieselben Hauptlaster, die die Menschheit veröden nach dieses Dichters wie nach Hugo's Ansicht: aber da ist in dem rohen und plebejischen Vortrage des in Reim Vers und Sprache tief gesunkenen Werkes Nichts von der beispielhaften, bildlichen Verkörperung der Gegenstände wie im Renner, nichts von dem aus Kenntniß der Welt geflossenen Weltverstande, der im Renner ein höchst lebenvolles Zeitgemälde entwarf, während hier alle Stände, ohne Vorliebe und Vorhaß, in platter Allgemeinheit und abstumpfender Einerleiheit über Einen Kamm geschoren werden von einem Poeten, der die Welt kaum von Hörensagen kennt, der wahrscheinlich zur Zeit des Concils von Constanz (1414—18) am Bodensee schrieb, ohne daß man kaum aus Einem Zuge des langen über 13000 Verse umfassenden Gedichtes merkt, daß es in solch einer Zeit geschrieben ist. Denn der Verfasser war, nach des Herausgebers richtiger Vermuthung, wahrscheinlich selbst ein Einsiedler, vielleicht ein Begharde, die damals häufig in der Gegend des Bodensee's waren, daher denn nur die, die sich der Welt entziehen, gut bei ihm weg kommen, die Einsiedler, die Beghinen und Begharden, die Regelnonnen, die Klausnerinnen, die sogenannten Vollkommenen, die freiwillig Armen, „die auf armem Leben stehen, die all ihre Habe um Gottes Willen in die Gemeinde geben, die aus Liebe gierig sind nach Christi Kreuz und die daran sterben in dieser Welt; die führen den höchsten Sinn, denn Gott ist allwege bei ihnen; das Reich der Himmel ist der Armen." Dabei ist dann aber keine Spur von dem warmen Mitgefühl Hugo's mit Noth und Armuth, denn die weltlichen Bettler fahren bei dem Poeten so schlecht wie alle Handwerker die alle die gleichen Betrüger sind; und in den tausend Versen (5699—6610), in welchen er den Preis der dem Teufel entzogenen Weltverschmäher singt, ist auch nicht ein fernster

Anhauch von der sinnigen Beschaulichkeit und dem Seelenfrieden jener Prediger, die zu der gleichen Gott dienenden Weltentsagung vermahnten.

---

6. Beispiele.

Es sieht wie ein schroffer Gegensatz aus, wenn wir in diesem Abschnitte an die kaum besprochenen Dichtungen, die von den tiefsinnigen Arbeiten der Mystiker auf dem Gebiete der Philosophie und Theologie angeregt sind, eine Reihe von Sammelwerken anschließen, die sich um Erzählungen und Schwänke drehen; und dennoch führen jene Dichtungen ganz natürlich zu diesen Gegenständen über. Wie nahe sich die Legenden mit dem weltlichen Schwank berührten, haben wir langeher beobachten können; die poetischen Erzählungen beiderlei Art aber sammelte nun das 14. und 15. Jh. in größere Massen, in Sammelhandschriften, wie sie sich in Heidelberg, Wien, München, Berlin, Karlsruhe, Gotha u. f sehr zahlreich vorfinden. In dieser Zeit begann sich der Geschmack da und dort von den ritterlichen Lieblingsgeschichten der moralischen und geschichtlichen Erzählung aus der alten Welt, und von den Thier- und anderen Mährchen der antikeren Form der Fabel zuzuwenden, und wo er den Inhalt und die Form der neueren Schwänke festhielt, setzte er sie in Prosa um und gab ihnen eine sittliche Wendung. Das Zusammentreffen des Wohlgefallens an den Anekdoten aus dem Leben alter Philosophen und Helden mit der Freude an den Vorstellungen und den sittlichen Grundsätzen der Mystiker lag in der That gar nicht außer der Natur der Sache. Wenn die Männer dieser Schule zum erstenmale bis zur Pein lebhaft empfanden, wie wenig die scholastische Erkenntniß mit ächter Religiosität und thätiger Sittlichkeit gemein hatte, wie verschwunden jede große begeisternde Tugend schien, wie leer die Zeit an Charakteren und an wahrer Bildung war, so mußten sie sich wohl von so vieler Besonnenheit, Mäßigung, Tapferkeit und ächter Weisheit

in allen den zahllosen Geschichten im Diogenes Laertius oder im Valerius Maximus angezogen finden, die sie unter jenen Heiden wirklich und wirksam sahen, nicht in der Nähe unter den Christen. Es ist daher ganz natürlich, daß im 15. Jh. auf der Spitze unserer Mystik ein Thomas a Kempis, indem er die Agricola und Lange zur Reise nach Italien und zu humanistischen Studien spornte, eine der ersten Veranlassungen zur Aufnahme der Klassiker in Deutschland gab, und daß der beschauliche, der Einsamkeit frohe Petrarca, der so viel Sinn dafür hatte, den zögernden Mann der Visionen, den Reliquiensammler Karl IV zur Besitznahme des harrenden Italiens mit feuriger Beredsamkeit aufzumuntern, sich an der rüstigen Thatkraft der Alten freute und in seinem dem Valerius Maximus nachahmenden Werke von denkwürdigen Dingen eine Sammlung von Erzählungen der Meinungen und Thaten alter Männer verfaßte. Den nämlichen Valerius Maximus nun, den schon einzelne Dichter des 13. Jhs. kannten und benutzten, übersetzte im J. 1369 Heinrich von Mügeln, ein Poet, dessen Geschmack sonst in ganz anderen Sphären lag, gut genug für sein geringes Talent, wiewohl ohne alle Kenntniß der lateinischen und Kunst in der deutschen Sprache, so daß sich auch gleich der nächste Uebersetzer dieses Schriftstellers, Peter Selbet (1535) veranlaßt fand, diese ältere Uebertragung [356]) wegen ihrer Sprachverworrenheit sehr herabzusetzen. So ward auch das Werk des Walther von Burleigh (Burläus) de vita et moribus philosophorum et poetarum (13. Jh.) bereits in der ersten Hälfte des 15. Jhs. von Meister Franz Lobenzweig in Riedlingen übersetzt [356b]).

Noch früher aber als die Anekdote ward die Fabel unmittelbarer aus antikerer Quelle zu uns verpflanzt. Ich rede von Bonerius, der uns vielfach in seinen patriotischen Anklängen an das republikanische oder volksmäßige Prinzip erinnert, das wir jetzt bei jeder

356) Augsb. Ausg. 1489. fol.

356b) Handschrift von 1452 in Wien. S. Hoffmann, die Handschriften der Hofbibl. in Wien. p. 207.

Gelegenheit hervortauchen und immer ein gewisses Verhältniß halten sehen werden mit der Zuneigung des gebildeten Theils der Nation zu dem Alterthume. Gesinnung und Inhalt mahnt in Boner's Buch vielfach an Hugo von Trimberg zurück. Ganz denselben Sinn, der den Renner durchdringt, dieselbe Wegwendung von dem weltlichen Treiben, denselben Hang zum „geistlichen" inneren Leben, bei vielleicht noch gründlicherer Menschen- und Weltkenntniß, denselben Haß gegen die Schule und Gelehrsamkeit, dasselbe Vorherrschen der Betrachtungen über Gewalt und Druck, über Arm und Reich, über den Krieg wegen Mein und Dein, dieselbe gleichmäßige Abneigung gegen den übermüthigen Mächtigen und den emporstrebenden übermüthigen Geringeren, all dies und mehrere Züge dieser Art auch in dem Edelstein[357]) nachzuweisen, der berühmten Fabelsammlung, die neben dem Renner mit am frühesten den Eifer für unsere alte Literatur erweckte, würde eine leichte Arbeit sein. Der Verfasser dieser Sammlung ist der Predigermönch Ulrich Boner, aus einem bekannten Berner Geschlecht, der um 1324—49 urkundlich erscheint; er dichtete seine Fabeln nach lateinischen Vorlagen dem Johannes von Ringgenberg zu Liebe, der selbst heilige Lieder sang. Durch diese Zeitbestimmung ist herausgestellt[358]), daß der Edelstein einige Zeit nach Hugo von Trimberg (ca. 1330) entstand; der ganze Geist der Moral und der Lebensansicht weist, mit vielen Eigenthümlichkeiten der Manier und der schweizerischen Mundart im Vortrag, auf die Zeiten des anfangenden 14. Jhs. hin. Wie der Renner ist der Edelstein eines der verbreitetsten Bücher des deutschen Mittelalters. Viele Abschriften haben sich erhalten; kaum nach Erfindung der Buchdruckerkunst ward er 1461 in Bamberg gedruckt; in neuerer Zeit bemühten sich Scherz, Bodmer, Eschenburg und Lessing für die erneuerte Verbreitung dieser Fabeln und endlich erhielten sie bei der ersten Wiederaufnahme unsrer alten

357) Ed. Benecke. 1816. Fr. Pfeiffer. Leipz. 1844.

358) Docen in den Wiener Jahrbüchern Bd. 15. S. 52. Von Mülinen in den Gött. gel. Anz. 1820. p. 717. Vgl. M. v. Stürler in der Germ. 1, 117.

Literatur eine saubere Ausgabe von Benecke, die für den Anfänger in unserer alten Sprache berechnet war. Der Edelstein ist im Grunde die einzige erfreuliche Erscheinung in dieser ganzen Zeit, denn nichts von dem stört hier, was noch im Renner abschreckt. Es herrscht in der Lehre, die dem Bonerius in der Fabel die Hauptsache ist, eine Sicherheit, eine Bestimmtheit, Klarheit und einleuchtende Ueberzeugung, daß nichts aus diesen Zeiten damit verglichen werden kann; und diese Helle der Einsicht leuchtet aus jeder Zeile, aus Sprache und Vortrag so schön heraus, daß man bei Vergleichung dieser Einfachheit mit der trüben gelehrten Weisheit der Spruchdichter nichts Besseres sagen kann, als was der wackere Fabulist selbst davon empfindet. Schmucklos nennt er sein Buch, und einfältig und ungeziert seine Worte, doch enthielten sie einen Schatz von weisen Lehren; die dürre Schale berge oft süßen Kern, ein kleiner Garten bringe heilsame Frucht. Einfache Worte und einfache Dichtung möge man nun nicht in der Welt; wer seine Worte künstlich zu flechten wisse, der dünke sich nun ein guter Fechter. Wer das Schwert wohl gebrauchen könne, dem sei es nütze, mancher aber trage Speer, Messer und Schwert, die in seiner Hand wenig frommten. Wem schlichte Worte nicht nütze seien, der ziehe auch keinen Nutzen von den gezierten. Mancher predige jetzt hohe Weisheit, der sich doch selber nicht verstehe. Man kann den Gegensatz des natürlichen Sittenpredigers gegen die verschrobenen Gnomologen kaum besser ausdrücken. Seine Fabel ist im Vergleich mit der Stricker'schen bedeutend vorgeschritten. Selten treffen wir hier jene halbwahren, schwankenden, untreffenden Nutzanwendungen, welche die unangenehme Wirkung machen, wie ein Epigramm mit schiefer Spitze; fast niemals eine andere als eine moralische Beziehung, und nur zuweilen die besondere Anwendung auf Zustände der näheren Umgebung. Dies gerade ist ja der außerordentliche Werth der in der Fabel herrschenden Sittenlehre, daß sie frei von allem religiös oder vaterländisch beschränkten die allgemeingültigste Regel der Sitte und des Verkehrs

aufstellt, und dies Ausdauernde, was sich im äußersten Osten und Westen durch Jahrtausende bewährt hat, muß man doch wohl das Wesen der Fabel nennen, während das poetische Kleid, in dem sie erscheint, vielfach die Farbe der Zeiten und Völker getragen und gewechselt hat. Und unter diesen mannichfaltigen Formen ist diejenige die ächteste, die das Allgemeingültige des Stoffes ebenso in dem Gewande ausdrücken will, die einfachste, die schmuckloseste also, so wie auch eben darum das Erfinden neuer Fabeln fast unmöglich ist, weil die Jahrtausende, welche die Fabel ausgebildet haben, nur eine kleine Nachlese übrig ließen. In allem diesem ist die Fabel mit dem Sprichwort so verwandt, daß man sie nur eine poetische Verkörperung desselben nennen möchte, und bekanntlich sind die Epimythien der einfachsten Fabeln von jeher nichts als einfache Sprichwörter gewesen. Dieser Verhalt war noch beim Stricker weniger erkennbar, denn dort war die Fabel noch zu viel mit der Erzählung, dem Schwank, der Anekdote verschwistert, die ihren Einfluß auf den erzählenden Theil der Fabel übten. Dies ist auch noch im Bonerius sichtbar; unter seinen antikeren, einfachen, treuherzig und naiv erzählten Fabeln stehen einzelne (wie die vom liebkosenden Esel), in denen das Geschickte der Schilderung fast zum Hauptzwecke wird, andere (wie die vom Fieber und Floh, von Vater Sohn und Esel, von den drei Gesellen, vom singenden Pfaffen), in welchen der Muthwille des Schwankes vorscheint; allein dem allgemeinen Eindrucke nach sind die Boner'schen Fabeln diesen Einflüssen entwachsen. Sie zeigen die Verbindung und Wechselbeziehung des Sprichworts und der Fabel vielleicht deutlicher, als irgend andere Fabeln zwischen den altklassischen und Lessing, und mit Recht hat man sie darum mit zu den vorzüglichsten gezählt. Sie zeigen auch zugleich das Charakteristische des deutschen Sprichworts, wie wir es beim Freidank fanden, den Boner vielfach benutzt: es ist nicht ein einziges, nicht eine einzelne Nutzanwendung, die er macht, sondern immer eine Reihe von Sprüchen, die häufig nicht die Hauptwahrheit der Erzählung allein ins

Licht stellen, sondern mehrere oder so viele sie an die Hand giebt, die eben deshalb auch häufig nicht an das Ende zusammengestellt sind, sondern ungeduldig die Geschichte unterbrechen und als Nutzanwendungen auf einzelne Züge und Handlungen in der Erzählung erscheinen. Auch ist das Verschwimmen des Sprichworts und der Fabel an einigen Beispielen im Boner sehr anschaulich zu machen [359]).

Wenig später als diese Fabelsammlung (in das Jahr 1337) fällt das gereimte Schachzabelbuch des Mönchs und Leutpriesters in Stein am Rhein, Konrads von Ammenhausen [360]) (im Thurgau), eine freie Bearbeitung des lateinischen Werkes, das der Dominicaner Jakob von Cessoles in der Picardie (1290) unter dem Titel: de moribus hominum et officiis nobilium super ludo scaccorum schrieb, nachdem er den Gegenstand früher in einer Reihe von Predigten behandelt hatte; dies Buch mochte Konrad auf den Reisen, die er in Frankreich gemacht hatte, kennen gelernt haben. In Prosa ist das Werk fast in alle Sprachen übersetzt, auch ins Hoch- [361]) und Niederdeutsche. So wörtlich diese prosaischen Uebersetzungen zu sein pflegen, so frei ist die poetische unseres Konrad, der sich übrigens einer deutschen prosaischen Bearbeitung anzuschließen scheint [362]); nicht alle die verschiedenen Drucke, die davon im 15. Jh. veranstaltet wurden, rühren aus Einer Quelle her. Bekanntlich war das Schachspiel einmal (1197—1208) von Odo von Paris den Mönchen verboten worden; Jacob von Cessoles aber wußte es durch seine moralischen Deutungen wieder zu empfehlen. Was empfahl

359) So in Nr. 22, wo das im Anfang gegebene Sprichwort: „Dô der siech genas, dô was er der er ê ouch was" variirt wird in

ein wolf was sieoh; dô er genas, er was ein wolf als er ê was.

360) Cod. Pal. 398. Reichliche Auszüge aus einer Zofinger Hs. sind von W. Wackernagel mitgetheilt in den Beiträgen zur Geschichte und Lit. von Kurz und Weißenbach I, 46. 158. 314.

361) Ich kenne eine Straßburger Ausgabe von 1483. Von einem Heinrich von Berngen gibt es noch eine Uebersetzung in Versen. S. Mone's Anzeiger 7, 287.

362) Nach Brun's Beiträgen rc. S. 68 ff.

sich auch nicht durch moralische Deutungen! So schwärzte man ja die üppigsten Geschichten in die Gesta Romanorum ein unter dem schützenden Schild der mystischen Auslegung! und so fuhr es unserm Konrad, als er das lateinische Buch las, durch den Sinn, er könne sich durch dessen Uebertragung ein besseres Verdienst erwerben, als manche mit ihren Schandmährchen. Ihm also kam es nur auf den sittlichen Gehalt an, und auch uns kann natürlich hier nicht beschäftigen, was aus dem Buche in Bezug auf die alte (von der unseren verschiedene) Art des Schachspielens, der Benennungen der Figuren u. dgl. zu lernen wäre[363]). Das Spiel und seine Figuren sind nur zu einem Rahmen genommen, um darin unzählige von Anekdoten, geschichtlichen Zügen, Sittenlehren, mündlichen Sagen, kurz was man Alles unter der alten Bezeichnung eines Beispiels begriff, zu sammeln. Wohl an 20000 Verse hat der Dichter mit Gottes Hülfe aus dem Buche gemacht! Ueber seine eigene Unfähigkeit hat wohl keiner der vielen auf sich selbst mistrauischen Dichter dieser Zeiten mit solcher Herzens- und Seelenangst gejammert und sich von allen Seiten gegen jeden Vorwurf verschanzt, wie dieser, besonders im Beginne seiner Arbeit, thut. Mit der Zeit scheint ihm indessen, je breiter sein Buch ward, der Muth gestiegen zu sein: und während er anfangs schüchtern auf seine Zusätze aufmerksam macht, so werden diese Hindeutungen später, wie die Zusätze selbst, viel häufiger, und er wünscht zuletzt, die Abschreiber möchten doch das lateinische Original beischreiben, damit man besser übersähe, was seine Zuthat sei. Und während er im Anfang (fol. 5[b]) seinen Namen nicht nennen will, um weder Lob noch Tadel hören zu müssen, so besinnt er sich am Ende doch eines anderen und nennet sich in einem Akrostichon von

363) Siehe darüber die Auszüge Panzer's und Nachtigall's in einer Abhandlung in der deutschen Monatschrift 1797 S. 104—110 aus der Prosaausgabe von 1477; und W. Wackernagel l. l. I. 28 ff.

unsinnigem Inhalte[364]). Man erkennt in ihm einen ungeduldigen Trieb des Lesens und Lernens, der zugleich mit dem Drang der Umarbeitung des Gelernten und Gelesenen verbunden ist. Die größte Belesenheit scheint ihm eigen, wenn man nach der Reihe von Schriftstellern urtheilen sollte, die er anführt. Allein was ihm seine Urschrift nicht an die Hand gab, das fand er in den mystischen Schriften dieser Zeiten, welche so viele Geschichten der alten Welt schon aus Augustinus, Hieronymus, Ambrosius u. A. gesammelt hatten, im Valerius Maximus den er lateinisch gelesen haben mag, in den Gestis Romanorum wo so häufig die Quellen angegeben sind, und im Petrus Alfonsi beisammen. An die Mystiker erinnert er in einigen sinnbildlichen Deutungen alter biblischer Geschichten; in der Manier an den Renner oder an die spätern Sittenprediger. Seine Blicke auf die Zeit sind zugleich das Eigene und das Anziehende in seinem Werke. Im ersten Buche, wo er von Erfindung und im letzten, wo er von den Regeln des Schachspiels handelt, hat er zu dergleichen am wenigsten Gelegenheit. Im zweiten dagegen, wo er von den Hauptfiguren (= Landvögte) handelt, gibt ihm der Stoff Gelegenheit auf die Spaltungen zwischen Albrecht und Adolf, die er noch als Zeitgenossen von sich betrachtet, und die zwischen Ludwig und Friedrich zu blicken, gegen Pabst und Pfaffen, gegen Geistliche und Richter, gegen die allgemeine Habgier vom Ersten bis zum letzten und gegen alle möglichen politischen Gebrechen zu predigen. Am wichtigsten aber ist das dritte Buch, das von den Venden (Fanten, unseren Bauern) handelt, in denen er die Landleute und Handwerker darstellt. Hier sieht man deutlich, und im sprechenden Unterschiede gegen den Einsiedler-Dichter von des Teufels Netz, den volksthümlichen Priester, der auf Erleichterung des Bauernstandes, z. B. auf Verpflichtung des Ritterstandes

364) Dis buoch tiht ich Cuonrât
von Ammenhûsen in der stat
ze Stein, da ich münich und lütpriester was,
ich kunde ez niht getihten bas.

zur Zehntzahlung, und auf die Ehre des Handwerkstandes hinarbeitet. Indem er nachher die Briefboten der Landvögte, die Stadtpolizei, die Wirthe, Aerzte und Apotheker, Kaufleute und Wechsler, die Schreiber und alle Klassen der Handwerker einzeln vornimmt, sie satirisch und oft launig, aber mehr ernst als neckisch, um die Erbsünden ihrer jeseitigen Geschäfte straft, so mahnt er überall an das Aehnliche in Hans Sachs und seinen satirischen Zeitgenossen; er führt tiefer in das Besondere der Volksklassen, in die natürlichen Abtheilungen der Betriebsmenschen ein, als der Renner, und nimmt eine Mitte zwischen diesem und dem Teichner ein. In diesen Gebieten ist er weit heimischer zu Hause, als unter Königen und Adel; und dies müssen wir fort und fort im Auge haben, wie wir unter den Dichtern und ihren Lieblingsstoffen stets mehr die höheren Stände und ihre eigenthümlichen Lieblingsgattungen und Gegenstände verlassen.

Eine Quelle Konrad's nannten wir die Gesta Romanorum, die ihrerseits den Jacob von Cessoles benutzt hatten; Konrad führt sie selbst an und erzählt eine Menge darin enthaltener Geschichten unter seinen belehrenden Beispielen. Diese Sammlung ist neuerdings auch dem größeren deutschen Leserkreise zugänglich geworden durch den Wiederdruck des alten lateinischen Textes, durch dessen Uebersetzung und durch die Bekanntmachung einer älteren deutschen Bearbeitung aus dem 14.—15. Jh.[365]). Wir verweisen den, der auf Geschichte und Herkunft der Gesten näher eingehen will, auf die Untersuchungen der Herausgeber. Durch das ganze Mittelalter hindurch ziehen sich die lateinischen Sammlungen von Anekdoten und Geschichtchen, von weltlichen Beispielen und Parabeln, die von Geistlichen, von Predigermönchen zu homiletischen Zwecken veranstaltet waren; die Bibel gab das große Vorbild der Anwendung solcher kleiner Erzählungen

365) Gesta Romanorum ed. A. Keller 1842. — Gesta Rom., das älteste Mährchen- und Legendenbuch des christl. Mittelalters. Uebers. von J. G. Th. Gräße. 1842. — Gesta Rom., das ist der Roemer Tat. (aus der Münchner Hs. 54) herausgegeben von A. Keller. 1841.

zu Lehrzwecken und die Kirchenväter hatten dergleichen in ihren Schriften nicht verschmäht. Von Petrus Alfonsi an bis zu dem Apiarius des Thomas Cantipratensis, dem Speculum Exemplorum (1481), dem Promtuarium von Herold, dem Formicarius von Johann Nyder (1517) u. A. zeigt eine lange Reihe von Werken diese andauernde Neigung, kurze Erzählungen auf die Sittenlehre und auf die christliche Glaubenslehre anzuwenden. In diese Reihe gehören die Gesta Romanorum, die in allen lateinischen Ausgaben, welche uns vorliegen, mit den reichlichsten christlich-moralischen Anwendungen und mystischen Deutungen jeder einzelnen darin erzählten Geschichte versehen sind. Man hat sich viel bemüht herauszubringen, wo und wann und durch wen die Sammlung entstanden ist. Was den Ort angeht, so lassen die Eigenheiten des lateinischen Stils nicht mit Bestimmtheit auf die Nationalität eines Hauptsammlers schließen; in Bezug auf die Zeit der Entstehung weisen die benutzten Quellen nicht über das Ende des 13. Jhs. herunter. Warton hatte den Benedictiner Berchorius aus Poitou († 1362), der selbst ein ähnliches Werk — reductorium morale super bibliam — geschrieben hat, für den Verfasser gehalten; neuerdings hat Gräße (2, 294) auf eine Stelle in einem andern verwandten Werke (dialogus creaturarum optime moralizatus, Goudae 1480) hingewiesen, wo ein Elinandus als Verfasser der Gesten bezeichnet wird, den er geneigt ist auf den bekannten Mönch Helinand († 1227) zu deuten. Es ist möglich genug, daß sich dieser mit den Gesten einmal beschäftigt habe, doch würde man, wenn dies auch völlig erwiesen wäre, die Geschichte unserer Sammlung dann immer nur auf einem einzelnen Stadium erläutert haben. Unsere Texte alle berufen sich selbst auf eine ältere Sammlung, die sie mit dem gleichen Titel bezeichnen: sie berufen sich unter ihren Quellen auf die Werke des Albertus Magnus, der (1280) lange nach Helinand starb, sie werden also vor diesem in irgend einer Gestalt da gewesen und müssen nach ihm weiter fortgesetzt worden sein. Haben sie doch selbst noch zur Zeit der erfundenen

Buchdruckerkunst ihren Inhalt verändern müssen, da eine der ältesten Ausgaben (Utrecht. Ketelaer de Lempt. 1473), die uns vorliegt, noch um etwa 30 Stücke ärmer ist als die zahlreichen gewöhnlichen Drucke von und nach 1488. Nichts ist auch natürlicher, als daß an einem Werke von so leicht veränderlichem Inhalte nicht blos ein einzelner Verfasser gearbeitet habe. Diesen Inhalt brauchen wir kaum näher zu charakterisiren. Er berührt sich mit ähnlichen, gleichzeitigen und älteren Sammlungen auf Weg und Steg. Die Lieblingsgegenstände aller Novellen, kitzliche Rechtsfälle, gute Verantwortungen und sophistische Ausreden, Belistungen, Schalkstreiche, würzige Ehegeschichten und dergleichen nehmen auch hier eine breite Stelle ein; die Legende liefert nicht geringe Bestandtheile, die alte Geschichte und Mythologie ihre gefälligeren Stoffe in zum Theil seltsamer Entstellung. Einzelne Beispiele aus Petrus Alfonsi, aus der Kaiserchronik, aus Gervasius, Anekdoten aus Valerius Maximus, Justin, Plinius, Macrob, Gellius und anderen römischen Schriftstellern sind herübergenommen, und Einzelnes was aus den orientalischen Volksbüchern von Sendabad und Bidpai stammt. Es ist jener mannichfaltige Erzählungsstoff, der sich seit den Kreuzzügen aus dem Oriente und bei fortschreitender gelehrter Bildung aus den Schriften der Alten in weitere Kreise der westlichen Völker ausbreitete. Das 14. Jh. gab dann diesen weltlichen und oft genug frivolen Geschichten die moralischen oder mystischen Deutungen hinzu; in dieser Gestalt wurden die Gesten im 15. Jh. nach Erfindung des Drucks eifrig vervielfältigt, dann aber sperrte ihnen die Reformation den Weg. In eben jenen Zeiten des 14/15. Jhs. sind sie dann auch vielfach in die Volkssprachen in England, Frankreich und Deutschland übertragen worden. Alle diese Uebersetzungen sind der prosaischen Form treu geblieben; nur daß die der Münchener Handschrift häufig die Nutzanwendungen in deutsche Hexameter kleidet. Sie stimmen nirgends weder unter sich noch mit den lateinischen Texten, die sich ihrerseits viel treuer blieben, genau zusammen. Die eben erwähnte von Keller bekannt

gemachte Uebersetzung enthält nur 111 Geschichten; der gewöhnliche Druck (Augsb. bei Hans Schobser 1489) nur 93, und diese in ganz anderer Anordnung als das verbreitetste lateinische Original, das der einzelnen Stücke ungefähr die doppelte Zahl (181) hat. Eine dritte Sammlung von Jacob Cammerlander verfaßt und gedruckt, die den Titel führt: „Die alten Römer. Sittliche Historien und Zuchtgleichnisse" u. s. (Straßb. 1538) entfernt sich noch viel mehr in Gestalt und Wahl der einzelnen Stücke von den genannten deutschen Bearbeitungen wie von den lateinischen Originalen. Die Geschichte der sieben weisen Meister ist ganz darin aufgenommen, und an die Stelle der breiten mystischen Auslegungen sind nur kurze, einfache biblisch-sittliche Lehren getreten, in ganz evangelischem Geiste aber ohne alle confessionelle Feindseligkeit. Und endlich giebt es eine handschriftliche deutsche Sammlung, in welcher die Moralisationen ganz fehlen. Diese dünkt uns die anziehendste von allen. Sie ist in Heidelberg in einer Handschrift von 1470 enthalten [366]; ihre Entstehung ist natürlich älter als diese Abschrift, so wie auch die der gedruckten Uebersetzungen mit den Auslegungen wenigstens etwas älter, als die Drucke sein wird. So sehr es die Wahrscheinlichkeit für sich hätte, daß jene nackten Erzählungen erst spät im 15. Jh. gemacht seien, wo man anfing den allegorischen Unfug zu bekämpfen, so ist doch der ganze Vortrag in dieser Behandlung viel zu rein und unschuldig, als daß man sie nicht bedeutend früher setzen müßte. Denn die Erzählung dieser Sammlung, die wieder ihrerseits auch in den einzelnen Stücken weder mit dem Latein noch mit den deutschen Drucken übereintrifft, ist weit vortrefflicher, treuherziger, noch mehr im kindlichen Mährchenton und erinnert mehr an den Stil Hermann's von Fritzlar. Wo der Stoff mit der Einfalt der Erzählungsart stimmt, verfehlt beides nicht eine angenehme Wirkung; aber freilich wie viel Unsinniges läuft mit unter! wie Vieles, was noch ganz die größte Unkunde im Erfinden oder nur im Auf-

366) Cod. Pal. N. 101.

fassen einer Ueberlieferung verräth, was ganz offenbar die erste Entstehung dieser Dinge in sehr rohe Zeiten hinaufrückt. Denn einzelne Stücke sind hier noch viel thörichter und haben eine gewisse noch unschuldigere und unsichrere Maschinerie [367], als manche der Erzählungen der weltverbreiteten altorientalischen Mährchensammlung von den sieben weisen Meistern.

Der Inhalt der sieben weisen Meister ist, wie wir zeigten, in einzelne Bearbeitungen der Gesta Romanorum aufgenommen, bestand aber auch gesondert in metrischen deutschen Bearbeitungen vielleicht früher, als die deutschen Gesten. Wir verweisen auch hier auf die Untersuchungen der Detailforschung. Es kann dem Geschichtschreiber der deutschen Dichtung nicht obliegen, die Ursprünge dieser und verwandter Sammlungen von Erzählungen bis in die fernsten Zeiten und Räume genau zu verfolgen; doch haben die neueren Nachforschungen darüber [368] so weite Horizonte geöffnet, daß wir in Umrissen ihre Ermittelungen anzudeuten uns nicht versagen mögen. Als das große Ergebniß derselben gilt, daß der massenhafte Unterhaltungsstoff an kleineren Mähren und Novellen, bei allen Völkern der mittleren Zeiten in allen Zonen, aus Indien stamme und seine früheste Pflege in dem zu parabolischer beispielhafter Lehrunterweisung stets geneigten Buddhismus gefunden habe. Aus den neuerlich gewonnenen Aufschlüssen über die buddhistische Herkunft des Barlaam (s. oben S. 96) und seine frühe Verbreitung in der christlichen Welt geht hervor, daß in Bezug auf den literarischen Verkehr zwischen Indien und Griechenland in den byzantinischen Zeiten fortdauerte, was seit Alexander begonnen hatte; daher es (bei dem eigenthümlichen Dunkel, das von

367) So in Nr. 36 dieser Sammlung. Ein Mann sucht drei Dinge, Freud ohne Trübsal, Genüge ohne Mangel, Licht ohne Finsterniß. Er findet sie nicht, bis er einst einen Alten trifft, der ihn zu einem Palaste sendet, wo er den Hütern sagen soll, der Herr des Stabs gebiete ihnen, ihn hereinzulassen; dann werde man ihm öffnen und er finden — was er begehre.

368) Benfey, Pantschatantra. 1—2. Leipzig, 1859.

jeher über den natürlich vermittelnden kleinasiatischen Landen lag) immer zweifelhaft bleiben wird, was von den indischen Schätzen an „Beispielen“ursprüngliches Erzeugniß war und was, neben der unzweifelhaft eingetragenen Aesopischen Fabel, auch in dem dortigen Novellenbereiche alte occidentalische Einfuhr sein mag. In der Reihe der uns bekannten indischen Sammelwerke dieser Art [369]) weist das (verlorene) Grundwerk des Pantschatantra seiner ersten Entstehung nach in die Blütezeit des Buddhismus (2.—6. Jh.) zurück. Der Inhalt dieser Sammlungen ist dann durch buddhistische Propaganda nach dem Südosten bis zu den Birmanen, Siamesen und den Malaien der Inseln, nach dem äußersten Osten bis China [370]) gedrungen; er ist dann durch die ungeheure Stromflut der arabischen Wanderungen über das ganze christliche Abendland, durch die Mongolen nach Nordasien und während ihrer 200jährigen Herrschaft im Nordosten Europa's, auch hierhin getragen worden [371]). Ein Sanscritoriginal der Geschichte der sieben Weisen, die uns hier zunächst angeht, (Siddhapati = Meister der Zauberer oder Weisen) ist nur zu vermuthen; die Rahmenerzählung hat sich in buddhistischen Quellen gefunden [372]); zwei arabische Schreiber des 10. Jhs., Masudi und Mohammed Ibn el Nedim el

369) Die verschiedenen Bearbeitungen des Pantschatantra, wovon unten mehr; dann die einem Sivadasa zugeschriebenen 25 Erzählungen eines Vetâla, eines von einem Dämon belebten Leichnams (Vetâla pantschavincati); die 32 Erzähl. des Throns des Vikramâditya (Sinhâsana-dvatrincati) oder die Abenteuer des Vikrama (Vikramatscharita); die 70 Erz. eines Papageien (çukasaptati), aus welchen ein türkisches Papageienbuch (übersetzt von Rosen) und eine persische Bearbeitung von Nakhschebi stammt; die Mährchensammlung des Somadeva von Kaschmir aus dem Anfang des 12. Jhs. (Kathâ Sarit Sâgara, herausg. und übers. von H. Brockhaus, Leipzig, 1839—62).

370) Les Avadânas, contes et apologues indiens, traduits de M. Stanisl. Julien. 1—3. Paris 1859.

371) Die kalmückischen Mährchen des Siddhi-kür sind eine Bearbeitung der 25 Erzählungen eines Vetala; die ostmongolische Geschichte des Ardschi-Bordschi Chan enthält Theile des Vikramatscharita: beide sind von B. Jülg (Leipzig, 1866. 1868) im Originaltext herausgegeben und übersetzt. Auch die Papageiengeschichten sind den Mongolen bekannt geworden.

372) Gödeke, in Benfey's Orient und Occident. 3, 7.

Moral, führen die Sammlung, die zu ihren Zeiten in zwei arabischen Recensionen vorhanden war, auf indische Quellen zurück, deren Entstehung Masudi in seiner Encyclopädie (die Goldwiesen) unter Khurusch, den dritten Nachfolger nach Porus setzt. In so alter oder nur in einer Gestalt, die bis zum 10. Jh. hinauf ginge, ist uns keine orientalische Bearbeitung erhalten. Für die ächteste Ueberlieferung hält H. Brockhaus [373]) die achte Nacht der persischen Bearbeitung des (indischen) Papageienbuches, Tutiname von Nakhschebi, (✝ 1329) weil hier in einfachster Form blos die sieben Veziere Geschichten von Frauenlist erzählen; auch eine andere arabische Bearbeitung, von den zehn Vezieren, (deutsch von Habicht in seiner Ausg. von 1001 Nacht) kennt nur Geschichten der Veziere, nicht, wie die orientalische Vulgata, auch Gegengeschichten der Königin. Gödeke dagegen hält für die ächteste und erreichbare, der ursprünglichen Quelle nächste Ueberlieferung das poetische persische Sindibadnameh (1375), das 14 Geschichten mit der hebräischen Bearbeitung von Rabbi Joel (Sandabar) aus dem 11.—12. Jh. und mit dem griechischen Syntipas gemein hat, den Michael Andreopulos (zwischen dem 11.—15. Jh.) aus dem Syrischen und entfernter aus dem Persischen von Musos oder Musa übersetzte [374]). Vier lateinische Bearbeitungen haben dann das Mährchenbuch mehrgestaltig dem Abendlande näher vermittelt; ein liber de septem sapientibus, das nur in dem Auszuge eines Dominicanermönchs Joannes Junior, Scala coeli, aus der ersten Hälfte des 14. Jhs. bekannt ist [375]): auf ihr beruht, um nur das nächstliegende zu berühren, eine französische Prosa und ein poetischer roman des sept sages, der in einer Handschrift von 1284 erhalten ist [376]);

373) Die sieben weisen Meister von Nakhschebi. 1845. 4. Von dieser einfachsten Gestalt liegt am fernsten ab der türkische Roman von den 40 Vezieren von Scheichzadeh aus dem 15. Jh.: übers. von Behrnauer. 1851.

374) Ed. Boissonade. Paris 1828. Syntipas und Sandabar sind ins Deutsche übers. von Sengelmann. Halle 1842.

375) Ed. Gödeke l. l.

376) Ed. A. v. Keller 1836. Die Prosa findet sich in Loiseleur des Longchamps, essai sur les fables indiennes. Paris 1838.

dann zwei neuerdings erst von Mussafia aufgefundene, Eine, aus welcher verschiedene italienische Versionen hervorgegangen sind, und eine andere, von dem Hauptstamme der orientalischen Ueberlieferung stark abweichende, auf die Gestaltung der Bücher von den 7 oder 10 Vezieren zurückweisende, die von dem Mönch Johann von Haute Selve (Diöcese Toul) 1184 verfaßt ist, aus welcher der roman de Dolopatos von Herbert (1222—24) hervorgegangen ist[377]; endlich die historia septem sapientum oder de calumnia novercali, auf der zwei deutsche poetische Behandlungen beruhen.

Die Eine ist unmittelbar aus dem Lateinischen übertragen, die andere nach einer deutschen Prosa; beide sind von Keller herausgegeben[378]. Die erstere ist von einem ungenannten Verfasser, die andere vom Jahre 1412, trägt den Namen des Dichters Hans von Bühel, der, von Geburt wohl ein Oberrheiner, zur Zeit seiner dichterischen Thätigkeit in Poppelsdorf lebte, im Dienste des Erzbischofs von Köln Friedrich von Sarwerden. Schon ehe er die Mährchensammlung bearbeitete, hatte er (1400) die Königstochter aus Frankreich[379] gedichtet (gleiches Inhalts mit Meie und Belaflor und dem Volksbuch von der geduldigen Helena) mit eigenthümlichen Reizen der Erzählung. Auch seine sieben weisen Meister zeigen einen gewandten Schreiber, sie sind ungleich besser, als die rohe und kürzere Erzählung der Erlanger Handschrift, die in

377) Ed. Brunet et Montaiglon. Paris 1856. Ueber den Mönch von Haute Selve vergl. Mussafia, über die Quelle des altfranz. Dolopatos. Wien 1865. Einkleidung, Namen, Zahl und Inhalt der Erzählungen, Alles weicht hier von den verbreiteteren Versionen ab.

378) Die erstere aus einer Erlanger Handschr. in den: Altdeutschen Gedichten. Tübingen 1846. Die andere in: Diocletianus' Leben von Hans von Bühel. Quedl. 1841.

379) Ed. Merzdorf. Oldenb. 1867. Ueber die Verbreitung der Sage vgl. die Einleitung des Herausgebers. Eine deutsche Prosaerzählung „von einem König von Riuzen" (in Sommer's Meie und Belaflor) und dieselbe Erzählung poetisch bei Enenkel (und daraus in Gesammtabenteuer 2, 591) behandelt die gleiche Sage; wogegen ein anderes ähnlich benanntes Gedicht „von der Königin von Frankreich" (Gesammtabenteuer 1, 165) eine Variante des französischen Macaire ist.

der Reihenfolge der einzelnen Stücke, aber nicht überall in den Namen mit dem Werke des Bühelers übereinkommt. Eine prosaische Heidelberger Handschrift (N. 149) stimmt mit der Bearbeitung des Bühelers so, daß wir schließen möchten, sie und des Bühelers Prosaquelle hätten noch nähere Verwandtschaft, als den Abstamm aus Einer lateinischen Urschrift. In jedem Falle wissen wir, daß poetische und prosaische Bearbeitungen dieser Erzählungen im 14. Jh. bereits verbreitet waren. Die Erzählungen bei dem Büheler und die in der erwähnten Handschrift stimmen beide dem Inhalte nach mit unseren Volksbüchern überein, nicht aber immer in der Form; wenigstens ist uns eine Gestalt des Volksbuches bekannt, die die widerliche Empfindsamkeit des 17. Jhs. oder noch späterer Bearbeiter an sich trägt. Wie sich zu diesen übereinstimmenden Bearbeitungen die in den gedruckten Gesten verhält, hat Görres in den Volksbüchern (S. 185) auseinandergesetzt und wir wollen es daher hier nicht wiederholen. Dagegen geben wir in der Note die wieder verschiedenen Abweichungen der oben erwähnten Handschrift der Gesten[380]) an, die

380) Die erste Erzählung der Kaiserin fehlt. Die vierte Erzählung der Kaiserin im Volksbuch handelt von einem Kaiser, den sieben Meister bezaubert haben, daß er außerhalb seines Palastes stets blind ward; der Knabe Merlin löst den Zauber. Statt dieser Geschichte erzählt sie hier von einem Gärtner, der sich einen Hasen erzog, welcher ihm den gepachteten Garten verdirbt, wofür der Pachtherr Aurelian den Gärtner hängen läßt. — Die Erzählung des vierten Meisters (im Volksbuch des fünften) von Hippokrates und Galen ist hier einfacher, abgekürzter, und ohne die geheimgelehrten Thorheiten. — Die fünfte Erzählung der Kaiserin hat im Volksbuch allerhand Wunderthaten und Zaubereien des Virgil; hier handelt sichs von einem Sohne, dessen Vater ihm seinen Hang zum Diebstahl allzu sehr nachsieht; als nun der Dieb gehängt wird, beißt er dem nachlässigen Vater die Nase ab. — Statt der unsinnigen sechsten Geschichte der Kaiserin von dem aussätzigen Kaiser, der Peter's und Paul's Leichnam in Rom holen will, ist hier eine Erzählung aus Bidpai, von sieben Meistern, die einem Könige mit Bezauberungen nach dem Leben stellen und die er auf Rath der Königin umbringen läßt. — Statt der des sechsten Meisters im Volksbuch ist hier ein Mährchen von einem Ritter, der eine Natter vom Feuertode rettet und dafür von ihr die Vogelsprache gelehrt wird. Seine Frau will ihm seine geheime Kenntniß, die sie ihm abgelauscht, abzwingen und will sich zu Tode hungern; der Hahn aber verräth ihm, daß sie ihm heimlich

auch hier von Wichtigkeit scheint, weil wir sehen können, daß mehrmals an der Stelle von britischen Wundergeschichten und Zauberanekdoten die den Geschmack des 12. Jhs. verrathen, viel einfachere, rohere, nicht eben bessere Erzählungen stehen, die auf größere Aechtheit und höheres Alter deuten, wie sie auch weit knapper, einfacher und hie und da schöner erzählt sind, wo ihnen die zu große Kürze nicht schadet. Auch treffen sie überall weit näher zum Zwecke, und zeigen eine engere Verbindung mit der Einkleidung, als die des Volksbuchs, wo die Geschichten selbst schon so sehr Hauptsache sind, daß in der Einschaltung in den gedruckten Gesten sogar die Einkleidung fallen gelassen wird.

Die Einkleidung der sieben weisen Meister ist bekannt. Ein Kaiser hat einen Sohn, den er von sieben Meistern in aller Weisheit unterrichten läßt. Als der Jüngling wieder an den Hof gerufen wird, zeigen die Gestirne Lebensgefahr für ihn, wenn er ein Wort rede. Er erscheint also und redet nicht. Seine Stiefmutter, in Liebe zu ihm entbrannt aber verschmäht, dringt auf seine Hinrichtung, bewegt den Kaiser jedesmal mit einer bezugvollen Geschichte, daß er den Tod seines Sohnes befiehlt, einer der Meister aber erwirkt jedesmal mit einer Gegenerzählung einen Tag Frist. So vergehen sieben Tage, nach denen die Gefahr verschwunden ist, und nun entdeckt der Prinz die Schmach seiner Stiefmutter. In den verschiedenen alten und neuen, einheimischen und fremden Bearbeitungen wechseln sowohl die Erzählungen, als auch die Namen der Meister, des Kaisers und des Prinzen. In den deutschen Behandlungen ist der Sohn Diocletian, der Vater bald Principian, bald Pontian, bald Domitian, sonst trägt jener auch die Namen Florentin, Erastus, Lucinian und der Vater die

---

jeden Tag zwei seiner Weiber ißt und räth sie mit Prügeln zu heilen, welches probat gefunden wird. — Die siebente Erzählung der Kaiserin ist ganz einfach, von einem Sohn der seinen Vater in einen Brunnen stürzt; und die des siebenten Meisters von dem preußischen Ritterzug eines Edlen und der Treulosigkeit seines Weibes. Gerade diese Erzählung verräth neuern Ursprung und steht an der Stelle der Matrone von Ephesus; im Gedanken aber ist sie ganz gleich.

des Cyrus, Vespasian u. A.; und der Hauptterzieher ist bald Virgil, bald Syntipas, im Dolopatos und den deutschen Stücken fehlt dieser aber ganz. Diese Einkleidung nun (die auch schon die früh im Abendland (s. 1, 278 f.) verbreitete disciplina von Petrus Alfonsi trägt, deren einzelne Erzählungen in die deutschen Gesten, in Boner u. s. vielfach übergegangen sind[381]), berührt sich aufs engste mit dem Hauptwerk in Sanscritsprache, das auf die älteste indische Sammlung dieser Art zurückweist, deren spätere Umarbeitungen sich dann in ihrem Inhalte vielfach mit den Bestandtheilen der Werke aus dem Sindabadkreise vermischten, wie dies denn in diesen „Meeren der wie Ströme einfließenden Erzählungen", wie die Sammlung Somadeva's sehr bezeichnend heißt, nur natürlich ist. Jene wichtigste indische Sammlung besitzen wir nur in einer Bearbeitung des 15. Jhs.; das ursprüngliche Grundwerk, ein (wahrscheinlich in 12 Büchern verfaßter) Fürstenspiegel, ein ethico-politisches Handbuch der Lebens- und Regierungskunst, ist in den Zeiten untergegangen; zwei Hauptverzweigungen späterer Umgestaltungen aber weisen auf die alte Unterlage zurück: die in Indien selbst, in brahmanischem Geiste, vom 7. bis zum 18. Jh. in Sanscrit und in dekhanischen Volkssprachen fortgepflanzten Bearbeitungen[382]), die alle für eine abendländische Assimilationskraft schwer verdaulich sind, und die durch die semitischen Völker verbreiteten Uebersetzungen. Sind die Angaben der ältest erhaltenen

381) S. d. Anmerkungen in Schmidt's Ausgabe des Alfonsus.

382) Die erhaltenen Werke sind, nach Zeit und Aechtheit geordnet 1) die Recension, aus der Somadeva (Anf. 12. Jh.) einen Auszug der drei ersten Bücher des Pantschatantra bildete; 2) der in drei verschiedenen südlichen Volkssprachen bekannte dekhanische Pantschatantra (übers. von Dubois. Paris 1826); 3) „der gute Rath" (Hitopadesa), der in vielen indischen Volkssprachen verbreitet und aus Stücken des Pantschatantra und einem andern nicht genannten Werke zusammengesetzt ist (ed. Schlegel und Lassen. Bonn 1829; übers. von Max Müller 1844 und von Dursch 1853); 4) der Pantschatantra (Pentateuch) herausg. von Kosegarten 1848, übers. von Benfey, eine Beschränkung des Originalwerkes auf die fünf ersten Abschnitte, die den Capiteln 2—7 der alten deutschen Uebersetzung des Buches der Weisheit entsprechen.

unter diesen semitischen Uebertragungen glaubwürdig, so wäre das indische von dem weisen Bidpai unter König Dabschelim, dem Nachfolger Fur's (= Porus) in 14 Capiteln verfaßte Grundwerk durch Barzuyeh, den Arzt König Khosru Anuschirwans (531—79), in dessen Besitz gekommen und ins Pehlwi übersetzt worden. Aus dieser verlorenen Uebersetzung ging es um 750 durch Abdallah ben Almokaffa († 760) in einer treueren Verpflanzung als Indien selbst aufweisen kann, ins Arabische über: der Titel des ersten Abschnittes, der von zwei Schakals Kalilah und Dimnah handelt, ward hier auf das ganze Werk[383]) ausgedehnt. Dies arabische Werk spaltete sich, nur in Einzelnem verändert, in verschiedene Zweige. Aus Einer Recension ward es um 1080 von Symeon Seth ins Griechische übersetzt[384]); aus einer anderen ging es um 1150 durch Nasr-Allah ins Persische über und daraus in eine bekanntere, sehr freie persische Bearbeitung des 15. Jhs., Anvari Suhaili von Hussein Ben Ali (ed. Ousely. Hertf. 1851), auf der wieder das türkische Humayun-nameh (kaiserliche Buch) von Ali Tschelebi beruht[385]). Ein dritter arabischer Text ward 1251 unter dem Infanten, seit 1252 König Alfons X, vielleicht von ihm selbst ins Spanische (ed. Gayangos. Madr. 1860), und von da 1313 von Raimond von Béziers ins Lateinische übersetzt. Mit und neben dieser Recension, und wesentlich mit ihr übereinstimmend, enthält den treuesten Abdruck des altächtesten arabischen Textes eine um 1250 entstandene hebräische Uebersetzung[386]), der man früher ohne hinlänglichen Grund den hebräischen Bearbeiter des Sandabar, Rabbi Joel, zum Verfasser gab, weil der weise Autor des Buchs hier nicht mehr Bidpai sondern Sandabar genannt ist und weil einige Er-

383) Ed. de Sacy. Paris 1826. Uebers. von Ph. Wolff. Stuttg. 1839.

384) Στεφανίτης καὶ Ἰχνηλάτης, ed. Stark. Berol. 1697.

385) Theilweise ins Französische übers. von Galland 1725, ergänzt von Cardonne 1778.

386) Das 10. Capitel daraus ist von A. Neubauer herausgegeben und übersetzt in Benfey's Orient und Occident I.

zählungen aus dem Sandabar, aber doch in einer abweichenden Gestalt, aufgenommen sind. Eine schlechte aber ganz treue lateinische Uebertragung von Joh. von Capua[387]) (1263—78) muß uns die nur unvollständig erhaltene hebräische ergänzen; aus beiden lateinischen Uebertragungen gingen alle Bearbeitungen in abendländischen Sprachen hervor; nach Johannes von Capua ist unsere deutsche Uebersetzung[388]) gearbeitet, deren älteste Drucke (s. l. et a. um 1470) noch vor dem Drucke des lateinischen Originals verfertigt sind, da in diesem die dort befindlichen Holzschnitte zum Theile benutzt wurden. Diese Uebersetzung ist auf Befehl des Grafen (später Herzogs) von Würtemberg, Eberhard im Barte, verfaßt worden, dessen Name in einem Akrostichon verewigt ist; auch den Uebersetzer hat man neuerdings ausgefunden in Anton von Pforr, dem ersten Pfarrherrn an der 1477 von der Erzherzogin Mechtilde, der Mutter Eberhards, gestifteten Pfarrei zu St. Martin in Rotenburg[389]). Auf dieser deutschen Arbeit beruhen wesentlich alle später in Europa gedruckten Uebersetzungen, welche der französischen Bearbeitung des Anvari Suhaili (livre des lumières par Pilpay. 1644) vorhergegangen sind, selbst die in alten Drucken vorhandene (von der handschriftlich überlieferten verschiedene) spanische Bearbeitung[390]), die zwar aus dem Lateinischen, aber nicht ohne Beihülfe der deutschen Interpretation verfertigt ist, und von der dann wieder italienische französische und englische Bearbeitungen ausgegangen sind. Der größere Ruhm des deutschen Werkes aber ist einmal die Vortrefflichkeit des Prosa-Vortrags, dem man die neue,

387) Directorium humanae vitae. In altem Druck s. l. et a. (um 1480) auf der Göttinger Bibl. erhalten.

388) Das Buch der Beispiele der alten Weisen, von Holland (Stuttg. 1860. Bibl. des lit. Vereins N. 56) herausgegeben, mit Grundlegung zweier der ältesten Druckexemplare in Darmstadt und Stuttgart, unter Zuziehung derjenigen der drei Heidelberger Hss. (N. 84), die mit dem Ursprung der Uebersetzung in näherer Beziehung steht.

389) S. Germ. 9, 226. 10, 145.

390) Zuerst gedruckt Çaragoça 1493 von einem Paulo Hurus Aleman de Costancia.

in den gelehrten Ständen Deutschlands damals um sich greifende klassische Bildung ansieht, und dessen Gewandtheit um so mehr auffällt, je elender die zuweilen kaum verständliche lateinische Quelle ist; dann aber ihre Abstammung aus der ächtesten arabischen Ueberlieferung durch lauter treue Vermittlungen, so daß der Erforscher der Geschichte dieser merkwürdigen Märensammlung sie „den lesbar treuesten Spiegel des altindischen Grundwerkes" nennen konnte. Noch erkennt sich die alte Sage von der Sendung des Arztes in dem deutschen Buche sogleich wieder und die Namen des Arztes Berosias und des Königs Anastres Caßri (Anuschirwan Chosru) sind leidlich erhalten; die altindische Eigenthümlichkeit des Werkes leuchtet noch ganz entschieden hervor; der orientalische Lehr- und Erzählton, — der lehrhafte Rahmen, die Häufung der Sprüche und Gemeinplätze, die beschwerliche Einschachtelung von einer Erzählung in die andere und aller zugleich in die Lehrsätze des Meisters, ist treu bewahrt. Die engste Verwachsung von Spruch und Beispiel, Sprichwort und Fabel ist hier, wie in dem Pantschatantra selbst, mit Händen zu greifen: die Gruppen der tautologen Erzählungen sind wie Trauben, in deren einzelnen Beeren alle Kerne offen gelegt sind. Auch dies Werk empfahl sich übrigens in Deutschland noch durch die Art und Weise, wie hier der äußern Welt der Rücken gekehrt, wie des Menschen Größe in Abgeschiedenheit gesucht wird und in der Genügsamkeit an dem, was Gott und Obrigkeit uns gegeben und zugeordnet hat, in aller Entfernung von der Trübseligkeit des Irdischen und in Bereitung eines unfurchtsamen ruhigen Gemüthes.

---

7. Prosaromane.

Wir sind in dem vorigen Abschnitte aus der Lehrdichtung, die wir zuvor besprachen, in die erzählende auf dem Grenzgebiete des Beispiels zurückgefallen; wir sind dabei in zweien der Sammelwerke fol-

cher Lehrbeispiele, den Gestis Romanorum, und dem Buch der Weisen, aus der poetischen Form in die prosaische Rede herübergetreten; wir sind ferner auf die neue Erscheinung gestoßen, daß in dem Buche der Weisen, ganz im Gegensatze zu der Manier der ritterlichen Uebersetzerpoeten, der eigenthümliche Ton eines Originals von uralter und weltfremder Herkunft festgehalten ward; wir begegneten endlich der ersten Einführung von Erzählungen aus dem klassischen Alterthum, die in Stoff und Behandlung gleichfalls freier von der früher üblichen modernisirenden Travestie blieben. Die Bekanntschaft mit Geschichte und Natur der griechischen und römischen Welt war ein mit dem Eindrang der volksthümlichen Elemente wetteiferndes Mittel zur Zersetzung des ritterlich-romantischen Geschmacks: und beides, die volksthümlichen und die antiken Elemente wirkten bei uns jedesmal in einer innigen Vereinigung zusammen, wo etwas wahrhaft Großes und Entscheidendes in unserer Geistesbildung geschehen ist. Alle diese neuen Erfahrungen nun, auf welche wir hindeuten, bestimmen uns, ehe wir die letzten Ausgänge der höfisch-ritterlichen Kunst in den Gattungen der lyrischen und der Lehrdichtung verfolgen, zuvor noch die Veränderungen in unserer Prosaliteratur zu verfolgen; wo wir zunächst die letzten Umgestaltungen der alten poetischen Rittermären in Prosaromane und Volksbücher, dann die Verdrängung der Pfleger dieser Lieblingsmaterien der höfischen Bildungszeit durch Gelehrte der neuen aus Italien herüberwirkenden humanistischen Schule zu beobachten haben werden, die mit neuen Stoffen aus der antiken, oder aus einer in Italien wiedergeborenen antiken Literatur den mittelalterlichen Dichtungsgeschmack von Grund aus entwurzelten.

Es waren höfische Kreise gewesen, von wo aus zuerst im 12. Jahrh. die epische Dichtung der Franzosen bei uns eingeführt worden war; es waren höfische Kreise, die noch durch das ganze 15. Jh. hindurch am zähesten an der Pflege dieser altüberlieferten Gattungen festhielten. Wer noch in dieser Zeit Rittergeschichten in der alten Weise fortreimte, schrieb im Dienste von Herren und Fürsten und

wußte sich was zu gut damit; so der Büheler und der Johann von Soest, die wir kennen; so die Hartlieb und Ringoltingen, die wir noch kennen zu lernen haben. Besonders standen die Herzoge von Baiern, nach dem Geschmacke den wir hier wie landesartig zu aller Zeit festhaften sehen, noch in letzter Zeit im ersten Range der Fürsten, die in dieser Vorliebe zu dem Alterthümlichen beharrten. Für Albrecht IV den Weisen († 1485) stellte der Maler Füterer (s. oben S. 182) seine strophisch gedichteten 13 Abenteuer noch so spät zusammen; im Dienste und zu Ehren von dessen Vater Albrecht III und seiner Gattin Anna von Braunschweig hatte Hartlieb zuvor die Alexandergeschichte in Prosa umgesetzt. Denn gerade auch die Prosawerke, die noch einmal die altritterlichen Mären in gewendetem Kleide erneuerten, fanden ihre Hauptpflege an den Höfen. So war es in Frankreich gewesen, wo ein großer Theil der Auflösungen alter Dichtungen in Prosa von Fürsten und Edlen, besonders von dem burgundischen Hause ausging. Und so wurden nun auch in Deutschland von einigen Höfen aus, und besonders von dem weiblichen Theile der Höfe, die alten poetischen Mären in prosaischer Form verbreitet; und zuerst geschah dies, wie einst mit den poetischen Epen der Fall war, von den Niederlanden aus. Die Gattin Herzog Friedrich's von Lothringen und Grafen von Widmont, Margrete, hatte 1405 den Roman von Loher und Maller aus dem Lateinischen ins Wälsche schreiben lassen und 1407 übersetzte beider Tochter, Elisabeth, Gräfin von Nassau und Saarbrücken, das Werk ihrer Mutter ins Deutsche[391]). Ebenso übersetzte sie die Geschichte des Hug Schapler aus dem französischen Texte, den ihr Sohn Johann in der Dionyskirche in Paris abge-

391) Ed. Strasb. 1514. „Die wolgeborne fraw die da genannt was Margret grevin zu Widmunt und fraw zu Genweile, Hertzog Friedrichs v. Lothringen — haussfraw, die hat diss buch erstmals uss latin in welsche sprach thun schreiben in dem jar der geburt Chr. 1405 und ist danach fürbass von welscher sprach zu teutsch gemacht durch die wolgeboren fraw Elisabeth von Lothringen grevin, witwe zu Nassow und Sarbrücken, des vorgenannten hertzog Fr. und Fraw M. tochter.

schrieben hatte. Den Roman von Pontus und Sidonia übersetzte Eleonore von Schottland, die Gattin Erzherzogs Sigmunds von Oesterreich (mit dem sie 1448—80 vermählt war) aus dem Wälschen. In diesen Kreisen suchte man mit eifrigem Fleiße die alten poetischen, wie die neueren prosaischen Rittergeschichten zu sammlen, von welchen jene bereits sehr selten, und diese vor der Buchdruckerkunst überhaupt sehr wenig, und wohl nur in fürstlichen Häusern verbreitet waren: die große Pracht und Sorgfalt, mit der die Handschriften der ältesten Prosaromane wie die Heidelberger von Lanzelot geschrieben sind, bezeugt allein daß sie nur für solche Kreise bestimmt waren. Die Erzherzogin Mathilde von Oesterreich, Tochter des Pfalzgrafen Ludwig, besaß eine Sammlung von 94 solcher Werke, zum Theile Prosaromane die erst zu ihren Zeiten entstanden sind: Lanzelot, die Mohrin, Melusine, Niclas von Wyle's Uebersetzungen, Pontus, Galmy, Margrete von Limburg, Loher und Maller u. A.; in einer Ehrenepistel, die der bairische Ritter Püterich von Reicherzhausen 1462 an die Erzherzogin richtete[392]), sieht man, welcher freibeuterischen Mittel es bedurfte, diese Sachen zu erwerben und selbst nur zu finden[393]), welcher weitläufigen Verweisung es z. B. bedurfte, um dem Herzog Otto von Baiern das Buch von dem Ritter mit dem Bock zu verschaffen. — Unter den Fürstinnen, die sich mit am frühesten um das deutsche Schriftthum interessirten, war auch die Landgräfin Anna von Thüringen, auf deren Veranlassung Johann Rothe von Kreuzburg seine

392) In Haupts Zeitschr. 6, 32.

393) Ebend. 6, 53.

Ich gib des hie mein beicht, wie ichs erkobert han,
vierzig iar mer leicht zu sameln mir ich sy allererst began,
in Brabant, Ungarn, zwischen baider landen
mit frag ich sy ersuechet, bis das ich ir so vil mir bracht zu handen.
Wiewoll das maniger aselt, so ist es doch geschehen,
zusamb seind sy geraselt mit stelen, rauben, auch darzue mit lehen,
geschenkt, geschriben, gekaufft und darzue funden,
doch mer die alten puecher, der neuen acht ich nit zu kainer stunden.

(1421 von ihm abgeschlossene) thüringische Chronik[394]) schrieb, und für deren Prinzen er einen poetischen Ritterspiegel verfaßte. Die vielseitigen Schriften dieses weltbewanderten Mannes, der im geistlichen Leben als Priester, im gelehrten als Schulmeister, im praktischen als Stadtschreiber thätig war[395]), sind sprachlich von einem besonderen Interesse für die Kenntniß des thüringischen Dialektes; uns fesselt der Autor durch seine charakteristische Stellung auf diesem Wendepunct der Zeiten als ein Schriftsteller, der mit seinem Gesichte nach den untergehenden Dingen rückwärts gekehrt ist, auf der anderen Seite aber, und wenn es nur durch die bloße Ausbreitung seiner Interessen wäre, so entschieden vorwärts deutet, daß man behaupten kann: 50 Jahre später schreibend würde er sich in die Zahl der süddeutschen Humanisten eingereiht haben, deren Bekanntschaft wir sogleich zu machen haben. Unter seinen Schriften gehören die drei Bücher Eisenacher Stadtrechte[396]) und ein kleines Reimwerk das wahrscheinlich den Titel des rates zucht trug[397]), wohl noch dem Ende des 14. Jhs. an, wie auch der Ritterspiegel (1400—2) und ein Gedicht von der Keuschheit[398]) zu seinen früheren Arbeiten zählen. Wie dort der Notarius als ein Parteigänger der städtischen Geschlechter erscheint, so hier der Fürstendiener als ein Verehrer des Ritterstandes, der dem jetzt versunkenen Geschlechte zur Selbstbeschauung die alte Herrlichkeit des ächten Ritterordens vorhält; aber man erkennt einmal an dem Mechanismus seiner Arbeit, die von den äußerlichsten Wappenzeichen an bis zu den innersten Tugenden des Ritters, in langweiliger Auseinander-

394) In Mencken, SS. rerum germ. II. Neu herausg. von R. v. Liliencron. Jena 1859.

395) Wir verweisen auf die Arbeiten von Fedor Bech über ihn in Germ. 6, 45. 257. 7, 354. 9, 127.

396) Gedruckt in Ortloffs Sammlung deutscher Rechtsquellen. Jena 1836. 1, 625.

397) Ed. Vilmar: Von der stete ampten und von der fursten ratgeben. Marburg 1835.

398) Der eine in Bartschs Mitteld. Gedichten; das andere auszüglich in Adelungs Magazin II.

setzung, den Stand von seinen Ab- und Auszeichnungen unterrichten soll, und dann gegenständlich an seinem Gemälde von den ehr- und gutlosen Raubrittern, wie von den Lehenträgern die ihre Ritterschaft auf das Verderb von Kirchen Klöstern und Dörfern richten, — ganz so wie wir es hernach in den Dichtungen der etwas älteren österreichischen Spruchdichter des 14. Jhs. finden werden — wie traurig es mit den Hoffnungen auf den rettungslos untersinkenden Adelstand aussah. Von noch geringerem Werthe sind Rothe's später fallende geistliche Dichtungen, seine Bearbeitung des Lebens der h. Elisabeth und seine gereimte Passionsgeschichte[399]. Die poetischen Formen, die Verse, sind bei ihm sehr verwildert; desto merkwürdiger scheint es, daß der mittlere von den drei Theilen seines Gedichtes von des Rathes Zucht (V. 283—677) in leoninischen Hexametern verfaßt ist. Dies antike Maas schien damals in der Luft zu liegen[400]; auch in den formalen Dingen ein kleines vereinzeltes Vorzeichen, wie die stereotypen Ueberlieferungen der ritterlichen Dichtungsmanier nun anfangen überallher durchbrochen zu werden.

Wir kehren von dieser Abschweifung zu unserem nächsten Gegenstande, den Prosaauflösungen der Ritterromane, zurück. Wie alles was bei uns innerhalb der epischen Fremddichtung geschah, so war auch diese letzte Veränderung nur eine Nachahmung dessen was in Frankreich voraus ging: in dessen Literatur übrigens die Prosaromane eine ungleich bedeutendere Stelle einnahmen, als bei uns. In den romanischen Westlanden, in Frankreich und Spanien, erhielt sich das Ritterthum noch im 14. und 15. Jh. in einem äußeren Glanze, der hier nicht wenig von den Ritterromanen seine Farbe trug, und daher

399) Jene bei Mencken l. l., diese in einer Dresdner Handschr. Vgl. Herschel im Anzeiger für Kunde der d. Vorzeit. 1864. Sp. 366.

400) Einzelne solcher Verse hat F. Bech in der gleichzeitigen Minneregel von Cersne nachgewiesen; in dem prosaischen Volksbuch von Herzog Ernst, worin die versificirten Stellen des lat. Originals in Reimzeilen übersetzt sind, ist — wie Bartsch hervorhob, ein Hexameter eingeschlüpft:

denn umb in wirt frölichen hellen mein pluotiges herhorn.

auch rückwirkend wieder die Schätzung dieser Werke wesentlich erhöhen mußte. Abenteuerliche Feste und Aufzüge, wunderlicher Putz in Kleidern und Waffen, in Schilden und Wappen sonderbare Figuren und Devisen, die grillenhaftesten Gelübde, Pilger- und Waffenfahrten, der gezwungenste Liebesdienst und die steifste Etiquette, kurz Alles, was nur die alten Dichtungen geschildert hatten, drängte sich in das wirkliche Leben ein, und davon hat Deutschland nur unter Maximilian etwas Aehnliches gesehen, was übrigens weit zurückblieb. Während in Languedoc die minniglichen Märtyrer im 14. Jh. den Wahnsinn der Romanhelden verwirklichten, trat in Deutschland der Minnegesang ins Volk, die herzvolle Stimme der Natur belebte das Lied mit neuer Wahrheit und eine sinnlichere Glut verdrängte wohlthätig die kalte Höflichkeit des ritterlichen Frauendienstes und seine halberstickte Flamme. Während die Ritter in Frankreich und England die Pfauen- und Fasangelübde ablegten, welche die Abenteuerlichkeit der Kriege begünstigten, lagen die Deutschen in Wald und Winter im Hinterhalt und lauerten einem reichen Waarenzug auf. Und während die Allegorie dort in Aufzügen und Vorstellungen, bei Festen und Mahlen, in prächtiger Ueberladung den lebendigen Verkehr verschönern mußte, gab es bei uns wenige Fastnachtsspiele und Mysterien von drolligen Handwerkern in vergnüglicher Einfalt aufgeführt. Die fanatischen Kriege und die Furchtbarkeit der Hussitischen Bauern mochte den deutschen Rittersleuten den galanten Kampf um die minnigliche Verzückung und Begeisterung vertreiben, während die frommen Spanier noch im Maurenkriege, als es auf Vertilgung der Landes- und Religionsfeinde ankam, in Liebschaften und Höfischkeit mit den Feinden wetteiferten. In Frankreich wie in Spanien haben sich daher diese Romane zu ungeheuren Mengen und Massen gebildet, sind fleißig gelesen, ausgezogen und bearbeitet worden; und als der Geschmack an der Lectüre dieser Werke um ihrer selbst willen aufhörte, so haben die größten Alterthumsforscher, Diplomaten, Genealogen, Historiker und Rechtsgelehrten in Frankreich die Romane als eine Fundgrube gelehr-

ter Forschung angesehen und ganze Bücher über den Nutzen derselben geschrieben. Solche Ehre konnte unseren deutschen Romanen nicht füglich zu Theil werden. Denn sie stehen in jeder Beziehung dem Leben fern und fremd, konnten daher nur der höheren Gesellschaft von Werth sein, der das Leben der romantischen Ritterwelt bekannt war, den Fürsten, die von fremden Gattinnen darin eingeweiht waren, welche (wie Friedrichs III Gattin Leonore von Portugal) in gehobener und ritterlicher Gesinnung oft weit von den nüchternen deutschen Ehemännern und Dienstleuten abstehen mochten.

Die prosaischen Umarbeitungen der poetischen Unterhaltungswerke der ritterlichen Welt haben sich nahezu über alle Gattungen erstreckt, die wir im 12. und 13. Jh. haben entstehen sehen; und wieder ist innerhalb dieser Prosawerke dieselbe Erscheinung zu beobachten, die wir in den Schicksalen der poetischen Epen bemerkten, daß während man auf der einen Seite, um dem Lesedurst der aristokratischen Kreise genug zu thun, zu Sammelwerken vom größten Umfang hinaufsteigt, auf der anderen Seite der Wunsch auch das Volksbedürfniß zu befriedigen, zu kurzen Auszügen überführt, daß wie die Füterer und Rön die alten Reimgedichte so auch ein Konrad Heidörfer den prosaischen Hug Schapler beschnitt, Andere die Melusine und so viele sonstige Novellen zu Volksbüchern einkürzten. Durchaus charakteristisch, in Bezug auf das Bereich der prosaischen Umgestaltungen poetischer Mären, ist es aber, daß — wenn auch im Ganzen dabei viel Laune und Willkür im Spiele war, — das Eine Gesetz doch obgewaltet hat, daß gerade die altächtesten Werke aus den verschiedenen Sagenkreisen, Alles was sich nach unserer Ansicht aus der bloßen Märe zur Epopöe veredelt hat, nicht in die Prosa zurückfiel, daß, wo man in den Prosen Stoffe aufgriff, die solch eine Veredlung erfahren hatten, wie in der Alexander- und in der Tristansage, die geringeren Dichtungen hervorgesucht, die vorzüglicheren fallen gelassen wurden. So ist Wolframs Parzival, dem zwar die Auszeichnung zu Theil ward gleichzeitig mit dem Titurel in poetischer Form frühe (1477)

gedruckt zu werden, nicht in Prosa übertragen worden[401]. So hat an unsere Nibelungen und Kudrun kein Prosaist die Hand zu legen gewagt: wie denn aus unserem ganzen heimischen Sagenkreise gerade nur das allerroheste, das Siegfriedlied, im Volksbuch in Prosa überging. So ist auch der ächte Kern der Karlsage in seiner reineren Gestalt nicht in Prosa übersetzt worden, wogegen die verwilderten Vasallensagen die breiteste Malerei für die Prosabücher lieferten. Im übrigen werden wir uns, der Ausbreitung der Prosen folgend, in alle Verzweigungen der poetischen Mären früherer Zeit zurückgeführt sehen. Wir haben in Deutschland an der Spitze derselben die Kaiserchronik aufgeführt; ihre alten Geschichten erscheinen jetzt in Verbindung mit neuen als prosaische römische Geschichte[402] wieder; wie denn von allen unseren im 12. und 13. Jh. gereimten Chroniken seit dem 13. Jh. Prosaauflösungen gemacht wurden[403], von Enenkel wie von Rudolf von Ems. Wie in der poetischen Zeit, so stehen dann neben diesen römischen Geschichten die prosaischen Bearbeitungen des Trojanerkrieges. Sie haben den Guido von Colonna zu ihrer Quelle; sie erhielten eine sehr weite Verbreitung durch den Druck und müssen auch fast gleichzeitig wie einst der poetische Trojanerkrieg mehrere Bearbeitungen erfahren haben, die sogar im Niederdeutschen nebeneinander existiren[404]. Die von Hans Mair aus Nördlingen von 1392[405] ist die, welche in Drucken (der ältest datirte Augsb. 1474) am gewöhnlichsten gefunden wird; verschieden davon ist eine Berliner Handschrift, die wahrscheinlich mit einer Gießener[406] zu-

401) Wohl soll dagegen die niederdeutsche Copie einer niederländischen Uebersetzung der französischen Prosaromane vom Gral und von Merlin von einem Jacob de Coster von Maerlant (1270—87) existiren, im Besitze des Fürsten von Bentheim-Steinfurt. S. Jonckbloet, Geschichte der niederl. Lit. 1, 127.

402) Jacobs und Uckert Beiträge zur älteren Lit. 1835. S. 76 und verschiedene bei Panzer angeführte Drucke.

403) S. Maßmann, Kaiserchr. 3, 43 ff.

404) Scheller's Bücherkunde S. 78 ff.

405) Bragur IV. 2. S. 190.

406) Heidelb. Jahrb. 18. S. 712.

sammenstimmt, welche schon 1417 geschrieben ist, und die in der Erzählung kürzer, in den Begebenheiten anders geordnet und dargestellt, in den Episoden zuweilen in eigenthümlichen Zügen abweichend, sonst in der Hauptsache gleich ist. Eine andere Bearbeitung von Heinrich aus Braunschweig[407]) ist in einer Handschrift von 1436 erhalten; sie schließt sich an Konrad von Würzburg an. Das Werk von Hans Mair gibt einen Ton an, den die Romane im Allgemeinen festhalten, doch erkennt man deutlich den Prediger in der frömmern Behandlung, die gerade in dieser Gattung ungewöhnlich ist; man möchte sagen, man sieht im Großen die moralische Nutzanwendung, wie früher bei den kleinen Erzählungen, denn das Ganze geht von der Lehre der Gebrechlichkeit und Täuschung der Welt und weltlicher Größe aus und kehrt am Ende und im Laufe der Erzählung in ewigen Predigten darauf zurück. Die Rohheit ist außerordentlich; selbst die bloße Anlage ist von ganz unbegreiflichen Wiederholungen derselben Begebenheiten entstellt. Den Apollonius von Tyrus haben wir poetisch von Heinrich von Neuenstadt behandelt gesehen; einen ganz verschiedenen Eindruck von seinem Gedichte macht die prosaische Bearbeitung von Heinrich Steinhöwel, die man häufiger gedruckt[408]) findet; wie sich die abweichende handschriftliche, die gleichfalls übrig ist, dazu verhält, weiß ich nicht zu sagen[409]). In jener ist die Farbe des griechischen Romans, das Ueppigere und Wärmere der Affecte, ihre größere Wahrheit und Lebendigkeit gewahrt; es ist auf die reinere Quelle zurückgegangen. Und das dankt man, wie wir nun wiederholt bemerken, der Auflösung der Reime und Verse in jenen Zeiten, daß man zu lernen anfängt, sich in fremden Geist zu finden, und daß im strengen Gegensatze zu den poetischen Romanen diese prosaischen die Farbe ihrer lateinischen, französischen, italienischen, niederländischen Quellen eben so festhalten, wie es jene verwischten. Die Romane griechischen Stils

407) Grundriß S. 543.
408) Augsb. 1471. u. A.
409) Grundriß S. 207.

wie der Apollonius und die nachher den Italienern nachgeahmten, mögen in der Anlage um nichts künstlerischer sein als die britischen, so sind sie doch meist einfacher. Im Ausdrucke der Empfindungen mögen bald Wunderlichkeiten, bald Gemeinplätze Statt haben, aber die Empfindungen selbst sind doch natürlich und menschlich, oft durch Sinnlichkeit und Lüsternheit menschlich, aber wahr und treu. Daher traten diese Dinge, mit allen Liebessagen der griechischen Mythe viel näher an das Volk, und Pyramus und Thisbe verdrängten jetzt Tristan und Isolde aus dem Sprichwort. Den Gegensatz, den der plane prosaische Apollonius zu dem abenteuerlichen des Heinrich bildet, treffen wir schon etwas früher in den Uebersetzungen des Niclas von Wyle gegen die erotischen Ritterbücher im alten Stil; es ist derselbe Gegensatz, den das Volkslied der Liebe gegen die Versuche des 15. Jhs. macht, das Minnelied der alten Zeit nachzuahmen.

Der Apollonius berührt sich mit den wunderbaren orientalischen Reisen und mit Alexander: auch hier also sehen wir die alten Verhältnisse wiederkehren. Auch die unsinnigen irischen Mährchen von den Gesichten der Tundalus, die in Varianten auf den auferweckten Lazarus übertragen wurden, und von den wunderbaren Reisen Brandan's wurden mehrfach prosaisch erneuert. Die Sage von Herzog Ernst, in der sich Geschichte an fabelhafte Reiseabenteuer geknüpft hatte, wurde, aus der früher (1, 290) erwähnten lateinischen Prosa von einem gelehrten Geistlichen wohl noch im 14. Jh. in Prosa übersetzt, zum Volksbuche. Jetzt stellen sich Neuigkeiten von ähnlicher Mischung zu diesen alten Wundergeschichten. In den Reisen des Engländers Mandeville († 1372), die im 15. Jh. in ganz Europa eines der beliebtesten Lesebücher waren, ist wirkliche Reisebeschreibung mit romantischer Geographie verquickt; die Bezüge auf Alexander und Ogier nehmen breite Stellen darin ein. Der Reisende selbst hat seine Fahrten in französischer, englischer und italienischer Sprache beschrieben; ins Deutsche wurden sie im Anfang des 15. Jhs. von Michael Velser übersetzt, später von einem Unbekannten, und um 1483 von

Otto von Diemeringen, dessen Arbeit die schlechteste aber verbreitetste ist und auch dem Volksbuche zur Grundlage dient, wo sie nicht ohne abermalige Entstellungen geblieben ist. Wir überlassen es Andern[410], über Verhältniß und Werth dieser Uebersetzungen des Werkes zu sprechen, das uns durchaus nur ganz im Allgemeinen angeht. Wir haben früher gesehen, wie einzelne Reiseabenteuer seit dem Ausgang der Kreuzzüge sich in die Gefahren der Wallfahrten stürzten; diese Unternehmungen flossen anfangs aus Frömmigkeit, aus sündigem Gefühle, aus dem Hange nach Abenteuern, aus Wißbegierde, bald aber auch aus Gewinnsucht. In demselben Verhältnisse gehen die Reisebücher seit Marco Polo und Monteville (auch jener ward — Nürnberg 1477 — ins Deutsche übersetzt) im Schildberger, der sich von der Schlacht bei Nicopolis an bis 1427 im Morgenlande befand, im Hans Tucher (1479) und Bernhard von Breydenbach (1483) vom Gefabelten aufs Historische zurück und treten mehr in eine Reihe mit den Entdeckungsreisen der Italiener von den Doria und Vivaldi bis auf die Colombi und Vespucci. Die Aufhellung der dunklen Erdräume gestattete nicht weiter, daß diese Reisen der poetischen Beschreibung anheimfielen, und gerade so ists mit der geschichtlichen Dichtung. Geeignete Stoffe konnten aus der wirklichen Begebenheit unmittelbar in Volkslieder übergehen, die helle Geschichte aber litt nicht, daß sie sich episch fortbildeten; und wo man sich zu beidem zwang, da kam ein heroisch-historisches Gedicht wie Beheim's Friedrich heraus, oder ein Reisepoem, wie wir es von einem Bänkelsänger besitzen, der die Pilgerfahrten Bruder Felix Fabri's nach dem heiligen Lande, seine beiden Reisen (1480 und 1482—3) in Eine verschmelzend, in der Strophe des Liedes „Ich stund an einem Morgen" besang[411]. — Die

---

410) Man vergleiche zu dem, was Görres in den deutschen Volksbüchern gesagt hat, die Zusätze Von der Hagen's im Altd. Mus. 1, 246 ff. und die von Docen in der Jen. Lit. Zeit. 1810. Mai. Sp. 246 ff.

411) Bruder Felix Fabri's gereimtes Pilgerbüchlein, ed. Birlinger. München 1864. Fabri's lateinisches Evagatorium ist in der Bibliothek des lit. Vereins

prosaischen Erneuerungen der Alexandersage sind mehr nur der ernsten Geschichte als der phantastischen Mährchen wegen unternommen. Ein allzeit fertiger Schreiber, Johann Hartlieb, der eine Chiromantie, einen Brandan, den tractatus amoris von einem Kaplan Andreas, den wir noch bei Gelegenheit einer poetischen Bearbeitung desselben zu erwähnen haben werden, auf den Wunsch Herzog Albrechts VI von Oesterreich übersetzte (Augsb. 1482), hat auch 1444 den Alexander in deutsche Prosa gebracht. Hartlieb's Bearbeitung (älteste gedruckte Ausgabe 1472) ist weit die verbreitetste von den Alexanderprosen, aber weder die älteste noch die einzige; kürzer soll die handschriftliche in Dresden sein, die von Nicolaus im Grunde geschrieben ist[412]. Hartlieb's Arbeit ist mehr als Chronik und Geschichte zu betrachten und nimmt eine moralische Wendung, indem das Buch als ein Fürstenspiegel angesehen sein will; es weist mit jener abenteuerlichen Quellenkritik auf den Eusebius hin, der in diesen Zeiten wie Nectanebus und Virgil als ein mythischer Meister aller Kunst erscheint; und wie wir schon in dem poetischen Alexander Ulrich's von Eschenbach Geschicht- und Chronikartiges beisammen fanden, so dürfen wir diesen prosaischen neben nichts anderem sehen, als neben Aventin's lateinischen und deutschen Chroniken, und was aus Gottfried von Viterbo und Aehnlichen jetzt wieder ins Leben gerufen ward. Der prosaische Alexander verweist sogar am Ende, wo von den Enkeln des Ptolomäus gesagt wird, sie seien nach Thüringen und in das Land zu Siebenbürgen gekommen, ausdrücklich auf das Buch de origine Saxonum, wo man von der Herrschaft der Griechen in diesen Landen vieles finde; und die fabelhaften sächsischen, thüringischen, meklenburgischen, bairischen, böhmischen u. a. Chroniken aus diesen Zeiten würden zur Vergleichung eben so hierher gehören, wie Enenkel's Fürstenbuch oben zu dem Aehnlichen. Und wie fast aus sämmtlichen

von Haßler herausgegeben. Die prosaische deutsche Uebersetzung ist in einem Drucke von 1557 erhalten.

412) Grundriß S. 223.

Zweigen der größeren Prosaschriften dieser Zeiten kürzere Volksbücher geworden sind, so gingen denn auch Stücke dieser Gattung in unsere deutsche „blaue Bibliothek." [413]).

Aus den Dichtungen britischer Sage begegnet man in Deutschland wenigeren prosaisirten Stücken als in Frankreich. Der Wigalois ist nach Wirnts Gedichte 1472 von einem Ungenannten auf Bitten einiger Edlen „aus den Reimen in ungereimte Rede beschrieben" (und in Augsburg 1493 gedruckt) worden; so ward auch der Tristan nach dem Texte Eilharts erweiternd aufgelöst (Augsburg 1484); beide bewegen sich ganz in dem alten Gleise und haben nichts als den Ton geändert. Ganz umgekehrt verhält es sich mit dem literarisch vielberufenen Lanzelot, der vielleicht der älteste aller Prosaromane, wenn auch nicht so alt ist, wie man ihn machen wollte. Französische und deutsche Forscher möchten die lateinischen und französischen Prosen von Lanzelot, von Gral und Tristan, als deren Verfasser die Walther Map, Luces de Gast, Robert und Helie de Borron genannt werden, noch vor die poetischen Mären von diesen Helden, bis in die anglonormannische Periode der beginnenden Ritterdichtung hinaufrücken; wiewohl doch andere, da und dort, die französischen Prosen bis auf einzelne wenige Ausnahmen in das 14. Jh. zurückschieben. So läßt unter anderen Jonckbloet den Walther Map als den Verfasser des prosaischen Lanzelot gelten, obgleich er doch selbst [414]) undenkbar findet, daß ein cyclischer Roman von diesem Umfang (der in der niederländischen wie in der deutschen Uebersetzung den Gral umfaßt und in der Heidelberger Handschrift N. 147 gegen 700 enggeschriebene Seiten größtes Folio ausfüllt), „sogleich aus dem ursprünglichen Brunnen zusammengestellt sein sollte". Auch ist es, von dem höchst unalterthümlichen Vortrag und Inhalt ganz abgesehen, rein unmöglich, daß der

413) Riesengeschichte, oder kurzweilige und nützliche Historie von König Eginhard aus Böhmen, wie er des Kaysers Otto Tochter aus dem Kloster bringen lassen und hernach viel Unglück im Königreich Böhmen entstanden ist u. s. w.

414) Geschichte der niederl. Lit. 1, 124.

witzige Lebemann Map, der ein ungeübter Schreiber war, der zu seinem Freunde Geraldus sagte: „ihr habt viel geschrieben und ich viel geredet, ihr habt Bücher, ich habe Worte gemacht", ein Riesenwerk von solcher maaslosen Weitschweifigkeit geschrieben haben sollte, das schon an den Umfang der Amadisromane streift. Diesen gefabelten Autor bei Seite gesetzt, ist übrigens der Lanzelot, wie der beliebtesten einer, so auf alle Fälle einer der ältesten Prosaromane; die niederländische Uebersetzung glaubt man in der ersten Hälfte des 13. Jhs. entstanden, an die Scheide des 13/14. Jhs. gehören die ober- und niederdeutschen Uebertragungen, deren letztere uns in einem zerstückten Fragmente erhalten ist, das mit dem oberdeutschen Texte so wörtlich zusammenstimmt, daß es schwer zu sagen ist welcher Text aus dem andern übertragen ist[415].

Am weitesten ergoß sich die Prosaüberschwemmung über die fränkischen Sagenstoffe. So sind mancherlei Sagen von König Karl prosaisch erneuert worden, von seinen Ahnen und seiner Geburt, die wie sie in der Kaiserchronik begonnen, so jetzt im Kreise ähnlicher Werke, in Legenden, in der Weihenstephaner Chronik, in Ulrich Füterers Beschreibung vom Herkommen des Hauses Baiern erscheinen[416]. In die Volksbücher ist die Karlsage nicht in Deutschland, aber doch in Dänemark aus deutschen Quellen übergegangen. Im weitesten Umfang aber wurden die Vasallensagen übertragen, deren verwilderter Charakter sie dem Geschlechte des 15. Jhs. empfahl. Unter die frühesten aus französischer Prosa übertragenen Stücke gehört

---

415) Nach der Lücke zu schließen, die sich in dem von C. Hofmann (Sitz.-Ber. der Münchner Akademie vom 11. Juni 1870) mitgetheilten Abdruck (auf p. 45) findet, für die weder das französische Original noch die oberdeutsche Uebersetzung (Cod. Pal. 147. fol. 91 b) eine Ausfüllung bietet, wäre der niederdeutsche Text der abgeleitete, der auch an einigen andern Stellen geringfügige Verdeutlichungen ausweist.

416) Grundriß S. 170 ff. Ueber die bairisch-localisirte Karlsage in einem Prosaromane des 15. Jhs. vgl. Holland, Gesch. d. altd. Dichtung in Bayern. p. 17.

der Fierabras[417]), der nur in späteren Drucken (Simmern 1533) erhalten ist; in ihm ist das Kriegerisch-Wilde, der Pfaffenhaß, das Uebertrieben-Ungeheure, die Maschinerie, der Aberglaube, die Wunder ganz vorherrschend und noch nicht, wie in der eigenthümlichen Auffassung in Calderon's Brücke von Mantible, so ermäßigt, daß die Liebesepisode darin eine mildernde Wirkung üben könnte; und dieser Art ist die Geschichte von Herzog Herpin[418]), die, wie so viele dieser Vasallensagen, blutig und gräßlich ist und wie die dazu gemalten Bilder aufs Entsetzlichste ausgeht. An noch viel Roheres aber erinnert der Valentin und Namelos, der in einer Handschrift von 1465 bekannt und später wieder 1521 von Wilhelm Ziely von Bern weitläufiger zugleich mit der Geschichte von Olivier und Artus aus dem Französischen übersetzt ist[419]), welche letztere sich im Stoffe mit Engelhart und Engeltrude berührt. Von den wilden Barbareien in der Sage von Rainald (den Haimonskindern) wissen wir Bescheid; sicher wohl war auch diese Prosa, wie die von Fierabras, schon früher handschriftlich in Uebersetzungen vorhanden, ehe sie gedruckt erscheint[420]). Noch roher ist die Geschichte von Hug Schapler[421]). Auch hier herrscht, in dieser fabelhaften Geschichte von Hugo Capet's

417) Noch ist die ursprüngliche Gestalt des französischen Epos (ed. Kröber und Servois 1860) nicht aufgefunden, von welchem vier französische Varianten und die provenzalische (von Bekker herausgegebene) Dichtung, so wie die Prosa sich abzweigten. Vgl. Gröber die handschriftl. Gestaltungen der chanson de geste Fierabras. Leipz. 1869.

418) Cod. Pal. N. 152. Im Druck: Straßb. 1514.

419) Ein selteneres Buch: „In diesem Buch werden begriffen und gefunden zwo wunderbarlicher Historien gantz lieblich zu lesen, auch dienen zu vil erfarnuss. Die erst hystori von zweyen treuen gesellen mit namen Olivier, eynes kunigs sun ufs Castilie, und Arto, eyns kunigs sun von Algarbia u. s. w. Die andre hystori sagt von zweyen Brüdern Valentino und Orso etc. gezogen ufs frantzösischer zungen in dütsch durch Wilhelm Ziely von Bern in Oechtland." Basel 1521. Eine jüngere Uebersetzung von Valentin und Orso ist gedruckt Frankf. 1572; der französische Valentin et Orson in Lyon 1605.

420) Simmern 1535.

421) Im Druck: Straßb. 1500.

Thronbesteigung, die schon Dante in ihrem Ursprunge kannte, jene gewaltige Barbarei, die uns in die wildeste Urzeit zurückversetzt. Ebendies empfahl sich diesen Zeiten, welche die Greuel der Hussitenkriege erlebten, welche die Podiebrad und Hunyad, ähnliche Emporkömmlinge und natürliche Söhne auf mächtige Throne steigen und umgeben sahen von jenen herkulischen Helden, die aus der Mühle genommen zu Feldherren wurden und noch als Feldherren ihre riesige Kraft mit fanatischer Tapferkeit und Blutlust paarten. Mit dem Erwachen neuer physischer Kräfte in den Nationen brach auch in Einzelnen eine ungeheure Lebenskraft durch. Wie in den rohesten Zeiten des Urzustandes machte sich die körperliche Ueberlegenheit als ein glänzender Vorzug geltend, gleichviel ob sie der Held im Religionskampf auf dem Schlachtfeld zeigte, oder beim Gelag das Faß zu heben und aus dem Spundloch zu trinken verstand. Und wenn doch unter den Menschen der Glaube lebte, als ob die Kinder einer natürlichen Liebe schon die Früchte einer regern Kraft wären, so haftete dann auf solchen auch im Leben weit eher eine Ehre als ein Makel, und Erzeuger und Erzeugte gingen dann, wie im Hug Schapler, in die Poesie ein. Wie dieser Fleischersohn den Thron von Frankreich bestieg, wie sich seine zehn natürlichen Söhne zu Ehren bringen, so wird, noch mehr in den geschlechtlichen als in den politischen Verhältnissen, das Mischen der untern und obern Stände im Romane dieser Zeit versinnlicht. Dies halten wir für das einzige Eigenthümliche und geschichtlich Bedeutsame in diesen Prosaromanen, was sie wenigstens theilweise in einer Verbindung und in einem Verhältnisse zu der Zeit ihrer Erscheinung zeigt. So eng und schroff sich die nachdenkliche Liebe der Minnesänger im Kreise des Standes gehalten hatte, so sehr ist es die Eigenschaft der heftigen leidenschaftlichen Neigung, über Rangverhältnisse hinwegzuspringen. So sehen wir nun die Romanhelden sich über die Stände wegsetzen. Liebschaften zwischen Unebenbürtigen (wenn sie es auch nur scheinbar sind) werden jetzt ein Lieblingsgegenstand; so in den weltverbreiteten Geschichten von Guiscard und

Sigismunde und von Griselbis[422]), jener treuen, aus dem Bauernstande emporgehobenen, von ihrem Manne so hart geprüften und so geduldig und gehorsam bewährten Gattin. Wie die sinnige Liebe der Ritterzeit in diesem Jahrhundert mit einer neuen sinnlicheren vertauscht ward, ist nicht in den Romanen allein, sondern selbst in der Geschichte bezeugt. Wer weiß nicht von Albrecht und Agnes Bernauerin? Wer hat nicht die Abenteuer des Herzogs Wilhelm von Oesterreich in seiner Werbung um die ungarische Hedwig mit Antheil an einer scheints mehr natürlichen als politischen Liebe gelesen? Wer weiß nicht, wie Buhlerei und zügellose Liebe in dem Jahrhundert von König Sigmund bis auf die Fürsten der Reformationszeit poetisch erhoben und moralisch, selbst von strengen Sittenrichtern, vorsichtig geduldet ward? Wer weiß nicht, daß Sigmund's Abenteuer mit der schönen Elisabeth Morsinai, die die Mutter des Johann Hunyad sein soll, zum Romane, zur Sage ward, wie sie in jenen Tagen beliebt war? Er hätte ihr, heißt es, einen Ring hinterlassen, an dem er sie und ihr Kind wiedererkennen wollte; und als sie hernach mit ihrem Bruder Kaspar aus Siebenbürgen nach Ofen zog und im Walde ruhte, hätte ein Rabe den Ring gestohlen, den doch Kaspar glücklicherweise noch wiedergewann, was dann den Namen und das Wappen Corvin's erklärt. Und endlich ist die glühende südliche Natur und Liebeswärme seines wackern Kanzlers Schlick von dem muthwilligen Aeneas Sylvius selbst auf einfacher geschichtlicher Grundlage in einem eigenen Roman verewigt worden, der zu großer Berühmtheit gelangte.

Den Uebergang von jener alten Minne zu dieser neuen Liebe bezeichnet der Charakter nicht weniger der Prosamären dieser Zeit sehr gut. Die Geschichte von Pontus und Sidonia[423]) zählt unter

---

422) Das Volksbuch von Markgraf Walther (Straßb. 1500), dessen Stoff zuerst aus Petrarca's lateinischer Uebersetzung der Boccaz'schen Erzählung durch H. Steinhöwel (Augsb. 1471) in Deutschland bekannt war.

423) Cod. Pal. 142, verschieden von den gewöhnlichen Drucken (Augsburg 1498 u. f.) und vom Buch der Liebe, also von einem anderen Uebersetzer als von Eleonore von Schottland.

die anziehenden Stücke, worin jene Art von Liebe zwischen Ungleichen spielt: der König von England beruft sich darin auf unser Aller Abstamm von Adam und Eva, da er dem armen Pontus oder Sordit seine Tochter anbietet. Daß edle Frauen diese oder die Geschichte von Loher und Maller[424]) übersetzten, begreift sich leichter, als daß auch der Hug Schapler aus der Feder einer dieser Fürstinnen floß. An der ermüdenden Verschlingung monotoner Abenteuer leiden übrigens diese Dinge alle, wie ihre poetischen Vorläufer. In andern Stücken nimmt, wenn nicht die Breite, so doch die Wunderlichkeit der Abenteuer ab. Die pseudohistorischen Romane kehren in Prosa wieder; der Wilhelm von Oesterreich von Johann von Würzburg wurde in ungebundene Rede gebracht (Augsb. 1481). So werden auch sonst die prunkenden Begebenheiten in den Kreis gewöhnlicher Ereignisse herabgezogen; im Ritter Galmy, im Gabriotto und Reinhart ist eine Verbannung, ein Turnier schon eine so große Begebenheit, wie im Wilhelm von Orlens von Rudolf von Ems. So lange noch die Stoffe durch solche überladene Begebenheiten und Wunderlichkeiten anspruchvoll blieben, war es nicht möglich, sie weder aus den Massen herauszuarbeiten, noch den wunderlichen Ton, den steifen Bombast, das gespreizte und eckige Wesen abzulegen. Es war daher ein Schritt zum Besseren, wo man, wie im Tristan und ähnlichem, auf die einfacheren Novellenstoffe fiel, die sich durch ihre bescheidene Beschränkung viel weiteren Leserkreisen empfahlen. Der wackere Steinhöwel, den wir als den Autor des prosaischen Apollonius nannten, übersetzte das Decameron von Boccaz[425]), und gleich darauf auch dessen Buch de claris mulieribus (1473). Und wie sehr jene Novellensammlung trotz der ungelenken Nachbildung der italienischen Vor-

424) Straßb. 1514, aber schon viel früher übersetzt, wie oben angegeben wurde. Erneuert von Simrock: Loher und Maller. Stuttg. 1868.

425) Der Uebersetzer nennt sich in der Einleitung Arigo; es ist kein Zweifel, daß dies Heinrich Steinhöwel meint. Der älteste Druck aus den 70er Jahren erneut im: Decameron von H. Steinhöwel ed. A. v. Keller. Bibl. d. lit. Vereins N. 51. Stuttg. 1860.

lage beliebt war, beweisen ihre zahlreichen Abdrücke im 16. Jh.; wie sehr an ihr sprachlich gefeilt ward, zeigt sich darin, daß noch im 17. Jahrh. in den vermehrten Ausgaben (Frankf. G. Schönwetter 1646) der Text der 100 ächten Novellen unverändert abgedruckt werden konnte, in der Gestalt, die er in den Straßburger Ausgaben (noch nicht 1519, aber schon 1535) angenommen hatte. Nächstdem erweiterte man einzelne der hier und sonsther liebgewonnenen Novellen. So erschien 1499 in Metz der erste Druck des deutschen Volksbuchs von Florio und Bianceffora, das dem Filocopo des Boccaz folgt. So gewann der Kaiser Octavian[426]) die weitere Gestalt, in der er zum Volksbuch ward. Der Fortunat, der in seinem Kerne (Fortunat und sein Seckel) auf ein bretonisches Märchen zurückzuweisen scheint, in seiner Erweiterung (Fortunats Söhne) verwandt ist mit einer Erzählung (Kap. 120) der Gesten, hat die Gestalt, die er jetzt trägt, um die Mitte des 15. Jhs. in Deutschland erhalten[427]), und ist von hier in das französische Volksbuch übertragen. Die Melusine, eine überall heimische Sage, die Walther Map im 12. Jh. in verschiedenen Variationen an verschiedene Personen knüpft und mehrfach auch in Wales localisirt kannte, ward von dem Schweizer Thüring von Ringoltingen zu Ehren des Markgrafen Rudolf von Hohenburg 1456 aus dem Französischen übersetzt[428]), und sie existirt verkürzt im Volksbuche neben jenen lieblichen Erzählungen von Genofeva[429]) und Magellone[430]). Dies sind denn jene netten, ihrer einfältigen Weise wegen beliebten Stoffe, die nachher so häufig

426) Aus dem Französ. von W. Salzmann. Straßburg 1535.

427) Die älteste Ausgabe die erwähnt wird ist Augsb. 1509. 4. Vgl. Zacher in Ersch u. Gruber's Encycl. Art. Fortunatus.

428) Die älteste datirte Ausgabe ist Augsb. Bämler 1474.

429) Ausg. Köln. Chr. Everarts s. a. Vgl. die Historie von der Pfalzgräfin Genofeva, von Zacher. Königsb. 1860, wo eine mythische Begründung der Sage versucht ist.

430) Uebersetzt aus dem Franz. von Veit Warbeck. Augsb. 1539. Mit einem empfehlenden Sendbrief Georg Spalatin's.

erneut localisirt[431]) und wiedergedruckt, in allen Nationen mit gleicher Liebe bearbeitet und mit gleichem Danke aufgenommen wurden. Wie wir aber schon oben bemerkten, diese Dichtungen waren der jedesmaligen Zeit anbequemt, und je selbständiger die neueren Bearbeiter lebendig ihre Form erneuten, und je mehr ihre Wahl das Einfachste traf, desto besser war es. Damals ohnehin, im 15. Jh., waren die Anforderungen so gering; man durfte das kleinste Neue bieten, so war man vergnügt und zufrieden damit. Die keuschen Josephe, die in der ältern Zeit sehr im Hintergrunde standen, rückte man nun blos hervor; die tragisch ergreifenden unglücklichen Ausgänge der Liebe, wie Tristan's, die vormals fast unerhört waren, wurden nun häufiger; die Liebesepisoden, die sonst hinter den Irrfahrten verborgen lagen, traten nun in den Vorgrund; wie man sonst die Liebe gesegnet und gepriesen hatte, so hebt man jetzt ihre leidige Seite hervor, da die Leidenschaftlichkeit der neuen Art von Sinnenliebe mehr nach dem Leid der Liebe hinneigt. Das heilige Kleinleben der Liebe verdrängt allmählich alles andere, so daß es nun schon in jenen einfacheren, moderner gefärbten Romanen ein kritisches Ereigniß von den größten Einflüssen ist, wenn sich einmal der Held vor der Geliebten bei Tische mit dem Messer den Finger verwundet.

Die Rückführung zu diesem Gefallen am Seelenleben von dem Geschmack an dem wirren Abenteurerwesen der Ritterromane hat ohne Zweifel der griechische Roman vollbracht, oder das, was dem griechischen Romane Aehnliches nach Deutschland, lateinisch oder deutsch, sich verbreitete. So brachen auch Wieland's Werke in neuerer Zeit erst der gesünderen Natur die Bahn. Von dieser Seite her finden wir nun in diesen Zeiten den gelegentlich schon erwähnten Niclas

431) So ist z. B. der Stoff von Magellone in Deutschland in einer „Historie von Phyloconio" O. O. u. J. 4. auf einen Königssohn von Portugal und in Schumann's Nachtbüchlein 1559 auf einen Christoph von Mümpelgart übertragen.

von Wyle (Weil) und sein Uebersetzungswerk[432]) äußerst bedeutend. Er war aus Bremgarten in der Schweiz, stand um 1445 als Rathschreiber in Nürnberg und seit 1449, wenn nicht früher, in Eßlingen, und war zuletzt seit 1470 Kanzler des Grafen Ulrich von Würtemberg; es ist wahrscheinlich, daß er zugleich ein Maler, nach Aeneas Sylvius' Urtheil von Auszeichnung, gewesen ist[433]). In nächster Nachbarschaft also bei Baiern, wo wir den Geschmack an dem heimisch-ritterlichen Alterthum so festgewurzelt fanden, regte sich zuerst der Sinn für eine Verjüngung, eine Wiedergeburt des klassischen Alterthums, wie sie Italien damals in einem begeisterten Aufschwung erstrebte. Und wie die Prosaliteratur der ritterlichen Romantik, so fand auch diese scharf entgegengesetzte humanistische Literatur, und ihre Hauptförderer, die Niclas Wyle, Albrecht von Eyb und Heinrich Steinhöwel, ihre ersten Ermunterungen an den kleinen deutschen Höfen und zumeist bei den Frauen. Die Markgräfin Barbara von Mantua, geborne von Brandenburg, redete nach Albrecht von Eyb italienisch, lateinisch und griechisch, und war in allen Klassikern bewandert. In der Pfalz war die Pfalzgräfin Elisabeth, die Gemahlin Ruprechts III († 1410), mehr den vergangenen Dingen zugekehrt; sie ließ Bertholds Predigten abschreiben und das Leben der h. Elisabeth ins Lateinische übersetzen; so fanden wir auch die Tochter des Pfalzgrafen Ludwig, Erzherzogin Mathilde von Oesterreich (s. oben S. 337) versessen auf die alte und neue Ritterdichtung: ihr aber sind doch auch einige der Uebersetzungen von Niclas von Wyle gewidmet. Ganz ähnlich ließ sich Eleonore von Schottland, die selbst die Geschichte von Pontus und Sidonia übersetzte, doch auch von Steinhöwel das Buch de claris mulieribus widmen. In seinem Aufsatze über lobwürdige

432) Nach der ersten Ausgabe seiner Translation o. O. u. J. (Eßlingen. C. Fyner. 1478) neu herausgg. von A. von Keller in der Bibl. des lit. Vereins N. 57. Stuttg. 1861.

433) Vgl. H. Kurz, Niclasens v. Wyle zehnte Translation, mit einl. Bemerkungen über dessen Leben u. Schriften. Aarau 1853.

Frauen rühmt Niclas außer den savoyischen und braunschweigischen Prinzessinnen am Würtembergischen Hofe und der Kaiserin Leonore von Portugal, Friedrichs III Gattin, noch besonders Margarethe, geb. Pfalzgräfin bei Rhein und Erzherzogin von Oesterreich, als eine große Liebhaberin aller Künste. In Margrete von Parsberg und Ursula von Asberg, geb. von Seckendorf hatte er und Albrecht von Eyb literarische Freundinnen. Wenn die Schicksale Beheims den Ausspruch des Aeneas Sylvius rechtfertigen, in welchem er die Fürsten in Deutschland wegen des Verfalls der Dichtung beschuldigt [434]), so beweist dagegen das literarische Leben unsers Niclas, daß es nur darauf ankam, den rechten Ton zu treffen und die rechte Materie zu finden, sich nicht an die rohen Hofleute mit bänkelsängerischen Strafreden, sondern an die sinnigen, z. Th. fremder Bildung theilhaften Frauen an den Höfen zu wenden, um auch in diesen Kreisen wieder einem geistigen Interesse Eingang zu verschaffen. Wie eingebürgert mußte Niclas an allen Höfen seiner Nachbarschaft sein, da er dem Pfälzer Hofe, den Herzögen Ulrich und Eberhard von Würtemberg (dem Urheber der Uebersetzung des Buches der Weisen), und dem Markgrafen und der Markgräfin von Baden seine Werke widmete! Wie beliebt mußte er da sein, da ihm jene Margrete eine Tochter in ihrem Zimmer erzog! Wie genau mußte der geistige Verkehr zwischen ihm und den verschiedenen Fürstinnen seiner Bekanntschaft sein, da seine Mittheilungen nicht leidige Zusendungen zudringlicher Kriecherei waren, sondern auf Aufforderung und unter freundlicher Berathung von ihm gemacht wurden, wobei ihm denn gelegentlich die Frauen in ziemlich einfachen Stellen zeigten, daß sie mehr Witz hatten als er [435]).

434) Opp. ep. CXI. Quodsi apud Germaniam non sunt in pretio vates, non poesim sed principes potius argue, quibus levissimarum rerum major est cura quam literarum.

435) Die Erzherzogin Margrete fragte ihn einst, ob er ihr das Büchlein Seneca's von den Sitten übersetzt; er entschuldigt sich, weil er den Satz: si vis omnibus esse notus, fac ut prius neminem noveris — nicht verstände. Die Fürstin erklärte ihn ihm nach kurzem Bedenken. O hohe scharfe Vernunft im weib-

Vor Wyle's Zeit wissen wir aus der vulgaren Literatur nur einen vereinzelten Vorläufer in der humanistischen Richtung zu nennen, die jetzt so mächtig, vollends in den Kreisen der eigentlichen Gelehrten, in die deutsche Bildung eingriff. Es ist dies der „Ackermann aus Böheim"[436]), ein Streitgespräch zwischen einem Landmann und dem Tode, der ihm frühzeitig sein junges Weib geraubt hatte. Dies kleine Schriftstück zeugt von Kenntniß der Alten und ist in einer eigenen Mischung von Mystik und Humanistik, man möchte sagen in dem Geiste eines Boethius geschrieben; der Kampf der Empfindung und des Verstandes, des „Leids und der Weisheit" ist darin auf eine Weise voller Geist durchgeführt; der Ton der Ironie ist gleich gut getroffen, wie der Ton der tiefgehenden Empfindsamkeit schon der spätern Zeit des 15. Jhs.; der Schreibart nach ist es wohl das vollkommenste Stück Prosa, das wir in unserer älteren Literatur besitzen; die Eigenheit der Sprache ist nicht so sehr von Latinismen entstellt wie bei Wyle. Aus den Ritterromanen in dies Werkchen herübertretend ist man eben so sehr von einem ganz neuen Geiste betroffen, wie wenn man sie mit Wyle's Uebersetzungen oder mit seinen Vorbildern, den italienischen Meistern vergleicht. Die Manier des Ritterromans aufs innerste zu erschüttern und den Frost der conventionellen Adelswelt und alter gelehrter Vorurtheile zu brechen, war nichts so geeignet, wie Boccaz' freigeistige Ader, wie Petrark's Begeisterung für die Muster des Alterthums und Poggio's überlegene Feder. Dem Freimuth dieser Italiener eiferte Felix Hemmerlein aus Zürich nach, der in Recht und Schrift gelehrt, gleich bewandert in der Gesellschaft wie in dem Buche, mit Gesang und Kunst wie mit Wissenschaft befreundet war; diesen

---

lichen Herzen, ruft er, ich habe seither Doctores der heiligen Schrift gefragt und gefunden, daß ihre Gnaden mir, wie das Sprichwort sagt, alle meine Käse abgerathen hat.

436) Der Verfasser nennt sich in einem Acrostichon am Schlusse Johann und cap. 3. 4. einen Ackermann aus Sacz in Böhmen. Das Werkchen (Cod. Pal. 76) ist schon 1477 gedruckt; V. d. Hagen, der es (Frankf. 1824) wieder herausgab, setzte es mit Unrecht 1429; es gehört in den Schluß des 14. Jhs.

Mann, als er Schulmeister in Zürich war, hatte Niclas Wyle gekannt. Noch mehr war Aeneas Sylvius seiner Stellung nach dazu geschaffen, zwischen Italien und Deutschland zu vermitteln und Er spornte zuerst die Fürsten, geißelte ihre Trägheit, schmähte den entarteten und verbauerten Adel, spottete der Wiener Gelehrten und ihrer nutzlosen Spitzfindigkeiten und warf mit die ersten Funken in das verglommene geistige Leben der Deutschen. Von den Schriften dieses Mannes, wie von Poggio, Hemmerlein und Petrark hat Niclas zwischen 1461—78 eine ganze Reihe ins Deutsche übersetzt. Er hat meist kurze Stücke einer praktischen Lebensweisheit gewählt, die in sich einen Gegensatz gegen den ganzen Geist der zwecklosen mittelalterlichen Gelehrsamkeit bilden. Wie in Philologie und Humanistik die Lange und Agricola still den lauteren Fehden der Reuchlin und Hutten vorarbeiteten, so ist auch dieser Mann ein geheimer Vorarbeiter für die Hutten, die Brant und Kaisersberg. Vorsichtig und alles Urtheils sich enthaltend theilt er Poggio's Bericht von dem Tode des Hieronymus von Prag mit; aber er theilt ihn eben mit. Er gibt Abhandlungen über den Vorzug des Tugendadels oder Geburts- und Reichthumsadels, auch sie ohne Entscheidung, und ausdrücklich vorsichtiger als Hemmerlein, der gleichfalls über diesen Gegenstand schrieb; denn ihm „ist es sicherer, darüber zu denken als zu schreiben". Eigenes Verdienst hat daher Wyle wenig. Was aus seinem eigenen Kopfe kommt, streift noch ins Obscure[437]), dreht sich noch in Kleinlichkeiten, in Abhandlungen über Interpunction und Orthographie, über Titel und Charaktere herum. Aber den rechten Sinn hat er durchweg und wählt mit Erwogenheit zur Uebersetzung, was ein wahres Bedürfniß der Zeit war. Daß er mit seinen Schriften einen stillen Gegensatz

437) So erzählt er in seiner Vorrede zur Uebersetzung von Lucian's Esel, daß er einmal von dem kaiserlichen Kammerschreiber Michel von Pfullendorf gehört habe, ein ehrbarer Gastgeber habe auf seinen Eid versichert, er sei durch Zaubereien einer Frau ein ganzes Jahr lang in eine wilde Gans verwandelt gewesen, bis ihm einst im Zank mit einer andern wilden Gans diese das Bezauberungswerk von seinem Halse gerissen hätte rc.

gegen die herkömmlichen Schreibereien der Deutschen machen will, liegt in dem Selbstgefühl, mit dem er den Werth seiner Abhandlungen, „gegen alle deutsche Bücher, die er gelesen", heraushebt. Und gewiß, wie ganz anders mußte diese grundsätzliche Lebensweisheit, die er aus seinen Italienern verdollmetschte, den Gebildeteren ansprechen, da hier kein höfischer Dichter mehr die alte Ritterwelt zurückwünschte, deren Glanz Jedermann unwiederbringlich verloren fühlte, kein mystischer Prediger mehr Verabscheuung des äußeren Lebens lehrte, kein Scholastiker die müßige Quälerei des Kopfs mit zwecklosen Grübeleien empfahl, sondern ein gesunder Sinn auf die fruchtbare Weisheit der Alten und die Tröstung des Rechthandelns wies. Ein ganz neuer Schwung war in die Gelehrten durch einen ganz neuen Verkehr gekommen. Die allgemeine Reisewuth des Jahrhunderts, das Hinströmen der Gelehrten aller Länder nach Italien, die Reisen nach entfernten Universitäten, die nothwendige Verbindung der nordischen Künstler mit dem Süden, die Fürsorge für Wege und Land- und Wasserposten, die neuen Erfindungen, die zu neuen Verbindungen einluden, bald auch der Einfluß des häufigeren Geldes, die Anfänge der Zeitungsnachrichten, die unter Begünstigung der Buchdruckerkunst aufkamen, der ungemeine Verkehr der Gelehrten im ausgedehnten Briefwechsel, der den Trithemius in diesen Zeiten schon die Briefe der bedeutenden Literaten überall als Werke ansehen läßt, die erneuerten politischen Verbindungen Deutschlands mit Italien, die Kriege mit dem Auslande die Deutschland lange nicht gekannt hatte, die Türkenzüge, der lebhaftere Innenhandel, die aufgekommene Sitte Badeorte zu besuchen, zugleich die größere Zugänglichkeit der Höfe und die häufigeren Heirathsverbindungen mit Prinzessinnen ferner Länder, Alles arbeitete zusammen, um eine Bewegung in die europäische Welt zu bringen, die Niemand schroffer empfand, als die Deutschen, wo im 14. Jh. so vieler Stillstand in allen Verhältnissen gewesen war. Die Eigenthümlichkeit der neueren Bildung, die sich in so ausgedehnten Räumen umdreht, bringt es mit sich, daß immer nur solche Zeiten

des erleichterten Verkehrs von wahrem Gedeihen für jederlei Fortschritt der europäischen Civilisation waren. Daß den damaligen Gelehrten die Augen geöffnet, daß sie aus ihren engen Haus- und Schulverhältnissen herausgerissen wurden, daß unser Niclas an alle Höfe der Nachbarschaft, in vertrauliche Bekanntschaft mit Frauen fremder Bildung, in engeren Verkehr mit ihnen an Badeorten kam, deren damals viel freiere Gewohnheit den Umgang noch viel freier bildete als heute, daß er durch seine Italiener mit den Alten und ihrer von allem Zwang und Unnatur entfernten Lebensweise anfing bekannt zu werden, dies gab auch dem zaghafteren Manne den Muth, Schriften zu übersetzen, die gegen die ganze Herkömmlichkeit des politischen und gelehrten Lebens angingen. Von diesem Inhalt ist des Aeneas Sylvius Rath an den Herzog Sigmund von Oesterreich, in dem er ihm die Lesung der Alten empfiehlt; den Niclas gleichfalls übersetzt hat. Er redet ihn darin mit dem ungewöhnlichen Du an und beruft sich auf die Sitte der Alten und das Ansehn des Petrark, der das Ihr in dem neueren Latein zugleich mit den übrigen Barbarismen ausgetrieben hatte, und dies geschieht in diesen Zeiten, wo ganze Bücher über das Titulaturwesen geschrieben und gedruckt, ja eine Abhandlung dieser Art von Niclas selbst verfaßt ward. Aeneas nennt dem Herzog die großen Muster der Alten, er wirft ihm ausdrücklich die Götzen der letzten Jahrhunderte, die Hugo von St. Victor, die Alanus, Albertus, Alexander von Hales und Nicolaus von Lyra und alle Neueren verächtlich bei Seite, denn darüber seien seine Italiener Alle einverstanden, daß diese die Menschen zu belehren nichts taugten. Indem er ihm Achtung und Umgang mit Gelehrten empfiehlt, Gelehrte in sein Gefolge neben seine Ritter zu nehmen ermahnt, die Schwierigkeiten des Regierens und die schlechten Beispiele so mancher Fürsten vorhält und ihn erinnert, daß ihn sein schönes Kleid nicht so zieren würde, wie Bildung, Leumund und Tugend, spricht er, wie vor ihm schon Petrarca dem Kaiser Karl IV gegenüber, in einem Tone, der die Stellung der Gelehrten zu den Fürsten

ganz ändern mußte. Dabei vergißt er nicht, die Fürsten neben dem Wissen zugleich auf die „Gemeinsamkeit des Volkes", auf Umgang und lebendigen Verkehr hinzuweisen, neben den Studien auf Zugänglichkeit; er soll „grüßbar und Allen gemein" sein, mahnt er ihn, denn er wisse nicht, daß etwas Gelerntes in der Schrift gut sei, ohne daß es der Mensch übe und im Leben bewähre; und ich lobe, sagt er, nimmer die Menschen, die sich der Schrift so hingeben, daß sie darüber alle andere Dinge versäumen, sondern die sind alles Lobes werth, die dem gemeinen Nutzen dienen, und dabei Kunst und Lehre nicht vernachlässigen, wie es die Alten gethan, die was sie gelernt auch ausgeübt haben. Daß der Mann, der in dieser Entschiedenheit gegen die scholastische Bildung der vorigen Zeiten ankämpfte, der mit solcher Bitterkeit den Adel und sein ganzes Thun und Treiben verhöhnte, wenn er einmal an ein Werk der Ergötzlichkeit, an eine Liebesgeschichte die Hand legen sollte, auch in diesem Zweige sich gegen die ganze hergebrachte Romanenmanier auflehnen würde, läßt sich erwarten. In zweien seiner Briefe erzählt er die ihm eigenthümliche Geschichte von Euriolus und Lucretia und die entlehnte von Guiscard und Sigismunde, den Stoff von Lenardo und Blandine. Beide übersetzte Niclas von Wyle gleichfalls. Den ehrbaren, züchtigen Mann, der in seiner Uebersetzung von Lucian's Esel so sehr gegen das Schmutzige darin eifert, hat doch sein Umgang mit dem leichtfertigen Poggio gewöhnt, um des Bösen willen das Gute nicht zu versäumen, und sogar daran, in leichten, scherzhaften Dingen die rhetorische Kunst zu bewundern, mit der Poggio, allerdings ein Meister dieser Kunst, glauben zu machen weiß, als habe es mit dergleichen kurzweiligen Ergötzlichkeiten Wunder welche Vernunft und Weisheit auf sich. Die formelle Vollendung der Darstellung in diesen Italienern reizte unsern deutschen Mann, das Aehnliche in der vaterländischen Sprache zu versuchen. Die Empfindsamkeit und der Geschmack an einfacheren Liebesintriguen und der leichten Manier des Boccaz ward wohl hauptsächlich durch dies Werkchen bei uns angeregt, in das trotz seinen Sprach-

härten aus der reizenden Schreibart des Italieners noch so viel einging, daß es die größte Wirkung in den deutschen Landen machte, wo es noch ein besonderes Interesse dadurch erregen mußte, daß unter dem Helden des Romans der berühmte Kanzler Sigmunds, Kaspar Schlick, verstanden ist. Zu den Zeiten des Concils von Basel (1431) lag Sigmund auf seinem Römerzuge fast ein ganzes Jahr in Siena; dort nun hatte der feurige[438]) Kanzler „eine wundersame Liebschaft mit einer edlen Bürgerin" und diese brachte Aeneas 1444 in eine lateinische Erzählung, die den Vorgang der italienischen Novellisten verräth, den üppigen und leichten Anstrich des griechischen Romans und des Petronius Farbe trägt; von 1462 ist Niclas' Uebersetzung. Man ist wie in eine andere Welt versetzt. Ein feuriger Liebhaber, ein eifersüchtiger Ehemann, das kleine Spiel der belauschten und verfolgten Liebe, eine Trennung und nach der Trennung der baldige Tod des liebenden Weibes, das ist Alles. Die Würze der Erzählung sind nicht mehr Abenteuer und Thaten, sondern das Herzensleben des Liebespaares, nicht mehr Heereszüge der Helden, sondern ein Briefwechsel, nicht mehr große Schlachten, sondern ein nächtlicher Anschlag oder sonst ein Abenteuer im Hause der Geliebten. An wie kleinen Geschichtchen und Sächelchen hängt hier das Interesse des Lesers! Und was die erzwungenen ungeheuren Mittel der Romane nicht vermochten, das vermag der leichtfertige Ton dieser Darstellung; sie reißt uns hin, und wir hängen am Gelingen und Mißlingen der Liebenden mit der Angst, die nur die Ueberzeugung von der Wahrheit ihres Glücks und Unglücks uns einflößen kann. Aber mit wie natürlichem Geschicke ist auch trotz mancherlei Schwulst und selbst Rohheiten diese Liebe in ihrem Entstehen verfolgt, wenn man die Ritterromane dagegen hält! Wie sich das Weib stellt, zurückhält, zürnt, nachgibt,

---

438) Tu etiam aderas, schreibt ihm Aeneas selbst, et si verum his auribus hausi, operam amori dedisti. Civitas Veneris est. Ajunt qui te norant, vehementer quod arseris quodque nemo te gallior fuerit. Nihil ibi amatorie gestum te inscio putant.

wie sie löschend entzündet, stillend reizt, abweisend lockt; wie dann der schmerzlich glückliche Ton bei dem lange erschwerten Zusammentreffen der Liebenden, wie das wehmüthige Tändeln und Liebkosen getroffen ist, und das nichtssagende und doch so wichtige Gerede glücklicher und leidenschaftlicher Liebe; dann das schlagende Gewissen, das Pflichtgefühl der Frau zwischen ihrer Wagniß und ihrer Besonnenheit, das Ehrgefühl des Mannes neben seiner Pflichtvergessenheit, und als sie überrascht werden, als Ehre und Alles auf dem Spiele steht, die leidenschaftliche Verzweiflung des Mannes neben der rettenden Ruhe des Weibes, das Alles verbunden mit der glühendsten Sinnlichkeit muß man hart neben einem der geisttödtenden Romane lesen, um sich zu überzeugen, daß eine solche Erzählung die neue empfindsame Stimmung der damaligen Zeit die wir vorbereitet schon vorher fanden und im Volksliede weit herrschend finden werden, ähnlich wie Werther in neuerer Zeit berühren mußte. Wir finden übrigens auch außer der Erzählung von Guiscard und Sigismunde, die zunächst aus dem Latein des Aretin übersetzt und die übrigens ansprechender in Albrecht's von Eyb Abhandlung von der Ehe in freier Bearbeitung nach Boccaccio erzählt und außerdem von Anderen übersetzt ist, daß auch andere Stücke in diesem Geschmacke, wie **Cymon aus Cypern** (Str. 1516), Tedaldo und Ermelina (Fr. um 1550), Camillus und Emilie u. A. verbreitet waren. Als im Laufe des 16. Jhs. die alten Romane wieder hervorgesucht wurden, als die Galmy (1511 und 1539), Fierabras (1533), die Haimonskinder (1535), die Ogier (von Egenberger 1571), endlich die Amadis (1561) wieder Eingang, neue Auflagen oder neue Uebersetzungen erfuhren, so ging doch in das alte **Buch der Liebe** (1578) [439]), das hier als der Mittelpunct angesehen

---

439) Die Darmstädter Bibliothek besitzt ein Exemplar dieses selten gewordenen Buches. Die darin enthaltenen Stücke, die man theilweise auch aus den älteren Bearbeitungen kennt, sind: Kaiser Octavian; die schöne Magellone; Ritter Galmy; Tristrant; Camillus und Emilie; Florio und Bianceffora; Theagenes und Chariclea; Gabriotto und Reinhart; Melusine; der Spiegel der Tugend (den

werden muß, selbst unter diesen breitern Stücken fast keines ein, wo nicht die Liebe und das Seelenleben der Liebenden die Hauptsache wäre. Die Aufnahme von Theagenes und Chariklea, von Tristan, von Flore und namentlich von dem schon bezeichneten Galmy, Camillus und Emilie, Gabriotto und Reinhart, zeigt, wie sich der neugriechische Geschmack seit dem 15. Jh. mit dem Roman des Ritterthums mehr zu verschmelzen strebte, und der empfindsame Schwulst, der diese Stücke im Buch der Liebe fast allein von ihrer älteren Quelle unterscheidet, ist nichts als eine Art Ausartung dieses Geschmacks, der sein Verwerfliches eben sowohl mit sich führt.

Mit Niclas von Wyle theilt Albrecht von Eyb das Verdienst, die deutsche Prosa wesentlich und unter den Ersten gefördert zu haben. Auch Er stand mit Aeneas Sylvius in Verbindung, er war Kämmerling als jener Pabst ward. Er schrieb gleichzeitig mit Niclas und ganz in seinem Geiste und war für Franken, was dieser für Schwaben. Wir dürfen ihn hier außer seiner schon genannten Behandlung der Geschichte von Guiscard und Sigismunde auch wegen einer zweiten Novelle erwähnen, die in seinem Ehebüchlein[440]) (1472) eingeschaltet ist, jener blutschänderischen Geschichte von Albanus, die die Gräuel des Hauses Laius überbietet und wegen einer dritten von dem Kaufmann Aronus. Wir werden seiner übrigens noch an andern Stellen (namentlich mit Hans Nithart in Ulm bei dem Drama) gedenken müssen, und so sind wir schon wiederholt und werden noch anderswo dem verdienten Arzt Heinrich Steinhöwel begegnen, dem Landsmann unseres Niclas, der um 1420 in Weil der Stadt an der Wirm geboren war. Er hatte in Padua, wo er seine Kenntniß des Italienischen erwarb, Arzneikunde studirt, die er zuerst in Eßlingen ausübte, wo er mit Niclas von Wyle bekannt und von ihm wohl

---

wir erst später erwähnen werden); Pontus und Sidonia; Herzog Harpin; Wigalois.

440) Ob einem manne sey zu nemen ein elich Weib oder nit. o. O. u. J.

zu seiner schriftstellerischen Thätigkeit angeregt ward[441]), der er dann während seines späteren Aufenthaltes in Ulm oblag, wo er seit 1450 Stadtvogt war († 1482). Diese wackern Männer halfen in den Städten ihres Aufenthalts den Samen für die Früchte der Reformation streuen, öffneten den Sinn für die Alten und ihre praktische Moral und wiesen den neuen Humanisten zuerst den Weg, mit Uebersetzungen ihre neue Weisheit ins Volk zu bringen, während in München die alten Tafelrundromane aufgefrischt wurden und die Fabeleien aus Alexander, Brandan und allen Geistergeschichten sich mit dem astrologischen Unsinn der Zeit die Hand zu reichen begannen. In ähnlichem Zwiespalte sehen wir den Kaiser Max der alten Geschichte und Literatur, den Heldenliedern und aller ritterlichen Kunst und Sitte huldigen, und Mythus und Geschichte in den erzgegossenen Standbildern seines Löffler in Innsbruck verewigen, zugleich aber auch aller bürgerlichen Cultur die Hand reichen und die Erforschung des klassischen Alterthums mit gleicher Empfänglichkeit begünstigen: zwei Richtungen, die unter seiner Regierung wie durch eine verborgene Kraft und Anstoß hervorbrachen, um grade das zu stürzen, was er vorzugsweise zu stützen meinte.

Schade daß Steinhöwel wie Wyle auf die Grille fielen, wie einst Otfried die lateinische Sprachkunst für die „Zeigerin aller rechten und löblichen Darstellung aller Sprachen" zu halten; daher ihre Rede voll von höchst unangenehmen Latinismen, gezwungenen und verzogenen Constructionen ist. Beide Männer und neben ihnen der Uebersetzer der Tröstung der Philosophie von Boethius[442]), gaben dieser Manier Ansehen und Nachdruck, in der man das „köstlich nach dem Latein gesetzte Deutsche" gegen die gemeine Rede überschätzte, so daß dann selbst

441) Auf seinen Aesop kommen wir noch zurück. Eine Reihe zum Theil verlorener Werke hatte er verfertigt, die uns dem Gegenstande nach nicht angehen. Vergl. Germ. 14, 411 f.

442) Nürnberg. Coburger. 1473. Von einem zweiten Uebersetzer Straßb. Schott. 1500.

einem Hutten die böse Gewöhnung nicht auffiel, nachdem schon Albrecht von Eyb in seinem Buch von der Ehe ein weit besseres Beispiel gegeben. Es ist vollends ein befremdlicher Unterschied, wenn man die einfache Prosa, wie sie nun seit lange von den Geistlichen gehegt und gepflegt wurde, die unter dem Volke lebten und zu dem Volke redeten, von Hermanns Legenden an bis auf Pauli's Schimpf und Ernst mit den Uebersetzungen dieser gelehrten Herren zusammenstellt. Aus der gleichen Zeit des 15. Jhs. kann man nieder- und oberdeutsche Predigtmährchen[443]) vergleichen, nicht etwa bestechend durch schwankhaften Inhalt wie die Ostermärlein, die die Geistlichen damals und später auf Ostern nach der Predigt zu sagen pflegten, sondern vorwiegend pfäffisch moralisirte Parabeln, Teufels- und Spukgeschichten, die durch dunklen Aberglauben und durch die grelle Absicht zu Tugend, zu Sündenfurcht und Reue zu schrecken, ebenso abstoßend, wie die italienischen Novellen durch ihren natürlichen und gesunden Stoff anziehend wirken, dagegen der Form nach, da sie sich ohne dem Sprachgeiste irgend Zwang zu thun zu dem schlichten Begriff der Laien herablassen, allerdings durch ungekünstelten, gesunden, naiv anmuthigen Vortrag umgekehrt eben so anziehen wie jene abstoßen. Die treffliche Uebersetzung des Buches der Weisen aus einem rohen, nicht nachahmungswürdigen Latein trit erst recht ins Licht, wenn man sie zwischen diesen Gegensätzen sieht und würdigt. Noch merkwürdiger aber dünkt uns, zur Vergleichung der sprachlichen Leistungen der Zeiten kurz vor Luther, eine legendarische Dichtung, in der, völlig vereinzelt, eine Verbindung von antik klassischem, heroisch gehobenem Stile mit klarer Verständlichkeit vollzogen ist, ganz frei sowohl von dem lateinischen Sprachzwang jener gelehrten Uebersetzer, wie von der kindlichen Herablassung

443) Aus einer Sammelhandschrift in Straßburger Mundart hat Pfeiffer Proben mitgetheilt in Germ. 3, 407; und so auch aus einem (in alten Drucken erhaltenen) Exempelbuche in Kölner Mundart „der Seelen Trost", das zu geistlichen Zwecken wie die Gesta Romanorum (Anf. 15. Jhs.) zusammengestellt ward, in Frommanns Deutschen Mundarten. Nürnb. 1854. 1, 170. 2, 1. 289.

der geistlichen Volksredner und von dem bäuerlichen Volkstone der zeitgenössischen Dichtung. Es ist die Legende von den Leiden der Maccabäer, nach Macc. 2, 7, dem vorchristlichen Urbild aller christlichen Martergeschichten, entstanden oder erneuert um 1504, als in Köln der Tempel und Cultus der Maccabäer hergestellt wurde. Dem Inhalte nach bezeichnet es der Herausgeber (Oscar Schade in den Niederrheinischen Gedichten des 14/15. Jhs.) mit Einem Worte als „Schlachthauspoesie"; um so stärker fallen die formalen Vorzüge auf. Ob ursprünglich niederländisch oder niederdeutsch, wird die Dichtung aus einem hexametrischen lateinischen Originale übersetzt sein, von einem Mann den die humanistische Bildung erreicht hat. Sie läuft in langen, metrisch regellosen Versen von 12—18 Silben, aber in ganz reinen Reimen, und leitet zwanglos die poetische Sprache und Weise der früheren Zeiten zu klassischer Eleganz und Ausdrucksart, zu neuen Wortprägungen und Zusammensetzungen nach den Vorbildern in den antiken Sprachen über; und gibt uns zu denken, welch anderen Ton ein Hutten in deutscher Dichtung hätte anschlagen können, wenn er ein wenig über die Volksmanier des Tages hätte hinausblicken mögen.

---

8. Ausgang der Lyrik und Spruchdichtung höfischen Stils.

Historischer Volksgesang.

Der Verfall der epischen Dichtung in sich selbst, das schwindende Interesse an ihren Stoffen, die Ausartung ihrer Formen, ihre Auflösung in Prosa, ihre Verdrängung durch didaktische Poesien haben uns, an dem Faden des Uebergangs der dichterischen Kräfte aus dem Adelstande in das Volk, dem Untergange der höfischen Kunst auf verschiedenen Wegen näher und näher geführt; es bleibt übrig, daß wir an demselben Faden nun noch den letzten Ausgang der ritterlichen

Mann, als er Schulmeister in Zürich war, hatte Niclas Wyle gekannt. Noch mehr war Aeneas Sylvius seiner Stellung nach dazu geschaffen, zwischen Italien und Deutschland zu vermitteln und Er spornte zuerst die Fürsten, geißelte ihre Trägheit, schmähte den entarteten und verbauerten Adel, spottete der Wiener Gelehrten und ihrer nutzlosen Spitzfindigkeiten und warf mit die ersten Funken in das verglommene geistige Leben der Deutschen. Von den Schriften dieses Mannes, wie von Poggio, Hemmerlein und Petrark hat Niclas zwischen 1461—78 eine ganze Reihe ins Deutsche übersetzt. Er hat meist kurze Stücke einer praktischen Lebensweisheit gewählt, die in sich einen Gegensatz gegen den ganzen Geist der zwecklosen mittelalterlichen Gelehrsamkeit bilden. Wie in Philologie und Humanistik die Lange und Agricola still den lauteren Fehden der Reuchlin und Hutten vorarbeiteten, so ist auch dieser Mann ein geheimer Vorarbeiter für die Hutten, die Brant und Kaisersberg. Vorsichtig und alles Urtheils sich enthaltend theilt er Poggio's Bericht von dem Tode des Hieronymus von Prag mit; aber er theilt ihn eben mit. Er gibt Abhandlungen über den Vorzug des Tugendadels oder Geburts- und Reichthumsadels, auch sie ohne Entscheidung, und ausdrücklich vorsichtiger als Hemmerlein, der gleichfalls über diesen Gegenstand schrieb; denn ihm „ist es sicherer, darüber zu denken als zu schreiben". Eigenes Verdienst hat daher Wyle wenig. Was aus seinem eigenen Kopfe kommt, streift noch ins Obscure[437]), dreht sich noch in Kleinlichkeiten, in Abhandlungen über Interpunction und Orthographie, über Titel und Charaktere herum. Aber den rechten Sinn hat er durchweg und wählt mit Erwogenheit zur Uebersetzung, was ein wahres Bedürfniß der Zeit war. Daß er mit seinen Schriften einen stillen Gegensatz

437) So erzählt er in seiner Vorrede zur Uebersetzung von Lucian's Esel, daß er einmal von dem kaiserlichen Kammerschreiber Michel von Pfullendorf gehört habe, ein ehrbarer Gastgeber habe auf seinen Eid versichert, er sei durch Zaubereien einer Frau ein ganzes Jahr lang in eine wilde Gans verwandelt gewesen, bis ihm einst im Zank mit einer andern wilden Gans diese das Bezauberungswerk von seinem Halse gerissen hätte rc.

gegen die herkömmlichen Schreibereien der Deutschen machen will, liegt in dem Selbstgefühl, mit dem er den Werth seiner Abhandlungen, „gegen alle deutsche Bücher, die er gelesen“, heraushebt. Und gewiß, wie ganz anders mußte diese grundsätzliche Lebensweisheit, die er aus seinen Italienern verdollmetschte, den Gebildeteren ansprechen, da hier kein höfischer Dichter mehr die alte Ritterwelt zurückwünschte, deren Glanz Jedermann unwiederbringlich verloren fühlte, kein mystischer Prediger mehr Verabscheuung des äußeren Lebens lehrte, kein Scholastiker die müßige Quälerei des Kopfs mit zwecklosen Grübeleien empfahl, sondern ein gesunder Sinn auf die fruchtbare Weisheit der Alten und die Tröstung des Rechthandelns wies. Ein ganz neuer Schwung war in die Gelehrten durch einen ganz neuen Verkehr gekommen. Die allgemeine Reisewuth des Jahrhunderts, das Hinströmen der Gelehrten aller Länder nach Italien, die Reisen nach entfernten Universitäten, die nothwendige Verbindung der nordischen Künstler mit dem Süden, die Fürsorge für Wege und Land- und Wasserposten, die neuen Erfindungen, die zu neuen Verbindungen einluden, bald auch der Einfluß des häufigeren Geldes, die Anfänge der Zeitungsnachrichten, die unter Begünstigung der Buchdruckerkunst aufkamen, der ungemeine Verkehr der Gelehrten im ausgedehnten Briefwechsel, der den Trithemius in diesen Zeiten schon die Briefe der bedeutenden Literaten überall als Werke ansehen läßt, die erneuerten politischen Verbindungen Deutschlands mit Italien, die Kriege mit dem Auslande die Deutschland lange nicht gekannt hatte, die Türkenzüge, der lebhaftere Innenhandel, die aufgekommene Sitte Badeorte zu besuchen, zugleich die größere Zugänglichkeit der Höfe und die häufigeren Heirathsverbindungen mit Prinzessinnen ferner Länder, Alles arbeitete zusammen, um eine Bewegung in die europäische Welt zu bringen, die Niemand schroffer empfand, als die Deutschen, wo im 14. Jh. so vieler Stillstand in allen Verhältnissen gewesen war. Die Eigenthümlichkeit der neueren Bildung, die sich in so ausgedehnten Räumen umdreht, bringt es mit sich, daß immer nur solche Zeiten

die Weise der Spruchdichter roher und übertriebener fort. Eine Anzahl derselben befindet sich in einer Heidelberger Handschrift (N. 693); in einer anderen, Göttinger Handschrift ist wahrscheinlich eine für den Kaiser bestimmte Sammlung erhalten[445]; sein Buch der Maide ist ihm zu Ehren gedichtet. In seinen Spruchgedichten herrscht ganz der scholastische, physikalische, geomantische, astrologische und sibyllinische Unsinn der schlimmsten unserer Gnomiker, der sich hier an allen möglichen Stoffen, an Thiermährchen, Fabeln, Geschichten, christlichen Glaubensgeheimnissen und alter Mythologie versucht. Die Manier erinnert vorzugsweise an Frauenlob; zu dieser Verwandtschaft würde auch vollkommen die einigemal vorbrechende feindselige Stimmung gegen Regenbogen passen, die zwar von Anderen geleugnet oder bezweifelt wird[446]. Besonders nahe zu Frauenlob heran rückt Heinrich in seinem Lobgedichte auf Maria[447], das sich im Uebrigen an die goldene Schmiede von Konrad von Würzburg anschließt, dem Heinrich dieselben Lobsprüche macht die dieser dem Gottfried gemacht hatte. Der Poet hat, seiner Unfähigkeit geständig, sein Werk aus Lappen älterer Gedichte zusammengeflickt: denn da ist nichts geschehen, als daß die alten wunderlichen, an alles wunderbare Gepflänz, Gethier und Gestein angeknüpften Vergleichungen der Jungfrau in neue barbarische Sprache und rohe Reime und Strophen gebracht sind. — In seinem Buch der Kranz der Maide[448] haben wir es mit einer gelehrten Allegorie zu thun. Die verschiedenen Künste (unter den Bildern von Jungfrauen eingeführt,) treten vor den Kaiser um ihr Urtheil zu empfangen;

---

445) Aus ihr sind „die Fabeln und Minnelieder von H. v. Müglin" ed. Wilh. Müller. 1848. entnommen. Eine Anzahl anderwärts nicht vorhandener Gedichte findet sich in der Kolmarer und in der Wiltener Hs.

446) Von V. d. Hagen Altd. Mus. 2, 181. Von K. J. Schröer, die Dichtungen Heinrichs v. Mügelen. Wien 1867.

447) Cod. Pal. 356. fol. 103b.

448) Ibid. fol. 77. und Cod. 392.

Philosophie, Grammatik, Logik, Rhetorik, Musik, Arithmetik, Geometrie, Astronomie, Physik, Alchymie, Metaphysik und Theologie treten nach einander auf und jede kündigt sich an und gibt eine Probe ihres Wissens und Geschäftes. Der Kaiser befragt den Dichter, der aber der Einsicht des Regenten die Entscheidung überläßt, die zu Gunsten der Theologie ausfällt. Er schickt sie aber vorerst in das Land der Natur, um von ihr die Bestätigung seines Urtheils zu hören. Das Geleit gibt der Ritter Sitte. Sie werden bei der Natur eingeführt; die Schaar der Tugenden wird berufen und ihr Verhältniß zur Natur besprochen. Die Theologie hat dann einen ähnlichen Streit der Tugenden zu entscheiden, wie Karl unter den Künsten; und sie entscheidet so, daß sie behauptet, die Tugenden seien nicht von Natur, sondern ein Ausfluß von Gott, sonst wäre Jedermann tugendhaft; ehe je die Natur existirt, sei Gott gewesen und habe Tugend gehabt, und habe ohne Tugend die Natur nicht schaffen können. Und dies ist auch des Dichters Endspruch, daß Gott die Natur und Alles gewirkt hat in Weisheit und in der Tugend Kraft, und darum soll sich die Natur nicht vergleichen, da sie durch Tugend geschaffen, die Tugend, in der Gott die Dinge schuf, die selbst Gott war, so wie Gott die Tugend. — Es charakterisirt den polyhistorischen Dichter vortrefflich, daß er sich mit diesem Gegenstande dreimal beschäftigt hat und daß sich dabei seine Bekanntschaft mit den Kunstjungfrauen weiter und weiter, und nicht im besten Geschmack ausbreitet. In einem Gedichte septem artes kennt er die freien Künste nur in der herkömmlichen Siebenzahl; in unserm cranz der meide sind es 12, in einem Gedichte von allen frîen kunsten 15 geworden; unter den zugetretenen sind Alchymie, Nekromantie, Pyromantie und Chromantie!

Es mag uns das Schicksal der deutschen Dichtung in dem slavischen Lande versinnlichen, daß selbst dieser in Prag so heimisch gewordene Poet hier nicht aushielt; er siedelte in den Anfängen des Herzogs Rudolf IV nach Oesterreich über, dem er seine deutsche

die Weise der Spruchdichter roher und übertriebener fort. Eine Anzahl derselben befindet sich in einer Heidelberger Handschrift (N. 693); in einer anderen, Göttinger Handschrift ist wahrscheinlich eine für den Kaiser bestimmte Sammlung erhalten [445]; sein Buch der Maide ist ihm zu Ehren gedichtet. In seinen Spruchgedichten herrscht ganz der scholastische, physikalische, geomantische, astrologische und sibyllinische Unsinn der schlimmsten unserer Gnomiker, der sich hier an allen möglichen Stoffen, an Thiermährchen, Fabeln, Geschichten, christlichen Glaubensgeheimnissen und alter Mythologie versucht. Die Manier erinnert vorzugsweise an Frauenlob; zu dieser Verwandtschaft würde auch vollkommen die einigemal vorbrechende feindselige Stimmung gegen Regenbogen passen, die zwar von Anderen geleugnet oder bezweifelt wird [446]. Besonders nahe zu Frauenlob heran rückt Heinrich in seinem Lobgedichte auf Maria [447], das sich im Uebrigen an die goldene Schmiede von Konrad von Würzburg anschließt, dem Heinrich dieselben Lobsprüche macht die dieser dem Gottfried gemacht hatte. Der Poet hat, seiner Unfähigkeit geständig, sein Werk aus Lappen älterer Gedichte zusammengeflickt: denn da ist nichts geschehen, als daß die alten wunderlichen, an alles wunderbare Gepflänz, Gethier und Gestein angeknüpften Vergleichungen der Jungfrau in neue barbarische Sprache und rohe Reime und Strophen gebracht sind. — In seinem Buch der Kranz der Maide [448] haben wir es mit einer gelehrten Allegorie zu thun. Die verschiedenen Künste (unter den Bildern von Jungfrauen eingeführt,) treten vor den Kaiser um ihr Urtheil zu empfangen;

---

445) Aus ihr sind „die Fabeln und Minnelieder von H. v. Müglin" ed. Wilh. Müller. 1848. entnommen. Eine Anzahl anderwärts nicht vorhandener Gedichte findet sich in der Kolmarer und in der Wiltener Hs.

446) Von V. d. Hagen Altd. Mus. 2, 181. Von K. J. Schröer, die Dichtungen Heinrichs v. Mügeln. Wien 1867.

447) Cod. Pal. 356. fol. 103b.

448) Ibid. fol. 77. und Cod. 392.

Philosophie, Grammatik, Logik, Rhetorik, Musik, Arithmetik, Geometrie, Astronomie, Physik, Alchymie, Metaphysik und Theologie treten nach einander auf und jede kündigt sich an und gibt eine Probe ihres Wissens und Geschäftes. Der Kaiser befragt den Dichter, der aber der Einsicht des Regenten die Entscheidung überläßt, die zu Gunsten der Theologie ausfällt. Er schickt sie aber vorerst in das Land der Natur, um von ihr die Bestätigung seines Urtheils zu hören. Das Geleit gibt der Ritter Sitte. Sie werden bei der Natur eingeführt; die Schaar der Tugenden wird berufen und ihr Verhältniß zur Natur besprochen. Die Theologie hat dann einen ähnlichen Streit der Tugenden zu entscheiden, wie Karl unter den Künsten; und sie entscheidet so, daß sie behauptet, die Tugenden seien nicht von Natur, sondern ein Ausfluß von Gott, sonst wäre Jedermann tugendhaft; ehe je die Natur existirt, sei Gott gewesen und habe Tugend gehabt, und habe ohne Tugend die Natur nicht schaffen können. Und dies ist auch des Dichters Endspruch, daß Gott die Natur und Alles gewirkt hat in Weisheit und in der Tugend Kraft, und darum soll sich die Natur nicht vergleichen, da sie durch Tugend geschaffen, die Tugend, in der Gott die Dinge schuf, die selbst Gott war, so wie Gott die Tugend. — Es charakterisirt den polyhistorischen Dichter vortrefflich, daß er sich mit diesem Gegenstande dreimal beschäftigt hat und daß sich dabei seine Bekanntschaft mit den Kunstjungfrauen weiter und weiter, und nicht im besten Geschmack ausbreitet. In einem Gedichte septem artes kennt er die freien Künste nur in der herkömmlichen Siebenzahl; in unserm cranz der meide sind es 12, in einem Gedichte von allen frien kunsten 15 geworden; unter den zugetretenen sind Alchymie, Nekromantie, Pyromantie und Chromantie!

Es mag uns das Schicksal der deutschen Dichtung in dem slavischen Lande versinnlichen, daß selbst dieser in Prag so heimisch gewordene Poet hier nicht aushielt; er siedelte in den Anfängen des Herzogs Rudolf IV nach Oesterreich über, dem er seine deutsche

Chronik von Ungarn[449]) wohl gleich im ersten Jahre seiner Regierung 1358 gewidmet hat, als der Herzog noch nicht mit seinem Schwiegervater Karl IV zerworfen war, dessen in Heinrichs Widmung arglos gedacht ist. In Oesterreich scheint unser Dichter seitdem geblieben zu sein, wo er noch 1369 seine Uebersetzung des Valerius Maximus dem Marschall in Steier, Hertnit von Petau, widmete. Hier war, wie wir sagten, noch immer allerlei Kunst eine Wohnung bereitet. Wir werden hier, nicht gruppenweise gehäuft aber doch reihenweise einander folgend, Poeten der gelehrten, bürgerlichen, ritterlichen und hofdienenden Stände finden, unter welchen die letzteren noch immer wiederholte Anläufe nehmen, ihre Sänge und Sprüche an die Höfe und die ritterliche Gesellschaft zu richten, von deren Glanze sie fortwährend geblendet bleiben, wie langeher zwar namentlich die Lehrdichter begonnen hatten sich davon abzuwenden. Noch als die lange Ruhe auch hier zu Lande zu Ende ging, als Oesterreich unter Friedrich III die schwersten inneren Zerrüttungen erlebte, so daß nun die Dichtung ihre Asyle mehr in den Reichsstädten zu suchen begann, selbst dann noch drängten sich einzelne verspätete Fahrende, die es zu ihrem Schaden erfahren mußten wie lästig sie bereits geworden waren, mit höfischen Dichtungen an die österreichischen Fürsten heran. Da die Dichtkunst schon entschieden auf dem Wege zum Volke herab war, strebten die dürftigsten Köpfe sie noch immer wieder nach den Thronen zurückzuleiten, und erst nachdem auch diese letzten Anstrengungen mislungen waren, brachen dann alle Stände bis in die niederste Hefe des Volkes in das Gebiet der Dichtung herein und bemächtigte sich jeder, so gut es gehen wollte, seines größern oder kleinern Antheils. Denselben peinlichen Gegensatz nun, in dem die

449) Cod. Pal. N. 5. In Kovachich, Sammlung kleiner noch ungedruckter Stücke zur ungar. Geschichte. Ofen 1805. Die ersten 36 Capitel der bis auf 1333 geführten Chronik entsprechen der lat. Reimchronik die nur bis 1072 reicht. Ueber die Quellen vgl. Dümmler in den Nachrichten der k. Ges. der Wissensch. zu Göttingen 1868 S. 367. 371.

Kirchenreformversuche und die theologischen Zänkereien im 15. Jh. zu der Reformation Luther's und Zwingli's und den glorreichen Kämpfen der Humanisten liegen, machen die österreichischen Sittenprediger des 14. Jhs. gegen Alkmar und Brant, und Michel Beheim gegen Hans Sachs. Ein gleiches edles Bestreben und den besten Willen theilen die frühern mit den spätern, und sie haben nur die begünstigenden Verhältnisse nicht und mit ihnen entgeht ihnen Glück und Gelingen; sie haben nicht die Theilnahme des Volks, auf das sie sich stützen könnten, und ohne diese scheitern sie mit ihren vereinzelten Kräften.

Wir haben oben noch in der guten höfischen Zeit grade in den österreichischen und bairischen Landen am entschiedensten die ersten Symptome des Untergangs der ritterlichen Bildung und des Anfangs einer neuen volksthümlichen gefunden; wir haben des Stricker's Klagen über den Verfall der Hofzucht und des Ritterthums gehört, wir haben Nithart's Lieder kennen gelernt, wo ein übermüthiger Bauernstand sich dem Ritterstande nahe stellte und mit ihm vermischte. Wir können den weiteren Verlauf dieser Verhältnisse an einem fortgehenden Faden durch zwei volle Jahrhunderte, in diesen Gegenden feststehend, verfolgen. Das aus schöner und sittlich strenger Gesinnung entworfene Gedicht: der Meier Helmbrecht[450]) rückt der Zeit nach noch gegen die Blüteperiode der Ritterdichtung zurück und blickt mit Wohlgefallen auf den wenig älteren Zeitgenossen Nithart, an dessen Bauerngedichte sich sein (erzählender) Inhalt enge anlehnt. Es ist um 1234—50 verfaßt; der Schauplatz der tragischen Handlung ist in Einer (Berliner) Handschrift mit bestimmt bezeichneten Oertlichkeiten in den Traungau, in der anderen (Ambraser) mit eben so genauen Ortsangaben (Hohenstein, Haldenberg, Wankhusen) an die bairisch-österreichische Grenze, an die Salzach, in das damals bairische Innviertel

450) Hrsg. v. Jos. Bergmann 1839; von Haupt in der Zeitschr. für d. Alt. 4, 321; von F. Keinz, Meier Helmbrecht und seine Heimat. München 1865. Uebers. von C. Schröder. Wien 1865.

verlegt[451]). In dem Dichter, der sich Wernher den Gärtner nennt, hat der jüngste Herausgeber, der den Poeten, wie den Ort der Handlung Baiern vindicirt, einen Pater Gärtner in dem nahen Chorherrnstifte Ranshofen vermuthet; Andere haben seine Identität mit dem österreichischen Spruchdichter Bruder Wernher (S. oben S. 134) wahrscheinlich zu machen gesucht[452], dem weitgewanderten, der nach seiner eigenen Aussage vielerlei gedichtet hatte, der am Hofe Friedrichs des Streitbaren von Oesterreich verkehrte, aber auch mit dem Land- und Dorfleben nicht unbekannt war; während des Interregnums in Oesterreich, nach Friedrichs Tode, konnte er füglich nach Baiern übergewandert, auch als Laienbruder eine Weile Klostergärtner gewesen sein. Die Erzählung schildert das Emporsteigen des Bauernstandes an einem Beispiele, dessen Lehre wider das Ringen der Menschen gegen ihren Stand gerichtet ist. Des Meier Helmbrecht's Sohn, ein bauernstolzer Jüngling, will zusehen, wie es bei Hofe hergeht, und scheuet nicht der Hofleute Spott noch seines Vaters Rath und Mahnung, er reiht sich zu dem Gesinde eines Burgwirthes der von Raub lebt, und zeigt sich später einmal in seiner neuen Herrlichkeit zu Hause. Ueber der freundlichen Bewirthung unterhält man sich von den guten alten Hofsitten, da man buhurdirte, tanzte, sang, von Herzog Ernst las, jagte und schoß, die aber nun vertauscht sind mit Trinken, Lügen und Trügen, mit Spott und Verleumdung, mit Rauben und Schinden der Bauern. Auf eine Mahnung seines Vaters droht der junge Held, dessen Eigenthum selbst nicht mehr zu schonen; er vermählt seine Schwester mit einem seiner Genossen, Lämberslint; über der Hochzeit aber, gegen die Artus'

451) Vgl. mit Fr. Pfeiffer in „Forschung und Kritik" I. Wien 1863. Fr. Keinz l. l. und Nachträge zum Meier Helmbrecht. Sitz. Ber. der Münchener Akad. 1865. 1, 316.

452) C. Schröder, Heimat und Dichter des Helmbrecht. Germ. 10, 645. K. Meyer, über das Leben Reinmars von Zweter und Bruder Wernhers. Basel 1866. Es läßt sich nicht wohl abstreiten, daß verschiedene Stellen in Bruder Wernhers Gedichten der Hypothese sehr günstig sind.

Feste gering waren, trit die Katastrophe ein: die Rache des Richters und bald die schlimmere der geschädigten Bauern trifft das selbstherrische Kind.

Aehnliche Zustände wie diese sind in einer Reihe von Gedichten eines österreichischen Ritters, dem man irrig den Namen Seifried Helbling[453]) gegeben hat, geschildert. Die Stücke sind im Verlaufe der Jahre 1288—99 entstanden und bilden eine Art Sammelwerk, dem der allgemeine Titel des kleinen Lucidarius („Lichtgeber„) gegeben ist, weil einige größere Stücke in der Form eines Gesprächs zwischen dem Ritterdichter und seinem Knechte verfaßt sind, so wie der ältere lehrhafte Lucidarius, oder die aurea gemma, in Unterredungen zwischen Meister und Jünger. In diesen dialogischen, den anziehenderen Stücken der kleinen Sammlung, nimmt der Dichter die bescheidene Wendung, daß er seine bitteren Klagen über die Zustände der österreichischen Lande seinem Knechte in den Mund legt, der mit seiner dreisten aber weisen Rede zu des Landes Ehre über des Landes Schmach den ängstlichen Herrn in Verlegenheit und Erstaunen setzt. Wir wollen die kleineren unter den „Büchlein“, wie sie der Dichter nennt, und auch ein größeres von allegorischer Einkleidung (N. 7.), worin der Verfasser im Traume die Schlachtordnung und den Kampf der Tugenden und Laster beobachtet, übergehen, und dagegen den Inhalt der Stücke kurz andeuten, die unserer gegenwärtigen Betrachtung näher liegen. In dem ersten Gespräche fragt der Knecht nach dem rechten Ostermanne, und weiterhin auch nach der rechtgearteten Frau; seine Schilderungen und Erfahrungen aber stoßen überall auf Ostergänse und Osteraffen, auf Leute mit wunderlichen, nachgeahmten Trachten und Sitten, und jedesmal sind dies Charaktergemälde und Genrebilder in dem rohen, carikirten, bäurischen Stile, wie wir ihn seit

453) Ed. Karajan, in Haupts Zeitschr. 4, 1. Ernst Martin hat (ib. 13, 464) aufmerksam gemacht, daß nur Eines der 15 Gedichte, N. 13, der Brief eines Spielmannes, diesen Namen und zwar als den eines bereits Verstorbenen nennt.

Nithart und Tanhäuser in Oesterreich schon gewöhnt sind. In dem zweiten Stücke sitzt der Ritter mit dem Rathe von sieben Tugenden an Fürsten Statt und hört des Knappen Rede, der über das Aufstreben der Bauern, über die Verdorbenheit der Gerichte, über Lottersinger und Juden, über geistliches und weltliches Regiment, über alle eingerissenen Laster und Schäden klagend sein gepreßtes Herz erleichtert. In dem achten Stücke sitzt der Ritter wieder an Königs Statt und muß des Knechtes neue Klage über alle Verhältnisse des Landes, über Reich und Regierung hören; das Auf und Ab, die Vermischung des Ritter- und Bauernstandes durch Heirathen, durch gleichartigen Besitz, Tracht und Sitte, bildet im Eingang den Hauptgegenstand. Das dritte Gedicht, ein Gespräch im Badhause, ist ironischer gewendet; der Ritter nimmt hier das „Merken und Melden", das Schimpfen und Schelten seines Dieners über die fremden Sitten der Oesterreicher nicht mehr so geduldig hin; im 9. Stücke wird der Knecht verabschiedet; im 4. und 15. wird nur noch aus der Erinnerung auf seine Unterhaltung zurückgeblickt. Das 4. Stück enthält eine, freilich nicht historisch gehaltene und unvollendete Erzählung der Verschwörung von vier Ministerialen im Jahr 1295, die wegen der Vorliebe des Herzogs von Oesterreich für fremden Hofadel sich auflehnen, und das Land unter sich theilen wollen; so wie das 15. Stück die Belagerung Wiens durch den Ungarischen König Andreas III (1291) erzählt. Hier ist der Eingang besonders charakteristisch: die alte Sitte der goldnen Ritterzeit und der Wolfram'schen Dichtungen, die Zeit wo die Welt voll Freude, die Herrn freigebig, die Frauen in Ehren, Tracht und Gebaren der Ritter zierlich und edel war, ist in Gegensatz gebracht mit der Gegenwart; der Knecht sieht den Hoffesten zu, mit seinen Gedanken auf Parzival und Gamuret, während die Hofleute um ihn her von Kühen, von Korn und Weinwucher reden.

In unserer Sammlung ist auf das Gedicht eines gleichzeitigen Meisters Konrad aus Haslau angespielt, der Jüngling; es ist

neuerlich von Haupt mitgetheilt worden[454]; eine wenig erquickliche Arbeit, die sich aber an diese österreichischen Sittengemälde in übereinstimmender Weise anschließt. Der Dichter beklagt die geschwundene Zucht der Jungen, die gleichen Sitten, die Herrenkind und Bauer einander nähern; er zählt dann die verschiedenen Unzuchten und Unsitten auf und begehrt von jedem Jüngling, der ihnen verfallen ist, einen Pfennig, bei einzelnen stärkeren Lastern auch ein Pfund und eine Mark: er hofft dabei ein großes Vermögen zu machen. Auch ein Gedicht von dem üblen Weibe[455]) zählt unter die kleineren Dichtungen dieser Gegenden und Zeiten, die die veränderten Sitten aufdecken. Es ist die Klage eines Ehemannes über die groben Mishandlungen seiner Frau, eine Art Minne, „die den Frauen Dido und Isolde unkund war".

Wenn wir hier überall an die Gegenstände und Ansichten des Strickers erinnert werden, dessen Klaggedicht der Verfasser des Lichtgebers ohne Zweifel sehr gut kannte, so werden wir durch das ganze 14. Jh. fortschreitend, die ähnlichen sittenrichterlichen Dichtungen immer wieder finden über die Verhältnisse des Lebens, die sich mehr und mehr dahin verändern, daß man Bildung, Wohlstand, Gedeihen immer augenfälliger in die unteren Klassen herabsteigen sieht. Wir haben nach der Reihe drei Wiener Landsleute zu nennen, deren Einer dem gelehrten, der andere dem bürgerlichen Stande angehört, der dritte seinem Berufe nach an die ritterlichen Kreise gekettet ist. Der erste ist der Arzt Heinrich von der Neuenstadt, den wir schon oben (S. 263) als den Uebersetzer des Apollonius genannt haben. Er hat unter dem Titel Unseres Herren Zukunft im Anfang des 14. Jhs. den Anticlaudianus des Alanus ab Insulis (aus Lille 1114—1203) in einem Umfang von 8—9000 Versen bearbeitet[456]). So weit er der vagen Allegorie dieses

454) Haupts Zeitschrift 8, 550.
455) Ed. Bergmann in den Wiener Jahrb. 1841. Anz. Bl. 94.
456) Cod. Pal. N. 401.

seines Originales folgt, ist der Inhalt seines Werkes ohne besondere Beziehung zu seiner Zeit. Alanus wird in ein fremdes Land versetzt, und findet da einen See mit vier Thürmen, die ihm die Natur auf die vier Elemente deutet. Es kommt die Schaar der Tugenden, zu denen die Natur von dem trostlosen Zustande der Erde spricht; sie will einen vollkommenen Menschen schaffen und die Weisheit soll von Gott eine reine Seele für den Körper erbitten. Die sieben Künste schirren der Weisheit den Wagen zur Fahrt in den Himmel. Die Weisheit wird ihrer Bitte gewährt, die Tugenden fahren in die erkorene Maria. Nun folgt die Verkündigung, Marien's Lob und Ruhm, dann im 2. Buche Christ's Verdienste und Leiden, Alles nicht erzählend, sondern lyrischer behandelt, oft zelotisch, untermischt zuweilen mit gemeinen Bildern, dann im Ton der Jeremiade, vielfach geziert mit lateinischen Sätzen und unterbrochen von Reden älterer Heiligen und Mystiker. Erst wenn der Dichter an die Todes- und Auferstehungsgeschichte kommt, auf die Himmelfahrt und den Empfang durch die Engel, wird die Erzählung vorherrschender. Im dritten Buche folgt das Hauptthema von der (viererlei) Zukunft unseres Herrn: wo der Poet mit Vorliebe auf der Ankunft Christi zum jüngsten Gerichte verweilt: in diesen letzteren Theilen des Gedichtes geht die Behandlung aufs Grasse bis ins Ekle aus; sie will zerknirschen und durch Schrecknis zahm und bußfertig machen. In den eigentlich sittenrichterlichen Stellen seines Buchs aber, wo er in eigenen Zusätzen kräftig und eindringend, zum Theil satirisch gegen die Hoffart der Welt, gegen Geiz, Unzucht, Fressen und Saufen, gegen Geistliche, Mönche und Nonnen, gegen die Laßheit im Gottesdienste insbesondere in seiner Vaterstadt (fol. 4) loszieht, reiht er sich ganz zu den älteren und jüngeren ethischen Dichtern unter seinen Landsleuten, dem Stricker, dem Teichner und dem Suchenwirt.

Die poetische Wirksamkeit Heinrich des Teichners, eines Mannes von bürgerlicher Abkunft, der in Wien lebte, wo

er († um 1377) in St. Coloman begraben liegt[457]), fällt in das dritte Viertel des 14. Jhs. Er hat nicht Ein Lied, aber zahllose größere und kleinere Spruchgedichte geschrieben, von deren Verbreitung 13 erhaltene Handschriften Zeugniß geben. Sie eröffnen einen Einblick in die Zeit und Umgebung, aber mehr noch in die eigene Seele des Dichters, der in seiner Jugend dem Stande der wandernden Poeten angehört, eine Weile im Dienst eines Edlen zugebracht haben mochte, nachher aber in unabhängiger Muße lebend das Welttreiben um sich her seiner Betrachtung unterzog. Ueberall erinnert er an seine österreichischen Vorgänger, von welchen er Nithart und den Pseudo-Helbling kennt; wo er seine Lehren an Erzählungen knüpft, nähert er sich dem Stricker, obwohl er dessen Lebendigkeit nicht erreicht; die grade Lehre hat die Beispiele bei ihm mehr abgeblaßt oder in den Hintergrund gedrängt: so daß seine wortreichen, fast durchgängig in flüssigen trochäischen oder auftactlosen Versen geschriebenen, trotz manchen sinnreichen Einfällen und Bildern doch eintönigen Reden mehr jenen farblosen Predigten des Strickers gleichen, in welchen dieser sich der verkörpernden Fabel enthält. Was der Freund des Teichners, der Suchenwirt, der ihn in einer besondern Rede vortrefflich charakterisirt hat, von seinem eigenen Vortrage sagte und was ihm Hugo von Montfort mit seinen eigenen Worten nachrühmte, daß sich seine Dichtungen durch ihre Handgreiflichkeit auszeichneten, das läßt sich von der licht- und farblosen Manier des Teichners nicht behaupten. Diese Manier hängt mit dem Charakter des Dichters zusammen. Er muß wohlhabend gewesen sein, er entsagte aber dem Gaukelspiele der Welt, er theilte sein Gut mit Spitälern, Kirchen und Armen, zog sich zu geistlichem Leben zurück und lebte ehelos und zufrieden bis an sein

---

457) Karajan, über Heinrich den Teichner. In den Denkschriften der k. k. Akad. 6, 85. Vgl. Pfeiffer, Germ. 1, 375. In den Noten umfassende Auszüge nur aus ungedruckten Gedichten Heinrichs. Einzelnes von ihm findet sich in Docens Miscell., in Laßbergs Liedersaal, in dem Liederbuch der Hätzlerin, und in den Wiener Jahrbüchern 1818. I. Anzeigeblatt S. 34 (ed. Schottky) gedruckt.

Ende in Mäßigkeit, in Zucht, entfernt von lohnsüchtiger Wohldienerei und Schmeichelei gegen die Edlen, und, zwar ein Laie, beschäftigt mit dem Lesen der Schrift und mit Dichtung und Lehre von aufrichtiger Wahrheit. Er war ein Mann der Verträglichkeit, der Nachsicht und Vorsicht, der grundsätzlich abmahnt von schroffer Beurtheilung der Menschen, die er jeden in seiner Art zu dulden empfahl, und der Sachen, die alle ihre verschiedenen Seiten haben. Den Zwiespalt, in den seine Wahrheitsliebe mit seiner Milde kam, wußte er zu schlichten; er fand die Welt verderbt und alles Tadels werth; redend machte er sich Feinde, schweigend würde er sündigen; er ließ der Wahrheit die Ehre: aber strebend zu verbessern hütete er sich zu verbittern; er hielt den Sünden den Spiegel vor ohne die Sünder zu nennen, die sich selbst erkennen mögen; er vermied daher die öffentlichen politischen Zustände in der Weise des kleinen Lucidarius zu bereden, wo er Partei nehmend die Gegner zu kenntlich gemacht hätte. Kaum irgendwo ist in den 70,000 Versen seiner Gedichte ein Name genannt; über seine eigenen Lebensverhältnisse erfährt man darin so gut wie nichts. In seiner Sanftmuth und Geduld lehrte und lernte er, auch Trübsal und Unglück als eine Prüfung zu ertragen, ja als einen Sporn zum Guten, als eine Mahnung zur Einkehr in sich selbst und in Gott sogar dankbar hinzunehmen; vielleicht aber hatte der friedliche, leidenschaftlose Mann auch nie einen größeren Kummer gehabt, als da ihn nach einem Beinbruch seine Pflegerin auf versprochene Ehe anklagte und der Verdruß über diesen Makel, den man seiner unbefleckten Keuschheit anhängen wollte, ihm auf mehrere Wochen das Dichten ganz verleidete, dem er sonst täglich obzuliegen pflegte. Man begreift, daß ein Mann dieser Naturart den Lauf der Welt wohl mit gesundem Sinne aus der Ferne beobachten, nicht in dem Strome mitschwimmend aus der Nähe lebendig aufgreifen und dichterisch darstellen konnte. Auch sagte man von ihm, er gehöre eigentlich ins Kloster, denn er kehrte einfach der Welt den Rücken und am entschiedensten dem Hof- und Ritterleben, auf das er jede Hoff-

nung aufgegeben hat. Die Zeiten, wo der Hof eine Schule der Zucht war, sind ihm dahin[458]; Niemand, findet er, sei jetzt hofbar, als wer schmeicheln und klaffen kann, der Augendiener und Ohrenbläser. Das üppige Toben der Hofschranzen kann ihm nicht die Sitte der alten guten Ritter, das Turnieren und Stechen, (das der Suchenwirt der eingerissenen Gefahrlosigkeit und Spielerei wegen verachtet, während Reinmar von Zweter 100 Jahre vorher die Mordsucht dabei beklagte), kann ihm nicht die Tapferkeit der Parzivale ersetzen, und ein Turnierer, wenn er ihm auch vor Tänzern, Spielern und Säufern den Vorzug giebt, scheint ihm doch nicht eben sehr viel vor einem Wirthshauslieger vorauszuhaben. Widersteht ihm der Friedensverkehr der Ritter, so noch mehr die Kampfabenteuer der Raub- und Raufritter, die ihm schlimmer als die Diebe sind welche man hängt, weil die Bestrafung jener nur neue Rachezüge hervorruft. So zieht er selbst gegen die Nachahmerei der alten Helden zu Felde, deren sich die Theilnehmer an den preußischen Kreuzzügen rühmten, die seit dem Verluste des heiligen Landes (1291) die Ritterschaft aus ganz Europa, und nicht am wenigsten aus Oesterreich anzogen. Die Ritterschaft, sagt er, ist zum Schutze der Waisen, Armen und Bevortheilten gesetzt, wie der Arzt für den Kranken; und schlecht haben nach seiner Meinung sogar die alten Recken diesen ihren Beruf vor Augen gehabt, indem sie der Welt dienten und nun in der Hölle der Welt Lohn dahin haben. So ziehen nun auch die heutigen Rittersleute, keinem Weisen zur Freude, nach Preußen hin, angeblich um Marien willen, lassen aber schutzlos ihre Armen und in Noth die Wittwen und Waisen zurück. Schützten sie die, so hätten sie so viel Ablaß, als für ihre Preußenzüge; tilgten sie aus, was durch schlechtes Gericht in ihrer

---

458) In Schottky's Auszügen l. l. p. 34.
Wer guot gepâr — und tugent an sich nemen wil,
der sol gein hof niht vrâgen vil; daz was ê ein schuol der tugent,
daz man kindel in der jugent dâ hin liez in solchem muot,
daz siu zuhtig wurden und guot: daz ist laider nu dâ hin.

Heimat Unrecht geschieht, so föchten sie um das Himmelreich; würden sie um der Wahrheit willen, die sie in der Gerichtsstube bezeugten, erschlagen, so würden sie Heilige und Märtyrer so gut wie auf der Kreuzfahrt. Wer unbewacht daheim die ihm Anvertrauten zurückläßt und über Meer zieht, der thut wie einer, der Sonntags fastet und Freitags nicht. Nun findet man aber manchen Sänger, der die Herrn äfft mit Lobliedern, und sie hebt über alle Fürsten und zu Helden über alle Riesen macht[459]. Dies könnte gegen seinen Freund Suchenwirt gerichtet scheinen, der noch bessere Ansichten vom Ritterleben hat, der grade jene Preußenfahrten in solchen Ehrenreden besang wie sie hier verworfen werden: nur trifft ihn gerade die nähere Bezeichnung nicht, die Teichner hinzugefügt, daß nämlich diese Lobdichter solche Lieder sängen, die ohne Unterschied auf jeden Einzelnen gleich gut passen. Sonst aber spottet er der Wappensänger, in deren Klasse der Suchenwirt gehört, auch an andern Orten; so wie er den Ritterdienst auch von anderen Seiten, nicht am wenigsten von Seiten des versunkenen Minnedienstes verlacht. Ein Ritter, erzählt er, zog auf seinen Fahrten im harten Dienst einer Frau umher; als er heimkam, fand er sie mit einem Mönche buhlerische Gemeinschaft treiben; und da er ihr Vorwürfe macht, so spottet sie seinen Ritterdienst aus, und meint, Minnesang und Ritterschaft wiege nun weit unter dem Pfennig[460]. Anderswo singt er, es sei eine gar harte Zeit, wo Herzelieb bei Liebe liege und des Morgens — nichts zu essen habe. Im minniglichen Gespräche meint die Traute, ihr rother Mund müsse dem Geliebten jede Stunde versüßen können; er aber denkt doch unter diesen Süßigkeiten an seine gesetzten Rothpfänder. Sie will ihm diese Gedanken ausreden: ihr rother Mund habe der Freuden viel über alles Gut, wer es zu schätzen wisse; das will er auch nicht verreden, aber alle Freude wäre doch, meint er, nichtig, wenn nicht die Magenfreude

459) Cod. Pal. 384. fol. 70.
460) Cod. Pal. 384. fol. 44.

dabei wäre. Selten sind die muthwilligen Schwänke bei ihm, die sonst in der Zeit allgemein sind, selten die allegorischen Stücke, in denen ernsthafter von der Minne die Rede ist, wie bei vielen seiner Zeitgenossen; und dann ist alles voll Klage über die neue Art zu lieben, über die neuen Trachten und über der Frauen Hoffart, so daß der Dichter dann Veranlassung findet, sich gegen die guten Frauen (die er nicht meine) zu entschuldigen, wie der Büheler, indem er die sieben weisen Meister behandelte.

Von Hof- und Rittersitte erbaut ist also der Teichner nicht; allein, daß er in den untern Ständen dafür einen Ersatz fände, daran fehlt viel. Er selbst war bürgerlichen Standes; sein Dichten und Trachten gehörte den unteren Ständen wie den oberen. Man sagte ihm, es sei altes Recht, daß man nicht von Knechten, sondern von großen Herren dichte; aber die Schrift sagte ihm dagegen, Niemand sei edel als wer recht handle; gleichwohl erzählt er dann noch gläubig von der Abstammung der verschiedenen Stände von Noahs gerathenen und ungerathenen Söhnen. Er mahnt Ritter und Knechte, von den zuchtlosen Höfen weggewandt zum Pfluge zu greifen; er scheint am meisten von allen Ständen noch den Bauernstand zu ehren; und doch nöthigt ihn grade der Bauern Hoffärtigkeit sie besonders scharf zu geißeln, da auch *seine* Predigt wie Berthold's und Hugo von Trimbergs durchgehend gegen das Ueberheben der einzelnen Stände ankämpft. So hört man in ihm überall doch mehr den Maun der Bildung als den Mann des Volkes. Er ist zwar weit entfernt von jener üblen Schulweisheit, die nur aus Belesenheit fließt und jede Tugend nicht aus dem sittlichen Gefühl, jedes Recht nicht aus den natürlichen Verhältnissen, sondern beides nur aus der Schrift, aus der Empfehlung dieses oder jenes Kirchenvaters erläutert oder empfiehlt: allein wie weit steht er doch auch von einem Freidank, den er kennt und achtet, wie weit von dessen Schärfe und innerem Halte ab, so ähnlich sich die Gesinnungen sind, so ähnlich er ihm zuweilen selbst in den Formen, z. B. in dem vielfachen Gebrauche des Sprichworts

ist, das nicht selten das Thema seiner Gedichte macht. In der ersten Zeit seiner Studien in weltlicher und geistlicher Wissenschaft scheint Heinrich mehr in eine Weisheit jener schulmäßiger Art vertieft gewesen zu sein; ein längeres dialogisches Gedicht von ihm, das Buch der Weisheit, dreht sich in langweiliger Breite um eine Reihe von theologisch-philosophischen Fragen und dogmatischen Subtilitäten, die nur Sache des Kopfs, nicht des Herzens sind. Hier und in einem eben so langen Gedichte (oben S. 114) zum Preise der stets hoch von ihm verehrten Jungfrau, kann der Teichner mehr an seinen Meißnischen Namensgenossen Heinrich von Mügeln erinnern, während er in der Masse seiner Sprüche, deren eine große Anzahl mit einer Fragestellung an den Dichter über die mannichfaltigsten Gegenstände beginnt, praktischer aus dem Menschenverkehr redet und den landsgenössischen Sittendichtern Oesterreichs näher steht. Aber in all der ähnlichen Lehrdichtung früher und später spricht doch die kräftige Grundsätzlichkeit eines Walther oder Freidank, die natürliche Entrüstung eines Brant ganz anders zu dem Leser, als der häufig flache Witz oder eine ironische, manchmal möchte man sagen sophistische Wendung des Teichners, der zwar im großen Ganzen immer nüchtern und verständig bleibt. Wer ein böses Weib hat, lehrt er, der schlage sie nicht, sondern er lobe die Guten vor ihr, so wird sie vor Zorn Gicht bekommen und sterben, denn sie wollen lieber ihren Vater erschlagen wissen, als andere Weiber gelobt. Nichts schlimmeres als ein böses Weib; wer sie mit einem Wolfe an einen Galgen hinge, der hätte nie ein besser mit unreinen Bälgen gerüstetes Querholz gesehen. — Ob ein Spieler oder ein Dieb schlimmer sei, läßt er sich fragen. Der Spieler; denn er stehle Weib und Kindern, was er verthue, der Dieb aber fremden Leuten, was er Weib und Kindern zuträgt. — Wer übler sei, ein Räuber oder ein betrügerischer Wirth? Dieser; denn gegen jenen darf man sich doch wehren. Er kennt Leute, die sich vor den Gänsen bis auf den Boden neigen sollten; das sind die Schreiber, denn sie verdanken ihnen Alles. Ihre Gewalt und

Untugend ist nicht neu! Christus ward durch sie zum Tode gebracht. Und doch, da ja ohne dieses die Welt verloren wäre, so mögen denn die Schreiber alter und neuer Zeit in gebührender Achtung stehen. — Manchmal berühren die Fragen, die er sich stellt, oder stellen läßt, strengere philosophische Probleme: über die Natur der Menschen und Thiere, wo der Vorzug des Menschen vortrefflich in seine Strebsamkeit (Schätzung von Ehre und Gut), in sein sittliches Gefühl (Scham), in seine Vernunft (er erkennt was böse und gut ist), und seine Bildsamkeit (er ist ein unbeschriebenes Blatt) gelegt wird; dann über Gewohnheit und Natur, wo einige aufgeklärte Sätze gegen die Annahme einer Macht der Gestirne über des Menschen freien Willen begegnen, deren Einflüsse auf die menschliche Naturart er sonst gläubig zugibt; ferner über die Scham, die er wie Aristoteles auf die Frage nennt, ob er etwas wisse, das der Jugend zur Ehre, dem Alter zur Schande gereiche. Sehr oft ist er in dergleichen Problemen, in dem Aber- und Wunderglauben der Zeit befangen, der inneren Zwistigkeit nicht entgangen. Wie die Mystiker seiner Zeit bestrebt, die bildlichen Vorstellungen des großen Haufens von Himmel und Hölle, „des bûren liezen", mit aufgeklärten Begriffen zu vertauschen, quälte er sich zu Zeiten mit den tiefsinnigen Fragen: ob Gott auch das Böse geschaffen habe; ob Gottes Allwissenheit des Menschen freien Willen aufhebe; ob Gott und Natur Eins seien; ob Eine Weltseele das All durchdringe. Kam er dann auch nach innern Kämpfen mit sich ins Klare, so schien er sich doch in diesen metaphysischen Räthseln nicht wohl zu fühlen; über den gekreuzten Widersprüchen der theologischen Meister gab ihm die eigne Weisheit ein, sich an die gute Mittelstraße des einfältigen Glaubens zu halten. An diesem Puncte steht dieser bildungsfrohe Laie wie ein dankbarer Schüler der Mystiker aus der ethischen Schule von Eckharts Nachfolgern; ein Mann, der sich „an Tugendleben setzte", der so am sichersten Gott fand ohne innern Hader und den frommen Glauben mit guten Handlungen, der äußern Werkheiligkeit spottend, Hand in Hand gehen ließ. Er, der

den Stand der Geistlichen in Ehrfurcht hielt, aber um so mehr gegen die Verworfenheit der Einzelnen eiferte, er that wie ein Prediger, der durch seine Reden zu erbauen, aber auch durch seinen Wandel ein Beispiel, kein Aergerniß zu geben trachtet. Suchenwirt schildert ihn als einen makellosen Halbheiligen [461], den Niemand je fluchen und schwören gehört, der sich alles Spiels und Luders enthalten. Er eiferte gegen die Sitte der Zweikämpfe, gegen die Zechgelage, die zu blutigen Köpfen führten, gegen die Faschingstollheiten und die wilden Tänze der Mode; der Gedanke an den Tod, und was ihm folgen werde, machte ihn ernst und düster, einsam und ungesellig; das Sorgen aller Welt „um den Pfennig" stieß ihn innerlich ab und trieb ihn zu den freiwillig Armen, die die Einkehr zu Gott über allen Reichthum schätzten. Sein Blick auf die Welt ward so schwersinnig, daß er ihr alle Guten absprach und Schwester und Bruder, Vater und Mutter nicht mehr vertrauenswerth fand. Daß er sich gleichwohl in seinen Lehren so breit und im Kleinen in alle weltlichen Dinge mischte, bleibt dabei unwohlthuend. So viele richtige Blicke er in die Welt wirft, so trifft er doch kaum den Ton, der sie kräftig bekehren könnte; und man möchte von ihm sagen, was er selbst sehr schön von dem Zuschauer beim Schachspiele sagt: er scheint es besser als der Schüler zu verstehen und sollte er selbst spielen, so würde er es noch schlechter machen.

Sehr anziehend ist der Gegensatz, den zu dem Teichner sein

461) Suchenwirt's Rede vom Teichner; in der Ausgabe seiner Werke von Primisser S. 64.

> Er hât mit keusche seinen leib untz an sein end behalten;
> geistlicher weishait walten begund er für der welde spot,
> im liebet in dem hertzen got für alle weltleich êre;
> sein rât, sein weise lêre ist in der welde garten
> gesæt mit worten zarten der welt ze trôste, got ze lob.
> Mit gueten siten swebt er ob allen, die getihtes pflegen,
> spil, lueder liez er underwegen; swern, schelten, pœse wort
> wart ne kainz von ihm gehôrt.

Freund und Landsmann, Peter Suchenwirt[462]) (lebte bis um oder über das Ende des 14. Jhs.), bildet. Der Suchenwirt ist seiner Beschäftigung nach an den Hof und die Ritterwelt geknüpft, von der sich der Teichner lossagte; und ist er zwar eben so wenig über ihre Mängel blind wie dieser, so ist sein Eifer doch ein reformatorischer, und kein verzweifelter. Er war ein fahrender Sänger und trug davon seinen Namen; er ritt in den Landen umher, sagt er selbst, und besuchte die Höfe der Fürsten und die Burgen der Edlen, um sich durch den Vortrag seiner Reden und Gedichte seine Nahrung zu verdienen. Das Treiben der Fahrenden, der Spielleute, Mimen, Wahrsager und Looswerfer, schildert er selbst an mehreren Orten. Diesem Stande, sagt er, der um Gott und Ehre Lohn annimmt, um des Lebensunterhalts willen die Kunst pflegt und die Biedern und Guten auszeichnet, die Bösen aber ganz unterwegs läßt, diesem Stande geziemt es, großen Herren aufzuwarten und das Lob der Edlen zu sagen. Suchenwirt gehörte zu jener besondern Klasse der Wanderdichter, die zugleich Knappen, Herolde oder deren Gehülfen waren, und deren besondere Angelegenheit es war, die Unterschiede der Wappen auszulegen, auch gereimte Wappenbeschreibungen zu verfassen. Er nennt diese Leute Knappen von den Wappen, die von den Wappen Dichtens pflegen. Als solchem lag ihm ob, beim Einschreiben der Turniere zugegen zu sein, das Turnier, so wie die Turnierrechte und Gesetze auszurufen, und dergleichen höhere oder niedere Dienste zu versehen. Daher senden die Frauen Ehre und Minne, da sie ein Turnier wollen ausrufen lassen, zu Suchenwirt; den findet man in Oesterreich bei den tugendlichen Fürsten, ihm sind die Unterschiede der Wappen mit Namen wohl bekannt[463]). Der Geschmack am Wappenwesen war in der wirklichen Welt besonders lebhaft geworden, seit man in den Ritterromanen des 13. und 14. Jhs. die Wappen in der Poesie mit so

462) Seine Werke, herausg. von Primisser. Wien 1827. Vgl. Koberstein, drei Abhandlungen über Peter Suchenwirt. Naumburg 1828—52.

463) Primisser in der Einleitung p. XII. ff.

großer Vorliebe zu behandeln pflegte. Wir glaubten oben (S. 65) bei Konrad von Würzburg einen ersten Ansatz zu dieser neuen Dichtungsart zu entdecken; in dem Bruchstück eines historischen Gedichtes von Hirzelin[464]) auf die Schlacht am Hasenbühel (1298) findet sich bereits diese Rücksicht auf die Wappen; hinfort wird in allegorischen Gedichten an den unpassendsten Stellen die Wappenbeschreibung ein so beliebter poetischer Zierrat, wie sonst die Stein- und Pflanzenbeschreibungen; fast in allen Ehrenreden des Suchenwirt erscheint sie am Schlusse[465]). „Aehnliche Verbindungen des Dichters und Herolds in Einer Person waren auch späterhin nicht selten; so erscheint der Zeitgenosse Püterichs von Reicherzhausen, Johann von Holland, der als Herold die Turniere in Reimen schilderte; und noch in dem vorigen Jahrhunderte soll der Hofpoet in Dresden ein Heroldskleid getragen haben[466])." Seit dem 15. Jh. wird auch dieser Stoff mehr zur Prosa herabgezogen, ging in Turnier- und Wappenbücher über und ward zur heraldischen Wissenschaft; in die Poesie eingenistet erscheint er in einer engen Verbindung mit der Malerei und der bildenden Kunst, der sich die Dichtung von allen Seiten näherte, seitdem durch die Spruchdichtung ihr Verband mit der Tonkunst mehr gelockert war. Dieser sein Stand nun gab dem Suchenwirt Gelegenheit, „mit dem Adel und durch ihn mit den größeren Ereignissen der Zeit in vertrauter Bekanntschaft zu stehen." Er verhehlt sich die Verdorbenheit und Gesunkenheit der ritterlichen Welt nicht, sagten wir schon oben: sein Brief über der Welt Lauf zeigt dies deutlich genug und macht unter

464) Zuletzt und am besten in Liliencron's historischen Volksliedern 1, N. 4, nebst einem andern niederrheinischen Bruchstücke über denselben Gegenstand von einem Anhänger Adolfs von Nassau, N. 5.

465) Daher rühmt Hugo von Montfort Cod. Pal. N. 329. f. 3. von ihm, daß zu Wappenschildereien der Suchenwirt gehöre,

der dick mit red als nâhe schirt, man möcht es griffen mit der hand,
er ist in manigem land erkand, das sag ich ûch mit ainem wort,
er ist der best den ich ie gehôrt von gott und von den wâppen.

466) Primisser p. XIV.

allen Stücken des Dichters seinem Talente und seinem Herzen mit die meiste Ehre. An Ehren ab, an Schanden auf, sagt er, ist nun das Werben der Welt. Die Ehre muß verderben, Zucht und Scham sind krank, Untreu hat großen Anhang, der Wahrheit ist die Zunge, der Freigebigkeit sind die Arme lahm, der Treue ist der Fuß, der Rede das Herz verletzt, die Gerechtigkeit ist die Stiege herabgefallen. An den Höfen muß die mannhafte Ritterschaft an der Pforte stehen, Schmeichler und Federleser werden aufgenommen und belohnt. Der Freund führt gegen den Freund hohe Worte, bis die Stunde der Prüfung kommt. Ritter geben sich nun mit Simonie und Wucher ab und greifen den Juden in ihr Recht: das adelt nicht des Schwertes Segen. Der Ritter soll auf Feld und auf Reisen Wittwen und Waisen schirmen, seinem Herrn dienen, Gott lieben und guten Frauen wohlsprechen. — So klagt er auch an andern Stellen wie der Teichner über die Raubsucht der Ritter auf der Einen Seite und auf der anderen über das Verliegen und weichliche Hinleben bei Tanz und Spiel, über die Stubenhocker und geschnürten Zierpuppen, bei denen gleichwohl das höfische Benehmen der alten Ritter verloren ging. Wem dann das ruhige Leben in Ehren mehr am Herzen liege, dem empfiehlt er friedliches Bauen seines Guts; und wer in Ehren nach Erwerb jagt, den weist er auf das Beispiel jener Helden hin, deren Lob er in den Ehrenreden besingt, die den charakteristischen Theil seiner Werke ausmachen. Er erzählt darin die Thaten verschiedener österreichischer und anderer Edlen in einheimischen und auswärtigen Kriegen; er führt uns in alle bekannte Länder der Erde, erinnert uns an alle bedeutenderen geschichtlichen Ereignisse, die sich im 14. Jh. zutrugen, und giebt manche nützliche Kunde, denn seine Erzählung darf mit Vorsicht für die wirkliche Geschichte gebraucht werden. In sehr gleichmäßiger Form setzt er diese Denkmale seinen sehr verschiedenen Helden. Der Eingang ist jedesmal „geblümt“ mit gehobeneren Stellen allgemeinen Inhalts, mit Anrufung des heiligen Geistes, ohne dessen Hülfe der Dichter sich nichts zutraut; alsdann folgt die trockene

Erzählung der Thaten seines Helden und die Klage um ihn; sein Lob und die Beschreibung seines Wappens schließt. Auch diese Gedichte, meint der Herausgeber, wurden bei guter Gelegenheit gesprochen und nicht gesungen, obgleich doch bald darauf Michel Beheim viel größere historische Reimereien mit Noten begleitet, damit man wenigstens die Wahl habe zwischen Singen und Lesen. Ueberall sucht der Dichter in diesen Heldenliedern die Farbe des alten Rittergedichtes festzuhalten, und er denkt auch bei seinen Helden und seinem Preise derselben an die der Tafelrunde und ihre Verherrlichung durch Wolfram. Denn mit dem 14. Jh., wo ein neuer Rittergeist in der romanischen Welt erwachte, kam wenigstens eine Spur davon auch in die Gegenden von Deutschland, wo sich Reichthum und Regsamkeit zeigten. Von der Abenteuerlichkeit, die damals in das wirkliche Leben der französischen, englischen und besonders spanischen Ritterwelt aus den Romanen überging und von der ganzen Lächerlichkeit, die dies im Gegensatz zu den rohen Sitten der Zeiten macht, ist unter uns Weniges, aber doch Einiges zu finden. Der Geist des Reisens, des Wanderns kam über ganz Europa. Man kehrte im Leben dahin zurück, wo vor Entstehung der Kreuzzüge die Welt gestanden haben mußte: einzelne Abenteurer durchfuhren alle Nähen und Fernen; Reisende besuchten die alten Welttheile; die größten Bewegungen im Oriente und die augenscheinlichsten Gefahren konnten selbst eine Menge von Fürsten im 14. und 15. Jh. nicht von der Wallfahrt nach dem heiligen Grabe zurückhalten; und die Ritterleute gingen einzeln und in größerer Anzahl auf Kriegsunternehmungen aus. So haben wir hier das Gedicht von Albrechts III Ritterschaft in Preußen (1377), das für dieses Ereigniß die Hauptquelle ist. Der Dichter war Augenzeuge; ein elender Zug, ohne Begebenheiten und ohne Gefahren, soll den Stoff zu einem Preisliede hergeben; Empfang, Bewirthung, Rüstung der Ausziehenden, alles trägt den Ton eines höfischen Romans; es ist der schönste Fortgang von der poetischen Erzählung des Kreuzzugs Ludwigs von Thüringen, den wir oben erwähnten, zu

diesem Gedichte: eine noch unbedeutendere Kreuzfahrt, der man fast eine noch größere Bedeutung geben möchte. Der Burggraf Albrecht von Nürnberg, den die siebente Ehrenrede feiert, ist am heiligen Grabe und in Babylon gewesen, hatte in Schottland und Preußen gekämpft und diente unter Ludwig von Ungarn. Burkhard Ellerbach hatte eine Fahrt nach Cypern und von da mit König Hugo IV einen Kriegszug gegen die Saracenen in Alexandrien gemacht; und Friedrich von Chreuzpeck kämpfte in Preußen und Italien, war in Spanien und in Babylon, in Rußland und Schweden. Andere der Gepriesenen Suchenwirts aber verrichteten ihre Thaten in den einheimischen oder in den großen Nationalkriegen, die damals fast in allen europäischen Staaten wütheten; wir begleiten sie bald nach Frankreich, bald nach Schottland, nach Ungarn oder in die Schweiz und Italien.

Das 14. Jh. bezeichnet in dieser Hinsicht für ganz Europa eine Epoche. Die Kreuzzüge waren zu Ende, in welchen bis dahin ein gemeinsames Interesse Fürsten, Adel und Geistlichkeit verbunden, in welchen man sich einem gemeinschaftlichen Feinde gegenübergesehen und mit allen christlichen Völkern in Einer Reihe gefochten hatte. Nun hörte dies auf; die Nationen sahen sich auf sich selbst zurückgewiesen; ein Gefühl der Volkseigenheit tauchte plötzlich auf, und zwar selbst zwischen verschwisterten Nationen mit all der Schärfe, mit der man sich einer neuen Richtung gewöhnlich überläßt. Verwandte Sprachen fingen sich an bestimmter zu scheiden; der Engländer verstand den Franzosen, der Franzose den Italiener weniger; der Norddeutsche schien es versuchen zu wollen, seine Mundart in der Schrift gegen die siegreiche hochdeutsche geltend zu machen. Die Begeisterung für allgemeine innere Zwecke, die eine gegenseitige Verträglichkeit und Verbrüderung gefördert hatte, hörte in den Völkern auf; Bestreben nach äußerem Erwerb, nach Vergrößerung und Selbständigkeit regte sich in den Ländern, und hier stießen sich die volksthümlichen Interessen. Das christliche Band löste sich auf; hinfort wollte sich jedes Volk nach seiner eigenthümlichen Natur politisch entwickeln und traf

mit dem ungleichen Nachbar feindlich zusammen. Durch ganz Europa gehen daher damals jene wüthenden Brüderkriege verwandter Völker, jene Kämpfe zwischen Dänemark und Schweden, zwischen Schottland und England, zwischen England und Frankreich, Frankreich und Aragonien, Aragonien und Castilien, jene vielfach verschlungenen Kämpfe in Italien, wo sich sogar die Guelfen von Rom trennen, jene verwirrten Feindschaften in Oesterreich und Böhmen, Polen und Ungarn. Man wandte die Waffen, die man sonst gegen die Feinde der christlichen Menschheit kehrte, gegen sich selbst, und das ist, sagt der Teichner, der Grund der Verderbniß der Welt, daß das Gift, das ehemals den Drachen und Schlangen inne wohnte, da noch die Helden diese bekämpften, nun in die Menschen selbst überging und sie untereinander sich zerfleischen machte. In Deutschland haben wir seitdem zwischen Ober- und Niederländern jene Neckereien, mit denen Oberdeutsche sich gerne mit den erkorenen Kindern des Himmels, des Oberlandes, und die Niederländer stichelnd mit den Höllenbewohnern vergleichen. Sonst schied sich bei uns der östliche Theil, der nun einer eigenen Entwickelung folgte, ruhiger ab, wenn man die Kämpfe Friedrich's und der Böhmen mit Ludwig dem Baier nicht rechnen will, und ein härteres Zusammentreffen hatte nur zwischen den herrschsüchtigen österreichischen Herzögen und den Schweizern Statt. — Wie jetzt die Selbstsucht, der Trieb nach äußerem Erwerb und nach individueller Ausbildung so weit ging, daß forthin bei der steigenden Gefahr, die der Christenheit von den Türken drohte, im grellsten Gegensatze gegen jene begeisterten Kreuzzeiten, kein Arm sich mehr für den Nachbar, ja ohne die äußerste Noth nicht einmal zum eigenen Schutze erhob, so daß nun alle Ermahnungen der Concilien, alle Drohungen der Päbste, alle Hülferufe der Bedrohten, alle Bitten der Fürsten, jeder Weheschrei des gesunkenen griechischen Reichs verhallte, so trennten sich auch innerhalb der Staaten alle Bande der Gesellschaft. Der Adel kannte keine gemeinsamen Unternehmungen mehr; die früheren hatten ihn verarmt. Mit Neid sah er die Reichsstädte, den Bürger und den

Bauer im regelmäßigen Gewerbe reich werden, sah den Handel anfangen die Welt zu beherrschen, und die Freude, den Glanz, die Bildung bei dem Bürger einkehren, die er noch kurz zuvor allein besaß. Und wie diese Städte um sich griffen, so bedrohten ihn auf der andern Seite habsüchtige Fürsten, die dem allgemeinen Drang zum Eigennutze so gut verfielen, wie alle Körperschaften und Stände. Wo ihm neue glänzende Kriege gegeben waren, wie in Frankreich und England, da war doch für Ehrsüchtige noch ein ehrbarer Ausweg; wo aber der arme Adel sich wie in Deutschland nur den reichen Reichsstädten gegenüber sah, da fing er an in geschlossenen Raubverbrüderungen mit der Faust und vom Stegreif auf den schnellen Erwerb dessen zu denken, was der Werkmann und Kaufmann mit bedächtigem Fleiße sich erarbeitet hatte, und er sprang von der gleichgültigen Sorglosigkeit zu Thomasins Zeit zum Räuberhandwerk über, in dem er zu Hugo von Trimberg's Zeit schon Meister war. So sehen wir nun Deutschland, wo kein Kaiser hemmte, keine große Nationalbegebenheit abzog, verheert durch die verderblichen Kriege der Fürsten und Edlen mit den Reichsstädten. — Gegen die herrschenden Patricier und reichen Handelshäupter in den Städten hatten sich schon im 13. Jh. die niedern Handwerke aufgelehnt; noch aber war damals ihre Macht und ihr Zunftverband zu gering gewesen; aber jetzt im 14. Jh. griff man überall das früher verfehlte Unternehmen, diesmal mit besserem Erfolge, wieder auf; und wie lange dauerte es, so trat auch noch eine tiefer stehende Klasse hervor mit Ansprüchen, von denen sie früher nichts einmal geahnt hatte. — Die Geistlichen hatten durch ihre Sittenverderbniß allen Boden für einen rechtmäßigen Einfluß in der Gesellschaft verloren; sie fühlten das wohl und drangen lebhaft auf Reformen. Allein auch hier trennte sich sogleich alles in Körperschaften, mit den härtesten Formen aufs individuellste geschieden, ab, und die Franciscaner verfolgten sich untereinander und zusammenstehend wieder die Dominicaner; Bettel- und Predigermönche wütheten gegen die Ketzer, die mit ihnen den gleichen Ursprung und den gleichen Zweck

der Kirchenreform und der Rückführung patriarchalischer Einfalt hatten; und die ganze Christenheit wandte sich gegen diese Secten mit gleicher Vertilgungssucht wie gegen die Juden, die im 14. und 15. Jh. die härtesten Verfolgungen zu erdulden hatten. — Wir dürfen noch eine Stufe tiefer steigen und bemerken, wie sich Stand gegen Stand, Zunft gegen Zunft, Gewerbe gegen Gewerbe seiner Selbständigkeit bewußt wird und wie die Eigenliebe auch da das Verwandte und Nächste, wenn nicht mit Waffen, doch mit Nebenbuhlerei in Prunk und Festlichkeit, mit Scherz und Satire verfolgte.

Diese stürmische innere Gährung in allen Theilen des Volkskörpers, dieser Ankampf der unteren Schichten der Gesellschaft gegen die Mehr- und Alleingeltung der oberen Stände bezeichnet auch in der Geschichte unserer Dichtung die Umwälzung, durch die der Volksgesang bis in die niedersten Kreise herab zu einem neuen Leben erwachte. In einem ungestümeren Bildungstriebe bemächtigte sich jede einzelne Volksklasse, jeder Berufsstand, jede Handwerkszunft, und in der Zunft der Geselle wie der Meister, dieser neuerweckten Kunst des Gesanges und fühlte sich berufen, alle Ereignisse, kleine und große, die eigenen und die allgemeinen, in Lieder zu bringen, die daher sogleich und zugleich alles geistliche und weltliche, private und öffentliche Leben umfaßten. Die größere Bedeutung aber lag zuerst auf den Gesängen, die ihre Entstehung dem Antriebe der Thaten in dem großen Volksleben zu danken hatten, den erzählenden, epischen, historischen Volksliedern[467]), die in den nationalen Kriegen in England und Schottland, in Frankreich, in der Schweiz im 14. Jh. am mächtigsten zu dem erneuten Volksgesange begeisterten. Von da an gab es keine Begebenheiten von einiger Bedeutung mehr, die nicht ihre Sänger

---

467) R. von Liliencron, die Volkslieder der Deutschen. 1—4. 1865—69. Das dankenswerthe Werk, in dem Alles, gesäuberte Texte, geprüfte Ueberlieferung, geschichtliche Einleitung geboten ist, erspart uns jede andere Verweisung. Die einzelnen Stücke, auf die wir uns beziehen, sind aus den Daten in der chronologisch geordneten Sammlung leicht zu finden.

gefunden hätten, Sänger, welche die Geschichte mitwirkend erlebten oder von Mitwirkenden aus lebendiger Botschaft empfingen und in ihren Liedern zum Gesang gestalteten, in Ergüssen der Siegesfreude oder des Parteihasses oder des Zornes über einen Glücksschlag der Gegner, die sie als lebendige Zeitung wieder auf Botschaft an die Zeitgenossen aussandten. Wir treten wieder in eine Periode, wie wir uns jene älteste Zeit denken müssen, da das Volk in seiner Masse seine Thaten mit Gesang begleitete und in Gesang verewigte. In den ritterlichen Zeiten war dieser geschichtliche Volksgesang in den Hintergrund getreten. Die politischen Sprüche hatten ihn ersetzt, die sich weiterhin zu jenen Wappendichtungen und Ehrenreden der Herolde ausdehnten, die noch ganz in die Weise der ritterlichen Dichtung verstrickt waren; daneben hatte sich im 13. Jh. die Verbrüderung von Dichtung und Geschichte in der Reimchronik vollzogen, die ihre Farben noch gern von dem ritterlichen Epos borgte. Alle diese drei Gattungen liegen den Uebergangsstufen zur Seite, auf welchen wir, zunächst auf dem Gebiete des historischen Volksgesangs, von der ritterlichen zur volksthümlichen Lyrik übertreten. Wir lassen die Reimchronik zur Seite, auch wo sie sich auf einzelne zeitgenössische Ereignisse kürzer zusammenzieht [468]; die Poeten, die in solchen gereimten Erzählungen, ganz nur „auf die Wahrheit" gerichtet, nichts weiter als „eine Chronik dichten" wollen, geben bis auf die äußerlichste Form allen Verband mit Gesang und Dichtung auf: wie denn der Abstand von Reimchronik und geschichtlichem Volksgesang nicht greller ins Auge fallen kann, als wenn einmal eine hölzerne Reimerei jener Art, wie etwa die von Herzog Ulrich von Würtemberg [469], die Lieder die ihrem Gegenstande „dienstlich kommen" in sich aufnimmt; es sind seltene Ausnahmen, wenn

468) Wie die längeren Gedichte von Bernhard von Utzingen über den Würzburger Städtekrieg 1397—1400, von Thomas Prischuch aus Augsburg über das Concil von Constanz, von Konrad Silberdrat über die Zerstörung der Burg Hohenzollern 1423, u. A. (bei Liliencron N. 40. 50. 59.)

469) Ed. von Seckendorf. Bibl. des lit. Vereins N. 74.

von 15 Strophen, das von Winkelried und seiner That nichts weiß, ist von dem Lucerner Melchior Reuß in seiner Chronik (1482) mitgetheilt, ausdrücklich als das Lied, das nach der Schlacht gesungen worden sei; worin vielleicht ein leiser Stich lag auf einen poetischen Neuling, das größere Sempacher Lied von Halbsuter, das sich seinerseits als zeitgenössisch mit der Schlacht ausgab, und das, schon zu einem kleinen Epos von 66 Strophen erweitert, den aufopfernden Tod eines Winkelried (nicht Arnolds von W., ein Name der erst im 16. Jh. nachgewiesen ist) besang. Ueber das Verhältniß beider Lieder und ihrer Dichter scheint so wenig eine Eintracht zu erzielen, wie in der großen Nibelungenfrage[471]. In beiden Stücken aber, in den Theilen wie in dem Ganzen des großen, des verbreitetsten Liedes, und ebenso in den gleichartigen Gesängen über den „Widerschnall" der Glarner gegen den Einbruch der österreichischen Herren in St. Fridli's Land (bei Näfels 1388) berührt durchaus wohlthuend und erhebend der Ton der schlichten Einfalt, der sie durchzieht, der Demuth, die dem hoffärtigen Adelstolze gegenüber den frommen Landmann auf Gott und seine Landesheiligen vertrauen lehrt, des gefaßten Selbstgefühls, das auch nicht durch den natürlichen Spott, durch die muthwilligen Scherze über die Niederlage der dünkelhaften Gegner beeinträchtigt wird. Diese sittlichen Vorzüge verschleifen sich schon in den Liedern über „den Widerstoß", der zwischen Schwyz und Zürich (1443—46 über die Toggenburger Erbschaftssache ausbrach und den Bund der Eidgenossen zeitweilig spaltete; besonders aber in den Gesängen, die

471) Ein Halbsuter ist im Lucerner Rathsbuche a. 1382 nachgewiesen, ein Hans Halbsuter von Rot ungefähr gleichzeitig mit Reuß; es wird daher schwer auszumachen sein, ob ein älterer Halbsuter der Dichter des älteren, oder ein jüngerer des jüngeren Liedes sei. Liliencron nimmt in dem großen Liede 6 verschiedene Bestandtheile an; Ott. Lorenz (Leopold III und die Schweizer Bünde. Wien 1860 und in Germ. 6, 161) unterscheidet neben dem alten Lied von dem Kampf zwischen Stier und Löwen einen zweiten, noch kürzeren Sieges- und Spottgesang, der die Herren als Mäder darstellt, denen man ihr Morgenbrot reicht, und ein drittes, factenreicheres, die That Winkelrieds verherrlichendes Lied von 35 Strophen, was dann alles in das große Halbsuterlied „nicht sehr geschickt zusammengeschweißt" sei.

uns in den Mühlhäuser und Waldshuter Krieg versetzen, in die offensiven Vorstöße, die schon durch die Rauflust der siegverwöhnten Jugend veranlaßt waren, aus deren Liedern man daher nicht mehr die fromme Stimmung der früheren, weit eher den Uebermuth, den diese an den Gegnern verhöhnt hatten, heraushört. Mehr Schwung kam wieder in die, nun zahlreicher anschwellenden, Schweizerlieder zur Zeit des Burgunderkrieges, als der neue Alexander, Karl von Burgund, die ihm von Herzog Sigmund von Oesterreich verpfändeten Theile des Elsasses und des Schwarzwalds an sich reißen wollte und dadurch Alles im gemeinen deutschen Lande gegen sich waffnete und Oesterreich (1474) in einen Bund mit den Eidgenossen in der „ewigen Richtung" treten sah, in der die Sänger Veit Weber und Rudolf Montigel, in rosigster Stimmung, die deutsche Einigung gegen wälsche Tücke vollbracht sahen. Wesentliche Veränderungen aber entstellen jetzt schon, und weiterhin immer mehr, den kriegerischen Geist des Volks und den Charakter seiner Lieder. Wenn sich schon in die burgundischen Lieder ein selbstgefühliger Trotz auf den alten Ruhm unwohlthuend einmischt, so erkennt man nachher in den Stücken aus dem Schwabenkriege, voll von einem grobianischen Schmutze von dem die älteren Gesänge ganz frei waren, welch ein wüster Ton in Lied und Leben zugleich einzog, seit mit dem steten Kriegsglück das Reislaufen und mit dem Reislaufen der wilde Frevelmuth und die rohe Beutesucht überhand genommen hatten. Dem poetischen Charakter nach ist auch schon durch die bloße veränderte Stellung der Dichter diesen späteren Gesängen ein anderer Ton aufgeprägt. Bis dahin hatten nur Schweizer diese Lieder gesungen; auch blieb Luzern eine Hauptpflegestätte derselben: dort stellen sich zu Halbsuter ein Hans Ower, ein Hans Viol, ein Hans Wik u. A. als Sänger von Geschichtsliedern; in Folge der ewigen Richtung gesellten sich dann aber auch deutsche, österreichische Poeten hinzu, obenan Veit Weber aus Freiburg im Breisgau, das ein Mittelpunct der Agitation gegen den Burgunder war; und so hat ein Mathis Zoller aus Laufenburg Schlachtlieder von

Murten und Nancy, ein Schwabe Hans Lenz über die Dornecker Schlacht gesungen. Und das sind nun nicht mehr unwillkürlich von den Thaten ergriffene Sänger einer ganz freien Kunst, sondern meist, wie Veit Weber von sich selbst bezeugt[472]) bestellte Gewerbsdichter im Solde der Städte, wie die fahrenden Suchenwirte im Dienste der Fürsten. Daher nun ihre Lieder zu Lobsprüchen werden, die ja nicht versäumen dürfen, jeden einzelnen Ort, der seine Schaaren zu einem Kampfe stellte, zu berühmen. Mit dieser Prosa zog die andere ein, daß die Dichter sich mehr und mehr darauf erpichen, wie in der trocknen Chronik „die warheit zu risen". Noch viel mehr sinken dann die späteren Erneuerungen und Erweiterungen der alten Schweizer Kampflieder ins zunft- und handwerksmäßige herab, bei einem Ulrich Wirri, der seinen rohen Spruch auf die Dornecker Schlacht (1499) sprach oder bei Caspar Suter, der die Bemunder Schlacht (1544) besang, wo ein übelverstandener Patriotismus mehr und mehr die prosaische Geschichte hereinzog und in förmlichen Sammlungen der „Schlachtlieder der alten Eidgenossen" (o. O. 1600) die bevorzugte, die „ordentlich und gründlich aus den wahrhaftigen Historien beschrieben" waren. So hält die historisch treue Erzählung selbst in den Dithmarsischen Liedern über die Schlacht bei Hemmingstede[473]) (1500) den poetischen Werth gering, doch spricht aus ihnen wieder ganz jene Vaterlandsliebe, jener Geschlechts- und Ahnenstolz, die Freiheitsliebe der ehrlichen Bauern die das unerhörte Wunder erlebten, wie unter des starken Gottes Hülfe die Herren, ihre stolzen Unterdrücker, den Sieg durch sie verloren; und jener fromme Sinn, der unter den Bedrohten den Spruch in Umlauf setzte, daß wenn sie Recht hätten, Gott sie nicht verderben, hätten sie aber Unrecht, sie möge sterben lassen.

---

472) Von den Friburgern in Oechtland 1475: Mit Gesang vertrib ich min leben, Von tichten kan ich nit lan; Darumb mir stet hand geben Die schild, ich an mir han, Daz ich mich bester baz müg ernern Und erlich kum gegangen Für fürsten und für herrn.

473) Im Neocorus, ed. Dahlmann. 1827.

Auch was den Vortrag, die alten kecken Züge der Volksdichtung angeht, vergleichen sich diese Lieder des beginnenden 16. Jhs. am nächsten mit den schweizerischen des vierzehnten.

In dem inneren Deutschland fand das historische Volkslied entfernt nicht die Gunst der Verhältnisse, wie in der Schweiz, wie in anderen Völkern einer beschlossneren Nationalität: trägt doch selbst das private, persönliche Volkslied und seine Musik in dem stammreichen Volke keinen solchen gemeinheitlichen Charakter wie die Volksgesänge von Iren, Schotten, Franzosen u. A. Unsere Geschichte, seit dem Ausgange der Staufen der gemeinsamen Bewegung entbehrend, von den äußeren Dingen auf die Arbeit der inneren, sittlichen und kirchlichen Bildung abgelenkt, ward arm an fesselnden Ereignissen, die eines poetischen Kleides würdig gewesen wären. Wo noch kriegerische Thaten zu verrichten waren, im 14. Jh. in Preußen und in der Schweiz, im 15. Jh. gegen Türken, Hussiten, Burgunder, waren die Bewegungen an und über den Grenzen gelegen und reagirten wenig auf den Körper der Nation; oder sie füllten wie die Türkengefahren mehr mit Schrecken und Rathlosigkeit, als mit Begeisterung und Thatenlust; oder sie machten durch Niederlagen den Kampfmuth lahm und die Singstimmen stumm. Den Siegesliedern der Schweizer und Hussiten gegenüber, wer sollte die deutsche Schmach besingen? Stehen doch selbst noch in dem schwäbischen Kriege zu den schon gesunkenen Schweizerliedern die Reimereien auf der Gegenseite in einem so lächerlichen Abstand, wie zu der Kriegführung der Eidgenossen die „schwäbischen Possen", mit denen die guten Reichstädter ihre Kriegszüge betrieben, die wo es auf das tapferste Einschenken ankam sich freilich vermaßen, je Einer drei Schweizer auf sich zu nehmen[474]). Was sonst in dem inneren Deutschland vorkam, das vollends war mehr

474) Man vgl. mit den Schweizerliedern über den schwäbischen Krieg z. B. einen Druck von 1499 o. O., der die deutsche Seite in einer gereimten Erzählung vertrit, ihr Titel ist: Von diesem krieg wie ungefüeg der switzer stamm ist ungehorsam dem römischen reich u. s. w.

zur Wehklage als zum Frohgesang geeignet. Der große Zerfall aller Stände, die Bedrückung der Bauern und die gelegentlichen Rückschläge ihrer Rache, das Ringen der Zünfte mit den Geschlechtern in den Städten, der Kampf der Städte, um ihre Reichsfreiheit gegen die Annexionslust der Landesfürsten, um ihr Hab und Gut gegen die Weglager der Raubritter zu behaupten, die Zerwürfnisse der Fürsten untereinander und mit dem Reichshaupte, das Alles war ein Bild allgemeinen Jammers, das mehr die patriotische Rüge, die politische Kritik, die sittliche Entrüstung wach rief als die wohlgemuthe Stimmung zum Gesang. Das allgemeine Gemälde dieser inneren Wirren hat der Suchenwirt in einem seiner Gedichte (N. 37) in lebhafter Schilderung entworfen. Die Fürsten und Stände, sagt er, verwirren sich in Kriege, Raub und Brand verwüsten die Lande. Wenn keine Bauern mehr sind, dann wird der Spaß sein Ende haben, und wovon werden dann die leben, die sich jetzt Herren und Fürsten nennen, die doch nicht mit dem Pfluge gehen? Den Städten verhält man ihre Nahrung durch Wegelagerung und Raub, nun fegen sie den Harnisch aus dem Roste. Den Reichen sind die Kasten gefüllt und den Armen leer, dem Volke ist der Magen hohl und mit Ingrimm sehen sie Weib und Kinder vom Hunger bleich. Nun rotten sie sich in schreckliche Haufen zusammen und drängt einer dem andern vor: Schlagt auf den Reichen die Thüren, wir wollen mit ihnen essen; denn besser ist, daß wir erschlagen werden, als Hungers sterben. Schreckliches Blutvergießen zwischen Ritter und Knecht, zwischen Arm und Reich ist die Folge. Wo Städte und Fürsten nicht Friede halten, die jedes Landes zwei Haupttheile sind, wie soll es da ausgehen? Wir sollten uns brüderlich in Sühne vertragen, nun aber machen wir Juden und Heiden froh, indem wir gegen einander wüthen. Dies allgemeine Bild erläutern alsdann seit diesen Zeiten des 14. Jhs. durch mehr als ein Jahrhundert zahllose Volks-, Fehde- und Schlachtlieder im Einzelnen. Darunter haben sich die kurzen Liedchen, die Reime, die in dem knappen, durchbrochenen Erzählstile der Romanze vereinzelte

Begebenheiten von kleinerem Umfange besingen, die zum großen Theile von Angehörigen des untersten Volkes ausgingen, von einem „freien Knaben Keppensen“, über den vereitelten Ueberfall von Lüneburg 1371, von einem Schmiedeknecht Köne Fink über einen Fehl-Schlag des Herzogs von Stettin 1420, von Berggesellen aus Schmalkalden über den Raufbold Reinhart von Haun 1442, von einem Reitersknecht über die Fehden von Soest mit dem Erzstift Köln 1446, von einem Bäckerknecht Peter Weiglin über die Erbrechung von Schloß Ingolstadt 1439 u. f.; sie sind das Frischeste, was wir vom geschichtlichen Volksgesang besitzen, aber selbst sie sind, wenn auch in der Weise, doch ihrem Inhalte nach nicht erquicklich. In England, wo die alten nationalen Rivalitäten zwischen Walisen, Engländern und Schotten dauernde Stamm- und Familienfehden aufrecht erhielten, gab es ritterliche Züge und Charaktere in Fülle, die sich der Verewigung in Balladen und Romanzen empfahlen; und neben den walisischen Barden, die die alten Thaten ihrer Ahnen fort und fort sangen, fühlten sich die Poeten aller Stände, Bänkelsänger, Wirthshausminstrels und fürstliche Persevanten allezeit gespornt, ihrer neuesten Tagesgeschichte die poetische Seite abzugewinnen. Ihre Balladen bilden das Mark und den Kern des englischen Volksgesangs; in Deutschland kam das Aehnliche so wenig zu einer gleichen Höhe, wie der politische Spruch unserer Minnesänger zu der Bedeutung der provenzalischen Sirventes gelangte. Was dergleichen bei uns, in engen örtlichen Verhältnissen entstand, das verscholl, ohne selbst wo es sich weiter verbreitete eine eigentliche Pflege und Ausbildung zu erhalten. Das Beste dieser Art ist bei uns im Norden entstanden, wohin die meistersängerliche Gelehrtheit und Verkehrtheit am wenigsten vordrang; der Ausbreitung aber dieser niederdeutschen Stücke stand schon der Dialekt entgegen; allen aber, den hochdeutschen ebenso, entzog die locale Begrenzung ein allgemeineres Interesse. Den Heißsporn Percy kannte in England ein Jeder; aber wenn die Hamburger (1402) ihr Lied vom Stürzebecher, die Stendaler (1372) ihren Sieg über den

Harzgrafen Busse von Erxleben, die Görlitzer, die Nürnberger, die Ulmer, die Breisgauer und Sundgauer besangen, wie sie ihre Plagegeister, den Fritsche Grad, den Epple von Geilingen, den Schittensamen, den Hammen von Reystatt, den Lindenschmidt oder den Peter Hagenbach, den verhaßten Landvogt Karls des Burgunders, fingen und hingen, was mochten sich die einen um die andern viel kümmern? Diese Lieder von den Freiharten und Raufbolden dieser Zeit hatten in sich den ähnlichen poetischen Stoff wie die englischen Romanzen von Robin Hood; aber der sittliche Sinn jener Zeit war der poetischen Verherrlichung dieses gewaltthätigen Gesindes ganz entgegen. Auf ein Paar solcher Reien, wo die Sänger eine Art Wohlgefallen an dem waghalsigen Treiben der Eppeln von Geilingen oder Hammen von Reystatt verrathen, auf Ein elegisches Lied, das beweglich für den „Raumensattel" Partei nimmt, den die Weißensteiner schuldlos hingerichtet, kommen ganze Reihen von Liedern städtisch bürgerlicher Poeten, die den peinlichen Tod solcher Schnapphähne bejubeln: es nimmt sich wie eine Art Criminalpoesie aus, wenn ein Bergrein über Kunz von Kaufungen (1455) mit Wollust besingt, daß Schwert und Rad den Prinzenräubern gelohnt und daß man ihre Rümpfe in Freiberg habe hängen und Kunzens Kopf „herausschmunzen" sehen. Ein freier Reiter, der wohl selbst mit Albrecht von Rosenberg „eine Reis gedient und die Nürnberger Pfeffersäcke gejagt" hat, singt seinem Herrn einmal ein Preislied, gewiß blieb dann das Rügelied gegen die „Rittersmähre" nicht aus. Es fleht der „Schenkenbach" den Rottmeister der Reitersknaben St. Jörg um ein gutes Gewitter an, um die Kaufleute (das Wild dieser Jäger) bequem aus ihren füchsenen Schauben zu schlagen, dann singt sicher ein Kaufmann wieder einen Fluch über diesen Heiligencultus der Galgenkinder. Einer beklagt den Fall von Sickingen, des Freundes der Landsknechte, so singen drei andere den Preis seines Verderbens, und selbst einer und derselbe, der in seinem Spruch (von Borberg und Landshut 1523) Sickingens Tod bedauert, der bedauert doch auch zugleich sein Leben. Dieser durch-

gehende Zwiespalt hinderte nothwendig die frische Freude an diesen Stoffen und die poetische Ausbildung der Lieder, die sie besangen.

Diesen Gesangstücken zur Seite liegen dann ganze Reihen meistersängerlicher Sprüche über die inneren Verfassungskämpfe oder die äußeren Streithändel der Städte, in die sich neben dem trockenen reimchronistischen Geschichtsberichte hier und da ein giftiger Parteigeifer Luft macht: das sinkt dann an poetischem Werthe und an innerem Interesse völlig herab. Wenn da ein Kölner oder Achener die vaterstädtischen Zerwürfnisse zwischen Zünften und Geschlechtern erzählt oder selbst ein Eberhard Windeck die Mainzer Unruhen (1428—30) als Held und Geschichtsdichter zugleich besingt, oder wenn da und dort ein Criminalgedicht andern Schlags zu eindringlicher Abschreckung den Sturz und die Hinrichtung eines stolzen Emporkömmlings, des Nürnbergers Niclas Muffel (1469), des Augsburger Bürgermeisters Ulrich Schwarz (1477), des Hans Waldmann in Zürich (1489) beschreibt, das mußte vollends in die Stadtmauern beschränkt bleiben. Nur da wo der äußere Ringkampf zwischen Fürsten und Städten, wie in der Soester Fehde, wie in dem Markgrafenkriege, einen etwas größeren Zug nahm, wo sich die Städte in ihrem Kampfe um Sein und Freiheit gegen die Attentate der päpstlichen und weltlichen Fürsten behaupteten, haben die betreffenden Dichtungen — nicht viel größeren poetischen Reiz, aber einen ungleich höheren sittlichen und politischen Werth. Dies trifft am meisten auf Alles was von Nürnberg ausgegangen ist um die Zeit (1449), da es im Centrum eines Städtebundes den Angriffen des Fürstenbündnisses ausgesetzt war, an dessen Spitze Markgraf Albrecht Achilles von Brandenburg stand. Zwischen den plebejischen Reiensängern, die wir kennen lernten, und den fürstlichen Soldpoeten die ihnen gegenüberstehen, hob sich in jener Zeit aus der Zahl der städtischen Spruchsprecher, die zwischen beiden die Mitte halten, der Nürnberger Hans Rosenblüt, dessen Thätigkeit zwischen 1425—60 fällt, an Tüchtigkeit der bürgerlichen Gesinnung, an gesundem Verstand und Wahrheitsliebe

so bedeutend hervor, wie es seine Stadt allen übrigen an innerer Regsamkeit und Energie nach außen zuvorthat.

Auch Rosenblüt zwar suchte noch, weit in Deutschland umgetrieben, als Wappendichter die Höfe auf gleich dem Suchenwirt; in seiner Ehrenrede auf Herzog Ludwig den Reichen von Landshut, der bei ihm schon als Gegner des Markgrafen Albrecht Achilles in höchster Gunst stehen mußte, nennt er sich selbst einen Nachreiser der Wappen der Fürsten, an deren Höfen er seine Nahrung suche[475]). Trotzdem aber ist auch nicht die geringste Sympathie mit dem alten höfischen und ritterlichen Wesen in seinen Dichtungen[476]) zu entdecken. Sie offenbaren vielmehr in Denkart, Stoffwahl und Behandlungsweise einen ächten Mann des Volks, der uns als ein unmittelbarer Vorläufer von Hans Sachs und der bürgerlichen Poeten, die zwischen ihm und diesem thätig waren, von vorragendem Interesse ist. Bei dem Suchenwirt hört man kaum von einer anderen als der ritterlichen Gesellschaft, bei Rosenblüt fast nur von der bürgerlichen: tadelt er beide, so trifft sein Tadel die letzteren gelinder; lobt er beide, so ist sein Lob der letzteren inniger. Wenn er in seiner Wolfsklage[477]) eine Spruchgattung aufgreift, die unter einem beliebten Bilde sich des Armen annahm der sich durch die Lebensnoth durchzuplagen hat, so wird die Klage des Raubthiers bei ihm zu einer Satire auf die Pfaffen und Herren, die auf festen Burgen liegen viel schlimmer als Er,

---

475) Ich — bin ein fremder abentewrer
zu fürsten, zu herren, zu kunigen und zu keisern,
und bin irer wappen ein nachreiser,
nach Adams ere zu plasonniren
und auch ir varb zu difidiren
und such an iren hofen mein narung.

476) Die Hauptquelle ist die Dresdner Handschr. 58[d]. Eine kleinere Sammlung in der Gießner Handschrift N. 1264. Vgl. Weigand in Haupt's Zeitschrift 9, 167. Geeignete Proben aus seinen Werken in Kellers Fastnachtspielen p. 1077 ff. Eine Anzahl Priameln mitgetheilt von M. Kobler in Germ. 3, 371. Die historischen Sprüche in Liliencrons Sammlung.

477) Keller l. l. p. 1107.

der Wolf, der doch nie auf Wein, Gewand und Specereien fahnde und Städte breche und brenne, der Allverfolgte, der doch mit der Schrift bewähren wolle, daß in der Hölle mehr Pfaffen als Wölfe seien. Es finden sich Stücke von minniglichem Inhalte nach dem Stile der Ritterdichtung bei ihm, aber im großen Ganzen steht seine Dichtung dieser ausgehenden aristokratischen Kunstpoesie entgegen. Es steht ihm fremd, daß er sich (wie in dem Gedichte von den sieben Wochentagen) auf ascetische Vorschriften einläßt und dabei die herkömmlichen Bilder und lateinischen Brocken gebraucht; auch seine Reden zum Lob der Jungfrau voll eigener Mischung des alten Schwulstes mit den gemeinen Ausdrücken der Volkssprache, erscheinen seltsam neben seiner sonstigen Klarheit und Heiterkeit; die üppigen Naturschildereien in den Eingängen seiner Allegorien, die Beschreibung der Steine und Pflanzen oder der musicirenden Vögel, die überladene und lächerliche Durchführung lächerlicher Vergleiche, die gesuchten sonderbaren Reime, in denen er sich dann gefällt, all dies sind seltnere Auswüchse bei ihm, die man erklärlicher fände, wenn sie dem gleichzeitigen Bruder Rosenblüt, Prior in dem Predigerkloster in Nürnberg, angehörten, von dem man zwei politische Sprüche hat; mit ihm unseren Wanderpoeten zu identificiren[478]), der sich selbst den Schnepperer nennt[479]), schiene uns allzu gewagt. In einer Reihe seiner Sprüche und Schwänke hat er sich nachgewiesener Maaßen[480]) alte Ueberlieferungen dienstbar gemacht wie seine Verarbeitungen wieder Quellen für die späteren Meistersänger wurden; selbst wo er in diesen Dingen der tollen Lustigkeit des Zeitalters opfert, ist er streng und ernst in seiner Gesinnung, wie in seinen größeren Sprüchen und Rügen über die öffentlichen

478) Gödeke, Grundriß p. 96—98.

479) Den Beinamen variirt er selbst mit Schwätzer:

Der dieses liedlein hat getioht, das uns die warheit geit,
der trinkt vil lieber wein denn wasser, und hetts der pabst geweiht.
Hanns Snepperer ist er genant, ein halber biderbmann,
der in ein grossen swatzer heist, der tuot kein sünd daran.

480) Vgl. Germ. 4, 482. 8, 41.

Verhältnisse überall. Um die Mitte des 15. Jhs. waren politische Sprüche dieser Art ganz allgemein, worin die Obrigkeit gemahnt wurde Recht zu pflegen, den Adel im Zaum zu halten, den Bürgern nicht zu viel Ueppigkeit zu gestatten, die Bauern nicht zu beschweren und die Straßen rein zu halten: Rosenblüt allein kann diese Aussage Cyriacus Spangenbergs in der sächsischen Chronik bewähren. Oft herrscht in solchen politischen Rügen eine Rückhaltung, wie aus Furcht vor der Censur der Gewalthaber, oft spricht aus ihnen eine rücksichtslose Offenheit; zu beiden finden sich die Beispiele bei Rosenblüt. In einem absichtlich räthselhaften Spruch (1459), von dem Türken (bei Liliencron N. 109), der ausgeflogen, um den Adler zu rupfen, heißt es: Zeislein und Meise hätten sich ihm gesellt, die Plattengeier und Kanzelschreier, die des Adlers spotten, hätten ihn aufgeweckt: die Auslegung ist um so schwieriger, als die bildlichen Bezeichnungen nicht überall festgehalten sind. Das Räthselkleid ist hier um so auffallender, als sonst in der Türkengefahr die christliche Freimüthigkeit noch das meiste wagte. Um so unverholener ist Rosenblüt über die Hussitenkriege, über die Begebenheiten bei Tachau (1427), wo er selber gegenwärtig war, und bei Tauß, worüber er zwei Sprüche (von Böhmen und von der Hussenflucht. Lil. N. 61. 68) gemacht hat. Aufs anschaulichste versetzt er darin in die Weise der deutschen Kriegführung. Man kommt um Gotteswillen, und trachtet doch nur darnach, seinen Beutel zu spicken; man zankt um den Alleinbesitz einer Stadt, noch ehe man sie hat; man beräth, „man spinnt ungehecheltes Werg“, man veruneinigt sich über das Bannertragen, man vermißt sich hoch und theuer und setzt die ehrenrührigsten Schwüre dran, daß man mit tapferer Hand streiten wolle; und wie der Feind anrückt, läuft das ganze Heer ohne Schwertsteich davon, so daß „eine gleiche Zahl von Bademägden ein Besseres geleistet hätten.“ Am liebenswürdigsten ist unser Poet, wenn er sich mit seiner Vaterstadt beschäftigt: nicht sowohl, wenn er ihre Kriegsthaten, als wenn er ihre Werke des Friedens zu preisen hat. Er schildert das selbst mitbestandene

Treffen bei Hembach (1450), den Sieg der Städter über die Markgräfischen, der Schafe über die Wölfe, in einer anspruchvollen Erzählung: da liest man doch lieber die muthwilligen Volkslieder über eine kurz vorher erfolgte Schlappe des Markgrafen, als er den Weiher von Pillenreuth auszufischen kam, „mit Singen und Sagen, mit Fideln und Geigen", aber schweigen lernte, da er die großen Hechte, seine Ritter, verlor. Dagegen ist Rosenblüts Lobspruch auf Nürnberg (1447) ein durchaus wohlthuendes Gedicht[481]) voll von Innigkeit und Herzlichkeit, in der er die Vaterstadt preist, ihren weisen Rath, die gehorsame Gemeinde, die wohlgezogene Priesterschaft, die herrlichen Wohlthätigkeitsanstalten, ihre meisterlichen und bildenden Künstler, ihre Kaufmannschaft und Handelsverbindung, ihren redlich erworbenen Reichthum und ihren Glanz, der sie unter die ersten Städte der Welt stellt. Halte man daneben aus einer ganzen Reihe poetischer Lobsprüche auf Nürnberg, die diesen folgten, gleich den nächsten von Kunz Haß (Konrad Hase), der den Rosenblüt'schen ergänzt durch eine statistische Darstellung der gewerblichen Thätigkeit und Gesetzgebung der Stadt[482]), und man wird dann finden welch ein Unterschied selbst in poetischer Beziehung zwischen einem freien Sittendichter und einem reimenden Beamten der städtischen Gewerbspolizei ist. Sehr sprechend lernt man den Dichter auch in seinem Fastnachtspiel vom Türken (1454) kennen. Der Großtürke erscheint unterm Geleite der Stadt Nürnberg auf deutschem Boden als Reformator, denn er hat im Stande der Dinge und der Sterne gelernt, daß der Christen Unglücksstunde geschlagen. Hoffahrt, Wucher, Ehebruch, Meineid, Ketzerei, falsch Gericht, Simonie, Zölle und den Druck der Oberen auf die Niederen will er ausrotten. Ihr seid alle, sagt der Türke dem päbstlichen Boten, der ihm mit dem Bann droht, ungetreu aneinander, ihr habt böse Münze, falsche Richter und ungetreue Amtleute, wo ist

481) Ed. Lochner. Programm der k. Studienanstalt in Nürnberg. 1854.
482) Ed. Barack, in der Zeitschr. für deutsche Kulturgeschichte. 1858. p. 376.

einer, der das Alles austilgt? Ihr habt Juden, die euch mit Wucher fressen und in gutem Frieden sitzen, ihr habt Pfaffen, die hohe Rosse reiten und um den Glauben sich wenig kümmern, ihr habt böse Gerichte und ungetreue Herren, die ihr alle mit eurer Arbeit nähren müßt, ihr habt große Beschwerung und kleinen Frieden, wo ist einer, der das Alles abstellt? Die Kuchen eurer Fürsten sind alle zu fett geschmelzt; noch höhen sie ihren Bauern ihre Abgaben, und wenn sie einer einmal darum tadelt, so schlagen sie ihnen ihre Rinder nieder, und sollte ihr Weib und Kind darum Hungers sterben. Dem vom Pabst, Kaiser und Reichstag bedrohten Türken hält dann die Stadt treulich ihr gegebenes Geleit. — In einem Gedichte vom Einsiedel[483]) berichtet der Dichter von der Lage der Welt so: Die Frommen sieht man jetzt äffen, das Recht hängt an der Wand, die Wahrheit taugt nicht mehr an den Hof. Es sind keine Fürsten mehr, deren Wort ohne Wandel ist, sie beschweren die Menschen mit falscher Münze, mit Zöllen und Mauthen; die Ritterschaft hat ihr rechtes Schwert verloren, mit dem sie sonst Wittwen und Waisen schützte und Unrecht spaltete, so ist Fürst und Adel von Schande entstellt; das hört man die frommen Herolde klagen, die nicht mehr die Wahrheit reden dürfen. Zum Pabste wählt man nicht mehr den Frommen, sondern den Mächtigen, und ins Stift den, der große Freunde hat, vor welchen den Armen graust und die im Lande sengen und brennen; Leute mit vergiftetem Rufe, die vielleicht selbst hinterm Busche gepaßt haben, werden zu Domherrn gemacht, die heilige Dinge lehren sollen. Hat ein solcher dann mit der Pfründe erst Hab und Gut erhalten und braucht auf Gold nicht mehr auszutraben, so geht er auf schöne Weiber aus. Dieweil stirbt der Bischoff, so wählt man ihn an seine Stelle; von seinen alten Sitten hängt ihm noch ein gut Stück an, nun raubt er im Lande, im Eisenhut und Panzer, zum Schrecken der Kühe und Kälber, welche die Armen nähren sollten. Kaum daß die arme

483) Keller, Fastnachtspiel. p. 1124.

Priesterschaft in den kleinsten Pfründen das Volk noch belehrt. In der Gemeinde stehts nicht besser. Was der Edelmann trägt will auch der Bürger tragen, ihm ahmt der Handwerker nach, und diesem wieder der Bauer; jeder will es dem andern gleich thun, gewinn' er's nun mit Kegeln, Borgen oder Verkaufen; obenan sitzen daher die Wucherer; Beten und Kirchengehen ist langweilig. — Persönlich zeichnet den volksthümlichen Poeten vielleicht am besten und innigsten sein Spruch von dem Schweißtropfen des Arbeiters[484]), wo er die Arbeit als den göttlichsten Orden der Erde preist und die Wunder des Schweißtropfens besingt, der sich in vier Theile spalte: Der Eine steigt zum Himmel auf und harft und geigt daß der dreieinige Gott bewegt wird, der zweite fließt in die Hölle und löscht ihr Feuer ab, der dritte rinnt in die Seele und wäscht sie klar, der vierte bringt solche Früchte, daß er die ganze Welt aussucht Gut zu sammeln und wieder zu spenden.

Diesem städtischen Poeten stellen wir in Michel Beheim[485]) (geb. 1416, gest. nach 1474) den Hauptvertreter der höfischen Persevanten gegenüber, die ein Hauptorgan der historischen Poesien dieser Zeiten sind. Wie die kleinen Ritter und Grafen, in deren Umgebung der Suchenwirt sich meistens umtrieb, so hatten auch die größeren Landesherzoge, Könige und Kaiser schon längere Zeit her solche Dichterherolde um sich. So besitzt man Bruchstücke eines allegorischen Lobgedichtes auf Kaiser Ludwig den Baiern[486]), das in seinem Auftrage zur Rechtfertigung seiner Stellung in dem erneuten Kampfe der beiden Schwerter von einem seiner Diener (zwischen 1343—46) geschrieben ist, man vermuthet von seinem Secretair und Hofmaier

---

484) Oder: „Von den Müßiggengern vnd Arbeitern." Alter Druck O. O. u. J. 8. In Keller's Fastnachtsp. S. 1152.

485) Gedrucktes in der Samml. für altd. Lit. und Kunst. Zehn Gedichte, die sich auf österreichische Geschichte beziehen, hat Karajan herausgegeben in: Quellen und Forschungen zur vaterl. Gesch. Lit. und Kunst. 1849. Ich benutze die Codd. Pal. 335. 386. 351. 375. 382 und besonders 312.

486) Ed. Pfeiffer in Forschung und Kritik 1, 45.

Ulrich Langenohr von Augsburg. So hatte König Sigmund einen meistersängerischen Persevanten um sich, der (1396) die Schlacht bei Großnikopolis als ein Augenzeuge schilderte. So ließ Kaiser Friedrich auf dem Reichstag in Regensburg (1471) von einem solchen Handwerkssänger Ulrich Höpp poetisches Reisig schichten, um das Feuer gegen den Türken zu schüren. So hatte Kaiser Max einen Hans Ortenstein zur Hand, der seine Brautgeschichte mit Anna von Bretagne in einer hölzernen Reimerei verewigte und einen Hans Schneider von Augsburg, der vorher ein „Sprecher" des Herzogs Christoph von Baiern gewesen war und eine Reihe von Ereignissen (zw. 1478—1513) mit seinen barbarischen Sprüchen begleitete[487]. Solche Fürsprecher für ihre Politik und Persönlichkeit hatten denn auch die Fürsten um sich, die den pfälzischen Krieg (1462) zwischen dem bairischen Hause und dem Herrenbunde um Albrecht Achilles auskämpften. Bei Herzog Ludwig von Landshut, sahen wir, nahm Rosenblüt eine Weile diese Stellung ein; den Pfalzgrafen Friedrich verherrlichten eine ganze Reihe solcher Sänger, ein Gilgenschein, ein Hans von Westernach; bei ihm fand auch Michel Beheim sein letztes Asyl, nachdem er sich zuvor bei einer ganzen Anzahl von Fürsten umgetrieben hatte. Seine Schicksale können uns mehr als alles Andere versinnlichen, wie das Heil der Dichtung fernerhin nicht mehr bei Höfen und Fürsten gelegen war, sondern im Volke, und wie hart sich eben an ihm der Versuch strafte, aus den Gewerbsklassen des Volkes, in denen er geboren und für die er erzogen war, die Kunst noch einmal an die Höfe zu tragen. Seinen Ursprung leitete Michel aus Böhmen her, von wo seine Ahnen vertrieben worden seien und sich dann in Schwaben, in Weinsberg, niedergelassen hätten, in dessen Nähe er (in Sulzbach) gegeboren war. Sein Vater war ein Weber und er selber nährte sich eine Weile in demselben Handwerk, bis er an das Geschäft des Dich-

487) Ein Verzeichniß seiner Gedichte in den Sitzungsberichten der Münchener Akademie vom 7. Mai 1870. S. 501.

tens kam. Da nahm ihn sein Herr Konrad von Weinsberg von dem Gewerbe weg; er lernte der Fürsten Hof suchen, und beschloß sich der Singkunst zu ergeben bis zu seinem Tode. Wie oft mag der arme Mann in seinem Leben an die ruhigen Stunden zurückgedacht haben, wo ihn das ehrbare Gewerb einfach ernährte, während er später seine Armut und Blöße beklagen mußte. Es hatte sich ihm eine glänzende Aussicht eröffnet, er gab die sichere dafür hin; er trieb sich in der Welt auf und ab um kümmerliche Nahrung, und da er frühe Weib und Kind hatte, so hemmte ihn das vielfach am Wandern, und leider ward er so oft auch gegen seinen Willen zum Wandern genöthigt. Wie gut wars, daß sich der selbstvergnügliche Mann noch tröstete, er dürfe sich seines Gesanges nicht schämen, er könne es mit seinen Zeitgenossen schon aufnehmen, wenn er sich gleich nicht messen wollte mit den alten zwölf Gesangmeistern, die in der guten Zeit lebten, da sie noch nicht um Lohn der Fürsten betteln mußten, während Er für Weib und Kind auf Erwerb zu denken hat beim Abend und beim Morgen. Wie stark mußte in ihm die Begeisterung für die Kunst sein, die ihm so schnöde lohnte, und der er doch trotz Jammer und Noth bis zu seiner letzten Stunde anhängen wollte. Es ist gewiß nicht leicht, einen Meistersänger zu finden, der an dichterischen Anlagen tiefer zu setzen, oder an Charakter so verkehrt wäre, wie Beheim, und dennoch ist diese Hingebung für eine edle Sache so rührend und guter Sinn und ein ehrlich Gemüth auch unter den Verderbnissen, mit der eine drückende Armut die Sittlichkeit so leicht gefährdet, bei ihm wohl zu erkennen. Nach dem Tode seines ersten Herrn strebte er höher: er kam zu Markgraf Albrecht zu Brandenburg. Aber gleich unter diesem hätte er lernen sollen, daß die Zeit des Singens am Hofe vorbei war. Er kam mit ihm einst nach Heidelberg, sang da vor dem Hofe in seiner schlichten goldnen Weise und strafte des Adels Brandstiftung und Räubereien. Das war freilich am unrechten Orte. Einer rief ihm zu, er wäre wohl gar im Stande, sich gegen den christlichen Glauben aufzulehnen; wenn er nichts anderes singen wolle, so solle man ihn

in einen tiefen Bach werfen. Der arme Sänger gab dem Spötter seinen Spott wieder und schlich sich davon. Schlimmer gings ihm im Gefolge des Markgrafen nachher, als er von den Rothenburgern gefangen ward. Das mag (nach den Fehden aus der Rothenburger Chronik zu urtheilen) 1449 gewesen sein. Er verschwur dann, seinen Herrn nicht wieder zu sehen bis dessen Zwiste beigelegt seien. Er fuhr dann erst eine Zeit in Deutschland umher, kam hernach nach Lübeck und von da wandte er sich an den mit dem Brandenburger verwandten Hof von Dänemark. Der König (Christian von Oldenburg) war nicht in Kopenhagen; die Königin, die den Dichter mit Huld empfangen hatte, schickte ihn ihrem Gatten nach Norwegen. Erst hatte er da einen Sturm zu bestehen; dann reiste er dem Fürsten zu Lande nach, und wohlaufgenommen begleitete er den König und verweilte einige Zeit an seinem Hofe, worauf er nach Brandenburg zurückkehrte. Nachher kam er an den Hof Herzog Albrechts von Baiern, dem er in einem Gedichte gelegentlich sehr ausführlich das Horoscop stellt, obgleich er sonst der Wahrsagerei, der Vogelschau und jederlei Aberglauben gram und abhold ist. Wir finden ihn weiterhin im Dienste des Herzogs Albrecht von Oesterreich und damals hat er vielleicht die freundlicheren Gedichte gemacht zum Lobe Oesterreichs, zum Preise der Wiener Universität, deren Verdienste um die Christenheit in der Zeit des Schisma's und auf dem Concil von Konstanz er nicht genug zu rühmen weiß. Denn er ist auch sonst ein heftiger Gegner der Hussiten und spottet ihrer Gebräuche[488], wie denn jede

488) In einem Spottlied Cod. 312. f. 217 sagt er, er wolle die Hussiten vertheidigen: sie seien nicht ungläubig, denn sie hätten mehr Glaubensartikel als das ganze römische Reich; sie empfingen das Sacrament in zwei Gestalten, bald würden sie es in drei bis vier nehmen; sie verwürfen nicht die Heiligen, denn sie hielten die Huß und Rockenzahn (Johann Rokyczana) heiliger als Gott; der Priester Meßgewande seien Harnisch und Helme; sie hätten auf der Erde manchen heilig gemacht und in den Himmel gebracht und auf Tabor feierten sie ihren Gottesdienst unter Vogelgesang und Büchsenklang: alle Stummen könnten ihr Lob nicht vollrühmen.

deutsche Stimme der damaligen Zeit ungetheilt Parthei gegen diese Ketzer nimmt. Beheim hielt sich auch in Wien für diesmal nicht lange auf; er ging zu dem Grafen Ulrich von Cilly, dem Vertrauten des jungen Königs Ladislaus. In diesen Zeiten machte er die verschiedenen Gedichte über die Türkenangelegenheiten. Diese und andere historische Stücke sind das Umfassendste in seinen Werken und sie setzen unter veränderten Verhältnissen Suchenwirt's Ehrenreden fort, sind aber überall zu viel größerem Umfang angewachsen und stehen in ihrem dichterischen wie historischen Werthe weit nach. Von einem Augenzeugen hatte er sich den Stoff zu einem Gesang [489]) über die Türkenkriege des Königs Wladislav von Polen gegen Murat verschafft, die so unglücklich (1444) für den erstern ausgingen. Die Thaten des Johann Gisgraw, des tapfern Feldherrn der Elisabeth, Wittwe König Albrecht's; die ungarischen Erbgeschichten zur Zeit Kaiser Friedrich's III, die Eroberung von Konstantinopel (1453), die Ermordung seines Gönners, des schmählichen Grafen von Cilly (1456), Alles hat er in Reime gebracht. Ueberall singt er dieses seines Dienstherrn Preis; er nimmt sich dieses häßlichen Charakters so gut an, wie jedes andern, denn es ist sein ausgesprochener Grundsatz, daß er dessen Lied sänge, dessen Brod er esse. Wenn er denn nur so klug gewesen wäre, sich mit dem Hofgesinde zu halten: aber da ihn diese über die Achsel ansahen, so scheint er jede Gelegenheit ergriffen zu haben, um sich an ihnen zu reiben. Ladislaus hatte ihm Beweise seines Wohlgefallens gegeben, aber doch konnte er es nicht lassen, wenigstens gleichnißweise den Ketzern an seinem Hofe etwas abzugeben. Er kam in Ungnade und wußte selbst nicht warum, denn der Schade machte ihn nirgends klug; er mußte wohl noch vor Ladislaus' Tode (1457) von seinem Hofe weg, obwohl er vorerst noch in Ungarn geblieben sein mag. Bald treffen wir ihn an Kaiser Friedrich's Hofe selbst. Er macht 1462 den bekannten Aufstand der Wiener mit, und hält mit

489) Cod. Pal. 312. f. 157.

dem Kaiser die Belagerung durch Erzherzog Albrecht und den Bürgermeister Holzer aus. Er hat drei Jahre nachher diese Begebenheit in Reime gebracht[490], sie zu lesen als einen Spruch, oder zu singen als ein Lied; er hatte es schon während den Aengsten der Belagerung der Wiener Burg selbst angefangen und seine Weise darum die Angstweise genannt. Hier schüttet er denn seinen ganzen Grimm über die Wiener, „die Handwerker, Schälke und Lasterbälge" aus und beweist, daß er im Hassen und Schimpfen so arg sein kann wie unmäßig und niedrig im Loben. Was er selbst dabei erlebt, gethan und erlitten, fließt mit in seine unsäglich rohe Erzählung ein, die uns mit allen belagerten Edelknaben, Zeug- und Büchsenmeistern, Trompetern, Köchen und Kellnern, bis zu den Barbieren und Boten namentlich bekannt macht, und die übrigens zur Erläuterung des damaligen Zustandes von Wien nicht ohne Nutzen ist. Unter den Wienern machte er sich mit seinem Poem keine Freunde, sie schmähten und verfolgten ihn, aber es drängte ihn diesen Stoff zu behandeln und es ging ihm, wie jenem Propheten, der den Fall von Jerusalem verschweigen wollte: es brannte ihn bis er geschrieben. Wie gern würde man diesen Wahrheitseifer anerkennen, wenn man nicht zu deutlich sähe, wie bloße Fürstendienerei ihn zu diesem Hasse der niedern Stände, denen er selbst angehörte, verleitete, wie er auch sonst bei jeder Gelegenheit seinen Zorn ausläßt an den Reichsstädten, an den Bürgern, deren Emporkommen und frische Strebsamkeit selbst ein Aeneas Sylvius in diesen Zeiten bewundert. Den Fürsten und dem Adel predigt er, wenn er gegen die Türken aufruft, von Arthur und Karl vor, um von ihnen eine Unterstützung seiner Kunst zu erhalten, die nirgends mehr einen Sinn dafür hatten. Bei Friedrich hatte der weltunkundige Mann gehofft, sein Leben in Ruhe beschließen zu dürfen; allein es geschah ihm bald, daß man ihm an Herzog Albrechts Hof, da er singen wollte, das Handwerk legte: man war jetzt nur etwa noch Hof-

490) Cod. Pal. N. 386. Das Buch von den Wienern, von Karajan. 1843.

narren zu dulden an den Höfen gewöhnt. Und dies war weniger zu verwundern, da er kein Albrechtianer war; allein bald klebte der Name eines Kaiserers so fest und entehrend an ihm, daß man ihm zuletzt selbst an des Kaisers Hofe die Thür wies und Friedrich ihm Kost und Speise absagen ließ[491]). Da geschah dem Wohldiener sein Recht; und nun fing er an gegen Fürsten, Geistlichkeit und Adel in frischem Zorn Gedichte zu schreiben, oder höhnisch zu rühmen, wie wohl es in der Christenheit stehe: wie der Sultan und sein Herr die Taufe begehrten, der Pabst mit allen Geistlichen von aller Hoffahrt und Weltlichkeit ferne sei, wie alle Orden ihre Regel, alle Richter unbestochen aufs Recht hielten, alle Priester in ihrer Lehre vergeben was sie selbst thun und jeder Stand sich untadelhaft zeige. So muß er denn auch von Wien aus seinen Wanderstab weiter setzen und er fand eine endliche Zufluchtstätte an Pfalzgraf Friedrichs Hof in Heidelberg. Dort war seit der Stiftung der Universität (1386) einiger literarischer Sinn; wie die Pfalzgräfin Elisabeth dort für die geistliche Literatur thätig gewesen war, haben wir oben (S. 355) schon erwähnt; Pfalzgraf Otto hatte sich für das Wohl der Akademie interessirt und an Friedrich's Hof fehlte es nicht an Glanz und an dem, was ihn erhöhen konnte. Wer hört sich nicht gern einen Achill und Herkules nennen, auch wenn er ein Mann wie der böse Fritz wäre, dem am Ende wenig an dergleichen Lob gelegen zu sein brauchte! Vielleicht war es schon um des Lachens willen der Mühe werth, zwei so schamlose Schmeichler, wie unsern Beheim und den Kaplan Mathis von Kemnat sich an einem großen Heldengedichte[492]) abwechselnd abplagen zu sehen, das in vollem Ernste den siegreichen Friedrich über

491) Cod. Pal. 312. f. 156.

492) Cod. Pal. 335. f. 123 heißt es:
Also ich hie an diser stet ein erztichter dutscher poet,
hystorybeschriber, mit nam hie genennet Michel Beham,
welche mich nennen wellen, mit sampt Mathis mim gesellen,
mittichter diser hystory, beschliess das end des siges hye u. s. w.

Alexander und Hannibal an Tapferkeit, an Pietät über Aeneas setzte, und dessen wackere Dichter sogar mit Homer wetteiferten: denn jener Ausruf des Alexander, als er den Achill um seinen Sänger beneidete, hatte sie zu ihrem Werke begeistert!

Wenn wir in allen diesen Gedichten und Geschichten Beheim's die letzten mißglückten Verbindungen eines bürgerlichen Dichters mit den höheren Ständen, und in Rosenblüt's die selbständige Zurückziehung des städtischen Poeten auf die eigenen Stände und Kreise, denen er angehörte, beobachten konnten, so gibt es gleichzeitige Dichtungen, die wieder die Stellung dieser bürgerlichen niederwärts zu dem Bauernstande ausdrücken. Die ganze Literatur des absinkenden Mittelalters hat uns bisher die gleichzeitige Emporhebung des Bauernstandes mit dem Bürgerstande verfolgen lassen; wir sahen, wie die ritterlichen Dichter in Oesterreich seit Nithart sich mit Spott gegen dies Vordrängen der Bauern aufwarfen; wir konnten die Lehrdichter der mittleren Gesellschaft dagegen eifern hören. Was diese in platter Lehre anfochten, das greifen jetzt die bürgerlichen Stadtpoeten auch satirisch in erzählenden und darstellenden Dichtungen an. Die Fastnachtspiele und Schwänke von Rosenblüt und Hans Folz sind voll von solchen schnurrigen Erfindungen, die der Bauern ungefüges Thun und Treiben in einer ungefügen Manier verspotten, die jener Zeit die einzig geeignete scheinen mußte, das bäurische Treiben in treuer Farbe zu schildern. Diese Schnurren überbieten sich, selbst auch bei dem ehrbaren Rosenblüt, in seltsamen unsauberen Erfindungen; dafür sind die wenigen Stücke der Gießener Handschrift, die unverstümmelt sind, (wie der Edelmann mit dem Hasengeier, der Domprobst von Würzburg, der Spiegel mit dem Pech u. a.) statt aller Beispiele. In manchen Schwänken und Sprüchen von Hans Folz[493]) ist das groteske Uebertreiben der bäurischen Dummheit, die nackte Schilderung ihrer Rohheiten, das saftige Ausmalen ihrer Hofierkünste und

493) S. Altd. Mus. 1, 2. und Haupt's Zeitschr. 8, 507.

Buhlschaften zu einer solchen Höhe getrieben, daß man durchaus selbst gelesen haben muß, um sich die ganze Vorstellung davon zu machen. Dies hindert nicht, daß bei ihm diese plumpen Possen und zum Theil albernen Erfindungen als Beispiele benutzt werden zu den ernstlichst gemeinten, gesunden Lehren. Hieran reiht sich dann aus derselben Zeit des 15. Jhs. aus den anliegenden Gegenden ein Gedicht von weiterem Umfang, worin man diese seltsame Verbindung ganz im Großen wiederfindet. Wir meinen den Ring[494]), der vor 1453 von Heinrich Wittenweiler gedichtet ist, einem bairischen Dichter ostfränkischer Mundart, einem Manne von bürgerlichem Schlage, der das Werk dem Eingang zufolge zu dem Zwecke schrieb, nach drei Seiten hin zu belehren, in der Kunst des Hofierens, über das rechte Verhalten zur Welt und zu sich selbst und über das richtige Verfahren im Kriege. Die lehrhaften Theile sind aber enge verwebt in eine Erzählung, die nach diesem Plane mit Turnier und Liebeswerbung beginnt, mit einer Heirat fortfährt und mit einem Kriege endet, wo dann bei der ersten Gelegenheit der Minnedienst, bei der zweiten Haus und Ehe, geistliches und körperliches Wohlverhalten, bei der dritten die Fragen von Friedestiftung, Bundeshülfe und Kriegführung verhandelt werden. Dies geschieht dann jedesmal in einem völlig ernsten Tone, während die Erzählung, in welche diese Lehren unter der Form von Berathungen (einmal in der Form einer Allegorie) geschickt und ungezwungen einverleibt sind, in grell komischem Contraste in dem Stile der gröbsten Burleske läuft. Des Dichters Absicht ist ausdrücklich, Schimpf mit Ernst zu mischen, und die Bauerngeschichte seinen Lehren beizugeben, damit uns diese desto „sanfter belehren." Diese Mischung ist so gerathen, daß sie eine gewisse Wirkung nicht verfehlt; die Lehre thut der scherzhaften Erzählung und diese jener keinen Eintrag, was durch die gegenständliche unpersönliche Haltung des Dichters und einen gewissen Ernst in seiner Behandlung des

494) Hrsg. v. L. Bechstein mit Einleitung von A. Keller. Stuttg. 1851. Bibl. des lit. Vereins. N. 23.

Ganzen erreicht ist. Einen Augenblick möchte man daher zweifeln, ob Lehre oder Erzählung, Ernst oder Scherz die vorstechende Eigenschaft des Gedichtes sei und wohin man demnach das Werk am geeignetsten einordnen würde. Nach dem Eindruck des Ganzen sticht doch die lebhafte, unmäßig derbe und grobe Schilderung die lehrhaften Bestandtheile aus, die ohnehin nirgends einen engeren Bezug auf die Zeitverhältnisse verrathen. Mit diesen steht dagegen die Erzählung und ihr Zweck in der schärfsten Beziehung. Des bürgerlichen Dichters Absicht geht dahin, das rohe Treiben des überhobenen Bauernstandes in einer plumpen Satire zu verspotten; da er dazu den Ton der ritterlichen Epen anschlägt, und von dem rohen Balgen und Hofieren, den viehischen Gelagen und Prügeleien, wie von Turnier, Fest und Minnedienst spricht, und bei den Kämpfen der Bauern die Riesen und Zwerge, die Recken und Helden der deutschen und britischen Sagen mitkämpfen läßt, so lesen wir zugleich noch einmal eine Persiflage der Ritterdichtung. Wir werden in ein erdichtetes Dorf Lappenhausen versetzt, das (nicht wie Uhland meinte, am Neckar, sondern) im bairischen Oberlande etwa, in der Nähe der Schweiz gedacht ist; Bertschi (Berthold) Triefnasens Liebe zu Mätzli (Mechthild) Rürenzump ist der Gegenstand der Schilderung. Die Namen erinnern uns, daß wir hier, selbst in dieser tiefsten Sphäre, gleichsam einen rhapsodisch umgetragenen Stoff vor uns haben, der weiter und weiter bis zu dieser Anschwellung in ein Bauernepos angewachsen ist. In Laßbergs Liedersaal ist (3, 399) der kleine Schwank von Metzen Hochzeit gedruckt, der die Farbe eben dieser Zeiten trägt und die Scene der geschilderten Hochzeit Bärtschi's mit Metzi, aus der sich (wie in dem Ring) Streit und Schlacht entwickelt, nach Schwaben legt. Derselbe Gegenstand ist kürzer noch im Liederbuch der Hätzlerin zu finden, und weist im Grunde noch weiter auf die noch kürzeren Schilderungen bei Nithart zurück. Unser Heinrich Wittenweiler hat auch noch ganz dieselben Zwecke wie Nithart „der Bauernhagel", den er auch im Anfang seiner Geschichte persönlich mitspielen läßt. Er braucht dann in der Schilderei der bäurischen

Turnierkünste, oder in dem Entwurfe des schmucken Paares, dessen Minnekünste dann verfolgt werden, die schmutzigsten Farben, die von Salomon und Morolf an bis zum Grobianus in unserem Schriftthum gefunden werden können; und die ungeheuren Zoten und wüsten Schweinereien, die im Schwank- und Fastnachtspiele kurz vorübergehen, sind hier in einem Gedicht von etwa 10,000 Versen anhaltend fortgeführt. Die Scenen, die Mätzli mit sich selbst und der Arzt, den sie zu ihrem Vertrauten macht, mit ihr aufführt, suchen an Obscönität, und das Hochzeitfest, aus dem sich dann Unglimpf und Verderben entspinnt, an Schmutz und tölpelhaftem Schimpfe ihres Gleichen; es ist dies übrigens mit der Art Meisterschaft und Unbefangenheit gemacht, die in diesen Künsten den Zeiten des 15. und 16. Jhs. eigen sind.

---

9. Veränderungen des lyrischen Gesanges. Allegorien.

An dem Faden der Uebergänge unserer Dichtung aus den aristokratischen Höhen in die demokratischen Tiefen der Gesellschaft sind wir in dem letzten Abschnitte, auf dem Gebiete zunächst der Geschichtsdichtung über öffentliche Dinge, aus den ritterlichen Wappenreden durch die bürgerlichen Spruchdichtungen zu dem plebejischen Reiengesang herabgestiegen. Es bleibt uns übrig, nun noch die Veränderungen in der nächst liegenden Gattung der lyrisch-didaktischen Dichtungen privater, persönlicher, von äußeren Beziehungen freierer Art zu verfolgen. Auch da werden wir, wie überall, in Folge der bloßen Schwerkraft der Gewöhnung die Zeiten noch langehin auf dem ausgetretenen Pfade der höfischen Dichtungsmanier beharren sehen; wir werden innerhalb und außerhalb der ritterlichen Kreise den Versuchen begegnen, die früheren Weisen fortzusingen, aber wir werden auch da das Alte nach Ort und Art dem Neuen weichen sehen. Den beiden Hauptzweigen der eigentlich lyrischen, vorzugsweise erotischen Em-

pfindungsdichtung, und der lehrhaften und gelehrten Verstandesdichtung nachgehend, werden wir beobachten, wie jene ersteren in das allgemeine Volkslied, diese andere in den Meistergesang der bürgerlichen Schulen des 15/16. Jhs. überleitet.

Es haben sich aus dem 15. und 16. Jh. eine Anzahl von Sammelhandschriften mit lyrischen und didaktischen Dichtungen aus dem 14. und 15. Jh. erhalten, Fortsetzungen der älteren Minnesängerhandschriften, die zur Erkenntniß der geschichtlichen Metamorphose beider Zweige unschätzbar sind. In ritterlichen und bürgerlichen Kreisen gleichmäßig wurden solche Sammlungen angelegt. Wir wissen, daß in Tirol ein Annenberg, dessen Verwandte mit Oswald von Wolkenstein, in den Fehden des Tiroler Adels mit Herzog Friedrich von Oesterreich, verbündet waren, Minne- und Heldenlieder um 1420—50 in eine Bibliothek sammelte; und daß auch Konrad Vintler auf Runglstein diese Beschäftigung theilte. Die Familie Zimmern besaß im 15. Jh. eine Sammlung von Liedern aus dem 13—15. Jh. vorzugsweise aus den Federn früherer oder neuerer Ritterpoeten. Eine solche Sammlung, ein Liederbuch, das die Augsburgerin Clara Hätzler, eine Abschreiberin von Profession, um 1470—71 verfertigte, ist ganz veröffentlicht [495]. Es berührt sich sehr genau mit einer Handschrift von 1530, von Martin Ebenreutter in Würzburg (in der Meusebach-Berliner Bibliothek), wie in einzelnen Stücken auch mit dem Locheimer Gesangbuch, das von einem jüdischen Musikfreunde Wolflein von Lochamm (Locheim bei Agendorf in Niederbaiern) zusammengeschrieben wurde [496], und dessen jüngster Inhalt durch die Zeit Niclas Wyle's (bald nach der Mitte des 15. Jhs.) begrenzt wird. Unter allen diesen Sammlungen ist die lange verschollene Kolmarer Handschrift (jetzt, wie die Wiltener, in München), die im 15. Jh. von Mainz ausgegangen ist, die reichste an Liedern und Tö-

495) Ed. C. Haltaus. Quedl. 1840.

496) Die Compositionen daraus sind von F. W. Arnold mitgetheilt in Chrysanders Jahrbüchern für Musikwissenschaft. 2, 1.

nen, welche letztere sie systematisch zusammenstellt: wie sie sich wieder näher oder ferner zu anderen Handschriften, zu einer Laßberg-Donaueschinger, zu der Wilten-Münchener [497]), zu einer andern Münchener (Cgm. 351), zu zwei Heidelbergern verhält, überlassen wir dem Leser, bei dem Herausgeber der Auswahl aus der Kolmarer Handschrift [498]) nachzusehen. Alle diese Liederbücher enthalten Stücke aus dem 14. und 15. Jh., in deren eigentlich lyrischem, minniglichem Theile wir den ganz eigenen Mittelton einer Mischgattung herrschend finden, in der sich das Höfische und Volksthümliche in höchst charakteristischer Weise kreuzt. Wir hatten früher (1, 503) gesagt, daß das Lied der Minnesänger in seinen Anfängen aus dem Volke in die ritterliche Sphäre emporgestiegen sei; desselben Weges kehrt es jetzt wieder in die Volkskreise zurück. Gleich mit der beginnenden Abblüte des Minnegesangs haben wir schon das erotische Lied bei dem Hadlaub und Aehnlichen (1, 530) in Stoff und Manier zu dem Geschmacke des Volkes überleiten sehen, jetzt sehen wir es in der Mischung der ritterlichen und volksthümlichen Elemente mitten inne. Wir begegnen den schwierigen Reimverschlingungen eines verkünstelten Strophenbaues, wie sie der verfallende Minnegesang angegeben hatte, neben ganz einfachen, planen, höchst sangbaren Liedstrophen; gezwungenen, ungenießbaren contrapunctischen Compositionen neben anderen, wie kunstlos improvisirten Volksweisen, die selbst in ihren mehrstimmigen Sätzen von überraschender Reinheit und Gefälligkeit sind; wir stoßen auf Stücke, in welchen der steif feierliche Ton der Rittergesänge von einem Anhauch frischer Volksluft angeweht wird, und wieder auf ganz naiv einfältige Volkslieder mit eingemischten Fremdworten und gelehrter Allegorie. In den 134 lyrischen Stücken des Liederbuchs der Hätzlerin streitet sich die alte und junge Zeit auf Weg und Steg. Wenn man nur die Gattung der Taglieder von Wolframs oder Walthers

497) Ueber sie hat Zingerle einen „Bericht" (Wien 1861) veröffentlicht.

498) K. Bartsch, Meisterlieder der Kolmarer Handschrift. Stuttg. 1862. Bibl. des lit. Vereins N. 68.

Stücken bis auf das zur Volksliederzeit berühmte Von hoher Art ein Fräulein zart zusammenstellen möchte, so würde blos diese Sammlung das Wesentliche zu einer fortlaufenden Reihe liefern, die uns ein Bild von den Veränderungen der Form in einem gleichbleibenden Stoffe gäbe. Das spätere schon völlig ausgeprägte Volksliebeslied des 16. Jhs., das schon in seinem ganzen Gesichtskreise der neuern Zeit angehört, enthält so viele Anklänge an diese Lieder, wie diese ihrerseits wieder an die alten Eigenheiten des Minneliedes erinnern. Einzelne Stücke (wie N. 36) sind wie aus Stellen des reinen Minne- und Volksliedes zusammengesetzt. Ueberall gehen wir aus den Verhältnissen des Minnegesanges zu den derberen der niederen Gesellschaft über; von den Merkern zu den Klaffern, von der Linde an der Heide auf die Diele, von jener schwermüthigen Sehnsucht zu Schimpf und Scherz, von der ernsten Minneklage zu ihrer Parodie. Denn auch darin zeigt sich die Mitte, die diese Lieder zwischen beiden genannten Gattungen und Zeiten halten, daß in ihnen der Ritterstand nicht mehr so allein wie früher in dem Minneliede steht, noch auch irgend ein anderer niederer Stand darin namhaft erscheint, wie so oft später der Fall ist. Es prägt dies die eigenthümliche Mittel-Lage der Dichtung genau ab, in der Zeit, wo sie von den Höfen verdrängt und in förmliche Schulen der Meistersänger noch nicht aufgenommen war. Wie man in der Limburger Chronik[499]) aus den kargen Anfängen der in ihr erwähnten Lieder überall erkennt, daß sich zu ihrer Zeit (1336—98) der Ton des Minneliedes überall schon in den des Volksliedes verschleift, und daß bereits der Volksgesang sich auch der von ritterlichen Sängern ausgehenden Weisen allgemein bemächtigt, so sieht man auch aus den Stellen in ihr, die sich mit dem Gesange beschäftigen[500]), bald wie der dichtende Ritter dem Volkston sich fügte, bald wie der dichtende Mönch den

499) Fasti Limburgenses Heidelb. 1617. Die Limburger Chronik des Johannes, ed. K. Rossel. Wiesb. 1860.

500) Mitgetheilt in Chrysanders Jahrbüchern 1, 115.

Ton des Minneliedes traf[501]; dies Herablassen ritterlicher Dichter zum Volkstone und das Hinaufstreben gewerblicher Sänger nach dem alten Ritterton kreuzt sich also in diesen Dichtungen, ebenso wie im wirklichen Leben der Bauer zum Edelknechte, der Ritter zum Räuber ward, der Bürger durch Eheverbindungen mit Rittertöchtern nach Ansehn und Würde strebte. So werden wir finden, daß sich gelegentlich der dichtende Ritter mit seinem musikalischen Knappen bei der Liederproduction verbindet. Und so stehen denn auch in allen jenen Liedersammlungen adliche und Volkssänger und fahrende Leute von einem Anstrich gelehrter Bildung friedlich neben einander. Die mancherlei Edlen, deren Namen man noch begegnet, werden gerade in dem lyrisch erotischen Gesangliede vorzugsweise thätig geblieben sein.

Die Kolmarer Handschrift theilt noch einzelne Stücke ritterlicher Herren, von Peter von Sachsen, von dem Grafen von Arberg (aus dem Nassauischen) mit, von dem die Limburger Chronik ein Lied ohne seinen Namen erwähnt. Diese Chronik ihrerseits erzählt von einem Ritter von Westerburg, der dem Frauendienste Feind, in Mismuth sang „Auf ihre Gnad acht ich klein Sach, das lasse ich sie verstan", und der darum von Kaiser Ludwig getadelt wurde, und den Fehler mit einem herzbrechenden Liede „In Jammersnöthen ich gar verbrinn durch ein Weib so minniglich" wieder gut machen mußte. Aus gleicher Zeit führt Etterlins eidgenössische Chronik (Basel 1507) den Grafen Hans von Habsburg an, der in seiner Gefangenschaft auf dem Wel-

501) Limburger Chronik Heidelberg 1619. Sp. 36. Zu disser Zeit, 5 oder 6 jahr davor, war auf dem Mayn ein münch Barfüsser Ordens, der ward von den lüten aussätzig und war nit rein. Der machte die besten lieder und reihen in der welt von gedicht und melodeyen, dass im niemand auf Reinesstrom oder in dissen Landen wol gleichen mochte, und was er sung das sungen die leut alle gern und alle meister pfiffen und andere spielleut fürten den gesang und das gedicht. Er sang diess lied: „Ich bin aussgezehlet, man weisset mich armen vor die thür, untrew ich spür nun zu allen zeiten." Item: „Mai Mai Mai die wunnegliche zeit, mennigliche freude geit, ohn mir, wer mainte das?" Item: „der Untrew ist mit mir gespielt" etc.

lenberg (1350—52) das Lied „Ich weiß ein blauwes Blümelein" gedichtet. Das Zimmernsche Liederbuch war reich an solchen z. Th. sonst unbekannten Poetennamen „fürnehmer Leute": Konrad von Bickenbach († 1483)[501a]), von dem die Chronik (2, 240) ein Lied mittheilt, Walther von Gachnang, der Murtinger, der Oettinger, der Ellentreich, der Wild von Feldkirch; in der Zimmernschen Familie selbst dichteten noch drei Glieder spät im 15. und im 16. Jh. in dem gemischt dörperlich-höfischen Stile dieser Zeiten. Unter den in der Meusebachschen Handschrift (Z 8016) namhaft gemachten Dichtern aus der Zeit von 1460—71, wie Wolf Schilling, Joh. Sasse, E. von Schromberger, steht der Graf Heinrich von Wirtemberg[502]) (1448—1519), von dem wahrscheinlich mehr Lieder der Handschrift herrühren, als die grade seinen Namen tragen: offenbar stammen sie aus hoher Gesellschaft; bei vielen sind Kronen und französische Sprüche beigezeichnet, die meisten haben etwas vornehm gespreiztes. Aus Niclas Wyle weiß man, daß zu dessen Zeit auch Herzog Leopold von Oesterreich und noch ein anderer Ungenannter der höfischen Gesellschaft wenigstens einzelne Lieder dichteten. Treten wir aus den nur fragmentarischen Proben der Liederbücher heraus, so ist es uns vergönnt, an zwei befreundeten ritterlichen Sängern an der Scheide des 14/15. Jhs. den Charakter der Lyrik in diesen vornehmen Kreisen bestimmter darzustellen. Der Eine ist der (wie schon sein Vater Graf Wilhelm III) in Steier lehnsässige Hugo von Montfort (in Vorarlberg) 1357—1423[503]), der Andere Oswald von Wolkenstein (in Gröden in Tirol geb. 1367 † 1445)[504]). Beide waren aus der Zahl jener reise-

501a) [Es ist doch wohl ein älteres Mitglied des Geschlechtes der Dichter. B.]

502) Lieder Heinrichs Grafen v. Wirtemberg. Ausg. von Holland u. Keller. 1849.

503) Seine Dichtungen enthält Cod. Pal. 329. Vgl. „Ueber den Dichter Graf Hugo VIII von Montfort." Von K. Weinhold in den Mittheilungen des hist. Vereins für Steiermark Heft 7, 127. Gratz 1857.

504) Seine Gedichte gab Beda Weber 1847 heraus. Ueber seine merkwürdigen Lebensverhältnisse verweisen wir auf Zingerle, Oswald von W. Wien 1870 (aus den Sitzungsberichten der Wiener Akad.). Von dem Verfasser ist eine kritische Ausgabe der Gedichte versprochen. Vgl. noch Germ. 16, 1. Heft.

und schlaglustigen Ritter, von denen der Suchenwirt einige in seinen Ehrenreden verewigt hat. Oswald hatte, vom Lesen der ritterlichen Romane früh aufgeregt, schon als Knabe von zehn Jahren, „drei Pfennige im Beutel", 1377 die Preußenfahrt Albrechts III von Oesterreich mitgemacht, der auch Hugo im Alter von 20 Jahren beiwohnte: ihn erwähnt der Suchenwirt in seiner Erzählung des Zuges, wie Hugo wieder seiner in seinen Gedichten gedenkt. Oswald abenteuerte dann in Kriegsdiensten, in Land- und Seereisen von Rußland bis Flandern und England, von da bis Armenien und Persien; 25 Jahre alt kam er unkennbar geworden nach Tirol zurück, warb um eine Sabina Jäger von Tisens, pilgerte nach ihrem Gebote ins heilige Land, und fand sie, als er 1400 zurückkehrte, verheiratet. Rastlos, wie er war, machte er dann mit Kaiser Ruprecht den Zug nach Italien; später stand er im Kriege der Brüder Ernst und Friedrich von Oesterreich im Elephantenbunde des tirolischen Adels gegen Herzog Friedrich, der nach geschlossenem Vergleiche mit seinem Bruder ihn verfolgte. Zwischendurch war er auf neuen Abenteuern in England, Portugal, Africa und Spanien; endlich 1419 zog er gegen die Hussiten aus. Dann lebte er der Dichtung und Muse, zurückgezogen auf seiner erkauften Veste Hauenstein. Er sang seine Minnelieder im alten Stile, weder aber konnte er den alten adlichen Ton und Geist, noch auch die Form behaupten, die in Sprache, Vers und Reim bei ihm wie in allen Dichtungen dieser Zeiten verbauert. In seinen historischen Liedern beschreibt er sein vielfach bewegtes abenteuerliches Leben; den erotischen Theil, den er während seiner minnedienstlichen Reise dichtete, bezeichnet der Herausgeber selbst mit dem Worte Liebeswahnsinn. Ein dritter Theil ist religiös sittlichen Inhalts. Weit das meiste ist verkünstelt, überladen und roh.

Hugo von Montforts äußere Lebensverhältnisse wollen wir übergehen, weil uns seine Haus- und Seelengeschichte wichtiger ist. Ein starker Mann von Blut und Saft war er in früher Jugend von dem Lieb und Leid des Wohlgefallens „an Frauen und lieben Töchterlein"

gequält; dann aber, dreimal glücklich vermählt, verlernte er seit seiner ersten Ehe Untreue und Wankelmuth und pries nun eine „wohlgerathene Ehe“ als das liebste auf Erden. Seiner Ehrenhaftigkeit sich bewußt, durfte er sagen: er habe nie kein Gut gesehen, um das er hätte missethun mögen. Er war dabei ein Mann von Belesenheit und „Studium“, wie der Teichner, an den er in seinen lehrhaften Dichtungen oft erinnern kann; wie dieser vertiefte er sich unterweilen in die Erwägung ernster, sittlich-religiöser Fragen; wie Er ist er von der Richtigkeit der weltlichen Dinge durchdrungen; er hat eine Pilgerfahrt nach dem gelobten Lande gemacht und beschrieben; mehrfach fühlte er sich versucht, dem weltlichen Liede zu entsagen, ohne daß er es durchführen konnte, denn er that sich auf seine Kunst und Dichtung etwas zu gut, wenn er sich auch der Verwilderung seiner Verskunst bewußt war. Noch ist auch Er einer der anstaunenden Verehrer des Titurel und ahmt ihn unterweilen nach, doch dringt in seiner guten Natur ein frischer gesunder Sinn überall lebhaft durch. Seine Gedichte sind größerentheils Reden, wie er sie nennt, allegorisch eingekleidete Stücke, die er zum großen Theile im Jahre 1401 gemacht hat und die sich alle im Lehrton, am häufigsten in Gesprächform, um die Lage der Welt, des Reiches und der Kirche, um die Sitten der Ritter und Frauen, um die alte und neue Minne drehen. Sie haben nichts Eigenthümliches vor den ähnlichen Sachen anderer Dichter voraus, aber mehr seine Briefe und Lieder, zu denen er sich die Musikweisen durch seinen treuen Knecht Burk Mangolt hat machen lassen. Sie zeigen den Uebergang vom ritterlichen Minnelied zum Volksliede am schönsten; sie machen einen weit einfacheren und gefälligeren Eindruck als Oswalds Gesänge; sie sind häufig wenig verschieden von einem Minnelied, nur alle breiter gerathen, in den Tönen sehr einfach. Geschmacklose Misklänge, unschöne Bilder, Absprünge aus dem ritterlich Ueberstiegenen in das plebejisch Gemeine bezeichnen auch bei ihm oft grell seinen Standpunct auf der Stelle der Kreuzung des Alten und Neuen; vorherrschend aber nehmen doch seine Lieder den Volkston

an; das Taglied wird wie zum Nachtwächterlied; die unmittelbarsten Empfindungen unbefangener, wahrer Natur treten in herzlichen Worten bezeichnet zwischen die alten Ausdrücke der Ritterdichter, und jene Eigenthümlichkeit des Volksliedes, daß es Gefühle aus Erzählung, Handlung aus dem bloßen Accente errathen läßt, ohne sie auszusprechen, ist häufig erkennbar. Der Duft der frischen freien Natur liegt darüber gebreitet, und darüber gibt uns eben dieser Mann einen höchst interessanten Aufschluß, der über eine ganze Gattung von Gedichten oder Reden dieser Zeiten aufklären kann, die an Spatziergänge die allegorische Erzählung mannichfacher Abenteuer und Visionen verknüpfen. Er hat einen großen Theil seiner Lieder wirklich (fol. 39) in Wäldern, in Feldern und zu Rosse gedichtet; und ein großer Theil der ähnlichen Gedichte hat auch das Gepräge solcher Erzeugnisse, die in der That auf träumerischen Gängen und Ritten in Wald und Einsamkeit, von sinnigen Menschen ausgebrütet sind, die sich eben jetzt des Reizes der äußern Natur und ihrer Einflüsse auf das menschliche Herz anfangen bewußt zu werden.

Wenn die genannten Dichter die lyrische oder lyrisch-didaktische Dichtung des 15. Jhs. von ritterlicher Seite vertreten, so steht bürgerlicher Seits in gleicher oder größerer Vielseitigkeit Muscatblut neben ihnen, der noch um 1437 dichtete, und, wenn sich die Angaben Michel Beheims [505]) auf etwas Thatsächliches gründen, noch mit Glück und Beifall an den Höfen der Herren gesungen hat. Sonst ist von seinen Lebensumständen, seiner Heimat, seinem Aufenthalte und Stande nichts Sicheres bekannt oder aus seinen Dichtungen zu entnehmen. Er hat sich in mannichfaltigen Gegenständen und in verschiedenen Arten des Vortrags versucht. Der Herausgeber seiner Werke theilt seine Lieder passend in drei Gruppen ein, Marienlieder, Minnelieder und solche, die von zeitgeschichtlichem, sittenrichterlichem Inhalte

505) Cod. Pal. 312. f. 252. In E. v. Grote's Ausgabe der „Lieder Muscatbluts". Köln 1853. p. V.

sind, Lehr- und Rügelieder. Unter seinen Minneliedern, die im Allgemeinen den Charakter aller Lyrik des 15. Jhs. theilen, gibt es einige, die schon den Ton der späteren Volkslieder des 16. Jhs. anschlagen; es finden sich unter ihnen, und in den Eingängen mehrerer Mariengedichte, Naturlieder, die durch Fluß und Frische an manches Gute der noch späteren schlesischen Dichter erinnern und sich über das ähnliche bei seinen ritterlichen Zeitgenossen erheben. Dann aber gibt es Liebesgespräche in seinem eigenthümlichen kurzzeiligen und langstrophigen Tone, die wieder von dem Hauche der freien Natur, der uns in Hugo von Montfort's Liedern zuweilen anspricht, so fern liegen, wie eben sein künstlicher Ton von Hugo's kunstlosen Strophen. Die vorgeschriebene schwierige Versart modelt den Gedanken nach den Reimen und je gezierter der Vers und Reim, um so geringer ist die freie Bewegung und Natürlichkeit. Es gibt bei ihm Räthsel, ganz in der schlechten breiten Manier der frühern Spruchdichter, ganz zur Allegorie verflüchtigt; dann wieder scherzt er schelmisch über die Ehe der Alten mit jungen Mädchen und die Scenen, die sich daraus entwickeln. Recht gesund und kernig, wenn auch manchmal hart und unverdaulich, hört er sich an, wenn er in seinen Laienlehren die Sünden der Welt, Hoffart, Ueppigkeit, Untreue, Wucher und Raub straft und alle Stände geißelt, selbst unter Pfaffen und Frauen, die er in höchsten Ehren hält, den Wicken beim Korn zu finden beklagt. Eben so ehrbar nimmt er sich aus, wenn er die Würde des Gesanges erhebt: und dieser ehrbare Ernst möchte ihn wohl am besten charakterisiren, denn selbst in komischeren Rathschlägen (an Jungfrauen, sich vor klaffenden Weibern zu hüten; an Mädchen und Frauen, die Mönche und Pfaffen zu meiden; an Männer, die widerhaarigen Weiber mit Prügeln zu ziehen u. s. w.) nimmt er den Ton der Neckerei kaum nur auf Augenblicke an. Am ehrenvollsten ist es für ihn, daß er die Wahrheit zu singen weder um Lieb noch um Leid unterlassen wollte, daß er die Rüge des Lasters und der obersten wie der untersten Stände an die Höfe selber trug, daß er Fürsten, Adel und Frauen um Läßigkeit,

Raub, Wucher, Ehebruch ins Gesicht strafte, und daß er dafür (Nr. 60), doch nicht viel anders als Beheim, Würfe und Hohnreden auszustehen hatte. Diesen Sitteneifer entstellt dann aber wieder der Zelotismus seiner finsteren Rechtgläubigkeit, der so weit geht, daß er den Treubruch und Glaubensmord an Huß billigt und (Nr. 92) auch die ungebratenen Gänslein noch zu prüfen räth. Dem sittlichen Unmuth, den man hier empfindet, entspricht der ästhetische, der uns über seinen Marienliedern anwandelt, wenn er sich in die mystischen Deutungen wunderlicher Religionsgeheimnisse wagt, wenn er die Steine der Krone Salomonis oder das geistliche Ackerwerk und die geistliche Mühle auslegt, wenn er, zwischen Verstiegenheit und burlesker Niedrigkeit schwankend, die üppigen Bilder der alten inbrünstigen Frauenleiche in volksliederlicher Form, mit lateinischen Brocken durchwebt, wieder bringt, und die Werbung der Jungfrau um einen Sponsen unter den Dreien der Dreifaltigkeit wie in einer Art Leierlied zur Hochzeit besingt. Hier weist er auf Frauenlob zurück und auf die dogmatischen und religiösen Gesänge der Meistersänger vorwärts. Und auch der Form seiner Gedichte nach ist Muscatblut neben Mügeln der Hauptvermittler zwischen den Frauenlob und Regenbogen und den Meistersängern des 15. und 16. Jhs. Bei diesen Allen stand er auch im höchsten Ansehen. Für Michel Beheim schien es keine höhere Hoffnung zu geben, als dem Muscatblut beizukommen, obgleich er sich da weit verrechnete; Sebastian Brant benutzte ihn in kleinen Gedichten; noch Cyriacus Spangenberg in seiner Kunst der Musica (1598) zeichnete ihn nach Form und Materie unter allen am meisten aus.

Wir bemerken bei den einzelnen Poeten allen, die wir hier namhaft machen, daß sich in ihren Dichtungen überall die lyrischen, leicht sangbaren Theile mit größeren Stücken von lehrhaftem, rednerischem und erzählendem Inhalte vermischen, welche unter die verschiedensten Benennungen fallen können. Ganz so ist auch das Verhältniß in allen den Liederbüchern des 15. Jhs.; das Hätzler'sche, beispielweise, enthält, außer einer Anzahl von Priameln, Gnomen und am Rande

beigeschriebenen Minnesprüchen, die in ernster Rede und burlesker Widerrede die Sprüche von Salomon und Morolf nachahmen, 85 erzählende oder lehrhafte Gedichte neben ihren 134 lyrischen Stücken. Wir lassen dies Alles hier zur Seite, und heben nur Eine, sehr verbreitete Gattung allegorischer Reden von vorschlagend aristokratischem Charakter heraus, die mit der erotischen Lyrik, auf der wir hier vorzugsweise verweilen, in der engsten Beziehung steht. Der Uebergang des lyrischen Liedes in leichte Erzähl- und Redeformen ist darin handgreiflich; das Minne-, Tag- und Klaglied ist nur länger, oft speculativer, oft schildernder und thatsächlicher geworden, indem es zu einer allegorischen Handlung erweitert wird. Der singende Dichter fällt aus der Arie in das Recitativ; er spricht einen Spruch oder eine Rede; er hält ein Selbst- oder Zwiegespräch; er malt eine Scene hinzu; er berichtet: dies ist vielleicht das treffendste Wort für diese ungemein charakteristische Gattung. Es ist am häufigsten ein Nachtabenteuer, ein einsamer Gang, eine Belauschung, ein Zusammentreffen, ein Traum, eine Vision, die der Dichter berichtet und die ihm den Rahmen zu seinen Erörterungen, zum Ergusse seiner Empfindungen darbietet und für Naturschilderung und Prachtgemälde dem alten Hang zur Malerei Raum genug übrig läßt. Diese Allegorien haben bei unsern Dichtern keinen Namen, als den der Rede (der Sproke, bei den Niederländern), auch in Frankreich werden sie unter dem allgemeinen Begriffe der Fabliaux eingeschlossen, wo sie nicht im Besonderen mit dem Ausdrucke songe bezeichnet werden können. Aus dieser Gattung haben sich bei uns im 17. Jh. die Schäfereien entwickelt, und wie das Idyll merkwürdig in der Mitte zwischen Epos und Drama steht, und gleich dem letztern gerne die wesentlichen Formen aller Poesie, Erzählung und Gespräch, Lehre und Gesang in sich versammelt oder sich in sie zertheilt, so vereinigen sich auch in jenen vageren Allegorien, bald deutlicher, bald unkenntlicher, lyrische, dialogische, erzählende und lehrhafte Bestandtheile: sie theilen mit dem Idyll den Charakter der Schilderung von ruhenden Zuständen, und sie können

mit ihm, insofern sie die Handlung, die Seele von Epos und Drama, aufgeben, von beiden aber den äußeren Körper, Erzählung und Gespräch gleichmäßig an sich tragen, als Ausgänge des Epos und Anfänge des Schauspiels zugleich betrachtet werden, als die Gattung, wohin sich der Rest von poetischer Erfindung, so gering er ist, in jenen Zeiten flüchtete, in denen Alles zusammenarbeitete, die Dichtung in ihren reineren Formen zu zerstören. Das Allegorische durchrankt unsere ganze Dichtung in der Periode, wo sie zwischen Epos und Drama gestaltlos in der Mitte liegt, es griff schon im 13. Jh. in das Epos (Tristan) ein, überdeckte im 16. Jh. (im Theuerdank) und in dem Geschichtsroman des 17. Jhs. das historische Gedicht im Großen, wie es vorher das kleinere historische Lied und den Wappengesang durchdrang; die Gattung des Drama's erstand erst mit den allegorischen Mysterien und Moralitäten; Sinnbild und Gleichniß gab den Lehrgedichten des Thomasin und Stricker, des Hugo von Trimberg und der Satire des Seb. Brant das Kleid; der Reineke Fuchs kann als ein reines Epos oder als eine reine Allegorie betrachtet werden; noch im 17. Jh. endlich bemühte man sich in Theorie und Praxis um die Allegorie als eine eigene poetische Gattung, bis dieser Hang in der Ausbildung von Parabel und Fabel im 18. Jh. ausstarb, wo zuletzt noch Winkelmann sich der Allegorie in der plastischen Kunst annahm und Klopstock allegorische Reste in seinem Epos festhielt.

Die minniglichen Allegorien sind die gewöhnlichsten und häufigsten. Noch in der höfischen Zeit haben wir Ulrich von Lichtenstein's Frauendienst und Frauenbuch kennen gelernt, die schon wesentliche Züge für diese Gattung liefern. Ihnen zur Seite kann man aus Wolfram'scher Schule ein Gedicht aus den ersten Jahren des 14. Jhs. stellen, die Jagd des Hadamar von Laber[506] (in Diensten des

506) Herausg. von Schmeller. Stuttgart 1850. Der Herausgeber hat die 76 ersten Strophen der Heidelberger Handschrift 326 als ein besonderes Gedicht

Herzogs Ludwig von Baiern), ein vielgelesenes oft abgeschriebenes und von jedem Abschreiber verändertes Gedicht, von dem noch Püterich in Ausdrücken des größten Lobes spricht, dessen Verfasser von Andern als ein Ebenbürtiger mit Wolfram zusammengestellt wird. Der Gedanke, die Leiden und Freuden der Liebe in die Allegorie einer Jagd einzukleiden, war sehr beliebt und üblich; ein kleines Gedicht bei Suchenwirt (das Gejaid) würde Primisser anders ausgelegt haben, wenn er dies Werk von Hadamar gekannt hätte. Der Jäger flicht seine Liebesklage in seine allegorische Jagdbeschreibung ein, sein Herz wird als Hund dargestellt, der ihn auf die Fährte weist, mit dem er sich unterredet, den er ans Seil fangen will, der ihm entläuft, knurrt, schreit, von Wölfen (Merkern) bedroht, verwundet, zerrissen wird. Das Ganze ist ohne Wirkung; es ist zu breit und körperlos, die Gleichförmigkeit peinlich, die Allegorie gleich im Anfang schon ermüdend, weil sie keine Veränderung bietet. Die Strophe, der Ton des Titurel ist nachgeahmt, von dessen Jagdstück sogar der ganze Gedanke entnommen ist; doch ziehen unter dem eintönigen Fluß des Ganzen vereinzelt die überraschendsten Bilder und Gleichnisse an, eine ganz neue Art von Weiberachtung und Vergötterung, liebliche gemüthvolle Züge, wie sie nur das Volkslied hat, vortreffliche Blicke in die Natur der Liebe und des menschlichen Gemüths, und vorwaltend der Zug des liebenden Herzens zu der äußeren Natur.

Plastischer, malerischer, als in dieser Allegorie werden die ähnlichen Minnegedichte, worin die Frau Minne selbst in Person auftrit. Die Göttin, die so innig von dem ritterlichen Geschlechte verehrt ward, durfte nur eben mit ihren griechischen Attributen bekannt werden, so ergriff man diese Gestalt und bildete sie nun allegorisch um und aus. Die Königin Minne ward nun mit Frau Venus eins; jeder Dichter

---

„des Minners Klage" und weitere 43 Strophen, die wieder als Bruchstücke eines anderen Gedichtes erscheinen, ausgeschieden; ein ähnlicher Auswuchs in der Hohenlohischen Handschrift „der Minne Falkner" ist als ein der Jagd nachgebildetes Minnegedicht erkannt worden, worin die Geliebte als Edelfalke verherrlicht wird.

zog nun einmal darauf aus oder ward einmal ohne sein Zuthun dazu erkoren, die mächtige Göttin zu sehen und im Traum oder auf träumerischen Fahrten und Spaziergängen in ihr Land, ihre Stadt, Insel, Burg, Berg, Garten, Kloster oder Zelt zu gerathen. Die Göttin war nämlich seit geraumer Zeit aus der menschlichen Gesellschaft verstoßen, eine andere, neue Minne, hatte Eingang gefunden, in deren Dienst sich „Verlegenheit“, Tölpelhaftigkeit, geschmacklose und schamlose Tracht (die jetzt auch von allen Chronikschreibern heftig angefochten wird), Läppischkeit, Schleckerei und alle Unritterlichkeit eingestellt hatte, während die alte, wahre Minne in der Einsamkeit umirrte, alle Tugenden mit sich genommen hatte, stets aber ihre Theilnahme an dem verworfenen Geschlechte behielt, fortwährend jeden frauendienstlichen Ritter als ihren Mann, jede treue Liebe als ihr geweiht betrachtet, unterstützt und unterweilen mit ihrer Erscheinung belohnt, und mit ihrer Ermahnung und Lehre tröstet und stärkt. Wir haben von klein Heinzelein von Konstanz ein Gedicht von der Minne-Lehre, das sich an die obigen Werke aus der Zeit des 13. Jhs. noch anreiht, und unsere Minneallegorien eröffnen mag [507]). Wir haben schon oben (S. 149) eine geistliche Tenzone über die beiden Johannes von demselben Dichter erwähnt. Er war bei dem glänzenden und geselligen Grafen Albrecht von Hohenberg und Heigerloch († 1298) Küchenmeister und trug, scheint es, seinen Namen von seiner winzigen Gestalt. Er hat sich noch an den Dichtern der bessern Zeit, dem Rudolf und Konrad Fleck geschult, und seine Minnelehre, das bedeutendste der von ihm erhaltenen Gedichte, ist noch ein „heiterer Nachklang“ aus dieser Zeit. In dem vagen Sinne, in dem wir die Gattung der Allegorien fassen, gehört das Gedicht ganz in ihre Zahl, obwohl streng genommen nur der Anfang allegorisch gehalten ist. Der Dichter wird im Traum in eine schöne Aue versetzt, wo er den Cupido und die Frau Venus findet, die ihm denn alle ihre Attribute und Abzeichen aus-

507) Heinzelein von Konstanz, von Fr. Pfeiffer. Leipzig 1852.

deuten. Das Gedicht geht hernach zu einem Briefwechsel und Gespräche zwischen dem Dichter und seiner Geliebten über; es ist hier also noch förmlich ein Liebesverkehr und eine Liebeswerbung; die Gesprächform, die im Minneliede hie und da vorkam, ist erweitert, und dies ward jetzt so weit getrieben, daß es wohl Gedichte von gegen 400 Titurelstrophen gibt, die nichts enthalten als eine Reihe von Versicherungen eines sehnsuchtsvollen Liebenden an seine spröde Dame[508]). Das Factische in dem Liebesdienste schwindet mehr, obgleich man die Verbindung dieser Dinge mit Lichtensteins Gedicht deutlich erkennt. — Eine Berliner Handschrift (aus W. Grimms Nachlasse[509]) enthält eine Menge mittelrheinische und niederländische Dichtungen dieses Schlages; zwei unter sich verwandte Stücke (N. 19. 20) aus ihr, die im Auszuge bekannt gemacht sind[510]), nennen eine Anzahl historischer Namen, die in Beziehung zu dem Erzbischof Baldewin von Trier standen. In dem ersteren (um 1325) reitet der Dichter auf die Vogeljagd und belauscht das Gespräch zweier Frauen über den Werth der Minne; durch seinen Sperber verrathen, wird er von den Frauen aufgefordert, ihren Streit zu entscheiden, erbittet sich aber Frist, um den Handel einem Hofe von Herren vorzulegen, die er aber auch zwistig findet; daher er nun die Hörer seiner Rede um ihren Rath angeht. Die Namen zeigen uns, daß wir hier in ganz aristokratischer Gesellschaft verweilen; wir besitzen ein größeres niederdeutsches Stück aus etwas späterer Zeit, das vortrefflich geeignet ist, uns auch in dieser besonderen Gattung die merkwürdige Mischung der ritterlichen und volkhaften Elemente zu veranschaulichen.

Dies ist der Minne Regel von Eberhard Cersne (Zersen) aus Minden[511]), aus dem Jahre 1404. Dem Gedichte liegt ein er-

---

508) Cod. Pal. N. 348.

509) Vgl. Haupts Zeitschrift 13, 348.

510) Bei Haupt 13, 364. 366.

511) Der Minne Regel, von Eberhardus Cersne aus Minden. Mit einem Anhang von Liedern. Ed. Fr. X. Wöber. Unter Mitwirkung von A. W. Am-

haltenes lateinisches Original[512]) zu Grunde, das einen sonst unbekannten Andreas, den Kaplan eines Königs oder, nach dem Titel eines anderen Textes, des Pabstes Innocenz IV (1243—54) als Autor nennt. Wer immer dieser geistliche Diener eines geistlichen oder weltlichen Herrn gewesen sein mag, in seinem Buche liegt ein Liebescodex aus der Zeit vor, wo sich der Geistliche mit dem Ritter in die Liebesgeschäfte und Liebesdichtungen noch offen zu theilen wagte: es ist darin die natürliche und menschliche Art von Liebe gezeichnet, die in den lateinischen Liebesliedern der Vaganten mehr zu Tage trit als in den ritterlichen Minnegesängen. Das lateinische Buch zerfällt in vier Theile, deren Inhalt in Lehren und Tenzonen in Beispiel und Erzählung wechselt; der deutsche Bearbeiter hat diese Theile in freiester Verkürzung zusammengezogen in Eine Handlung, in der wieder zwei Erzählungen des Originals, eine (aus dessen zweitem Theile) über eines Ritters Fahrt in das Reich des Königs der Liebe, und dann die Fahrt eines bretonischen Ritters nach dem Hofe Königs Artus, um dort die Minneregeln zu erkämpfen, verschmolzen sind; der deutsche Dichter hat sich selbst zu diesem fahrenden Ritter gemacht. In Folge einer unbefriedigten Liebe durch Schwermuth (durch „Herrn Trurenfeld") zu Siechheit und Ungestalt heruntergebracht, geräth er in das Wunderreich der Minnekönigin, die ihre Gunst auf ihn wirft und ihn die Gebote der Minne lehrt. In einem zweiten, nach Masse und Bedeutung dem Haupttheile der Dichtung folgen dann 39 Fragen des Minners und die „Berichtigungen" der

---

bros. Wien 1861. Leider war dem Herausgeber das lateinische Original nicht zur Hand. Vgl. Fedor Bech in Germ. 7, 481. 8, 268.

512) Erotica seu amatoria Andreae capellani regii, vetustissimi scriptoris ad venerandum suum amicum Gualterum scripta. Ed. Dethm. Mulhero. Dorpmundae 1610. Die deutsche Uebersetzung von Hartlieb haben wir oben bereits (S. 346) angeführt. Jacob Grimm vermuthete in dem Freund Gualter unsern Subprior Walther Goliardischen Andenkens; Hartlieb, der das Buch irrig dem Ovid zuschrieb, hatte einen Text vor sich, in dem der Autor Albertanus, sein Freund Gualter ein Britte heißt.

Meisterin der Minne. Es ist, als ob hier eine Brücke geschlagen wäre von der natürlichen Sinnenliebe der Vaganten über die klügelnde Gedankenminne der Ritter hinüber zu der ähnlich naturgemäßen amatorischen Weise des Volksliedes. Die 19 dem Gedichte angehängten Lieder, unzweifelhaft von demselben Dichter, gehören musikalisch und poetisch, nach Sprache, Tönen, Reimhäufungen noch ganz in die Mischgattung, in der wir die verwilderte Manier des Rittergesangs mit den durchtönenden Anklängen des Volksliedes im Kampfe liegen sahen; denselben Stil tragen denn auch jene Fragen und Antworten in diesem dialogischen Theile, der nur zwischen dem Dichter und der Minne geführt wird, während in den Fragspielen des Originals die verschiedensten meist fürstlichen Damen die Lösungen geben. Dem vorwiegend volksthümlichen Stile entsprechen denn auch die gegebenen Liebesregeln und Vorschriften. Im Ganzen scheint hier nichts mehr an die ritterliche Convenienzliebe zu gemahnen; die Antworten, Weisungen und Lehren bilden ein Gesetzbuch der Liebe voll gesunder, meist schlichter, mitunter sehr feiner Menschen- und Seelenkenntniß. Gleich anfangs wird auf die Frage, wie einer zu seiner Liebsten sprechen solle, „kürtzlich auf die natura" verwiesen, und so ist der ganze Gesetzinhalt, auf den ersten Eindruck ohne ritterliche oder standesartige Absonderlichkeiten, aus der gemeinen Natur und Erfahrung geschöpft. Selbst bei kitzlichen Fragen, die zuweilen aus erzählten oder als bekannt vorausgesetzten ritterlichen Schwankerzählungen entnommen sind, ist in dem hin und her „Arguiren" des Fragenden wie in den „Entstrickungen" der Minne mehr Natur und Sitte als man in solchen Stoffen erwarten würde. Die ritterliche Minnelyrik, sollte man meinen, würde ganz anderer Art sein, wenn sie in diese Minneschule gegangen wäre. In den kleinsten Dingen schlägt die unritterliche Weise vor. In den Fragen und Beispielen sind die Liebenden nie Ritter, sondern immer Knaben und gute Knechte, Liebmann und Liebchen, höchstens „Amise". Die Ritterzeit, die französische Heimat des Originals kommt erst spät und nur kurz und

schüchtern zu Tage, bei den Aufstellungen, die in dem sittenernsten Gedichte ganz fremdartig sehen: daß Ehe ein früheres Minneverhältniß nicht auflösen dürfe, ja daß Liebe in „Echtschaft“ nicht bestehen oder Macht haben könne. — In dem dritten Theile des deutschen Gedichtes vollführt dann der Dichter die Fahrt nach den Minneregeln am Hofe des Königs Sydrus, wie er bei ihm heißt, im Auftrage der Minnekönigin, die zuletzt ihren Thron mit ihm theilt; er erzählt seine Kämpfe mit Rittern, Recken und Giganten in einem Tone, der von seiner großen Gleichgültigkeit, Unübung und Ungeschmack an dergleichen Materie zeugt: obwohl er sonst prunkt mit seiner Kenntniß der deutschen Poeten. So weiß er sich auch was mit seiner theoretischen Musikwissenschaft, und mit seiner Bekanntschaft mit den alten Weisen Plato, Aristoteles, Atrides, Pelopidas und Tantalides; er kennt sich aber darum doch als einen „tummen Wicht.“ Sein Gedicht ist strophisch, in gekreuzten Reimen, die reimgebundenen Verse von gleicher Silbenzahl; seine Sprache ist von Fremdworten entstellt, durch angestrebte Uebersetzungstreue oft seltsam verschroben, besonders da, wo er lapidarisch in Sprichwörtern oder (prosaischen) Satzungen sprechen will. Merkwürdig unvermischt liegt hier nebeneinander antike Lehre und Weisheit, lebendige Sinnenschule, ritterlicher Minneton, und die Freude an volksthümlichen Redensarten, derben Kraftausdrücken und gewiegten Sprüchen und Sprichwörtern („Beisprüchlein“), die im Niederdeutschen nicht die zartesten zu sein pflegen.

Die Gattung der Allegorien geht bis zum 16. Jh. ununterbrochen fort, nur daß sie im Gegenstande nicht ausschließlich der Minne treu bleibt. Als eine eigene Gattung ließen sich die Todtenklagen[513]) abscheiden, deren wir mehrere haben, wo gewöhnlich über

513) In W. v. Hagen's Germ. 3, 116 und 6, 250 sind deren zwei auf Joh. von Brabant († 1294) und Graf Wilhelm von Holland († 1337). Andere in Laßbergs Liedersaal 2, 256. 321 auf eine Gräfin von Kärnthen und Tirol und auf Graf Wernher von Homberg (um 1360).

namhafte Gestorbene irgend einer personificirten Tugend die Klage in den Mund gelegt wird. Andere Allegorien verbreiten sich dann über die besondersten und allgemeinsten Gegenstände. In dem Sleigertüchlein[514], das einen schwäbischen Dichter zum Verfasser hat, der in Tirol, am Bodensee und in der Pfalz gleich bekannt scheint, findet der Poet im Walde einen klagenden Jüngling, der ihm sein Leid vertrauen will, wenn er auf sein „Sleigerlein", ein Tüchlein, das er als ein Heiligthum in einer Lade bei sich trägt, schwören wolle, sein Geheimniß zu bewahren. Seine Geliebte hatte das Tuch mit ihrem Blut getränkt, als der Jüngling eine Kreuzfahrt antrat. Er erzählt nun seine Abenteuer, beschreibt einen Sturm, den er erlitten und den seine Reliquie habe zertheilen helfen, (wobei der Dichter seinen Unglauben ausläßt) und dann folgt eine langweilige Erzählung seiner begebenheitslosen Fahrt, nach deren Verlauf er bei der Rückkehr seine Geliebte todt findet. Die vielfachen Beziehungen auf Parzival und Titurel, auf Alexander und Wigalois stellen auch dies Werk neben die früher erwähnten Stücke, die in diesen Zeiten den reineren Rittergeschmack zurückführen wollen, ohne daß es gelänge. Wir halten den Dichter dieses Werkchens auch für den des Spiegels[515] (Spiegels Abenteuer), und zwar eben der gleichen Manier und Belesenheit, der gleichen Anklänge an alte Romane wegen, besonders an den Titurel und Parzival, in deren Nachahmung manch kühnes und großes Bild, mancherlei Gelehrsamkeit und einige schöne Schilderungen einfließen. In einem köstlichen Walde unter Vogelgesang und dem Murmeln der Quellen findet der Dichter ein klagendes Weib; es ist die Treue. Sie ist von ihrer Kaiserin ausgesandt um Liebestreue zu finden. Der Dichter rühmt seine eigene: das Bild seines Weibes habe sich fest wie ein Siegel in sein Herz gedrückt, und er könne mit seiner Treue ein

514) Gedruckt in Meister Altswert, hrsgb. v. Holland und Keller. Stuttg. 1850.

515) Cod. Pal. 313. f. 75. Gedruckt in Meister Altswert, von Holland und Keller.

ganzes Land übergülden. Sie sagte ihm, ihre Kaiserin sei Frau Abenteuer, ihre Schwester, die dort des Hofes pflege, Frau Minne; und sie nennt ihm die anderen Schwestertugenden, die dort in Amt und Dienst stehen. Es kommt ein Zwerg gefahren, der die Treue zurückruft; der Ritter geht mit. Der Zwerg trägt auf der Brust einen Spiegel, in dem man alle lebenden Weiber zwischen 12—40 Jahren erblickt; sobald der Dichter hineinblickt, wird er von einer dieser Schönheiten gefangen, über der er sogleich seine Geliebte vergißt. Wie er das gegen die Treue äußert, ruft sie entsetzt „Nummer dumen Jesu Christ", kreuzt sich und will ihn ertränken, der Zwerg will ihn (p. 161) zum Hofnarren machen; und es findet sich in einem Buche, das an der Kaiserin Hof gehalten wird, daß er sein Herz trotz seiner Liebe zu seinem Eheweibe an eine unstäte Buhlerin gehängt habe. In diesem Buche liest er dann, daß auch seine neue Erkorene ein untreues Weib sei und dies bringt ihn zurück. Sein Prozeß wird geführt, er wird begnadigt und von einem Greifen heimgebracht. Ganz verwandt mit diesem Stücke ist die Mohrin[516]) von Hermann von Sachsenheim (um 1450), dem Verfasser eines schwülstigen Mariengesanges, der goldene Tempel, den der steinalt gewordene Mann († 1458) im 90. Jahre (1454) gedichtet hat. Der Dichter begegnet auf seinem Gange einem Alten und einem Zwerge, die ihn binden und zum Berg der Frau Venus bringen, wo er von einer Mohrin übel empfangen und vor Gericht geladen, in den Stock gelegt, mit Schimpfreden überhäuft, endlich in komischer Procession vor die Königin gebracht wird. Er ist seiner Treulosigkeit wegen verklagt und sein Prozeß wird nun geführt. Der alte Eckart vertheidigt ihn, der König Tanhäuser ist der Vorsitzer des Gerichts, die ganze Verhandlung ist ins Parodische gezogen, der Untreue werden ironische Lobreden gehalten, der Oberrichter ist sich selbst in dem fraglichen Punkte nicht des

516) In alten Drucken; zuerst Straßburg 1512. Nach dem Wormser von 1538 ausgezogen in Reichard's Romanenbibl. Bd. 7. Keller u. Gödeke wollen ihm auch die beiden vorher besprochenen Dichtungen zuschreiben.

besten Beispiels bewußt, die Frau Venus ist eine Heidin, und das Ganze berührt sich vielfach mit dem Volksliede vom treuen Eckart, wo die Frau Minne eine Teufelin ist. Wir müssen beachten, wie in diesen Erzählungen und in manchen Eigenthümlichkeiten der Sprache, auch in einzelnen überraschend wahren Zügen und Schilderungen, besonders im Spiegel, bald das Derbe der Nithart oder Tanhäuser, bald das neu Empfindsame im Volkslied des 15. und 16. Jhs. hervortrit. Denn auch dieser Zweig des Minneliedes und jene grob idyllischen Spottlieder finden jetzt ihre erweiterte Form. So in einem Selbstbekenntniß eines alten Minners (Cod. Pal. 313. f. 454), der sich einführt mit einem komischen Selbstlobe: er gehe lieber auf den Füßen als auf dem Kopf, er nehme im Spiele lieber 11 als 7 u. dgl. Einmal hätte er seine Zuversicht auf eine Dirne gestellt, die den Kälbern gut Gras zu streuen gewußt; er traf sie jüngst im Klee und grüßte sie im feierlichen Minnestyl: sie lachte ihn an und wußte nicht, sollte sie ihn ihrzen oder duzen, für Mann oder für ein Vieh halten. Nun wechselt das Gespräch unter ihnen, Er im Schwulst des Verliebten, sie im derben Bauernton, und in den größten Zoten endigt die Begegnung. Damit muß man denn solche Stücke wie die Graserin[516a]) in Verbindung bringen, wo der Dichter, der die Ritterdamenkreise verschmäht, seine Sommerfreuden mit einer Näherin, seine Winterfreuden mit einer Stubenheizerin besingt; und dann die ironischen Stücke, wo sich Liebe und Schlemmerei um ihre Vorzüge streiten (ebd. f. 225); wo der Pabst ein Gebot zu Buhlerei ausgehen läßt, das der Dichter mit dem Segen begleitet: „dazu helf uns der geile Geist"[517]), oder wo der Beichtvater sich überzeugen läßt, daß buhlerische Liebe erlaubt sei (Cod. Pal. 313 f. 466) u. dgl. Doch sind im Allgemeinen die allegorischen Stücke gegen diese sündhafte, unflätige neue Liebe gerichtet, gegen die Ehemacherei die auf Reichthum ausgeht, und gegen

516a) Cod. Pal. N. 4. Keller, altdeutsche Gedichte 1, 4.

517) Altd. Wälder Bd. 3.

die Käuflichkeit der Liebe. Ueberall sprechen aus diesem reinen Sinne die verschiedenen Stücke dieser Gattung bei dem Suchenwirt. Wo sonst einen verirrten oder wandernden Dichter der Minne Orden und Regel (Cod. 313 f. 44) gelehrt wird, da sind es die alten edlen Vorschriften des wahren Minnedienstes; wo ihr Wesen zu ergründen gesucht wird, ist es das der ächten ritterlichen Liebe. Sogar wo ein Meister Altswert, der eine Reihe solcher Allegorien gemacht hat[518], jene bäuerische Art der Liebeswerbung selbst aufs Bäurischste schildert und die gemeinsten Ausdrücke dabei nicht scheut, da ist doch die Gesinnung auf das Edlere und Bessere gerichtet; und hierin berühren sich dieses rohen Poeten Gedichte mit denen, die sich noch einmal auf den hohen Kothurn des Titurel zu stellen streben und bis zum Unsinn den Schwulst eines Meister Egen von Bamberg nachahmen, der grade nur (aus einigen Stücken im Cod. Monac. 714) so weit bekannt ist, daß er unter die verstiegensten Chorführer des bombastischen Geschmacks frauenlobischer Schule zählt. Dahin gehört das Gedicht von der Minne Burg[519], eine Grundsuppe voll von dem seltsamsten Schwulste, den übertriebensten Wolfram'schen Uebertreibungen und von Exclamationen, die an unsinniger und falscherhabener Manier, an Mischung des Sonderbarsten mit dem Plattesten kaum ihres Gleichen hat. Wir heben zum Schlusse noch Einen Dichter heraus, der uns zu der Gestalt dieser Gattung in der Reformationszeit überführt, und am besten zeigt, wie die Allegorie die nebelhafte Manier und den alten Stil ablegt, zu größerer volksmäßiger Verständlichkeit sich herabläßt und klar und hell wird. Der Verfasser nennt sich einen armen elenden Knaben[520], und hat also wohl der Volksklasse angehört; er macht den schönsten Uebergang zu den ähnlichen Allegorien

518) Ausg. v. Holland und Keller. Stuttg. 1850. Keller hält den Namen des elsassischen Dichters für angenommen, um ihn als einen Altgedienten unter der Fahne der Minne zu bezeichnen.

519) Cod. Pal. N. 385.

520) Cod. Pal. N. 341.

bei Hans Sachs, die einen strengen Bezug auf die Gegenwart haben und den minniglichen Inhalt nur gelegentlich noch behaupten. Von den verschiedenen Stücken dieses elenden Knaben (sein Zuname sei Schabab, sagt er) lassen wir der Minne Gericht (1549), der Liebe Leid und Freud u. A. bei Seite und geben nur noch den Inhalt von der Liebe und dem Pfennig an (fol. 34), weil dies Werkchen, ein Lieblingsstück des Jahrhunderts, viel verändert und mehrmals (so in Frankf. von Joh. Spieß 1580) gedruckt ward. Es behandelt einen Gegenstand, der uns schon oft unter tausend Veränderungen vorgeführt war: daß das sittige innerliche Leben der alten Zeit mit dem äußeren rohen Erwerbstrieb der neuen vertauscht ward, daß, wie Rosenblüt in seinen Priameln sagt, die Liebe, welche die Menschen zu den Menschen, zur Gerechtigkeit, zu Gott haben sollten, nun einzig und allein auf den Pfennig gefallen war. Die Versinnlichung dieses Satzes in diesem einfachen volksverständlichen Bilde war bei dem Teichner, bei Suchenwirt, bei Rosenblüt u. A. schon langeher vorbereitet und verbreitet. Hier streiten sich Liebe und Pfennig, und der letztere vertheidigt seine Sache mit großer Beredsamkeit. Er ist der Abgott der Welt, Alles was geschieht, geschieht durch ihn, wer ihn hat, der hat auch Liebe, Niemand kann sich gegen seinen Willen setzen, nie war seine Gewalt so groß wie jetzt und nie die der Liebe so klein. Zu gutem Ende stößt der Pfennig die Liebe von einem Steige in den Bach, der Dichter aber rettet sie. Sie führt ihn zu ihrem Gezelte, wo die Tugenden nacheinander den Pfennig verklagen. Heftige Ausfälle gegen die Geistlichkeit, den Adel, die Ritterschaft, die sich auf das Spiel der Juden legt, mahnen entweder an die Suchenwirt oder an die reformatorischen Poeten; die Gesinnung ist überall wie die eines Brant oder Hans Sachs.

Wie sehr das allegorische Princip gerade in den unpoetischsten Zeiten die Poesie durchdrang, und wie man gleichsam die dichterische Blöße mit diesem Gewande der bildlichen Erfindung deckte, sieht man am nachdrücklichsten in dem berühmten Buche, das an der äußersten

Stätte den Ausgang des Epos und die Verflüchtigung der epischen Elemente bezeichnet, dem Theuerdank[521]). Er entstand 1517, gerade in der Zeit, als Deutschland von der gewaltigen Bewegung erfaßt ward, die in Religion, in Leben und Wissenschaft eine gründliche Umwälzung ankündigte, die alle Dichtung in der nächsten Zeit in den gemeinnützigen Dienst der öffentlichen Verhältnisse zwang. Er hat es mit vielerlei Dichtungen der Zeit gemein, daß er die gemeine Wirklichkeit und die unpoetischsten Stoffe behandelt; was ihn grade unterscheidet, ist eben dies, daß während sonst in diesem Jahrhunderte die Dichtung nur noch im Verse und Reime, nicht weiter im Reiz der Sprache und im Schwung der Bilder und Gedanken gesucht wird, hier die Allegorie als das wesentlich Poetische gilt, was sehr deutlich in der dem Theuerdank beigefügten Erklärung der Figuren liegt, wo bei den entschiedensten allegorischen Stellen angemerkt wird, die Handlungen seien hier poetisch, seien poetisch gestellt. Dies Gedicht steht am Schlusse jener Reihe von altritterlichen Dichtungen, die wir vorhin noch so spät im 15. Jh. an den Höfen von Baiern und Oesterreich gepflegt fanden, denn es will die Thaten Kaiser Maximilian's nach der Weise der alten Heldenbücher besingen und zwingt sich dazu in einen Ton, der hier und da an den Stil der Ritterromane noch schwach erinnert, im Allgemeinen aber in den der Meistersängerei herabfällt. Einen inneren Werth hat dieses allegorische Epos gar nicht, so großen Ruf es, selbst bis ins Ausland, erlangte. Die Ehre, die man ihm anthat, bezog sich auch am seltensten auf den Inhalt. Die königliche Entstehung des Buches erwarb und verdiente ihm das Ansehen eines Königs unter den Erstlingen der Druckerkunst. In der Zeit selbst, wo der Theuerdank gedichtet ward, unterschied man das innere Verdienst und den äußeren Glanz des Buches wohl nicht. Der kleingroße Kaiser, der an aller Art von Kunst und Wissenschaft

521) Erste Ausgabe Nürnberg 1517. Die Umarbeitung des Burkard Waldis. Frankf. 1553 u. ff. Die von Mathäus Schultes von 1679.

Antheil nahm, zu dessen Zeit und zum guten Theil auf dessen Betrieb, eine förmliche gelehrte Bewegung und die Sammlung deutscher Geschichtsquellen im Gange war, erzählt in dem Gedichte, dessen Einkleidung und Erfindung er selber angab, das er von seinem Geheimschreiber Melchior Pfinzing ausführen ließ, die Abenteuer, die er auf Jagden und Fahrten, in Kämpfen und Streiten gehabt hatte, in einer einförmigen Reihe und knüpft sie an den bedeutendsten Moment seiner Jugendgeschichte, die Werbung um Maria von Burgund, an eine Begebenheit, die auch von anderen Sängern lateinisch, deutsch und selbst spanisch behandelt ward. Das prosaische Seitenstück dazu ist der gleichfalls von dem Kaiser entworfene Weißkunig, (gedruckt erst 1775, Wien.), die Geschichte der Vermählung und Krönung Friedrichs III und die Jugend- und Regierungsgeschichte Maximilians (des jungen Weißkunigs) bis zum Ende des Venetianischen Krieges. So vornehm und dürftig die Allegorie im Theuerdank ist, die das Werk dem Verständnisse der Menge entziehen sollte, so trocken, eintönig und wiederholend der Vortrag, so durfte das Buch unter dem damaligen Geschlechte doch auf manchen geduldigen Leser rechnen. Man arbeitete es später (Joh. Albrecht Jormann noch im Jahr 1680 frei in Alexandrinern) um und Burkard Waldis gab (1553) mehrere tausend Verse und allerhand Sittenregeln zu, die von manchen Literaten, welche das Original nicht gekannt haben müssen, als eine Haupteigenschaft des Theuerdank aufgezählt wurden. Es fanden sich Leute, die sich damit beschäftigten, das Buch in Auszüge zu bringen, oder es in lateinische Verse und fremde Sprachen zu übersetzen. Später schrieb man Bücher darüber, die zahlreiche Auflagen erlebten [522]). Ergötzte man sich doch bald an unzähligen Gedichten über

---

522) Koeleri disquisitio de inclyto libro poetico Theuerdanck. 1714. ed. auct. 1737. Dann vermehrt und mit Noten und Glossen versehen von Fr. Hummel 1790. Vgl. Jäck und Heller's Beiträge 2. S. 87; Haltaus' Ausgabe des Theuerdank (Quedl. 1836), wo noch einmal der Antheil Pfinzing's an diesem Gedichte und Treitzsauerwein's an dem Weißkunig gründlich erörtert wird.

Schützenfeste und fürstliche Hochzeiten, warum sollte man nicht die wichtig behandelten Unfälle des guten Kaisers gern lesen, der wirklich als der beste Jäger und Springer, Soldat und Schiffmann galt, der so bürgerlich war und so ritterlich sein wollte, so viel Anlage hatte zu stiller Thätigkeit und so viel Glanz um sich breiten mochte, und in einer eigenen Mischung der kleinlichen Natur seines Vaters und der stolzen seiner Mutter das Große unternahm, aber auch das Kleine als Großes behandelte, der ein trefflicher Fürst für einen friedlichen Volksstamm gewesen wäre, aber von Cäsar und Karl dem Großen zu träumen liebte, so wie sein Erbland für ein abgeschlossenes Gedeihen in Gemüthlichkeit und Behagen gemacht war, aber von jenen Zeiten an durch den drohenden Anwachs des osmanischen Reichs in Europa ganz unnatürlich zu einem Weltreich anschwoll. Von einem solchen Manne nun ist es erklärlich, daß er die schale Reimerei, die er mit seinem Geheimschreiber mühsam und langsam zu Stande brachte, auch in einer kostbaren Ausstattung verewigen wollte. Der Augsburger Buchdrucker Johann Schönsperger, der zugleich Schriftgießer und Papiermüller war, ward für das Werk ausersehen, und nachdem er an Maximilians Gebetbuch eine befriedigende Probe gemacht hatte, vollendete er es wirklich 1517 in Nürnberg, wo der Mittelpunct aller künstlerischen, wissenschaftlichen und gewerblichen Thätigkeit war. So ward dies poetische Werk ein Denkmal des Erfindungsgeistes der damaligen Zeit und ihrer mechanischen Fertigkeit. Als solches mußte es die Schriftsteller über Kunst- oder Buchdruckergeschichte immer so sehr interessiren, als es uns gleichgültig bleiben darf.

Nie hat das allegorische Gedicht in Deutschland Glück gemacht, so wenig wie in Griechenland. Alle diese schwachen Versuche, zusammen mit dem, was wir gelegentlich von Personificationen der Tugenden kennen lernten, und was man weiterhin im 17. Jh. noch als epische Allegorie beifügen kann, steht gegen das, was Franzosen und Engländer hier geleistet haben, weit zurück. Lange galt bei nicht Wenigen der in zahllosen Abschriften verbreitete, auf der Pariser Bi-

bliothek allein in 67 Exemplaren vorhandene Roman von der Rose für den Triumph der altfranzösischen Poesie, und von der Zeit seiner Entstehung und von noch früheren Zeiten her ist fast kein namhafter Dichter bis auf Rousseau und Voltaire, der sich nicht mit der Allegorie beschäftigt hätte; so rechnen auch die Engländer manche anspruchsvolle Gedichte dieser Art zu ihren vorzüglichsten Erzeugnissen. Unter den Italienern hat Dante in seinem unsterblichen Gedichte das offenbarende Werk an die Spitze dieser Gattung gestellt, und was das 14. Jh. dort von ähnlichen Dichtungen wie unsere letztbesprochenen aufweist, das trägt gern die Farbe seiner Comödie. Wir haben zum Beweise den Traum des Aeneas Sylvius, der ihn ins Reich der Fortuna führt, und den wir hier auch darum erwähnen, weil er von Niclas Wyle 1468 übersetzt ist und den Uebergang auch dieser Gattung in Prosa zeigt. Die Einkleidung, die Waldscenen, die Prachtschilderungen, die Edelsteinbeschreibung und alles, was in eine solche Allegorie gehörte, ist ganz im gewöhnlichen Geschmack; die Einmischung geschichtlicher Personen aber, denen der Erzähler in seiner Vision begegnet, erinnert an Dante und giebt viel größere Lebendigkeit, als man in den körperlosen deutschen Originalen findet.

---

10. Meistergesang.

Wenn die Lieder der Montfort und Wolkenstein alle Merkmale der Altersschwäche des Minnegesanges an sich tragen, so trägt die didaktisch gnomische Dichtung in ihren Uebergängen zu dem eigentlichen Meistergesang der Handwerkszünfte die peinlichen Zeichen des Ueberlebens der glänzenden Spruchdichtung des 13. Jhs. Daß diese lehrhafte Kunst, die Vorliebe der mittleren Stände, nachdem sie im 15. Jh. ihr letztes Glück an den Höfen gesucht und verscherzt hatte, sich in den Bürgerstand der wohllebigen Städte hinziehen werde, konnte man lange voraussehen. Wer nur in den Zeiten selbst den

befremdenden Unterschied zwischen der Stellung und Dichtung eines Beheim und Rosenblüt beachtete, der konnte in seinem Urtheile nicht wohl schwanken, wo nun das sichere Asyl der Kunst zu finden wäre. Die Anziehungskraft der Höfe war unwiederbringlich verloren. Ganz spät im 17. Jh. begegnet noch einmal ein Pritschmeister und Spruchsprecher bürgerlichen Standes, Christian Hofner, der den Kopenhagener Hof mit einer abgerichteten Amsel besuchte und noch an die alten wandernden Sänger zurückerinnerte: selbst Er wollte, obwohl aufgefordert, seinen Aufenthalt unter seines Gleichen nicht auf die Länge mit dem glänzenderen tauschen. Daß auch gerade die Handwerkszünfte, die sich aufblühend im 15. Jh. fester zusammenschlossen, die Kunst in ihre besondere Pflege nehmen würden, war von so langen Zeiten her vorbereitet, in welchen wir neben den ritterlichen Sängern einen Meister Teschler, neben dem Doctor Frauenlob den Schmied Regenbogen, auf den Fersen des gelehrten Mügeln den Weber Beheim haben dichten sehen.

In den äußeren Verhältnissen der Poeten, die diesem Dichtungszweige fortwährend oblagen, wie in der Beschaffenheit ihrer Poesien gingen in der ganzen Zwischenzeit von den Anfängen des 14. bis zu Ende des 15. Jhs. keine wesentlichen Veränderungen vor, außer in den formalen Dingen, in Sprach- und Verskunst und, worüber wir so gut wie ohne alle Unterrichtung sind, in Musik. Eine innere Fort- oder auch nur Umbildung in den Geschlechtern der Nachmeister, wie wir Beheim sich und seines Gleichen benennen hörten, haben wir, von den Frauenlob-Regenbogen an bis zu den Mügeln-Muscatblüt, schon bisher und werden sie auch bis zuletzt nicht entdecken können. Die Meister des 14. Jhs., die wir meist nur aus spärlichen Proben in den Liederbüchern kennen, die Peter von Reichenbach, Meffrid, Peter Zwinger, Anker, Suchensinn, Konrad Harder aus Würzburg u. A., theilen sich wie in zwei Schulen von Verehrern Frauenlobs und Regenbogens. Klagt Einer in Frauenlobs langem Tone, daß dieser Ton verwaiset sei und wünscht dabei des Meisters Kunst und Lob vor

Gott „geimmert", so rühmt ein Anderer: Gesang sei am besten gewesen da der weise Regenbogen lebte. Bald an formalen, bald an mehr innerlichen Richtungen erkennen sich Beider Anhänger: erpicht sich einer auf die Nachahmung der vielerlei und schwierigen Töne Frauenlobs, der schwört zu dessen Fahne; lobt einer Gesang vor dem Saitenspiel, der spricht einen Grundsatz von Regenbogen nach. Die gesuchte Dunkelheit und überschwengliche Verstiegenheit in den Leichen Peters von Reichenbach verräth sogleich die Frauenlobischen Sympathien. Doch ist dies Unterscheidungszeichen trüglich, da es zum Theil den Materien, und dann auch Regenbogens eigenen Dichtungen anklebt. In einem Lobgedicht auf Maria von Harder[523], einem ausdrücklichen Verehrer Regenbogens, findet der Schwulst schon nicht mehr Gewicht genug in der deutschen Sprache, sondern greift zu lateinischen Brocken, um die Feierlichkeit zu erhöhen; das aber warf die spätere Meistersängerkunst auch Regenbogen selber vor, er habe gemeint, Fremdwörter aus den Kirchensprachen in sein Deutsch einmischen zu müssen, als ob ihnen eine sonderliche Kraft einwohne. Wir sagten früher, daß die alten einstrophigen Sprüche bei Frauenlob begannen, sich zu mehreren, immer ungleichzahligen Strophen auszudehnen; dies hatte die Folge, daß in seine, wie in Regenbogens ächte und ursprünglich einstrophige Sprüche die Nachahmer ihre Zudichtungen einschoben: darin zeigt sich am greiflichsten, wie sclavisch sich diese ihren Vormeistern an- und einhingen. Selten unterscheidet sich noch, wie bei den Muscatblüt und Rosenblüt, eine bestimmte Eigenart von Charakter und Gesinnung; am ehesten noch bei dem Suchensinn, einem fahrenden Zeitgenossen des Suchenwirt, von dem auch eine größere Anzahl von Dichtungen vorliegt[524]; er ist ähnlich wie Meffrid in seinen Formen wohlthuend schlicht und eben und schien einen besonderen Beruf darin zu suchen, in altritterlicher Weise von

523) Cod. Pal. 356. fol. 77 und Cod. 392.
524) In Ficharts Frankf. Archiv. 3, 322—48.

Frauenzucht und -Ehre zu singen und den Preis dieser Stifterinnen menschlichen Glücks zu verkünden. Unter so vielen Späteren, deren zerstreuten Namen wir begegnen, dem Lieber, Gernspek, Fritz Ketner (einem der Gründer der Nürnberger Singschule), Lesch, Hülzing, Schondoch[525]), Kaltenbach, Stephan Vohburg, Joh. Duro, dem Regensburger, Jörg Schilcher u. A. wären dergleichen Unterscheidungen, selbst wenn ein größeres Material bekannt wäre, schwerlich zu treffen, weil je später je mehr das formale Prinzip in der Dichtung das Vorwiegende war.

Von Frauenlobs Zeit und Ansehen her blieb der Hauptsitz der gelehrten und halbgelehrten meisterlichen Kunst dieser Art im Westen, am Rheine, in Mainz, und der Hauptruhm haftete auf den Sängern dieser Gegenden bis um die Mitte des 15. Jhs.; wir gaben oben (S. 156) an, daß die Sage den Frauenlob als den Gründer der ersten Meistersängerschule in Mainz nannte. An eigentliche Schulen übrigens und an geschriebene Gesetze ist vor Mitte oder Ende des 15. Jhs. nicht zu denken; wenigstens erlaubt es die Gewissenhaftigkeit des Geschichtschreibers nicht, ohne ausdrückliche Urkunden und selbst ohne deutliche Winke dergleichen vor der ältesten Tabulatur, von der wir wissen[526]), anzunehmen. Nichts läßt in den zahlreichen Gedichten Beheim's auf das Dasein von Schulen schließen; keine städtische Urkunde in Nürnberg erwähnt sie vor dem 16. Jh.; bei Rosenblüt ist nirgends, selbst nicht in der weitläufigen Erwähnung der Künstler und Kunstliebe der Nürnberger, einer Schule gedacht. Wir finden die Sänger des 15. Jhs. auf Reisen, wie die des 14., klagend über die Höfe, die ihnen keinen Aufenthalt und keine Nahrung mehr gewähren, wie damals. Diese Wanderpoeten trieben ihre Kunst nicht wie die spä-

---

525) Eine Erzählung von ihm, an deren Schluß er sich nennt, eine Sage von der Taufe eines littauischen Königs in Thorn, hat Laßberg (Constanz 1826) auf den Namen Hugo von Langenstein's herausgegeben: Wie ein heidnischer König, genannt der Littower, bekehrt ward u. s.

526) Die Straßburger von 1493. s. Schilter Thes. t. 3 p. 88.

teren Handwerksmeister als unterhaltendes Beiwerk, sondern als einen Beruf und Nahrungszweig; die Zeugnisse sind nicht selten bei ihnen, daß Armuth sie drückte, daß „Herr Habenichts“ sie zum Wandern nach ihrem Brode trieb; und um des Brodes willen auch zum Wandern nach Ruhm unter ihres Gleichen an alle Orte trieb, wo die Kunst eine bekannte Wohnstätte hatte. Denn wohl gab es gesellschaftliche Sängervereine, Zusammenkünfte, Sangwetten um einen Kampfpreis, die vielleicht an Schulen einer inneren, nicht einer äußeren statutarischen Natur geknüpft waren. Die Tenzonen machen daher gleichsam die Seele dieser Schul- und Meisterverhältnisse in diesen Zeiten aus. Bei Beheim fangen solche Streitgedichte an eine blos vorgegebene Form zu werden; im 14. Jh. waren sie in lebendigem Brauch. Sie wurden von fremden Meistern gehalten und keine Schule oder Gesellschaft setzte die Preise aus, sondern der Ausforderer selbst[527], ob dieser nun der ankommende Gast war, oder einer der einheimischen Sänger, der dem fremden mit einem Liedlein „einschenkte“ und ehrenden Willkomm bot. Will einer ein Gawan sein, vermißt sich wohl der Ausforderer, so soll er seinen Parzival an ihm finden. Der Gral, um den es gilt, der Preis, bestand in einem künstlichen Kranze[528]. Wo

---

527) Cod. Pal. 680. f. 63. German. 3, 326.
Frœlich will ichs heben an mit meim gesang auff dieser pan;
in meiner hant für ich ein van, daran vint man getziret stan
ein krantz von rosen wol getan, wer mir den abgewinnen kan,
mit schallen und mit singen,
ich hab ein krentzlein ausgehenkt, wie schön es an der stangen schwenkt,
wer sich nach seiner plumen lenkt, der wirt an kunsten unbekrenkt,
und ob er die rechten mas vordenkt, dem wird das krentzlein hie geschenkt,
ich wil ims selber pringen.

528) Ibid. fol. 42.
— singt er sein gsank, nit z'kurtz nit z'lank,
gibt im recht wort und wise, er mus der kunst ein krentzel habn,
von edel rosen sibn, die pletter sind von goldbuchstabn
gar meisterlich geschribn.

immer von Schule und Merkern die Rede ist, sind die Begriffe in den älteren Zeiten ganz vag[529]. Die Schule ist nur von dem Sangestag, von der Singschule der Späteren, von dem Orte der Aufführung verstanden; die Merker sind in einem freieren Geschäfte willkürlicher thätig (obgleich allgemein von Silben- und Zahlmessen schon im 14. Jh. geredet wird) und statt in der Achtung der späteren Merker erscheinen sie vielmehr angefochten und bedroht. Schulgesänge über die Dichtkunst, Straflieder gegen kunstlose anmaßende Poeten sind daher sehr gewöhnliche Gegenstände der Sprüche dieser Zeiten. In zwei Stücken der Kolmarer Handschrift[530]) werden acht Gesangkünste unterschieden: Hofweisen, Zugweisen und Reihen, Schall-, Barant- und Nachtweisen, Tänze und Leiche; wer Eine von jeder der fünf letzteren Weisen, von den drei ersteren aber je drei vollbracht hat, heißt ein Singermeister, der der Meister Kunst besitzt; ein Singermeistermeister ist, wer zweimal soviel geliefert hat; ein Singermeistermeistermeister aber muß, „wenn er an rechter Kunst nicht schilch werden will," dreimal so viele verfertigt haben. Dies ist ganz verschieden von den späteren Unterscheidungen der Mitglieder der Zunftschulen in Schüler, Singer, Dichter und Meister; da ein Meister erst hieß, wer neue Töne zu erfinden verstand. In der Rheinischen Schule des 15. Jhs. dagegen erkannte man den Meister vorzugsweise in der Nachbildung der Töne der bewährten Alten, (die bis Mitte des 13. Jhs. ganz verpönt gewesen war,) während die Erfindung neuer Töne geringgeschätzt wurde. Diesen Brauch erschütterte um die Mitte des 13. Jhs. ein Anderer in Worms, Hans Folz, indem er sich in einem „unbekannten Tone", den

---

529) Cod Pal. 392. f. 38. German. 3, 317.

Nun hört, warumb gieng ich ze schuol: das ich wol sehe, wie man hielt der meister stuol:
da tet sich fast die gerechtigkeit verkeren, wen ich hort merkes also vil,
das mich des sehr verdriesset, ich wolt das in der welte wer,
das man die falschen merker strafet also schwer,
das wer mein sin, damit wil ichs beschliessen.

530) Bei Bartsch l. l. N. 66. 70.

der Schreiber der Kolmarer Liederhandschrift, Nestler von Speier, erfunden hatte, gegen diese Verknöcherung des Meistergesanges am Rhein erhob, indem er für den Vorzug der neuerfundenen Töne eintrat[531]. Dieser Handel gab scheints den Anstoß zu folgereichen örtlichen Veränderungen. Hans Folz siedelte nach Nürnberg über, wo ihn später Hans Sachs unter den 12 Meistern, welche die dortige Singschule zur Blüte gebracht, als einen „durchleuchtigen deutschen Poeten" auszeichnete. Noch etwas früher mag die Singschule in Augsburg gegründet worden sein, die dort um 1450 bestand, von einem reichstädtisch bürgerlichen Selbstgefühle beseelt[532]. Seit dieser ersten Wanderung breitete sich die bisher im Westen heimische Kunst im 16. Jh., indem sie sich überall in Zunftschulen abschloß, nach Osten und Nordosten, nach Regensburg, Ulm, München, Steiermark, Mähren, Breslau, Görlitz bis Danzig aus[533].

Wie in ihren Tönen und Weisen, so war diese verstand- und lehrhafte, und doch ganz auf Gesang berechnete Kunst auch ihrem Stoffe nach durchaus auf das Ueberkommene zurückgewandt. Da sie mehr und mehr in den formalen Dingen ganz unterging, so war ihr der Inhalt an sich gleichgültig, daher im Ganzen jeder Inhalt gleich recht. Auch gibt es kaum eine Materie, die sie nicht, wie widerstrebend sie war, in ihr strophisches Prokustesbett gezwängt hätte. Wenn sie keine langen

---

531) Vgl. Gödeke, Zur Geschichte des Meistergesangs. Germ. 15, 197.

532) Ein Ulrich Wiest (Uhlands Volkslieder 1. 426. bei v. Liliencron N. 89.) erwähnt sie 1449, in einem gegen den weltlichen Uebermuth der geistlichen Stände gekehrten Gedichte; in einem gleichzeitigen gegen das Wiestische gerichteten Gedichte (von 1450) wider den Uebermuth der Städte heißt es (ebd. p. 430. bei v. Liliencron N. 90):

> Augspurg hat ain weisen rat,
> das pruft man an ir kecken tat
> mit singen, dichten und klaffen;
> sie hand gemachet ain singschul,
> und setzen oben auf den stul,
> wer übel redt von pfaffen.

533) J. Grimm über den Meistergesang p. 129.

Romane und Reimchroniken in ihre Töne brachte, so war es nur, weil doch irgendwo ein Maaß und Ziel gestellt sein mußte. Daß trotzdem sehr große historische Spruchgedichte auch zum Gesang bestimmt waren, haben wir oben schon (S. 395) erfahren. Im Übrigen giebt es unter den althergebrachten kleineren Gattungen der Dichtung Nichts, was diese Meister in ihrer Weise sich anzueignen nicht unternommen hätten[533a]). Sie sangen alle Rittersagen oder alte Geschichtssagen von Helena und von Lucretia und neue italienische Novellen, wirre Zaubergeschichten von „Herrn Filius" und von Albertus Magnus, und die gefälligeren Stoffe der Volksbücher; tiefgelehrte Stücke von den sieben Künsten, von des Himmels und der Planeten Lauf und dergleichen „Erperser" (sagt Cyriacus Spangenberg), davon sie doch wenig Verstand gehabt, das aber köstlich Ding in der gemeinen Schätzung war. Sie sangen Schwänke der altbeliebten Art, schnurrige Ehehändel, Histörchen von List und Verschlagenheit, dreiste und muthwillige Beichten und Buhlergeschichten, Beispiele mit Nutzanwendungen aller Art, von den abenteuerlichsten Mährchen bis zur einfachen äsopischen Fabel; es werden minnigliche, moralische, psychologische Fragen von der Welt Stand und Lauf verhandelt; es sind Streite, Wortkriege, Räthsel, Klagen über den Verfall der Sitte, des Landes, der Frömmigkeit; ethische Lehrsprüche in priamelartiger Fassung; sinnbildliche Deutungen der Blumen und der Farben, mit welchen die untersten Schichten der Volksliedsänger bald ganz vertraut waren; ärztliche und andere gemeinnützige Lehren; Lob und Tadel der Stände und Geschlechter; im Gespräche der Vögel bei der Wahl ihres Königs Rede und Widerrede, ernste und ironische Rathschläge. Nur eigentlich sittenwidrige und niedrig schmutzige Stücke sind selten; in der früheren Zeit des noch freieren Gesanges kommen sie vereinzelt vor; unter Beheim's zahlreichen Dichtungen sind die Buhllieder, wie er sie nennt, spärlich; die eigent-

533a) Ein Verzeichniß von handschriftlichen Meisterliedersammlungen des 16. Jhs. s. bei Gödeke, Grundriß p. 226 und von einzelnen Stücken p. 229 ff.

lichen Meisterschulen verpönten die Schand- und Gassenlieder ganz. Nach der Reformation waren bei den öffentlichen Singschulen, bei den feierlichen Begehungen der Meister, selbst ehrbare weltliche Begebenheiten nur unter dem einleitenden Freisingen zu singen erlaubt; in dem Hauptsingen aber ward nichts mehr geduldet, als was aus der heil. Schrift genommen war[534]. So arg beschränkt war der Meistergesang im 15. Jh. noch nicht, doch ist auch hier der religiöse Stoff bei weitem das Ueberwiegende, und unter diesem wieder war auch der streng biblische Stoff von sehr großem Umfang. Doch steht er in diesen Zeiten, bis zu den Anfängen der Reformation hin, unter der fortdauernden Liebhaberei an der Speculation der Mystiker und der Gelehrsamkeit der Scholastiker sehr im Hintergrunde gegen die „Figuren", die Deutungen und Auslegungen der Schrift, gegen die dunklen dogmatischen Räthsel, die johanneischen Visionen und Träume, die Legenden, die kosmologischen und mythischen Sinnbildnereien, die Weissagungen vom jüngsten Gericht und die Streitfragen von Gottes Aufenthalt vor Erschaffung der Welt, von der Dreifaltigkeit und von allen Geheimnissen und Herrlichkeiten der Jungfrau Maria. Dergleichen ist, der großen Masse nach, die Hauptmaterie, mit der sich die Meister des 15. Jhs. zu befassen liebten.

Man würde schwer begreifen, wie die Poeten gerade auf diesen Stoff mit solcher Leidenschaft verfielen, wenn man nicht sähe, daß ihnen die ganze Zeit nichts anderes darbot. Selbst schaffen konnten die ehrlichen Handwerker nichts: wer hätte ihnen Kenntniß und Muße dazu gegeben? Sie mußten aufnehmen, was ihnen ihre Umgebung bot; ihre ganz nur empfangende, aufnehmende Kunst ist daher auf diesem Gebiete nur ein Spiegelbild, und oft ein häßliches Zerrbild der allgemeinen Volksbildung und der popularen geistlichen Literatur. Der erste Gebrauch der Buchdruckerei hat nichts in solcher Menge an den Tag gebracht, als Werke, die den finster abergläubischen und my-

534) Wagenseil de civ. Norib. comm. p. 543.

steriösen Hang des Zeitalters verriethen. Die Marienliteratur stand darunter obenan. Unter den Theologen hatten im 15. Jh. die alten Streitigkeiten über die Empfängniß mit der alten Bigotterie von Neuem begonnen. In der Predigt erschien ein Uebermaaß von Unsinn in dem Mariale von Bernardin von Busti, und so in den gelehrten lateinischen Schriften von dem Abt von Brodenberg († 1486), dem Karthäusermönch Dominicus (1470) und Anderen, darin Alles strotzte von hyperbolischen Beschreibungen, Deutungen, Gleichnissen und Geschichten der Jungfrau. Mit ihrer steigenden Verehrung in vermehrten Festen steigerte sich ihr poetischer Preis. Bis kurz vor Luther's Zeit setzte sich die Dichtung in dem alten Tone der überspannten Marienliebe fort[535]. Man suchte die alte Legende des Bruder Philipp hervor und übersetzte sie ins Niederdeutsche[536]. Der Kreuziger[537] des Johanniterritters Bruder Johannes' von Frankenstein in Wien (von 1300) ward am Ende des 15. Jhs. mehrmals gedruckt und wahrscheinlich auch ins Niederdeutsche (Lübeck 1482) übersetzt, wie damals fast mit allen Erbauungsbüchern in Prosa und Versen geschah. Der Unfug der Legendenlectüre kehrte im ganzen Umfange wieder: das älteste, wie ein Barlaam[538] oder der ungenähte Rock Christi (1512), der Brandan und die Historie des heiligen Bischoffs Gregorii auf dem Steine[539], ward neben das neueste, neben die Heiligen Rochus, Meinart und so viele andere gerückt, das Albernste zu dem Sinnigen, die Offenbarungen der h. Brigitte in Schweden († 1373) und des Methodius zu den Prophezeihungen des alten Testaments. Wir haben oben (S. 207) gesehen, daß im Anfang des 16. Jhs. ganze Reihen von älteren Legenden in volksthümlicher Kürzung erneut und von Köln aus verbreitet wurden. Die bekannte Legendensammlung Sommer-

---

535) Schiffart von dissem elenden jammerthal. Fr. 1515. u. A.
536) Kinderling im deutschen Mus. 1788. Oct.
537) S. Hoffmann's Handschriften zu Wien. 163 ff.
538) In Prosa aufgelöst; Augsb. bei Ant. Sorg. o. J.
539) Drucke des 16. Jhs. in Köln bei Chr. Everaerts.

und Wintertheil, welche die Leben der Heiligen nach dem Vorgang Jacobs von Voragine in zwei Theilen in Kalenderordnung erzählt und wohl schon im 14. Jh.[540]) existirte, ward mit unter den ersten Werken der Buchdruckerkunst ausgegeben und begierig gelesen. Die ersten Kinderbücher, von denen man unter uns weiß, machten auf eine leichte, einprägliche Weise die Jugend mit den Heiligen des Jahres und mit den Wetterregeln, die sich an ihre Tage knüpfen, bekannt; diese Bedeutung scheint wenigstens der Reimkalender Konrad's von Dangolsheim (1435) zu haben[541]). Diese Dinge gingen zum Theil in Volksbücher über, wie denn das Buch von der Kindheit Christi, über dessen Stoff sich Luther so ereiferte[542]), eine gemeinsame Quelle mit Bruder Philipps Gedicht hat. Das Volksbuch von Bruder Rausch[543]) reicht in dem niedersächsischen um 1500 gedruckten Texte in das 15. Jh. zurück und erinnert an die Zeiten, wo in Niederdeutschland die Verdorbenheit der Klöster durch eine Reformation abzustellen gesucht ward. Mit der Freude an dieser Legendenlectüre hängt dann aufs innigste die Neigung zum Verleugnen der äußern Welt, zum Absterben von allem Leiblichen zusammen, die von den Mystikern gepredigt worden war. Man druckte die Schriften des Nikolaus von Lyra (seine Psalmenauslegung Speyer 1504), des Niclas von Dinkelspühl, Otto von Passau (die 24 Alten, Augsb. 1480), Suso, Tauler und Thomas a Kempis. Der Baseler Karthäusermönch Ludwig Moser übersetzte um das Ende des 15. Jhs. eine ganze Reihe älterer ascetischer Schriften von Bonaventura, Bernhard, Augustin, Thomas von Aquino u. A. Alles was von Prosabüchern diesen Sinn fördern konnte, das Buch der Weisheit, die deutsche Bearbeitung der vitae patrum (der Ein-

540) Cod. Pal. 144 vom Jahr 1419.

541) Strobels Beitr. zu der Lit. u. der Literaturgesch. 1827. S. 107 ff.

542) In der Kirchenpostille üb. das Evang. am Sonntag nach dem Christtag.

543) Aus dem alten Drucke Straßb. 1515 von Wolff und Endlicher erneut. Abdruck in Scheible's Kloster Bd. 11. Ausgabe von O. Schade im Weimar. Jahrbuch 5, 357. Von dem niedersächsischen Druck ist ein einziges Ex. (in Berlin) erhalten. Der friar Rush ist auch in England im 16. Jh. eine wohlbekannte Figur.

fiedler), und so vieles Aehnliche füllt in den Jahrbüchern der ältesten Druckerei die breitesten Stellen. Beheim's größere Werke des ähnlichen Stils, von der Liebhabung Gottes (Cod. Pal. 351), von dem Fall der Engel, an den eine Geschichte von Maria und Jesu geknüpft ist (Cod. Pal. 375), von den sieben Todsünden u. dgl., die zwar nie gedruckt wurden, berühren sich mit prosaischen Büchern verwandten Inhalts; denn auch in diesen Gattungen löst sich Alles in Prosa auf. Jene Gebete von den sieben Leiden Christs, die früher von Hartwig vom Hage (von den sieben Tageszeiten)[544]) poetisch behandelt wurden, von den sieben Freuden Mariä, die noch Suchenwirt dichterisch bearbeitet hatte, erscheinen jetzt verändert und verkürzt in Prosa; seltener erhalten sich die ähnlichen Gegenstände noch in Reimen[545]). Desto häufiger sind die gedruckten prosaischen Paternoster, Beichtbücher, die sieben Bußpsalmen, die sieben Pforten, die sieben Leiden oder Freuden, das goldene Krongebet der Maria u. A. So sind die prosaischen Passionale sehr häufig, während kaum Ein poetisches mehr erscheint[546]). Manches überaus beliebte Buch dieser Art, wie Belial's Prozeß gegen Christus (Augsb. 1472) existirt nicht in Versen, und in den Drucken des Schachzabelspiels kehrte man zur Uebersetzung der lateinischen Prosa zurück. Eines der verbreitetsten Werke dieser Art, das sich gleichfalls aus Versen in Prosa auflöste, war der Spiegel menschlicher Behaltniß[547]) (speculum humanae salvationis), dieses typographisch merkwürdige Buch, das von Heinrich von Laufenberg (Domdekan in Freiburg, später im Johanniterkloster zu Straßburg)

544) Altd. Mus. 2, 265.

545) Siehe Bragur VI. 2. 144. Dann Bruns Beiträge ꝛc. S. 103. über das Bock van der Bedroeffnisse unde Herteleyde der hoggelovenden königinnen Marien; Lübeck 1498.

546) Das Leiden Jesu Christi unseres Erlösers. Augsb. 1515. Von Wolfgang von Män, einem Kaplan K. Maximilian's.

547) Ueber das Literarische siehe Engelhardt in der Einleitung zu seinem Ritter von Staufenberg, und Maßmann im Anzeiger für Kunde des deutschen Mittelalters von Freih. v. Aufseß 1832. Sp. 41—48. Zerstreutes bei Panzer, Bruns, Nyerup u. A.

1425 aus dem Lateinischen (in etwa 15000 Versen) übertragen ward. Diesem Buch zur Seite hat der fruchtbare Autor, der auch eine Sammlung von Predigten gemacht, eine Anzahl bekannter Volkslieder in geistliche umgedichtet, das regimen sanitatis bearbeitet hat, noch ein Buch der Figuren poetisch in mehr als 25000 Versen behandelt, das sich mit dem Inhalte des Spiegels des Heils berührt. Es enthält die ganze Folge der Geschichten des alten Testaments von der Schöpfung an, alle als Figuren und Symbole zu Ehren der h. Jungfrau betrachtet; und so ist auch der Spiegel des Heils eine Fortsetzung, Zusammenfassung und Erklärung der symbolischen Deutung der uralten, seit den Kirchenvätern auf Maria angewandten Bilder. Hinter jeder Erzählung aus dem Leben Maria's und Christi folgen drei Figuren, Ereignisse aus dem alten Testamente oder auch weltliche Geschichten als Vorbedeutungen der vorausgegangenen Erzählung aus dem neuen Testamente. Wie eingewurzelt mußte die Liebe für diese Vorbildungen, die auch alle geistlichen Schauspiele des 15. Jhs. durchziehen, in diesen Zeiten gewesen sein, da bekanntlich jene Deutung des Engels im 14. Kap. des Johannes auf Luther, die Stiefel aufbrachte, so lange hin unter den Reformatoren selbst noch Beifall fand. Der Spiegel der Behaltniß, gleich bei Erfindung der Druckkunst ungemein häufig gedruckt, wurde nachher in Prosa umgesetzt, und durch Zugabe von Evangelien, Legenden und Glossen oder durch Einschaltung des speculum St. Mariae ungemein erweitert. Das Buch war ganz für die Laien und auf große Ausbreitung berechnet, und berührt sich mit den Armenbibeln, die schon im Anfang des 15. Jhs., zuerst lateinisch, dann auch übersetzt erschienen: auszügliche Stellen und Geschichten der Testamente voll der alten Vorliebe für Maria. Man hob auch hier die Stellen von dem jüngsten Gerichte und von den Schrecknissen der Hölle heraus, mehr um zu schrecken als zu erbauen. Und wie sehr eben auf diesen Zweck damals alle Predigt abzielte, davon sind die früher schon erwähnten Predigtmärchen aus diesen Zeiten das sprechendste Zeugniß. Massen von solchen Erbauungsbüchern, die zur

Tugend mit der Furcht vor der Hölle anhielten, hatten sich, wie man aus Joh. Busch's Buche von der Reformation der sächsischen Klöster (1473) weiß, in der Laienwelt ohne Widerspruch der Geistlichen verbreitet. Je schärfer man aber auf der Einen Seite diese Einschreckungsmittel anwandte, desto greller war dann wieder der Rückfall von der Strenge des Weltrichters zu der freundlichen Mittlerin Maria. Eine Reihe von Verbrüderungen machte aus dem gedankenlosen Mariendienste, aus dem Plärren ihres Ave ein förmliches Geschäft. Im Jahre 1474, als Herzog Karl von Burgund die Stadt Neuß belagerte, stiftete der Dominicaner Jakob Sprenger, um die gleiche Gefahr von Köln abzuhalten und mit dem erwünschtesten Erfolge, den berühmten Rosenkranzorden, dessen Mitglieder sich zu nichts als zu einigen Geldbeiträgen und zum Hersagen einer Zahl von Ave's und Paternosters verpflichteten; in ihren Ordnungen hieß es geradezu: daß der Mensch allezeit auf die Worte seiner Gebete Acht habe oder daß sein Herz immer in wirklicher Andacht stehe, sei gar nicht nothwendig. Ungefähr gleichzeitig erneute sich damals die Brüderschaft der St. Ursula, deren Angehörige jährlich zu Ehren der 11000 Jungfrauen 11000 Vaterunser und Ave Maria beten mußten. Anderswo wurden zu Gottes und seiner Mutter Lobe Ritterorden gestiftet, und noch zu Luther's Zeiten entstand die Secte der Kreuzträger. Ein Sixtus Buchsbaum, der 1500 einen „Psalter unser lieben Frauen" in Augsburg drucken ließ (in Herzog Ernstes Weise zu singen) verspricht jedem, der ihn bete, daß er in Maria's Brüderschaft gezählt werde, das wolle sie gegen Gott vertreten. Noch in der Reformationszeit wurde Bonaventura's Marienpsalter übersetzt, worin was von Gott ausgesagt war auf Maria übertragen ist. So war denn das geistliche Lied fast ausschließlich der Mutter Gottes gewidmet; und Luther sagte, daß sie weit schöneren Gesang damals gehabt und mehr, denn ihr Kind Jesus. „Vom Herrn Christo, sagte Nicol. Hermann, wußte Niemand zu singen oder zu sagen; er ward für einen gestrengen Richter, bei dem man sich keiner Gnade, sondern eitel Zorn und Strafe zu versehen, gehalten

und ausgegeben. Darum mußte man die Jungfrau Maria und die lieben Heiligen zu Vorbittern haben." Der Fürst Georg von Anhalt meinte, es wäre kein Wunder gewesen, wenn Gott die Singer dieser abgöttischen Lieder mit Feuer, Donner und Blitz zwanzig Ellen tief in die Erde, ja in den Abgrund der Hölle hineingeschlagen hätte. Diese bequeme Frömmigkeit hat ein Großes dazu beigetragen, den Eifer der Reformatoren wachzurufen, die mit Recht zürnten, daß alle Andacht zur Formel geworden war, daß man die Maria als Heilandin einschob, daß man fastete und mummelte und die Rosenkränze und den Mantel Mariä und die Heiligengebete hersagte, da man doch nicht viel plappern sollte, wie die Heiden. Und wie gegen die Erbauungsschriften dieser Gattung, so kehrte sich auch gegen die eng damit verknüpften Spitzfindigkeiten scholastischer Streitfragen der erste Eifer Luthers, der nach der Religion suchte, die den Kern der Nuß, das Mark des Waizens trug, und daher gegen Sophistereien und Scotistereien der Theologen schon in seinem vorreformatorischen Wirken ankämpfte, noch ehe das verhängnißvolle Ablaßreimchen gepredigt ward. Auch die Poesie weiß von dem berüchtigten Streite der Dominicaner über die unbefleckte Empfängniß der Maria[548]), der bekanntlich gegen Wigand und Vincenz die Tritheim, Johann von Gauda, Rutger Sicamber, Philipp Alberti von Russia, Theodor Gresemund u. A. in die Waffen rief; der Scandal, der in Bern (1507) dadurch veranlaßt ward, ward von den Gegnern der Dominicaner in großem Triumphe benutzt, beschrieben, ausgebreitet und dabei zum erstenmale die Marienlieder zum Gespötte gemacht. Es diente den Reformatoren vortrefflich, daß man schon in dem berühmten Buche der Natur[549]), einer Uebersetzung des Werkes de natura rerum von Thomas von Cantimpré, von Konrad von Megenberg (1349), das

548) Johann von Soest dichtete über diesen Gegenstand 1502.

549) Ed. Fr. Pfeiffer. Stuttg. 1861. Der Uebersetzer hatte zuvor auch schon die sphaera mundi von Joh. von Sacro Bosco (Holywood) übersetzt. Vgl. Diemer in den Sitz. Berichten der Wiener Akademie 7, 74.

1475 gedruckt erschien, die Maria mit dem Monde verglichen hatte; weil sie die Mittlerin zwischen uns und Gott ist, so lag die Vergleichung mit dem nächsten Sterne nicht weit; man beschuldigte aber hernach die Verehrer, daß sie die Jungfrau wie die Alten die Diana angebetet hätten.

Mit der schlaffen Frömmigkeit des Mariendienstes und mit dem Gegensatze der finsteren Einschreckungssysteme, was Beides durch Ueberspannung und Mißbrauch die Erschütterung dieser ganzen Denkweisen herbeiführte, hing der dunkle Aberglaube zusammen, der die ganzen Volksmassen um diese Zeiten durchdrang. Alle die vielerlei bigotten Einschüchterungsbücher wurden von Weibern und Männern dazu benutzt, daß man sie unter den Altardecken barg, die Messe darüber lesen ließ und dann sie zu Zaubereien und Wahrsagereien gebrauchte. Jahrhunderte lang hatten sich nun die Völker mit den Vorbedeutungen und Weissagungen des alten Testaments, mit den Gedichten vom Antichrist, von den Sibyllenweissagungen, von den Zeichen des jüngsten Gerichtes gequält. Und in düsteren Zeiten, wie diese, wo Alles in einem wüsten wirren Bestreben durcheinander wühlte, konnten sich diese gewohnten Vorstellungen leicht zu dem Fanatismus steigern, mit dem dann selbst reformistische Prediger und sonst ganz verständige Männer aus den biblischen Prophezeihungen den Tag und die Stunde berechneten und mit ihrer Gemeinde versammelt erwarteten, an denen der Weltuntergang erfolgen sollte. Nachdem man jetzt diese sibyllinischen und prophetischen Bücher wieder im Drucke vermehrt verbreitete, die Wirklichkeit des Teufels und seine Verfolgung der Menschen predigte, und die Strafen der Verdammten zur Einschreckung aller Sünder im Bild und in der Schrift mit den scheußlichsten Farben malte, so mochten es wohl hernach alle gesunden Köpfe und Herzen wie eine Erlösung empfinden, als die Reformatoren, was schon Wiclef gelehrt, wieder lehrten: das Reich der Finsterniß sei Rom, der Antichrist sei der Pabst, und mit der Vernichtung seiner Macht durch Luther seien die schreckenden Weissagungen auf einmal alle zum fröhlichen Ausgang vollendet.

volle Bedeutungen zu suchen, die lächerlichsten Spielereien, mit dem andächtigsten Eifer zu verfolgen. So kam man dahin, daß die erschwertesten Maße und die gehäuftesten Reime das Bewundertste wurden, daß man als ein Meisterwerk der Dichtung die möglichst reimüberladenen Töne ansah[551]). Daher sind in Wagenseil's Tonverzeichniß die Töne von sieben bis acht Reimen sehr selten, die 20reimigen viel häufiger und man steigerte die Reimzahl der Töne bis zu 120 und mehr. So hören wir also hier die spitzfindigsten Gegenstände in der barbarischsten Sprache, in der überkünsteltsten Form behandelt, die uns unter der gewandtesten Darstellung der feinen höfischen Dichter schon anwiderte. Und selbst als hernach die Bibel bis zu dem Maße der Nüchternheit im Meistergesang erschien, daß man die dürrsten Genealogien hinreimte, selbst dann, wo man dem schmucklosen Vortrage der Bibel möglichst treu zu bleiben suchte, steht der gezwungene Gesang, der selten einmal den fromm vergnüglichen Charakter des ehrbaren Poeten durch die steife Hülle erkennen läßt, unendlich weit unter den alten Reimchroniken oder Evangelienharmonien, die den gleichen Stoff behandelten.

Aber vielleicht thun wir auch Unrecht, diese Gesänge überhaupt von poetischer Seite zu betrachten. Für die Geschichte genügt es gezeigt zu haben, daß die dichterischen Texte derselben den äußersten Verfall der alten Dichtung bezeichnen. Diese Gesänge waren nicht für die Oeffentlichkeit, geschweige für die Unsterblichkeit berechnet;

---

551) Folgendes ist z. B. Beheim's hohe goldne Weise:

Kung—her der hersten mersten reiche,
ich Mich—el Pehen flehen wol sol dich,
pis mein ein tichtens richtens—helffer,
hüng—rein, mein tugend mugend—leiche
dir zir treist, deinen reinen geist leist mir
dis dein' clein' schnöden plöden—welffer
Gelffer tumen, umen—leucht feucht, heile
du nu lib mynne, synne gib, schib zu,
mis, meng, spreng under, sunder meile.

sie sind auch immer ungedruckt in ihrem Dunkel begraben geblieben und die Geschichte selbst wird wohl thun, sie ihrer Masse nach da ruhen zu lassen. Den Meistergesang vollständig zu charakterisiren wäre unstreitig die Sache des Geschichtschreibers der Musik, wenn uns überall die Musik dazu erhalten wäre. Die Meistersänger ließen sich in der Zeit, wo sie eigentliche Singschulen errichtet hatten, nicht anders als singend hören; die längst fortgepflanzte, die Ulmer Singschule ging (erst 1839) in eine Liedertafel über. Bei ihren Gesängen war wie auch bei den französischen und niederländischen Rhetorikern[552]) das Höchste die Erfindung eines neuen Tons; bei ihren Tönen aber war die Melodie die Hauptsache. Auf den Text kam wenig an; denselben Text in anderen Tönen wiederzubringen war erlaubt; nur in der Melodie waren sie erfinderisch; sie durfte nicht in den Ton anderer Meister eingreifen, so weit sich vier Silben erstrecken, Melodie und Blumen sollten ganz neu erfunden sein. Und so ward bei der Prüfung solcher neuer Töne auf den musikalischen Vortrag sehr viel Werth gelegt; dreimal singt der Meister mit verändertem Tone und darf, wo er Alters wegen eine matte Stimme hat, einen anderen für den Vortrag wählen. Wird nun gefunden, daß die Melodie in keinen anderen Ton um vier Silben eingreift, dann wird er anerkannt, und der Vater läßt ihn taufen und bittet die Gevattern dazu. Den Gedanken, die Bibel zu reimen, die große Hauptarbeit des Meistergesanges nach der Reformation, gab nichts Anderes an die Hand, als der Wunsch, dem Singlustigen die Bibel gesangsweise zu übergeben[553]). Auch der Minnegesang war eben so nothwendig mit Musik verbunden; und zeigt der Meistergesang auch hierin den letzten Ausgang unserer alten Lyrik an, so steht er zugleich als der entfernteste Anfang der Singspiele

552) Ueber den ganz ähnlichen Verhalt der Dinge in den puis de palinods und den Kammern der Rederyker unter den Franzosen und Niederländern siehe F. Wolf über die Lais. 1841. p. 137 ff.

553) So heißt es ausdrücklich in Cod. Pal. 110, einer Bibel in auszüglichen Reimsprüchen.

und Oratorien da, welche die nächsten Jahrhunderte pflegten. Dem einfacheren Gesang des volksthümlichen Kirchenliedes gegenüber waren die Meistergesänge zu Prachtstücken und künstlerischer Aufführung berechnet. Wie uns ferner bei dem Minnegesang sein Verhältniß zu der sittlichen Bildung des Volkes weit bedeutender schien, als zu ihrer ästhetischen, so auch beim Meistergesang. Wir hatten dort gefunden, daß die Rohheit und Gewaltthat der Ritterschaft zu brechen, der gemüthvolle Gesang mit wunderbarer Gewalt mitwirkte. In diesem 15. und 16. Jh. gährte es in allen unteren Ständen; ein Rennen und Treiben nach Ansehn, Erwerb und Geltung ergriff auch den Geringen, und wir haben es durch so viele Sittenrichter so langeher erfahren und werden es wieder und wieder hören müssen, wie Misgunst, Anfeindung und Verfolgung unter den Ständen und unter den verschiedenen Handwerkern die bürgerliche Gesellschaft damals entstellte. Bei all der Heftigkeit des Zunftneides, bei all der Derbheit dieses Schlags von Menschen setzt es welch eine Tüchtigkeit, welch eine gute Natur voraus, daß man sich wieder in die Gesammtzunft der Sänger vereinte und verschloß, daß man ein gemeinsames Band um die Bürgerschaft zog, sie zu einer rührenden Hingebung für einen Zweck stimmte, den kein Eigennutz berührte, der von Gemeinheit und Niedrigkeit fern hielt, und nur Freundschaft und gutes Vertrauen begründen konnte. Wenn auch immer die Masse der Gewerbsleute nach vollendetem Geschäfte dem Bierhause nachging, so war es in einer Zeit, wo die physischen Laster ohnehin so ungeheuer im Schwunge waren, desto heilsamer, daß wenigstens eine Anzahl von wackeren Meistern ihre Feierstunden und Feiertage zu etwas Würdigerem anwendeten, die alte Kunst der Höfe in ihren Kreis herabnahmen und ihr Theilnehmer zu erhalten suchten; hatte doch Hans Sachs die holdselige Kunst so in Aufnahme gebracht, daß um ihn drittehalbhundert Meister in Nürnberg waren. Die nun saßen nach der Last ihrer Tagesarbeit hin und dichteten ihre Lieder, sannen über neuen Tönen und übten die alten, schrieben Alles in große Bücher zusammen, und

freuten sich, für ihre Nachkommen zu bewahren, was sie von ihren Vorfahren mit Liebe und Dankbarkeit überkommen hatten. Die Würde der Sitte und die Uneigennützigkeit dieser Meister entschädigt für ihre steife Kunst. Bisher hatte sich die Poesie an den Höfen herumgebettelt, und selbst in ihrer blühendsten Zeit den parasitischen Ton gegen Mäcene und Gönner nicht abgelegt, aber der Meistergesang ist auch darin die Grundlage unserer neueren unabhängigen Dichtung, daß er lehrte, wie in der herzlichen Uebung eines schönen Geschäftes auch bei geringerem Erfolge eine Seligkeit an sich ist, die des Lohnes nicht weiter bedarf. Mit welcher Selbstverleugnung gaben sich die guten Meister dazu her, ihre Lehrlinge und Schüler ohne allen Entgelt in den schweren Tönen zu unterrichten, sich Ruhe und Schlaf abzubrechen, um Muße zu behalten, ihrer theuren Kunst neue Pfleger sogar zu werben und zu erziehen, da ja der Tag ihre Berufsarbeit hinnahm. Und mit welcher Liebe hing dann der Schüler an dem Lehrer! Wie erfüllt von seiner Kunst schrieb ein Schüler Hans Sachsens, Georg Hager, in seinem 82ten Jahre, daß er seine Söhne zum Gesange angehalten habe, der Kunst zu Ehren und Gott zum Lobe, und daß er hoffe, sie werden darauf halten und einst mit ihm in der ewigen Seligkeit singen. Und welche rührende Ehrfurcht gegen seinen Meister spricht nicht aus jeder Zeile Puschmann's, eines anderen Schülers von Hans Sachs, und vorzugsweise aus seinem bekannten Gedichte, wo er im Traum den ehrwürdigen Greis im Garten findet, wo im Lusthäuslein, im marmorgepflasterten und ausgezierten Saale, am runden grüngedeckten Tische der Alte saß, grau und weiß, wie eine Taube, mit großem Barte und lesend in einem schönen Buche, das mit Gold beschlagen war und auf einem Pulte vor ihm lag, um ihn her auf Bänken viel große Bücher aufgeschlagen, — und wenn Jemand kam und ihn von fern grüßte, den sah er an, sagte nichts, sondern neigte mit Schweigen sein Haupt schwach gegen ihn, denn seine Rede und Gehör begann ihm abzugehen.

Daß die Frömmigkeit und gesunde Tüchtigkeit dieses Geschlechts

in der neuen evangelischen Lehre den Hauptstoff für ihre ferneren Gesänge fand, nichts war natürlicher als dies. Die Gelehrsamkeit ging ohnehin unter ihnen aus, je seltener die Uebung der Dichtung in dem alten Geschmacke außerhalb ihres Kreises geübt ward; ihr gesunder Sinn ließ sie bald mit größerem Wohlgefallen auf den einfachen biblischen Geschichten haften. Und in dem ersten heiligen Eifer begreift es sich wohl, daß man die weltlichen Gegenstände, die man in meisterlicher Kunstform vorher und nachher doch immer nebenbei dichtete, zeitweilig hintansetzte und aus dem Hauptsingen für immer verbannte. Die evangelische Lehre ward der Mittelpunct ihres Gesanges. Bei ihren Hauptsingen saßen die Merker oder Sangsrichter in dem verhängten Gemerke am Tisch vor einem Pulte, und der älteste hatte Luther's Bibel auf dem Pulte vor sich, schlug die von dem Sänger behandelte Stelle auf, und gab fleißig Acht, ob das Lied sowohl mit dem Inhalte der Schrift als auch mit Luther's reiner Sprache übereinkomme[554]). In Puschmann's Manuscript, wo er als falsche Meinungen alle abergläubigen, schwärmerischen Menschenlehren bezeichnet, entschlüpfte ihm noch das Wort papistisch[555]). Die Verhältnisse des Meistergesanges zur Reformation haben unstreitig dem bekannten Spruche von dem Ursprung der Kunst unter Otto dem Großen[556]), zu dessen Zeit die zwölf ersten Meister, weil sie das lästerliche Leben der Geistlichkeit gegeißelt, gleich apostolischen Märtyrern als Ketzer verfolgt werden, dann aber bei Kaiser und Pabst zu Ehren gekommen sein sollten, erst die Gestalt gegeben in der er erhalten ist; in einem älteren Gesange des 14. Jhs.[557]) findet sich, daß die damaligen Meister die mythischen Anfänge ihrer Kunst auf Heinrich I zurückführten. Wenn Wagenseil die Reformation als die Herstellerin der Kunst ansah, weil er von einem anderen als biblischen Stoffe

554) Wagenseil a. a. O. S. 544.
555) Samml. f. altd. Lit. u. Kunst S. 183.
556) Bei Wagenseil S. 504.
557) Bei Bartsch l. l. N. 66.

kaum mehr etwas wußte, sie in den Zeiten also, wo die Lectüre der Bibel verboten war, in nothwendigem Verfalle denken mußte, und ihren Hauptnutzen demgemäß auch darein setzte, daß durch sie die Ehre Gottes und der emsige Fleiß, die heilige Schrift zu lesen, vermehrt ward, so müssen wir dieser Ansicht beistimmen. Denn durch die Reformation kam ein neues Leben in diese Kunst mit ihren neuen Gesängen. Sie half den Schulen erst dazu, den Charakter anzunehmen, mit dem wir sie in einem Verhältnisse zu unserer neuen kirchlich-musikalischen Kunst sehen dürfen, und ohne dieses würden wir diese Vereine der Meister als solche poetische Akademien und Singgesellschaften ansehen müssen, wie sie in den romanischen Landen den Ausgang der alten Kunst bezeichnen, von denen sie jetzt wesentlich unterschieden sind. Den Meistergesang zugleich als das Ende einer alten und den Anfang einer neuen Kunstbestrebung anzusehen, mag widersprechend scheinen, es hat aber seine Rechtfertigung in sich selbst, denn im Gange der menschlichen Dinge laufen Anfänge und Enden überall in einander über. Die Musik ist die Vorläuferin der Dichtung überall; Lied, Epos und Schauspiel beginnt unter dem Vorherrschen oder der nothwendigen Begleitung von Musik. Ehe unsere neueren großen Dichter waren, waren die Häupter unserer Tonkunst. Und so war auch in Nürnberg, ehe dort die Meisterschule entstand, der Organist von St. Sebald, Konrad Baumann († 1473), der blindgeboren die umfangreichsten Gattungen der kirchlichen und weltlichen Musik auswendig wußte und im Spiele aller Instrumente erfahren war, ein weitberühmter Musicus, der Italien durch sein Orgelspiel entzückte und von Kaiser und Fürsten ausgezeichnet war. Um eben diese folgereiche Zeit der Mitte des 15. Jhs. begann in Deutschland auch schon, gleichzeitig wenn nicht früher als in Belgien, die Wirksamkeit der berühmten Vocalisten H. Finck und H. Isaac, welcher letztere am florentiner Hofe Kapellmeister war lange bevor Josquin als ein unbekannter Sänger in die päbstliche Kapelle trat. Daß der Gesang in Deutschland schon im 14. Jh. einen lebhaften Aufschwung ge-

nommen hatte, dafür hat man die Zeugnisse der Zeitbücher; daß in dem Strophen- und Melodienbau das volksthümlich einfache und gelehrt complicirte Prinzip von da an mit einander stritt, bewährt das Locheimer Gesangbuch, dessen thematisch ausgeführte Compositionen schon in der ersten Hälfte des 15. Jhs. eine heimische deutsche Tonkunstschule ausweisen, noch ehe die italienischen Canzonen, Villanellen und Madrigale und die Werke der belgischen Meister herüberwirkten. Ohne etwas Näheres über das Verhältniß des musikalischen Theils des Meistergesanges zu diesen Bewegungen innerhalb der deutschen Tonkunst zu wissen, ist ein Schlußurtheil eigentlich nicht zu fällen. Obwohl es wahrscheinlich ist, daß zwischen ihrer musikalischen und poetischen Technik ein genauestes Verhältniß wird bestanden haben. Die altdeutsche Dichtung war in ihrem epischen Theile — der großen Masse nach — wesentlich in der Materie befangen; die Lyrik dagegen begünstigte von Anfang an das formale Prinzip, und diese Bevorzugung ward im Laufe der Zeiten zur Alleinbeachtung getrieben. In den musikalischen Schöpfungen der Meistersänger herrschte eben dieses Prinzip ohne Zweifel ganz allein vor. Ein inneres Band zwischen Text und Melodie war gewiß noch viel weniger vorhanden als zwischen Stoff und Strophenform. Der ängstlich bildende Fleiß der Meistersänger ging ganz nur auf die formalen Dinge. Grade in der äußersten Ueberspannung dieser Richtung glauben wir den Uebergang in eine neue Kunstweise angedeutet. Die ganze neuere Dichtung charakterisirt mehr das Bestreben nach einer kunstgerechten Form, oder nach jenem Verhältnisse zwischen Stoff und Form, das wir bei den besten deutschen Gedichten des Mittelalters mangelnd fanden, das in dem strophischen Meistergesang bis in das äußerste seines Gegentheils verzerrt ist. Diesen Mangel aufzudecken, war nichts geeigneter, als die schwachen Versuche zu einer Poetik, welche die Meistersänger zu eben der Zeit machten, als man überall anfing, zu den wenigen aber weiten Urformen der antiken Dichtung zurückzukehren, wo einfache in naturgemäße Formen gebundene Gattungen, das Schauspiel, die

äsopische Fabel, die lucianische Satire zum erstenmal Eingang in Deutschland fanden. Die Tabulaturen der Meistersänger (eine höchst bezeichnende, von den Anweisungen zum Instrumentenspiel entnommene Benennung,) stellen eine solche nothwendig mangelhafte Poetik dar, deren Schwäche gegen die antike sogleich erkannt wurde, indem die Meistersänger besonders darum mit ihren Gesetzen so geheim thaten, weil sie von jedem in der neuen Poesie und Musik Bewanderten, der sich darnach erkundigte, voraussetzten, er thue es um sie zu verspotten, und weil wirklich die neuen gelehrten Verskünstler jene alte Kunst tief unter sich sahen. Wir wollen die Gesetze dieser Tabulaturen hier nicht wiederholen, die aus den Originalwerken von Puschmann und Wagenseil so oft ausgezogen und mitgetheilt sind [558]), und nur im Vorbeigehen darauf aufmerksam machen, daß man selbst innerhalb dieser Formalitäten den steigenden Verfall beobachten muß. Puschmann legt ausdrücklich die Nürnberger Tabulatur als Muster zu Grunde, in welcher die Hauptgesetze von den später entstandenen sogenannten Schärfstrafen geschieden sind. Jene ursprünglichen, vornehmeren Regeln bezogen sich doch noch vielfach auf Reinheit der Sprache und klebten nicht ganz an dem Aeußerlichsten. Mit der Zeit aber fand man, scheint es, selbst das zu beschwerlich, auf die „falschen Meinungen" und die Grammatik des lutherischen Bibeltextes zu achten. Man fing an, diese allgemeineren Gesetze zu vernachlässigen und behielt nur die Schärfstrafen, die ursprünglich zur Erschwerung angenommen waren, „wenn man zum vierten male um eine Gabe gleichen sollte, daß man fleißige Singer im Vergleichen von einander bringen konnte," und die sich natürlich auf noch größere Kleinigkeiten bezogen, über denen dann später diese Scharfsinger die alten Hauptregeln ganz vergaßen, um desto leichter aus guten kurzen Texten lange und weitläufige Lieder dichten zu können. Um bei der stets mehr verfallenden Kunst und entarteten Regel

558) Von Büsching in der schon citirten Sammlung für altd. Lit. und Kunst; von Häßlein in Bragur 3. u. f.,

die Ursprünglichkeit beider ins Gedächtniß zurückzurufen, schrieb dann der Breslauer Schuster Adam Puschmann (aus Görlitz 1532—1600) seinen gründlichen Bericht des deutschen Meistergesanges (1571), und wünschte, daß man der Kunst einerlei Tabulatur zu Grunde legte, wie die Alten einerlei Prosodie. Hier erklärt er auch ausdrücklich, daß diese Gedichte in der alten deutschen Singkunst von adligen Leuten auch eine deutsche Poeterei genannt würden, wie denn der mehrere Theil der Regeln derselben auch mit den Regeln der Prosodie übereintreffe. Und sein Versuch, die deutsche Prosodie im Zusammenhang darzustellen, fiel nicht weit von der Periode, wo Weckherlin aufstand und das Signal zu der Aufnahme der alten lyrischen Formen gab. Das geschah denn freilich in Zeiten, wo man langehin mit diesen neuen Formen auch Alles zu haben glaubte, und wo man nach dem Beispiele der Franzosen anfing, alle Dichtungsgattungen, Epen, Satiren, Episteln und Dramen um die Wette zu machen nach gegebenen Regeln. Da war es denn gut, daß sich neben dem Meistergesange seit dem 14. Jh. eine ganz gegensätzliche Art von lyrischer Kunst geltend gemacht hatte, in der das formale Prinzip, poetisch und musikalisch, zu einer möglichst untergeordneten Bedeutung herabgedrückt war. In dem Volksgesange erst sind die eigentlichen Anfänge einer ganz neuen Zeit zu erkennen.

VII.

Aufnahme der volksthümlichen Dichtung.

1. Volksgesang.

Alles Einzelne, was wir in dem letzten Abschnitte betrachteten, führte uns allmählich aus den oberen Regionen der Hof- und Ritterwelt herab unter Handwerker und Leute der niederen Klassen des Volks. Wir sahen dabei meist nur den Verfall der alten Kunst: jetzt wollen wir das Aufkommen der neuen verfolgen, indem wir uns mehr unter die unteren Stände selber mischen die wir bisher nur aus der Ferne sahen, und umgekehrt die höhere Gesellschaft aus den Augen verlieren die uns bisher noch festhielt. Wie wir früher von der Dichtung des Volks zu der der Geistlichen und dann der Ritterschaft vorgingen, so kehren wir jetzt von der höfischen Poesie zu der bürgerlichen und volksmäßigen Dichtung zurück; und die Zeiten vor der ritterlichen Kunst tragen vielfache Kennzeichen mit diesen Zeiten nach derselben gemeinschaftlich. Wie damals das innere Deutschland durch die Völkerwanderung und die Kämpfe mit dem alten Rom auf Jahrhunderte erschöpft war, so in den Jahrhunderten vor der Reformation durch die Züge nach Italien und die Kämpfe mit dem neuen Rom. Es geschah daher, sahen wir, innerhalb des Reiches nichts, was des epischen Gesanges werth gewesen wäre. Nur an den Grenzen blieben damals wie jetzt die Thaten zu Hause. Das alte Volksepos stellte gleichsam den Untergang der Heldenzeit und das Aufleben der Ritterwelt dar;

die schweizerischen und dithmarsischen Kampflieder bezeichnen jetzt ebenso den Untergang der Ritterwelt und das Emporkommen der untern Stände. Was wir damals aus der Völkerwanderung für Deutschland Wohlthätiges werden sahen, war die Einführung des Christenthums. Jetzt aber ward das entstellte papistische Christenthum erschüttert und gestürzt, und jene Einführung wie diese Reinigung der christlichen Lehre geschah auf eine gleich volksthümliche Weise. Damals sympathisirten die Geistlichen vielfach mit dem Volke, und jetzt die Bürger vielfach mit den neuen Geistlichen, die wieder in weltliche Gemeinschaft mit ihnen traten, wie vor der Einführung des Cölibats. Das universale Christenthum verdrängte damals die verschiedenen heidnischen Dienste in Deutschland, jetzt aber drängte das besondere Bedürfniß der kräftigeren und gesünderen Stämme und Klassen die allgemeine, die katholische Kirche hinweg. Das Universalreich Karl's des Großen, mit dieser universalen Kirche Hand in Hand, gestützt auf die Massen der kräftigsten deutschen Stämme, in glorreichem Ansehen gegen die heidnische Welt im Osten und Süden konnte im Religiösen und Politischen seines Sieges auch über so tüchtige Stämme wie die Sachsen sicher sein; das Universalreich Karl's V aber, mit der katholischen Kirche vielfach zerfallen, mit der protestantischen im Kampfe, gestützt blos auf die verschiedenartigsten Theile seiner ungeheuren Besitzungen, dazu in vielfach zweifelhaftem Kampf mit den Türken, dieses Reich ward, was das innere Deutschland angeht, im Religiösen und Politischen von eben den Gegenden aus umgeworfen, welche einst den Kampf gegen Karl den Großen erfolglos versucht. An den Höfen von Oesterreich und Baiern suchte man damals die Ritterwelt und ihre Bildung wieder so zu beleben, wie an Karl's des Großen Hofe die alte Welt, und die spielend steife, poetisch-prosaische Art, wie dies geschieht, sieht sich sehr einander ähnlich; dabei pflegt man beidemale nebenbei dort das Antike, hier das Altdeutsche. Die gleichzeitige Aufnahme der beiden, volksthümlichen und antiken, Bildungselemente gemahnt uns namentlich in der Ottonenzeit schon als ein Vorbild der

geistigen Bewegungen zur Reformationszeit; und jetzt erinnern uns diese um so lebhafter an die damaligen Erscheinungen zurück. Wie zu Otto's Zeiten die handwerkskundigen Mönche in ihren Klöstern die Bibel reimten, dem Volkslied entgegenwirkten und die geschichtlichen Lieder pflegten, so geschah es auch jetzt, daß umgekehrt die schriftkundigen Handwerker, wie in klösterliche Abgeschlossenheit zurückgezogen, ebenso die Bibel paraphrasirten, ebenso das Gassenlied verfolgten, ebenso die öffentlichen Zustände geißelten, ebenso historische Lieder, Sagen und Romanzen verfertigten.

Es war eine wunderbare Zeit, in der jetzt unsere Literatur einen neuen Aufflug nehmen sollte. Wie in früheren Jahrhunderten so manchesmal, so griffen auch jetzt wieder Kriegsstand und idyllischer Friede in einander über und neben mannichfacher äußerer Thätigkeit war die Nation doch in ihrem Gesammtstande von einer gründlichen inneren Versenkung ergriffen und zwar bis in ihre untersten Klassen hinab. Welche ungeheure Bewegungen gingen damals in der Welt vor, die wir in Deutschland vorübergehen ließen, ohne lebhaften äußeren Antheil daran zu nehmen, nicht ohne den wesentlichsten inneren Nutzen davon zu ziehen. So hatten wir zur Zeit der ritterlichen Dichtung den Kreuzzügen mehr als ruhige Beobachter zugesehen: aber wenn wir recht bemerkten, so gaben sie den Walther und Freidank den ersten Anstoß zu jenen praktischen Lehrgedichten voll Lebenskenntniß. welche seitdem sich in immer weiterem Umfange fortbildend der Mittelpunct der nationalen Dichtung und ein Hauptmittel zur Sittenverbesserung des Volkes wurden. Nicht anders hatte damals unter der Gefährdung des heiligen Grabes die Widersetzlichkeit gegen Kirche und Pabst begonnen, als sie jetzt unter der Türkengefahr wieder aufgenommen ward. Sorglos sah man den Fortschritten der Türken zu, sorglos ließ man ungeheure Massen von Ländern als Bollwerk gegen sie im Südosten in Ein Reich zusammenfallen, während im heiligen römischen Reiche Alles bis ins Unzählige zertheilt und zwiespältig war. Wie zuletzt Karl V, nachdem ihm in Spanien, Italien und

den Niederlanden sein Unternehmen gelungen war, mit Deutschlands Unterwerfung sein Werk zu krönen dachte, war es nicht die Einigkeit und Macht der Fürsten oder die Waffen der Reichsstädte die seine Plane vereitelten, sondern die neuen Begriffe von Regierung und Regierten, die durch die Reformation in Fürst und Volk aufgekommen waren, und die öffentliche Meinung. Man verschmerzte den Fall des griechischen Reichs, und arbeitete unterdessen mit Eifer und Wärme, das klassische Alterthum zu erneuen, die lateinische Sprache, die alte Literatur und Humanität ins Leben zu rufen. Amerika ward entdeckt, Alles wandte seine Thätigkeit nach Westen, was damals rüstig war: indessen bildeten wir die Buchdruckerkunst aus und sicherten uns die geistigen Schätze der alten Welt, ohne zu viel Gierde nach dem Golde der neuen. Und da Alles in materieller Betriebsamkeit unruhig und thätig war in den Aussichten, welche die Entdeckung dieser neuen Erdräume für Erwerb und Gewinn eröffnete, sorgten wir in frommer Angst um den Untergang der alten Erdhälfte selbst. Der gestörte Handel im Osten und der aufblühende im Westen traf Deutschland weder mit zu plötzlichem Verluste noch mit zu plötzlichem Vortheil: Nürnberg, Augsburg und andere mittlere Städte waren getheilt zwischen Nord und Süd, zwischen Ost und West; die Quelle, die sich hier verstopfte, öffnete sich dort, und Nürnberg hatte seinen Reichthum, wie Rosenblüt rühmt, im 15. Jh. aus Völkern von siebenerlei Sprachen, von Ungarn, Slaven, Türken, Arabern, Franzosen, Engländern und Niederdeutschen. Und diese Bürger, deren Palläste die Wohnungen der schottischen Könige übertrafen, diese Gemeinden, von denen es eine große Zahl an Reichthum mit den weltberühmten italischen Städten aufnahm, in welcher bescheidenen Dunkelheit blieben sie nicht! Wie edel wandte Nürnberg seine Einkünfte auf Kranken- und Armenhäuser, wie großmüthig gebrauchten sich die Fugger ihrer Reichthümer, und die Peutinger und Pirkheimer ihres Ansehens! Wie unendlich verpflichtet sind wir diesen Städtern für das Gedeihen der Reformation; denn ihr gesunder Verstand, so über-

laden er kurz zuvor mit scholastischen Spitzfindigkeiten war, griff mit um so größerer Liebe nach den neuen Lehren Luther's und nach der neu gebotenen Schrift, und selbst die Heftigkeit und Leidenschaftlichkeit, mit der die Kirchenverbesserung zum Theile bei ihnen eingeführt ward, schadete der Gründlichkeit der Einführung im Ganzen selten. Dieser tüchtige Schlag von Menschen! Sie ließen sich vom Priester und vom Versmacher in Predigt und Gedicht ihrer Habsucht und ihres Geizes aufs unmäßigste anklagen, und die Sittenprediger eiferten gegen das Ueberheben der unteren Klassen und geben uns einen Zustand der Gesellschaft an, wie in Sodom und Gomorrha; und doch rühmt Machiavelli in derselben Zeit, daß diese Republiken reich waren als Gemeinden, im Privatleben aber ihre Bürger arm lebten, unbekümmert um das was sie entbehrten, und nur besorgt für das, was ihnen Noth that. Luxus und Modesucht warfen sie sich unter einander selbst vor, und der Italiener sagt, sie seien zufrieden gewesen mit reichlichem Brod und Fleisch und ihrem Ofen im Winter, und jeder lebte nach seinem Stande, vergnügt mit den Erzeugnissen seines Landes und mit weit geringern Bedürfnissen als seine Italiener. Wer hätte es zu derselben Zeit, wo das Faustrecht auf dem höchsten Gipfel war, gemuthmaßt, daß der schwäbische Bund in eben den Gegenden, wo sich auch mit der erste neue Aufschwung zur literarischen Thätigkeit zeigte, einen Zustand des Friedens wirksam zurückführen würde, so daß Herzog Eberhard von Würtemberg die Sicherheit seines Landes rühmen konnte mit Ausdrücken, die alte Chronisten von den goldenen Zeiten der gerechtesten Regenten brauchten, und daß dreißig Jahre nachher die ganze Nation an der Herstellung des reinen Christenthums arbeiten und Hutten den Sickingen mit Erfolg in die Bücher einführen würde! Den Kaiser Maximilian rieb die Ungeduld auf um Hülfe in Italien, während sich seine Reichstage mit den Kleider-, Trink- und Hofnarren abgaben und die Sittencensur betrieben.

Wenn diese innerliche, geistig-sittliche Natur die große Bewegung unseres Volkes in der Zeit der Reformation und ihrer Vorbereitungen

eigenthümlich charakterisirt, so muß dies in dem Volksgesange, dem unterscheidendsten Bildungszweige des Zeitalters, vollends anschaulich werden. Wir können die ganze volle Masse der volksthümlichen Lyrik, weil sie zu vielseitig in zu viele verschiedene Richtungen des Volkslebens verzweigt ist, hier nicht an Einer Stelle zusammenfassen, sonst würde eben dieses ihr Hauptgepräge weit schärfer in das Auge fallen. Wir haben die öffentliche Seite des Volksgesanges, die Lieder historischen Inhalts, oben (S. 394) von den reiner poetischen, privaten, persönlichen Liedern ausgeschieden und vorweg allein betrachtet. Wir haben dort aber nur Einen Theil des dem Gemeinleben der Nation entwachsenen Volksgesanges verfolgt, der den äußeren Ereignissen der Geschichte zugekehrt war; grade ihn aber haben wir im innern Deutschland verhältnißmäßig geringfügig, und nur da von größerer Bedeutung gefunden, wo er wie in der Schweiz das Symbol des Ueberganges der höheren staatlichen Geltung von dem Ritter- zum Bürgerstande war. Auf die ganz innerliche Gegenseite des gemeinheitlichen Volksgesanges, des geistlichen Kirchenliedes, können wir erst später zurückkommen: dies ist die unmittelbarste poetische Verkörperung der großen religiösen Umwälzung, die das deutsche Volksleben damals ausmachte und gestaltete, auf der die ganze Zukunft der Nation beruhte. Zwischen diesen beiden Hauptästen des öffentlichen Volksgesanges zweigt sich dann das üppige verschlungene Gestrüpp des individuellen Liedes ab, mit dem wir uns hier allein beschäftigen. Auch in ihm schlägt die innere, seelische Natur ganz entschieden vor, wie es in seiner Zeit und Art auch in dem ritterlichen Minnegesange der Fall gewesen war, aus dem wir das volksthümliche Liebeslied sich stufenweise haben ablösen sehen, an den es in vielen wesentlichen Beziehungen fortwährend angelehnt erscheint.

Wir wissen, daß es Volkslieder grade dieser erotischen Gattung vor und neben, wie jetzt nach dem Minnegesange gegeben: die wir wohl als den dauernden Grundstock des Volksgesanges ansehen dürfen, die aber grade des besonderen, verinnerlichten Charakterzeichens entbehrten,

das wir dem Minneliede und jetzt wieder dem Volksliebesliede in den Uebergangszeiten vom 15. zum 16. Jh. eigen finden. Es bezeichnet die mehr äußerliche Natur dieser gleichartiger-andauernden Klasse von Liebesgesängen, daß sich ihre Entstehung noch an äußerliche Begebenheiten, ihr Vortrag an öffentliche Begehungen, an gemeinsame Tänze namentlich anheftet. Die Wineliedder, die in den ältesten Zeiten schon im Volke verbreitet waren, und trotz aller kirchlichen Verfolgung sogar bis in die Klöster drangen, waren Tanzgesänge, die unter diesem Namen noch zu Nithart's Zeit bekannt waren. Die sogenannten Kranzlieder, die von den Burschen gesungen wurden um bei dem Abendreihn von der Liebsten ein Kränzlein zu erhalten, ziehen sich von dem 14. bis zum 16. Jh. hin, wiewohl sie verpönt waren, weil hinter dem öffentlichen Preise ein geheimer Hohn lauerte. Von dem fernsten Norden bis zum fernsten Süden reichten die minniglichen und unminniglichen Tanzgesänge, die an öffentliche oder heimliche, bekannte oder neu bekannt gemachte Begebenheiten angeknüpft waren. Von den Dithmarsen erzählt es ihr Geschichtschreiber Neocorus (ed. Dahlmann 1,176), daß ihre Tanzlieder nicht nur auf Schlachten, Abenteuer und Schwänke, sondern auch auf Buhlschaften gewisser Personen gedichtet seien. Und so sagt uns denn auch gelegentlich dies oder jenes unserer mittel- und oberdeutschen Liebeslieder selbst, daß sein Inhalt „zu Kemnitz auf dem Pflastersteine," oder sonst wo erlebt und gesungen ist; oder man findet in einer Liederhandschrift (Col. Pal. 343. fol. 100) neben einer Liebesromanze am Rande die Personen genannt, auf die sich der Inhalt bezieht, den man ohne dies für Erdichtung hätte nehmen mögen. Von allen oberdeutschen Bergbewohnern ohne Ausnahme weiß man, daß ihre Tanz- und Gesellschaftslieder bis auf den heutigen Tag gar gewöhnlich auf äußere Ereignisse muthwilligen Bezug nehmen, merkwürdige Vorfälle, komische Auftritte und Schwänke von einer Gesellschaft munterer Bursche gesammelt, in Reime zusammengestoppelt, und dann bei einer feiertäglichen Zusammenkunft im Wirthshause, bei abendlichen Haingarten, Rockengesellschaften und andern Gelegenheiten

unvermuthet abgesungen werden, und daß dabei oft eine ganze Gemeinde, besonders das schöne Geschlecht jämmerlich hergenommen, ihre körperlichen Mängel und Gebrechen durchgezogen und geheime Liebesverständnisse verrathen werden[559]). Wir erinnern uns, daß auf dem Liederwesen eben dieser oberländischen Gegenden dieser öffentliche, äußerliche, derbere Charakter zu allen Zeiten gleichmäßig festhaftete, im Minneliede nicht anders als jetzt im Volksliede wieder. Das Minnelied, das eine früheste Hauptanregung in den Rheingegenden erhalten hatte, wie jetzt (nach den bloßen Mittheilungen der Limburger Chronik zu urtheilen) das Volkslied wieder, hatte sich von dort, ganz ähnlich wie jetzt das Volkslied auch, nach Oberdeutschland, in die Schweiz, nach Schwaben und Franken, unter geringen Abzweigungen, meist in Uebertragungen nach Niederdeutschland ausgebreitet, und in diesen Gebieten überall, wie jetzt das Volkslied wieder, einen allgemeineren, minder besonderheitlichen Charakter behauptet, der die örtlichen Unterschiede nicht so leicht erkennbar macht: wogegen wir in Baiern und Tirol, in Oesterreich und der österreichischen Schweiz das Minnelied frühe die eigenthümlichen localen Züge des Idyllischen, Bäurischen, Komischen, Carikirten haben annehmen sehen, wie jetzt die dortigen Volkslieder wieder: als um die Mitte des 16. Jhs. der Wiener Wolfgang Schmelzel seine (sehr selten gewordenen,) besonders in Oesterreich gesammelten „guten seltsamen und kunstreichen deutschen Gesänge" (Nürnb. 1544) herausgab, waren es meist burleske Quodlibets, Schnurren, Trinklieder, die auch im Tonsatz auf komische Wirkung abzielen; und so sind ja auch noch heute die Volkslieder jener Gegenden nach Musik und Inhalt an dergleichen Zügen leicht unterscheidbar.

Ein völliges Gegenstück zu diesen, neben dem Rügelied in die öffentliche Gegenwart verwachsenen Liebesliedern sind die erzählenden Liebesromanzen, sofern sie auf Ueberlieferung alter Sagen beruhten

559) Sammler für Tirol. II, 1, 58.

und dann zuweilen an historische oder epische Namen geknüpft sind. Was von solchen, dem Gesange nahe gebrachten Ueberlieferungen und Sagen unminniglichen Stoffes war, das ließ das Volk in den dürren meistersängerlichen Auszügen in die Stube zurücktreten; und was sich wie in den Sagen von dem Tanhäuser oder dem Bremberger, von dem Möringer oder Heinrich dem Löwen den neuen Liebesempfindungen näherte, das ward und blieb auch im Volke vielgesungen. An solchen Lieblingsstücken tilgte man dann aber alle Züge, die sie der Gegenwart unverständlich machten und verwischte auch an den liebstgewordenen Stücken die fremdgewordenen Namen. So begegnen uns denn altbekannte Erkennungsgeschichten verlorener Kinder und Rettungen Gefährdeter in einer ganz neuen Weise lyrisch aufgefaßt; aber alles Alterthümliche ist verbannt und mit dem herzlichsten Ausdruck sang man die Geschichten von Pyramus und Thisbe (vom Grafen und der Königstochter), und von Hero und Leander (zwei Königskinder) in der ächtesten Volksform, als ob man theilnehmend die Unfälle von Zeitgenossen besänge, wie das so oft in neuen mit Tagesereignissen entstandenen Liebesromanzen des 15. und 16. Jhs. der Fall ist. In diesen Stücken ist dann nicht am wenigsten charakteristisch, wie oft darin die neue leidenschaftliche Sinnenliebe, die die Freude des Volksliedes ist, die Ständeunterschiede nivellirt. Wie uns zuletzt in dem prosaischen Romane die Vermischung der Stände (hier in den Erdichtungen stets zu glücklichem Ausgange) auffiel, so auch in diesen Liebesromanzen die ungleichen Liebschaften, die aber in diesen Nachklängen von Ereignissen des wirklichen Lebens meist ein tragisches Ende nehmen. Wie manchen Fehltritt eines armen betrogenen Mädchens mit einem glänzenden Rittersmann oder Grafensohn, wie manche Geschichte von des Markgrafs Töchterlein oder der Frau Markgräfin freundlichem Kusse den sie dem Zimmergesellen gab, sang man bald warnend oder schreckend, bald rührend und nachsichtsvoll verzeihend! Sind jene althergebrachten und stets fortgepflanzten Liebeslieder eines mehr gemeinheitlichen öffentlichen

Charakters frei von der eigenthümlichen Empfindungsweise des eingezogeneren, persönlicheren Liebesliedes des 15/16. Jhs., das wir auf das Minnelied zurückbeziehen, so sind dagegen diese Liebesromanzen eben dieser Zeiten ganz darin untergetaucht.

Die genauere Periode, da das erotische Volkslied, nach so langer Mischung der altritterlichen und der neu volksthümlichen Elemente, der wir wiederholt haben zusehen können, die Scheidung von dem Minneliede bestimmter vollzog, ist die zweite Hälfte des 15. Jhs. In dieser Zeit, bis in die ersten Jahrzehnte des 16. Jhs., liegt die eigentliche Blüte des Volksgesanges, (die man nicht bis ins 14. Jh., wo seine Anfänge liegen, hinaufrücken, und nicht in die späteren Jahrzehnte des 16. Jhs. zurückschieben darf, wo das Volkslied in doppeltem Sinne zu gemein ward, um sich in der ersten Jugendfrische erhalten zu können); in jener Zeit, da sich im großen Ganzen der Sieg der Volksbildung entschied; da der Ton der Volksschriften alles Schriftthum beherrschte; da die Volkslieder aller Art in Schrift und Druck, in Büchlein und fliegenden Blättern, aus diesen in jene gesammelt, aus jenen in diese zerstreut, in einer gewissen Fülle gesammelt erschienen; da — was das entscheidende ist — die Macht der Empfindung, und daher die schöpferische Kraft der Tonkunst, unter der Regsamkeit der H. Isaac, Fink, Mahu, Stolzer, Ducis und so vieler Anderer auf ihrer Höhe war; was sich Alles seit den Zeiten des Interims zum Schlimmen verkehrte. Wenn man in den gedruckten und geschriebenen Liedersammlungen aus den Anfängen des 16. Jhs., die noch Stücke des 15. Jhs. enthalten, oder in fliegenden Blättern und anderen Quellen die Lieder aus jenen Zeiten des absinkenden 15. Jhs. aufsucht, so stößt man überall noch auf den Uebergangscharakter der nächst voraufgegangenen Lyrik[560]), wie wir ihn früher

560) In der früher (Note 496) erwähnten Ebenreutterschen Hs. von 1530 berühren sich die letzten Stücke N. 138—53 vielfach mit den „75 neuen Liedern", die durch Arnt von Aich in Köln 1519 gedruckt sind. In diesem und einigen anderen Drucken aus den ersten Jahrzehnten des 16. Jhs., wie in den wahrscheinlich durch Kunegunde Hergotin (Nürnberg um 1528—39) gedruckten „Bergreien" (treuer

(S. 422) angaben; nur mit dem Unterschiede, daß sich die Stücke in demselben Maße mehr dem Volksliede zuneigen, wie jene älteren dem Minneliede. Dies drückt sich wesentlich darin aus, daß der höfische Anstrich darin weicht, weil sie nun offenbar häufiger aus den unteren Kreisen der Gesellschaft stammen, daß sie zwar noch oft die gekünstelten Töne und den geschrobenen Stil des Minnegesanges festhalten, der Mehrzahl nach sich aber kurz in einfachen Tönen bewegen, und auch nach Inhalt und Sprache einfacher, klarer, naiver, humoristischer und neckischer, traulich inniger, mehr sinnlich empfindungsvoll als sinnig gedankenvoll werden, daß sie mehr innerlich gesungen als geschrieben und studirt sind. Selten ist in diesen älteren Liedern ein Verfasser angedeutet, auch nur dem Stande nach, während uns die Volksgesänge des 16. Jhs. fast immer ihrem Charakter nach und sehr oft in ausdrücklichen Angaben sagen, ob sie von Landsknechten oder Jägern, von Buchdruckern oder Buchbindern, von Bergknappen oder Reitersknaben, von ehrbaren Secklern und Färbern, oder von wüsten Schlemmern und lockeren Schülern stammen. Wie in unseren alten Epen der größere Reiz der Naivetät und Unschuld auf den Anfängen lag, in dem volleren Gehalt, in der gedrungeneren Gestalt der Werke des 12. Jhs., so ziehen uns auch die Erstlinge des Volksliedes stärker an, wenn es darin auch seine freieste und flüssigste Form noch nicht erreicht hat. Oft gemahnt es in den reiner gehaltenen Stücken darunter, als strebe das volksthümliche Liebeslied, das zwar weiterhin, und bald genug, eine Freude daran hatte in Schlüpfrigkeit und Derbheit herabzusinken, die ideale Weise des ritterlichen Minneliedes zu bewahren, um das sittenreinigende Element in der Auffassung der Geschlechtsliebe von Seiten des ritterlichen Standes auch in den Volkskreisen nicht verloren gehen zu lassen. Fortwährend hören in Form und Inhalt die Berührungen und die inneren Verwandtschaften

---

Abdruck durch O. Schade. Weimar 1854) kann man diesen Uebergang auf seinen letzten Stufen am besten verfolgen.

mit dem Minneliede selbst dann nicht auf, wenn man schon zu dem vollen Umfang der Volksliederschätze in dem 16. Jh. voranschreitet[561]. So verbreitete und vielbeliebte Lieder wie „Ach Jupiter hättst Du Gewalt" und „Rosina wo war dein' Gestalt" schlingen schon in ihren vielfachen Beziehungen auf die verschiedensten Figuren der Ritterromane gleichsam ein Band zwischen dem Volkslied dieser Zeiten und der ritterlichen Lyrik. Wie uns ferner die Tage- und Wächterlieder, die Freude an der Natur, an Sommer- und Herbstzeit, die sich im Minnelied aussprach, die Quelle andeutete aus der es floß, so leiten uns die sehr ähnlichen Tagelieder, Sommergesänge und Tanzlieder des 16. Jhs., die vielleicht zum Theile aus sehr alten Zeiten überliefert fortdauerten und stets „von neuem gesungen" wurden, wieder auf das Volkslied zurück. Noch ist die liebe Sommerzeit, der Mai, die Vögel, der Wald, der Anger, die Blumen und der Thau ein Lieblingsthema auch dieser Lyrik; noch singen die armen Reitersknaben, die „reiten, rauben und wie die Diebe stehlen müssen", daß sie um schöner Jungfrauen willen Speere zerstochen und Schilde zerhauen, als ob die gute alte Ritterzeit noch dauere; noch scheut man sich der Geliebten Namen zu nennen und bezeichnet ihn höchstens mit dem Anfangsbuchstaben; noch benennt man sie mit dem vornehmen Schmeichelnamen einer Kaiserin; noch klagt man über verlorenen Dienst und über die Klaffer, wie einst über die falschen Merker.

Nur freilich konnten diese alten Anklänge nicht sehr in die Augen

561) Die ächtesten Quellen zur Kenntniß des großen Gesammtkörpers unsers Volksliedes sind die einzelnen Flugblätter des 15. und 16. Jhs., die hier natürlich nicht angeführt werden können. Zugänglich gemachte Sammlungen des 16. Jhs. sind das Ambraser Liederbuch von 1582. Ausg. von Bergmann. 1845. Verzeichnisse alter Sammeldrucke des 16. Jhs. s. bei O. Schade l. l. und Gödeke Grundriß p. 123 ff. Unter den neueren Auswahlen sind Uhlands Volkslieder (1844) das kanonische Werk, zu dem nun auch Abhandlungen und Anmerkungen (Schriften Bd. 3 u. 4) vorliegen. Dazu empfehlen sich Hoffmanns deutsche Gesellschaftslieder aus dem 16. u. 17. Jh. 2. Aufl. Leipzig 1860, und deutsche Dichter des 16. Jhs. von Gödeke und Tittmann. I. Liederbuch aus dem 16. Jh. Leipzig 1867.)

fallen in der Dichtung einer Zeit, die unter ganz neuen Verhältnissen von ganz verschiedenen Menschen ausging. Es war ja nicht eine einzige Klasse von einerlei Thätigkeit und Geistesrichtung, wie in der Ritterzeit, sondern wie wir in den ältesten Zeiten schon unsern Volksgesang als ein Allgemeingut, nicht als Gewerb und Besitz einer standesmäßigen Sängerklasse glaubten ansehen zu müssen, so geben sich auch jetzt in diesen Zeiten Menschen aus allen Ständen, von allen Farben, von jedem denkbaren Gewerbe nach Trieb und Vermögen der Liederdichtung hin. Wie sich der Laie damals, als die Reformationslehre plötzlich in den Gemüthern der Masse zündete, zu Predigt und geistlichem Amte anfing fähig zu halten, so war auch jeder noch viel mehr zu einem Liede berufen; und wer jung und frei war, ohnehin. Die Edlen des 13. Jhs. waren gewöhnt, ihre Blicke in den dunkeln Fernen der Romansagen, Abenteuer mehr lesend, als ausführend, umschweifen zu lassen, ihr sinniger Hang aber fesselte sie an die Heimat, die Gesellschaft, die Frau ihres Herzens: dies Gedankenleben gab auch ihrem Liede seinen eintönigen Klang. Aber die Abenteurer dieser Zeit, welch ein anderer Schlag Menschen war das! Zum Theil fesselte sie nicht einmal eine Heimat, wie sollte sie ein einziger Gegenstand der Liebe, oder gar eine im Stillen angebetete Herrin ihre Gedanken gefesselt haben. Wie beschwerte den edlen Rittersmann Pflicht und Gewissen, der seine Sache auf Ehre und Ruhm, auf stete Treue und Zucht, auf seine „Frau" und seinen Fürsten gestellt hatte — wie leicht aber wards den tausend Freigeistern dieser Zeit, sich durch die Welt zu schlagen, die ihre Sache von Anfang auf Nichts gestellt hatten. Ein armer Bettler, der nichts zu verlieren hat; ein flotter Reiter, der den Tag genießen will, da er nicht weiß, ob ihn morgen der kühle Rasen nicht deckt; ein armer „Schwartenhals", der für eine böse Nacht in der Wirthsscheune sich morgens an der Tasche eines reichen Kaufmannssohns auf der Heerstraße erholt; ein wilder Landsknecht, der die Welt durchfährt und, wie furchtlos er sei, doch gegen die Kugeln der Feinde keine Wehr hat; ein Handwerksbursche, der heute liegt und morgen

wandert, heute liebt und morgen eine andere; ein Jäger, der kindlich im Glücke und blutig in der Leidenschaft sein kann; ein armes Mönchlein, das sich 'heraus nimmt, ein Buhllied zu singen; ein fahrender Schüler, der über den Teufel Gewalt hat und der damals der Glücksritter ist, wie einst der abenteuernde Ritter, und heute sein Abendbrod bei der Bauerfrau und morgen sein Heil bei der Königin sucht, — wie andere Lieder mußten die singen, als die Rittersleute! wie andere Liebeslieder, schon darum, weil sie auch andere Lieder zu singen hatten! Alles war bei ihnen Leben, Alles Lebendigkeit und Sinnlichkeit. Sie waren selbst in aller Fremde herumgefahren, in die Heimat zog sie höchstens ein faßlicher Gegenstand der Neigung zurück, der in der Ferne die Leidenschaft nährte und spannte. Stets riß sie die Welt und die Wirklichkeit hin, und Wirklichkeit mußte haben, was auch in der Ferne ihre träumende Einbildungskraft beschäftigen sollte. Sie konnten ihr Seelenleben nicht in Muße und Einsamkeit pflegen, sondern sie trugen ihre Empfindungen mit in den Strudel einer mannichfach und gewaltig bewegten Welt. Erwerbsucht, Krieg und Wißbegierde erregten damals eine ungemeine Wanderlust, die fahrige Unruhe einer Revolutionszeit riß selbst die größten Männer in die rastloseste Unstetigkeit; Verhältnisse und Schicksale trieben die Gelehrten und Geistlichen von Ort zu Ort, und die heftigste Leidenschaft gährte in den körperlich und geistig kraftvollen Naturen dieser Zeit. Was nun mitten in dieser Erregung Dichterisches entstehen konnte, mußte die Farbe der Wirklichkeit tragen, während was aus dem Traumleben der Ritter hervorging, sogleich einen ideellen Anstrich hatte. Wir werden nun in immer neuen Sphären erfahren, wie im schärfsten Gegensatze zu der Ritterpoesie die Dichtung dieser Zeit, so wie sie umfassender wird, statt der übertriebenen Idealität der früheren Dichtung vielmehr eine übertriebene Wahrheit bis zur Carricatur an sich trägt, und daß sie an Mangel des Ideellen so leidet, wie die Ritterpoesie an Mangel des Wahren und Wirklichen. Nur wer in jener Ritterzeit ausnahmsweise neben der phantastischen Welt den Blick auf die wirkliche Welt

gerichtet hatte, wie Walther, den sahen wir bedeutsam weiter bis auf diese Zeit in der Dichtung fortwirken; und so hat auch in dieser Zeit der Reformation nur das eine bedeutende Wirksamkeit für die Zukunft behalten, was außer der platten Wirklichkeit ein Ideelleres im Auge behielt. Und dies ist eben das Volkslied und die kleine Erzählung in Fabel oder Schwank, die den Volkston an sich trägt. Vom Stricker bis auf die Zeitgenossen Gellert's, vom ersten Minnesänger bis auf Göthe ist in dem erzählenden moralischen Gedichte und in der Lyrik Deutschlands ein einziger ununterbrochener Zusammenhang; und diese Periode, in der wir stehen, ist die Durchgangs- und Umgestaltungszeit, die das Aeltere für den neueren Geschmack erst brauchbar vor- oder zubereiten mußte. Unsere größten Dichter verschmähten nicht, die Volksromanze und das Volkslied zu benutzen, sich davon anregen zu lassen, auf seine Eigenthümlichkeit und sein Wesen zurückzugehen; und es ist interessant im Fortgang zu beobachten, bis zu welchem Grade der Reinheit die verschiedenen Lyriker der neueren Zeit auf das Volkslied zurückgingen. Der größte von allen erkannte am meisten die große poetische Anlage, welche die reinsten Volkslieder trotz manchem Unbeholfenen und Kindischen an sich tragen. Man darf es wohl sagen, die Volkslieder der besten Zeit behandeln vielleicht niemals einen unpoetischen Gegenstand; und die Uebereinstimmung zwischen Form und Inhalt, die Mischung von individueller Wahrheit und ideeller Allgemeinheit ist meist so glücklich, daß man sich wohl erklärt, warum man immer, mit Verstand und Unverstand, so großen Werth darauf gelegt hat.

Gewiß trug zu diesen Eigenschaften des Volksliedes sein Entstehen in den bezeichneten Klassen nicht wenig bei. Was die Dichtung im Kloster, in der Frauengesellschaft, in der Stube nicht hatte erlangen können, das fiel ihr in der Ungebundenheit unter den Klassen des niederen Volkes von selber zu. Die Freiheit, die Zwanglosigkeit, ja selbst die Zügellosigkeit schlug ihr im ersten Augenblick dieser großen Revolution zur Zierde an; was ihr die Heiligkeit des geistlichen Standes

und die Sinnigkeit des ritterlichen und der Ernst des bürgerlichen nicht hatte geben können, das gab ihr der Leichtsinn, die Sinnlichkeit, die Derbheit und der unverwüstliche Humor der untern Stände. Das glänzende, an äußerer Pracht reiche, an innerem Werthe arme Leben der Ritter hatten diese mit Anstrengung in ein poetisches Licht zu rücken versucht; das wirkliche poetische, an Mannichfaltigkeit und Bewegung so reiche Leben dieser unteren Klassen aber konnte nicht leicht überschätzt werden, da sich die bescheidenen Menschen dieser Zeit in Wirklichkeit mehr herabsetzten, statt sich hinaufzuschrauben. In dem erzählenden Gedichte eines Hans Sachs geht uns dieses mannichfaltige Leben in allem Reichthum auf, und je gegenständlicher sich der Dichter dabei hält, je mehr er seinen moralischen Eifer zurückhält und seiner Laune Lauf läßt, desto vortrefflicher ist die Wirkung: in dem lyrischen Gedichte aber liegt dieses bewegte und poetische Leben, auch wo es sich noch so sehr auf bloße Empfindung bezieht, überall zu Grunde. Der Rittersmann dagegen hatte in seine epische Erzählung seine lyrischen Ergießungen eingemischt und in seinem lyrischen Gedichte eigentlich stets von seinem Zustande und seiner Empfindung mehr erzählt, als ihn aus einzelnen Momenten in dem stoßweisen Gange des ächt lyrischen Gedichtes versinnlicht; seine Lyrik war von einem gewissen epischen Elemente beherrscht, Leidenschaft und Gefühl ward nur zart und leise und wie aus der Ferne berührt. Aber in diesen Zeiten des Umsturzes der epischen Poesie begünstigte das Leben und die Stimmung der Nation die größte sinnliche Lebendigkeit und Bewegung in dem Liede, so wie seine Eigenthümlichkeit und Ursprünglichkeit. In seiner Lyrik ist jedes Volk eigenthümlich; wenigstens hat jedes Volk neben seiner erborgten Lyrik auch eine eigene; gerade damals aber behauptete Deutschland in allen Zweigen eine besonders scharfe Eigenthümlichkeit, und dies konnte nur wohlthätig auf das Lied einwirken, in dem man, selbst wenn man aus seiner älteren Gestaltung in der Minnezeit Form oder Inhalt entlehnte, oder die Reinheit und Zartheit der Empfindung bewahrte, doch der Selbständigkeit in keiner Weise etwas vergab.

Denn die Art wie sich diese Empfindung jetzt ausspricht, ist rein entgegengesetzt. Dort sprach der Dichter mit Beschaulichkeit von seiner Empfindung, hier aber spricht sie aus dem Dichter; sie ist von ihrem Gegenstande ganz erfüllt, heftig oder tief davon bewegt; in dieser Heftigkeit spannt sie sich an und ab, dauert nur auf Augenblicke, springt von Einem Aeußersten zum Anderen; und so wirkt auch auf den Leser das Lied selbst; es regt ihm die entsprechende Empfindung ruckweise an mit Einer Wendung, Einem Anstoß und bringt auf diese Weise Rührung oder Erschütterung hervor. Dies ist das ächteste Merkmal jeder lyrischen Poesie; und sei es, daß unser Volkslied diese Eigenschaft nur in ferner Anlage oder vielleicht eher in einem übertriebenen Grade besitzt, so gibt sie ihm auch so einen wirklichen und dauernden Werth. Das Volkslied und besonders das Liebeslied eröffnet damals unsere gesammte neuere Dichtkunst; wie bei jeder Reform und Revolution der Ausbruch rein und edel zu sein pflegt, so war es hier. Bei den ersten Anfängen einer neuen Richtung trifft der Instinkt gewöhnlich mit weit mehr Sicherheit, wenn auch meist noch mit Unbeholfenheit, das Aechte, als die Kunst und Ueberlegung in der Zeit vorgerückterer Bildung. So hat es Leibnitz anerkannt, daß Witz und Scharfsinn nirgends wirksamer waren, als in den Spielen, die gewiß erfunden waren, ehe man mathematische Systeme hatte; und so ist die Unmittelbarkeit und Wahrheit der Volksmelodie von wenigen theoretischen Meistern, die entfernter von der Zeit der Volksmusik lebten, erreicht worden, so wie der lyrische Geist des Volksliedes selten in die Texte der neueren Dichter einging; obgleich damit nun nicht die neuere Dichtung und Musik gegen das Volkslied oder die Newton und Kepler gegen die Erfinder der Spiele zurückgesetzt sein sollen. Daher haben denn unsere kühneren Dichter und Kritiker zur Zeit der Wiedergeburt unserer Dichtung im vorigen Jahrhundert den „kecken Wurf" des Volksliedes so sehr erstrebt und vertheidigt. Mit diesem kecken Wurfe bezeichneten sie, was wir als das Eigenthümliche jeder ächten Lyrik angaben, was man als das

Charakteristische an der Romanze und an jedem Volkslied aller Nationen angesehen hat. Alles darin ist voll Lücken und Sprüngen, Alles knapp und wie zum Nachhelfen und zum Ausfüllen auffordernd; eine Reihe von Eindrücken für die Einbildungskraft, die der Nachhülfe des Verstandes nicht bedürfen, der schönste innere Zusammenhang ohne genaue logische Verknüpfung. Das Beste, was der vortrefflichste musikalische Text leisten kann, leistet das Volkslied, man möchte sagen, vollkommner als es je ein künstlich gefertigter gethan hat. Es bedarf nur des Anstoßes der Empfindung in den Worten, die Texte lassen der Musik den ganzen breiten Raum, den sie nothwendig braucht; und die Musik ihrerseits benutzte meisterhaft die Texte, um ihnen den tiefen Nachdruck zu geben, den das vorüberrauschende Wort nicht hat, „um die Gedanken bei dem Worte still stehen zu machen"[562]). Daß diese Lieder das Anspruchvolle des Minneliedes, seine Kunstfülle, sein Bestreben die Musik gleichsam schon in Reim und Vers zu geben, recht wie absichtlich verläugnen, auf Gedanken, Witz, Inhalt, Schilderei so gar keinen, aber allen möglichen Werth auf den inneren Ton der Empfindung legen, das gibt ihnen ihren großen lyrischen Reiz für den Leser, und mehr für den Hörer. Dies kann ja auch nur ihre langanhaltende Dauer und Fortpflanzung erklären, und hoffentlich wird diese einfältige unschuldvolle Kunst auch durch alle Verderbnisse des Zeitgeschmacks hindurch in dem Volke fortdauernde Liebe behalten. Das Lückenhafte und Springende in ihrem Texte wird, wenn es nicht durch die Musik geschieht, durch die sinnliche Anschaulichkeit der Behandlung erklärt. Wir stehen unter einem Geschlechte von Natursöhnen, von Wanderern, Jägern und Kriegsleuten, die nichts mit dem Buch, nichts mit dem Gedanken zu thun hatten, die was sie besangen nicht gehört und gelesen, sondern gesehen hatten, die mit unverdorbenen scharfen Sinnen die Geheimnisse der Natur und der Menschen sicher

562) Mit diesen treffenden Worten charakterisirt die Vorrede des Buchführers Joh. Ott zu den von ihm gesammelten „115 guter newer Liedlein" (Nürnberg 1541.) die Tonsätze der guten Meister jener Zeiten, der Isaac, Josquin und Senfl.

durchdringen oder errathen. Je mehr die Sinnigkeit der Minnesänger und nachher die Beschaulichkeit der mystischen und frommen Dichter die Sinnlichkeit in der ganzen Nation unnatürlich zurückgedrängt hatte, desto stürmischer machte sie sich nun Luft. Der alten Volkspoesie und des alten Volkslebens Bilder und Sprüchwörter und der Reichthum an anschaulichen Benennungen, bezeichnenden Ausdrücken, Alles was seit Urzeiten dem Volke eigenthümlich und lieb war, darf nun wieder freier in die Poesie treten. Alles wird in diesen naturwüchsigen Gesängen voller Lebendigkeit: mit den Vögeln, diesen großen Naturlehrern alles Gesangs, verkehren die Sänger wie mit ihres Gleichen, mit der Nachtigall, der Vertrauten und Botin der Liebe, vor Allen; die Bäume sprechen und warnen; die Blumen sind persönlich und wandern sogar. Die Anschaulichkeit der Bilder verführt bis zur Keckheit und man tauscht Raum und Zeit, man legt einen Ort zwischen Weihnachten und Pfingsten, man schweigt einen Arm lang stille. Die Eigenheiten der ursprünglichsten Poesie, Refrains, alliterirende Anfänge, wiederholte oder ähnlich klingende Verse, assonirende oder reimende Worte in Verbindung, ein ewiges Entlehnen von poetischen Formen und altüberlieferten Wendungen, Gleichnissen und sinnbildlichen Vorstellungen, Versen und ganzen Strophen, Alles kehrt im Volksliede wieder [563]; jene elidirende, apostrophirende Manier herrscht in der Erzählung, in den Gedanken, im Bild, in der Sprache. Es ist hier alles Gesicht, was in dem Minnelied mehr Erinnerung ist, alles Gegenwart und Nähe, was dort Ferne und Vergangenheit. Da ist nichts von Schule, nichts von Gedankenwerk, nichts von Gefühls-Künstelei oder Spielerei, sondern unmittelbarer Ausdruck des Lebens und der Erfahrung. Wir leben mit, wir gewahren Alles, was braucht man uns erst Alles zu sagen! Wir sehen erschütternde Erfolge, wozu bedarfs der langen Erzählung der nothwendig vorausgegangenen Handlungen!

---

563) Uhland hat diesen Wurzeln im Volksliede weiter nachgegraben; eine Aufgabe, die, da sie von dem Gestalteten zum Ungestalten zurückführt, der Literargeschichte nicht zukommt.

Wir empfinden schon unter der Erzählung, wozu sollte der Sänger seine eigenen Empfindungen erst herzählen! Der vorsichtige logische Gang des Minneliedes stieß unsere größten Dichter bekanntlich so sehr ab, aber in diesen Liedern, wo sie auch arm und leer sind, entschädigt oft Ein Wort, Ein Bild für alles Entbehrte: der sichere Entwurf wirkt hier weit besser, als die glänzendste Farbengebung der Minnesänger bei unsicherer Zeichnung: die üppige Fülle des überfließenden Inhalts entschädigt für die Gleichgültigkeit gegen alle Form, gegen wohl gemessene Verse, saubere Reime oder ihren regelmäßigen Wechsel. Der Dichter beherrscht hier seine Empfindung und springt kühn mit ihr um; das Gefühl der Liebe war auch in den Menschen jetzt nicht mehr so allein herrschend; Alles fällt hier von selbst zu, was der Minnesänger mühselig suchte und künstelte. Die Minnelieder konnten in unserer neueren Zeit daher nur übersetzt und umgesetzt werden, aber das Volkslied bezeugte seine Kraft und seine Natur, indem es sich neben der schlesischen Kunstlyrik behauptete, das Kirchenlied belebte, zu der letzten Revolution in unserer Dichtungsgeschichte unendlich viel beitrug, zur Bearbeitung, Nachahmung, Sammlung begeisterte, kurz, zur freieren oder engeren Fortpflanzung, für die es uranfänglich geschaffen war. Auch dies bedingte seine skizzenhafte Gestalt, und bringt sie wieder hervor. Das Lied ging von Mund zu Mund, von Ohr zu Ohr; aber das Ohr ist, wie man will, ein übler und ein guter Leiter der Poesie. Von der Musik will das Ohr nicht beleidigt sein; sie setzt sich daher sicherer und unangefochtener fort; der gleichgültigere Text leidet unmerkliche, selten vortheilhafte Veränderung. Daher rühren so vielfache Bearbeitungen, oft so unsinnige Variationen von Einerlei Text zu Einerlei Melodie; seltner ist die das Local charakterisirende Veränderung in Text und Musik zugleich[564]).

564) Es ist merkwürdig, wie die bekanntesten deutschen Volkslieder in allen germanischen Stämmen und selbst über andere Völker verbreitet waren. Darüber ist neben Uhland besonders fruchtbar auch: Hoffmanns' und Richter's schlesische Volkslieder. 1842 ff.

Dieselbe Sicherheit wie in der formellen Behandlung verräth das erotische Volkslied in unmittelbarer Kenntniß der schlichten Natur des Menschen. Wie anders lebte hier der Liebende in der Natur, als dort. Die Naturfreude im Minneliebe steht wie ein todter Schmuck neben der Freude an den Frauen; die beschreibende Manier bringt entweder diese minder lebendige Stimmung oder diese vielleicht jene hervor. Aber hier versenkt sich ein gedankenvolles Mädchen bis in die lebende Unterredung mit der Haselstaude; hier blüht treue Liebe im Vergißmeinnicht; hier reden die Blumen eine Sprache aus alter ächter Ueberlieferung im Volke; es gibt keine Kräuter mehr mit gefabelten Kräften, sondern lieber gleich ein gefabeltes Kraut Schabab, in dem die Verschmähung wächst. Der geliebte Gegenstand selbst auch kältet in Reif und Schauer, und thaut bei günstigem Wetter wieder auf. Die Seligkeit der Liebe könnte sich hier gar nicht mehr so nachdenklich mit der Sommerfreude vergleichen, sondern sie vergißt über den Einen alle Menschen, über den Einen alle Welt, und abgestoßen von den Menschen sucht sie die Natur, die das Glück des Menschen nie stört, immer erhöht. Sie brauchen es nicht zu sagen, diese Dichter, daß die schöne Natur sie beglückt, aber man begreifts und siehts. So brauchen sie auch nicht, wie noch alle meistersängerlichen Liebeslieder eines Muscatblut u. A. thun, die Schönheit der Geliebten nach ihrer Länge und Breite, Röthe und Weiße, Glätte und Zärte zu beschreiben, sondern, wenn der Dichter das rothe Mündchen vermißt oder besitzt, und wenn ihm die schneeweiße Hand gereicht oder geweigert wird, so ermißt man leicht aus seiner Freude oder seinem Leide, wie werth und wie schön ihm beides ist. Die Frauen sind auch hier spärlich mit ihrer Gunst, und die Liebenden quälen sich im langen Dienste, allein sie klagen weit weniger als sie hoffen, und reden weit minder, als sie handeln. Geheimniß und Zweifel ist auch hier mit der Liebe gepaart, aber die Leidenschaft selbst ist immer das Herrschende, und das Beiwerk darf nie so laut werden. Auch hier gewinnt nicht immer der Liebende, was er sucht; bald ist ihm gelungen, bald wird er verdrungen; es ist

aber nicht ewig (wie im Minneliede) die Grille der Dame, die ihm wehrt; sondern er hat mit einem glücklichen Nebenbuhler zu thun, oder er muß fort, er hat auch andere Pflichten, als die ihm die Liebe auflegt; Krieg und Wandrung zwingt ihn weg und Angst und Eifersucht mischt sich in den Schmerz der Trennung. Er möchte so gern sein fröhliches Leben fortführen in leichtem Muthe, so will es die Zeit nicht fügen; es muß geschieden sein, der Mann soll die Fremde bauen; sie segnen sich mit Gott von ganzer Seele; Er kleidet sich in der Liebsten Tracht, das ist der Treue Zeichen; gutmüthig wünscht er dem einen bösen Tag, der das Scheiden und Meiden erdacht und trabt auf aschgrauem Roß über die Haide; und sie hätte lieber Vater und Mutter fahren lassen, um den Herzliebsten zu behalten, und vergrämt sich fortan durch die schwer langweilige Trennungszeit in trauernder Pein und lästigen Gedanken. Aber so sehr sie auch heimliches Leiden in jungen Herzen üben, so hoffen sie doch, wie es menschlich ist, auf die Zeit die Rosen bringt, trösten sich damit, daß lange Zeit nicht ewig ist und verwundern sich über die Fröhlichkeit, die ihr Leid unterbricht. Ob wohl etwas Wehmüthigeres, Rührenderes und tiefer Empfundenes in der Welt existirt, als diese Scheidelieder und ihre Melodien? Die Gebildeteren der Zeit bewunderten sie schon und Bebel ahmte das zahllos verbreitete Musterstück „Ich stund an einem Morgen" in lateinischer Sprache nach. Wir haben leider Geschmack und Sinn durch zu häufige Wiederholung und gemeinen Vortrag an vielen solcher Lieder verloren, aber ich glaube nicht, daß an Wahrheit und Natur diese Dinge in ihrer Art übertroffen werden; rein erhielt sich der Text dieser Lieder von jeder läppischen Empfindsamkeit und jedem Streben nach falscher pathetischer Wirkung. Wie viel gesünder als das einstige Minnelied mußte das Liebeslied dieser Zeit nicht schon durch den Einen Unterschied werden, daß hier natürliche Verhältnisse wiedergekehrt sind und daß nicht Ehebruch und Verbindungen mit verheiratheten Frauen die Grundlage aller Liebesbeziehungen sind wie in der Ritterzeit.

Die schmucklose Wahrheit dieser Lieder litt nicht, daß sich irgend etwas Grillenhaftes in ihnen ansetzte, wie in der Ritterpoesie so oft. Die Liebenden sind hier nicht zu kriegerischem Auszug, zu gesteigerter Tapferkeit durch ihre Liebe gestimmt; die Liebe macht ja nicht immer Helden, sondern sie lähmt vielmehr die Kraft auch des Samson und des Alkiden. Die Liebenden sind auch hier nicht alle Einer Art, nicht alle Tugendhelden, nicht alle so treu, daß der Gewandeste nach sieben Jahren seine Liebste treu wiederfindet und selbst im Glauben an seine Treulosigkeit noch wohlwollend gegen ihn; (es sah eine Linde ins tiefe Thal.) Ein Andrer meints auch nicht so redlich; die leichten Reitersjungen brechen so gern einen Anlaß vom Zaun nnd lassen ihr Mädchen fahren; die Schlimmsten legen es darauf an, die Leichtgläubige „nach Ungerland" zu führen und verstoßen dann die Verführte. Dergleichen Leute, die noch einige Beziehung mit dem Ritterwesen haben, wie Reiter und Studenten, sind auch wohl am häufigsten die Dichter dieser Lieder, und ihre Verhältnisse sprechen sich oft darin aus: daher wird auch jede Unnatur so arg verspottet, jeder Alte der ein junges Weib und jeder Junge der ein altes genommen, jeder grobe Bauer und jeder pedantische Schreiber, der sich an das Liebeswerk wagt. Und diese fahrenden Leute ändern sich dann mit Wetter und Wind, und das machte auch die Weiber damals so unstät und ihre Herzen so „flandrisch", daß wo nun ein Betrogener seine Genossen die Finger aufheben hieß, man viel Finger und wenige Treue sah. Ist nun dergleichen die Ursache der Trennung, so bricht sich wohl ein armer Getäuschter einmal das Herz, aber ein anderer tröstet sich bald und dichtet dem schnippischen Ding, das ihn hat gehen lassen, eine lange Nase und einen durstigen Gaumen an; ein Andrer klagt in Einem Athem, daß Seufzer seine Tage verzehren, flucht das höllische Feuer hinein und wünscht der Treulosen zuletzt doch gutmüthig ein freundliches Lachen und Alles was ihr Herz begehrt; und ein dritter sagt der Verabschiedenden sein Ade zur guten Nacht und sein Trauern hat mit seiner Liebe ein Ende. So neckt sich hier die Liebe zwischen dem

Trauern und die Sehnsuchtslieder sind von den schelmischsten unterbrochen, und die reinsten von den schlüpfrigsten. Und diese letztern sind in ihrer Art oft unvergleichlich in dem Scharfsinn, mit denen sie aus allem Geschaffenen Gleichnisse herholen für Dinge, die man nicht unverhüllt sagt, man weiß nicht, ob originaler in ihrer Grobheit oder in ihrer Feinheit, in der Derbheit, in der sie sich manchmal blosstellen, oder in der dreisten Naivetät, mit der sie Unschuld heucheln. Die Lyrik dieser Zeit ist eine männliche Kunst; man darf daher selbst diese und ähnliche Seiten derselben nicht verschweigen, wenn sie ihr auch nicht zur Ehre angerechnet werden sollen. Die Lieder dieser Zeit drehen sich daher auch nicht allein um die Liebe; auch das Mägdlein im hölzernen Reifrock findet jetzt Anbeter, die es zur Auserwählten erküren; Mars und Bachus fangen an neben Frau Venus die Welt zu regieren, und St. Urban findet seine Verehrer, die ihn um Abwehr von Niederlagen und Schutz vor seiner Plage (Podagra) anrufen. Auch in dem Weinliede herrscht der ungemeine Reichthum an Bildern, mit denen man den Wein bald als lieben Buhlen umfaßt, bald ihn als Redetheil declinirt, bald sich arm-bürgerlich über sein vornehmes Ritterthum und altadliges Geblüte beschwert, bald ihn als wackern Gesellen zum Willkomm oder Abschied grüßt, bald als den Feind der Weisen oder den Freund der Bekümmerten oder den Ablaß der Sündigen darstellt. Der Arme, der vom Zufall lebt, hat seinen Bund mit ihm noch enger als der Reiche; er legt sein Geld am liebsten auf „nasse Waare"; er achtet freien Muth höher als Gut und Habe; Raum auf und Halt nichts ist seine Begierde; kein Geld soll bei ihm vor Alter schimmeln, und hätt' er das Kaiserthum und der Zoll am Rhein und Venedig wäre sein, das würde er Alles verschlemmen. Gleich gilt dem Sorglosen das römische Reich, es sterb' gleich heut oder morgen. In einer Welt voll Erwerbsucht und Brodsorgen gewinnt so leicht die fröhliche Verschwendung, in einer Welt voll ängstlichen unsicheren Reichthums die Dürftigkeit der fahrenden Leute, die voll fröhlichen Reichthums ist, der leichte Erwerb von Dieben, Bett-

lern und Bänkelsängern etwas Poetisches. Wie vergnügte Lieder machten si nicht damals von dem Hausrath der Armut, aber der gute Humor gerade ist ein selbstverstandenes Stück, das dabei nicht aufgezählt wird! Leichter Sinn bei dem wenigen Besitze, leichter Trost bei dem Nichtbesitze, beim Wein ein lustiges Versetzen aus der jammervollen Umgebung in eine glückliche Ideenwelt, ein Lügenmärchen, das sich die Phantasie vorgaukelt, das ward in vortrefflichen Liedern besungen, sammt dem Glücke der Armut, die nicht Steuer und Zehnten gibt, nicht Diebe und Räuber scheut, das ganze Jahr über nicht baut und doch nicht durch die Wände sieht. Von dem Gedichte vom fahrenden Schüler von Johann von Nürnberg[565]) an (14. Jahrh.) bis zu dem von den Handwerkern des Rosenblüt[566]) und den Liedern dieser Art aus dem 16. Jahrh. ist der Uebergang von der epischen zu dem lyrischen Vortrage höchst anziehend zu beobachten. Auch in der Geschichte des Weinliedes sind die historischen Veränderungen sehr deutlich, wie in der des Weintrinkens; man geht von dem nüchternen Schlaftrunk des Rittersmanns bis in das abendliche Zechgelag der Schlemmer über. Wer sich des Weinschwelgs erinnert und dann die Weingrüße und Weinsegen des Hans Rosenblüt[567]) daneben hält, wo in die Anrede des einsamen Trinkers schon weit mehr Lebendigkeit und volksmäßige Lustigkeit eingeht, und wer dann aus Fischart's Gargantua das Kapitel von der trunkenen Litanei hinzuthut, wo eine Menge der trefflichsten Volkstrinklieder der Zeit angegeben sind, der übersieht die innere und äußere Veränderung auf einmal. In dieser „Gesangzeche" sind zwischen die Gespräche und Trinkwitze der Zechenden halbe oder ganze Lieder gemischt, die das beste Schatzkästlein für diesen Zweig des Volksgesanges abgeben; es ist eine Stufenfolge in dem Uebermuth des Weins, der darin mit der Erleuchtung der Schlemmer

565) In Grimm's Altd. Wäldern 2, 49 ff.

566) Im Dresdener Codex N. 19. S. 149.

567) Altd. Blätter 1, 401 ff. Einige sind im 16. Jahrh. in Rebheußlin's Segen o. O. u. J., und auch im deutsch. Museum 1780. 2. gedruckt.

wächst, in der Ausgelassenheit und Tollheit, in dem Unsinn, der sich unter sinnvolle Worte, in dem Sinn, der sich in unsinnige Wendungen kleidet, in dem Groben und Schweinischen, mit dem das Ganze endet. Man darf im Allgemeinen annehmen, daß in dem Maße, wie in den Zoten- und Lotterliedern die Gemeinheit und Plumpheit und wie in dem Trinkliede hier die Rohheit steigt, das Alter der Lieder im Allgemeinen sinkt. Bei weitem die Mehrzahl der Lieder, denen man ihr bestimmtes Alter im 15. oder 16. Jh. anweisen kann, sind in ihrem Inhalte keuscher und reiner, und wo sie schmutzig sind, sind sie es mit jenem naiven Anstande, man möchte sagen, mit der Unschuld, mit denen die Völker einer urzeitlichen Bildung dergleichen ansehen. Die größere Rohheit zog in das Volkslied erst in den Zeiten der Verwilderung im 16. Jh. ein und dauerte bis zu deren Ende im 17ten; so ists gerade mit der Heftigkeit in dem historischen Liede. Die Vorsicht hier gleicht der Züchtigkeit dort, und beides schwindet ungefähr gleichzeitig. Nicht daß Rohheit und Schmutz im 15. Jh. nicht dagewesen seien, allein sie waren mehr in andern Gattungen heimisch, als in dem Liede; im Fastnachtspiele sind Rosenblüt und Hans Folz so schmutzig wie möglich, denn zur Fastnachtzeit war diese Freiheit einmal gestattet und selbst ein so züchtiger zarter Mensch wie der Teichner fand das gut, daß der Mensch einmal im Jahre den Narren anlegte. Später änderte sich dies. Man kann genau sehen, daß stufenmäßig das Bewußtsein von den bäurischen Sitten und ihr Tadel in der Nation von Rosenblüt's bis zu Brant's, Murner's, Dedekind's und Fischart's Zeiten wächst in demselben Verhältnisse, wie sie in der Wirklichkeit wachsen; daß die Derbheit in der Poesie in eben dem Maße sich in mehrere Gattungen ausbreitet, wie die Pflege derselben in mehrere und tiefere Klassen des Volks herabsteigt; daß der Werth der Poesie überhaupt sinkt, in dem Grade, wie sie sich aus dem freieren Gelegenheitsgedichte in das engere zieht, wie also das allgemeine Kirchenlied sich anfängt auf Dogmen und bestimmte Feste, das allgemeine Festlied gerade auf dieses Fest zu beziehen, wie das historische Lied zur

Zeitungsnachricht herabsinkt und die Lieder der allgemeineren Stände, der Jäger, Bettler, Krieger, von denen der besonderen Handwerker, und unter diesen die Wanderlieder von den Zunft- und Ehrenliedern anfangen verdrängt zu werden, kurz, wie das Ideellere stets mehr dem platten Wirklichen weichen muß.

In den Zeiten jenes bezeichneten Ueberganges, wo das Volkslied noch von dem Adel unserer alten Lyrik etwas bewahrt hat, steht dasselbe in einer ganz poetischen Welt, gleich entfernt von dem Zwang und der Unnatur des Minnelieds, wie von der gemeinen Natur und Wahrheit der Satiren und der Narrenschwänke, im Gegensatze also gegen Beides, gegen die Don Quixote der früheren und die Sancho Pansa der damaligen Zeit. Das Liebeslied des Volkes macht einen rein idyllischen Eindruck gegen die idyllischen Caricaturen, die wir bald betrachten werden; einzelne kleine Parodien der Legenden von Herodes und Peter, des Mönch- und Klosterlebens, der Schöpfungsgeschichten und all der hochheiligen Verkehrtheiten sind im Volkslied weit werthvoller, als die kunstlosen großen Satiren gegen Clerus und Stände; so wie der Volkszwang immer besser wird, je weiter er sich von der Zeit und Wirklichkeit entfernt, wie in den Legenden des Hans Sachs. So wie die Poesie aber mit dem Leben ganz zusammenfällt, dies fanden wir schon mehrmals, so entdeckt man nichts Großes in ihr, und wenn das Leben noch so poetisch ist. Unsere kirchlichen und weltlichen Feste im Mittelalter waren gewiß alles poetischen Lebens, aller gehobenen Freude voll: wer soll die Zeit nicht darum beneiden? Wie anders wirkte damals auf das gesellige Leben diese öffentliche laute Lust, die barocken geistlichen Feste, die tollen Bacchanale, Prozessionen, Maskeraden und Schönbartläufe, die Armbrustschießen, die Fastnachtspiele, die Narren- und Geckenorden, die ländlichen Tänze, die Wettrennen, die Umgänge der Handwerker, die Frühlingsfeier, die Kinderfeste, die Weihnachtsfreuden und die Polterabende und Klopfnächte, als jetzt unsere Theevergnügen, unsere Kartentische, unsere belletristischen Gespräche, unsere Kannegießereien am nüchternen Weintisch,

und höchstens unsere Bühne! Man muß alles Mark verloren haben, wenn man diese unsere Freuden jenen alten mit ihren Unzukömmlichkeiten vorziehen will. Die Kirche gestattete damals zu Zeiten eine Verspottung des Heiligen, die ehrenvesten Bürger jede Ausgelassenheit bei Fastnacht, Städtestatute an gewissen Tagen das sonst verbotene Glücksspiel, denn es war ja klüger, der menschlichen Thorheit zweimal im Jahr einen fröhlichen Ausbruch zu gestatten, als jede Leidenschaft unterdrücken zu wollen. Die Alten hatten in ihren Vergnügungen kein objektives Maß, sie waren im Genuß der Freude nicht geizig, sie trauten auf das Maß ihrer Natur selbst. Was sie erlangen konnten mit ihren äußeren Mitteln, was sie aushalten konnten mit ihren physischen Kräften, das wußten sie auch zu verantworten vor ihrem moralischen Gewissen. Aber heute dürfen wir ja ohne Erlaubniß nicht eine Nachtmusik mehr auf der Straße bringen, und nur hinter der Maske eine erträgliche Rolle zu spielen, haben wir — Dank sei es den aufgeklärten Zeiten — verlernt. Und es war ein so vortreffliches Mittel, dieses Rollenspielen, um lärmende Freude zu schaffen; es war ein Hauptmittel unter denen, „die unsere Vorfahren so gesund, so hungrig, so aufgelegt zur Freude machten,“ wie der alte Möser sagte, der so einzig darin war, daß er bei dem vortrefflichsten Charakter dem Menschen sein Toben und seine Thorheit gönnte, der Jugend ihre Untugend, dem Luxus seinen Lauf so lang es gehen und stehen konnte, der Leidenschaft ihre Gährung und dem Feste seine Lust, und der es an hundert Beispielen predigte: gebe man politisch und moralisch das Unausweichliche unverholen zu und richte man seine Bekämpfungen im positiven und im Sittengesetz nicht gegen dieses Unvermeidliche, sondern gegen die Ausartung. Wo man im 15. und 16. Jh. sich auf fürstlichen Hochzeiten, auf bürgerlichen Festen oder auf Kirchweihen umsieht, welch eine ungetrübte „Freude und Heiligkeit,“ wie es die Frankenbergische Chronik nennt, blickt nicht überall hervor! Aber so herzlich man dies Leben und Weben selbst poetisch finden kann, so wenig wird einer erwarten, daß die Reimzettel, mit denen die Schön-

bartläufer behängt waren, oder die Reimpredigten, welche der Knaben-Bischoff am Gregoriusfeste hielt, oder die Devisen und epigrammatischen oder satirischen Gedichte bei fürstlichen Hochzeiten, oder die Sprüche der Spruchsprecher, oder die Niclas-, Ruprechts-, Martins- und heiligen Dreikönigslieder der Kinder, oder die Prozessionsgesänge und Bohnenlieder poetischen Werth hätten. Das Gelegenheitslied wird leicht zum Vortrefflichsten; nur muß die Gelegenheit keine Gewohnheit sein, oder die Gewohnheit müßte freien Spielraum in den Gegenständen lassen. So waren die Tanzlieder der Dithmarsen, wie die der Kärnthner, Tiroler und Schwaben, Volkslieder von mannichfacher Art und Inhalt, und doch sieht man an dem späteren Gebrauche der Schleiferliedchen oder einzelner dazu benutzter Strophen aus anderen Volksliedern, daß auch diese Tanzpoesien aus ihrer ursprünglichen Neuheit und Mannichfaltigkeit arm und stationär wurden. Was bei Poesien dieser Art, die sich an bestimmten feststehenden Feierlichkeiten, Volksgebräuchen, Lebenssitten und Standesgewohnheiten mündlich fortpflanzten, noch das Anziehende und Schätzenswerthe ist, ist das hohe Alter, auf welches dergleichen möglicherweise zurückleitet. Märchen, Räthsel, die Spiellieder und Ringelreihen der Kinder, ihre Abzählverse, ihre Thierreime und Festlieder, die Gebete, die Wiegen- und Reiterliedchen, die Vater, Mutter oder Amme singen oder sagen, gehören hierher; wie vieles ist darunter uralte Ueberlieferung, wie vieles spricht noch aufs frischeste das reinste Volks- und Naturleben, die Beobachtung der Dinge aus den schärfsten Sinnen aus! Wie manches hat aber auch die lückenhafte Ueberlieferung bis zum Unsinn entstellt, so daß man uns mit Unrecht zumuthen würde, das Alles in der schriftlichen Aufzeichnung zu bewundern, was in der lebendigen Anwendung, in dem Munde des bedachtlosen Kindes, in dem sorglichen Gesang der gedankenvollen Mutter das Allerreizendste sein kann. Was nur für das Leben selbst geschaffen ist, muß man nicht davon abtrennen wollen, denn es liegt sogleich wie ein Leichnam starr da. Wie arm ist ein muthwilliges Spinnerliedchen oder ein Tiroler Gaßllied,

voll Beziehungen in der lebendigen Umgebung für die es gemacht ist, für uns, wenn wir ihm seine Heimat nehmen, die wir diese Beziehungen nicht verstehen. Man kann es bedauern, daß heute Niemand mehr einen Leberreim zu machen versteht, aber man würde es einem schlecht danken, wenn er gute Leberreime in Bücher sammeln wollte; so wie es überhaupt mit Allem der Fall ist, was mit dem Improviso eine Aehnlichkeit hat. Und so sinken alle die besonderen Arten von Standes- und Berufsliedern an innerem Werthe weit herab, „in welchen die Liederbildung noch halbfertig und ungelöst von ihren Anlässen im Volksleben aufgewiesen werden kann, wie sie aus mancherlei Beschäftigungen und Bedürfnissen, aus sinnbildlichen Handlungen, Festlichkeiten, Spielen und andern öffentlichen oder häuslichen Vorkommnissen erst nur formelartig, spruchartig und rufsweise auftaucht." (Uhland.) So ist die Jäger-, die Hirten-, die Räubersprache voll poetischer Elemente; voll poetischer Elemente daher z. B. die Waidsprüche und Jägerschreie[568]), die aus Urzeiten her Ausrufe, Bezeichnungen und eine sinnliche Wortfülle, die auf der sichersten Naturbeobachtung ruht, erhalten haben. Sollte es aber Jemanden möglich sein, diese Waidsprüche mit poetischem Genuß zu lesen, wenn er nicht ein außerhalb gelegenes Vergnügen damit verwechseln will, wenn er nicht ein Jäger von Gewerbe ist? Mit diesen Waidsprüchen, in denen die Jäger unter einander „zur Aufmunterung, Aufregung, Fortsetzung und Beendigung, vor, bei, in und nach der Jagd reimweise gesprochen[569])", haben die Fragen und Antworten der wandernden Handwerksgesellen eine unläugbare Grundähnlichkeit. An weiser, kluger, verständiger Rede und Gegenrede erkennt ein Gast den anderen, sieht, daß er seines Gleichen und ihm zu trauen sei. Wie die alten Jöten, Zwerge und Helden Rede wechseln und sich sichere Zeichen abfragen, so haben sich

568) Grimm's Altd. Wälder 3. und die dort angegebenen Quellen. Einige in Jacob Ayrer's Stücken. Im Weimarischen Jahrbuche 3, 329, von R. Köhler. Jägerbrevier, Dresden 1857.

569) Döbel's Jägerpractik 3, 478.

auch die Wandergesellen und Waidmänner die ganze fröhliche und poetische Seite ihrer Lebensart in bestimmten, belehrenden und ergötzlichen, zuweilen spottenden Formeln aufgestellt, deren ernsthafter Tiefsinn durch Gemüthlichkeit und Erinnerung irdischer Freuden erheitert wird" [570]. Auch in diesen Zunftgewohnheiten und den Grüßen der Gesellen, in dem ganzen Treiben dieses Restes unserer alten fahrenden Leute, wird sich Niemand wehren, poetische Reize anzuerkennen, so wie in den Handwerksgrüßen [571] selbst gleichfalls die Spuren sehr alter Volkspoesie zu finden. Allein so weit die Aussicht auf den freien, vergnügten, witzigen Verkehr dieser Volksklassen durch einen Blick auf die unmittelbarsten Abdrücke ihres Verkehrs geöffnet wird, so scheint die Belehrung, die da zu holen ist, weit unmittelbarer selbst aus den ganz kleinen Resten, die davon im Leben geblieben sind, zu gewinnen, und in jedem Falle die Aufschlüsse, die man daher für eine Geschichte des poetischen Lebens entnehmen kann, selbst für die nächst angrenzende Gattung von selbständigeren, an keine Standesverhältnisse geknüpften Poesien unbedeutend. Man kann aus den Jagd- und Handwerksliedern auf das freie Naturleben der Einen, auf die eckigeren und steiferen Verhältnisse der anderen zurückschließen, aus den Waid- und Zunftsprüchen aber nicht auf jene Lieder. Es gibt Jägerromanzen und Liebeslieder, aber nicht viele, die älter sein mögen und die nur so allgemein, als es gerade wohlthätig ist, von den Einflüssen dieses Standes berührt, und in nichts wesentlich verschieden sind von allen übrigen oben charakterisirten Volksliedern. Ganz anders ist schon eine zweite Gattung, die sich schon manchmal im Inhalt auf das Geschäft und den Stand unmittelbar bezieht, in der Form und Musik aber den Aufenthalt des Standes, Wald, Berg und Echo verräth, und sogleich eine strengere Aehnlichkeit mit den Jagdschreien erhält, die voll natür-

570) Grimm's Altd. Wälder 3, 102.

571) In Grimm's Altd. Wäldern 1., im Wunderhorn 2, 70; in Bragur 3, 216 sind deren gedruckt. Vgl. dazu Schade im Weim. Jahrb. 4, 241—344.

licher, nachahmender Schallworte sind. Diese sind schon nicht mehr aus den Zeiten, die wir eigentlich hier besonders betrachten. Das späte 16. und 17. Jh. (das auch überhaupt das Jagdwesen zu neuen Ehren bei uns brachte) fing an, sich an allem Naturlaut, an allem Onomatopoetischen zu ergötzen. Die Trommel- und Trompetenstücke der Soldaten, viele lateinische Lieder besonders, die Trinklieder, die das Gurgeln und Plodern der Weinschlücke nachahmen, die Schmiedelieder, die Refrains der Weberlieder u. A. sind dieser Art und sie sind in redender Musik oder Rhythmus gewöhnlich so vortrefflich, wie an Inhalt unbedeutend. Die Jäger-, die Studenten- und Handwerkslieder liegen uns der Zeit nach näher; sie sind auch noch mehr unter uns lebendig geblieben.[572] Grade die eigentlich bezeichnenden darunter sind nicht viel älter, als die Zeiten, wo das Jäger- und Handwerkerleben auch in den dramatischen Dichtungen erscheint, und wo die verschiedenen prosaischen und poetischen Handwerksbücher ihren ersten Ursprung haben. Was man im 16. Jh. als Jäger- und Studentenlieder bezeichnet findet, ist meist von einem allgemeineren, den Stand nur von weitem berührenden Charakter. Auch unter den Handwerksliedern sind die allgemeinsten, die Wanderlieder, die älteren und die besten. Von den Ruhm-, Ehr- und Preisliedern hat man mit Recht bemerkt, daß sie sehr nach dem Leisten schmecken, und im Ganzen auf Einen Schlag gemacht sind. „Jede Zunft hat ihr eigenes Ruhm- und Preislied. Man findet der Weißgerber Ruhmlied, der Rothgerber Preislied, das Loblied aller Schmiede, der Barbiere und Bader, der Hafner Loblied, der Bäcker Ehrenlied, der Metzger, Weber, Küffner, Wagner und Schneider Ruhmlied, ja sogar die Bauern haben ein solches Ehrenlied ihres Standes. — Jedes dieser Lieder fängt mit einer Art von Aufruf an, geht dann in das Lob, die Geschäfte und die widerfahrenen Ehren des Standes über und schließt mit einem allgemeinen Segen, für die Zunft oder den Stand, worin „die Wohl-

572) Eine Sammlung der Handwerkslieder gab O. Schade. Leipz. 1865.

fahrt in diesem Leben, Gesundheit alle Stund, jedem die schönste Frau auf der Welt, die tausend Gulden hat, und wenn er das Leben satt ist, das Himmelreich im Sternenzelt angewünscht wird"[573]). Innerhalb ihrer Sphäre mag man dann darin so manchen ruhmredigen Witz von dem königlichen Erfinder des Brauerhandwerks, von dem göttlichen des Weins und des Küfergewerks, von Gott Vater dem ersten Schneider oder Kürschner, von Elias' Wagenfahrt nach dem Himmel schön und erbaulich finden, und ebenso manches in den Spott- und Hohnliedern, in denen im Gegensatz zu diesen Preisgesängen die Kniffe und Pfiffe der einzelnen Gewerbe und die natürlichen Schwächen einzelner Handwerkerklassen persiflirt werden, wobei denn die armen Schneider immer am übelsten weg kommen. In Volksliedersammlungen, mit denen man unsern verwöhnten Geschmack wieder der einfachen Natur gewinnen wollte, hätte man dergleichen platte und ungelenke Dinge niemals aufnehmen sollen, wenn man seinen Vortheil recht verstanden hätte.

Eine Art von Sammlung aus unsern Volksliedern, die literarhistorisch die wichtigste wäre, bliebe noch zu veranstalten: in Zeitordnung eine Zusammenstellung der Stücke, die abgesehen von unserm heutigen Geschmacke im 15. und 16. Jh. die beliebtesten und verbreitetsten waren und daher Geschmack und Bildung der Zeit am besten charakterisiren. Noch dringender aber ist das Bedürfniß, daß wir mit der Musik und der musikalischen Geschichte unserer Volkslieder bekannt gemacht werden. Wozu kaum ein erster Anfang gemacht ist[574]).

Durch das ganze 16. Jh. bis zum Anfang des 17. zieht sich eine lange Reihe von Liederbüchern mit mehrstimmigen Sätzen, aus denen die musikalische Geschichte unsers Volksliedes zu entwickeln wäre, und die zugleich unsere Textsammlungen begleiten und vervollständigen, ja sie um die Mitte des Jahrhunderts mehr ablösen und fast allein

573) Gräter in Bragur S. 219 ff.

574) Von F. W. Arnold in der früher angeführten Abhandlung in Chrysanders Jahrbüchern für mus. Wissenschaft II.

das Material liefern, die Geschichte des lyrischen Liedes in seinen Uebergängen zu der gelehrten Kunst des 17. Jhs. zu verfolgen.

Es ist bekannt, daß im 15. Jh. von den Niederländern die neuere Tonkunst ausgegangen ist; deutsche Meister machen ihnen nach neueren Untersuchungen den Ruhm der Priorität streitig. Neben den Gründer der ersten niederländischen Schule, Dufay, stellt sich der Mönch Adam von Fulda[575]) als Zeitgenosse, und gleichaltrig ist auch jener Konrad Baumann, denn wir als Rosenblüt's Landsmann oben nannten. Dem berühmtesten der Niederländer aus der 2. Hälfte des 15. Jhs., Josquin de Prez, stellen sich die berühmten deutschen Meister H. Isaac, H. Finck, Stephan Mahn, Th. Stoltzer, L. Senfl u. A., die den contrapunctischen Stil sofort auf das deutsche Volkslied anwandten, zum Theile als gleichaltrige, zum Theile selbst als ältere zur Seite. Von H. Isaac (Kapellmeister bei Kaiser Max) kennt man das Lied „Innsbruck ich muß dich lassen“ und jetzt auch (aus der in Note [574]) erwähnten Halberstädter Handschrift) neben anderen Compositionen einen vierstimmigen Satz des Wallfahrerlieds: „In Gottes Namen fahren wir“ aus dem 13. Jh.; von H. Finck, der um 1480 im Dienste König Alexander's von Polen war, ist eines der ältesten, nur in Einem Exemplar erhaltenen Liederbücher (Neue auserlesene Lieder H. Finckens. Nürnberg 1536). Unter der contrapunctischen Verflechtung der Stimmen aber, die dieser Kunst und diesen Künstlern eigen war, ging die leitende Grundmelodie unter den Begleitstimmen verloren; die schlichte, einfältige, dem Ohr leicht ergreifliche Weise, die das Volk zu seinen Liedern gefunden und gesungen hatte, kam uns

574) Sein „christlich Büchlein“, ein kurzer Begriff des christlichen Dogma's und Mythus, in dichterischer Form, ist kurz vor der Reformation von Magister Wolf Cyclop vou Zwickau (Wittenb. 1512) herausgegeben. Als Musiker kannte man ihn früher nur aus einem musikalischen Tractat 1490; daß er das Lied: Ach hilf mich Leid (bei Arnt von Aich) geistlich umgedichtet habe, war ein Irrthum; dies geschah von Adam Kraft aus Fulda (1493—1558). Neuerdings hat Dehn in einer Halberstädter Hs. neben vielen anderen deutschen Musikstücken des 15. Jahrhs. mehrere größere Compositionen von ihm entdeckt.

dadurch abhanden, und bis jetzt ist uns nur Eine Quelle erschlossen, aus der wir zu der kleinen Ausbeute aus dem Locheimer Liederbuche eigentliche Volksmelodien jener Zeit kennen lernen. In einer vielgenannten niederländischen Sammlung (Souter Liedekens. Antw. bei Simon Cock 1540 und später) sind Davidische Psalmen den Melodien vlämischer Volkslieder untergelegt, deren Anfänge angegeben sind. Viele dieser weltlichen Lieder sind in dem Antwerpener Liederbuch von Jan Roulans (1544; Abdruck durch Hoffmann 1855.) erhalten, einer Sammlung, deren jüngere Stücke rein vlämischen Ursprungs, von gebildeteren Dichtern ausgegangen und durch den häufigen Gebrauch französischer Worte kenntlich sind, während die älteren, wie unsere deutschen, aus den untern Ständen kommen, in Inhalt, Tönen und Sprache meist deutschen Ursprung verrathen und hier und da Uebersetzungen erhaltener hochdeutscher Originale sind. Wir dürfen daher glauben, unter den 150 Souter Liedekens die ächte Quelle von zum Theil auch deutschen Volksmelodien zu haben. Denn ihre Melodien in dem Cock'schen Liederbuche sind lauter einstimmige Volksweisen; und in der neulich erst hervorgezogenen, von Tielmann Susato in Antwerpen besorgten Ausgabe von 1556, die sich durch Pracht und Correctheit auszeichnet, sind in einer kunstlosen dreistimmigen Bearbeitung die Grundmelodien in der Mittelstimme erhalten. Diese Sammlung ist uns neuerdings zugänglich gemacht worden[576].

An diese einfach volksthümlichen Compositionen reihen sich dann in Deutschland zunächst die Liederbücher aus der ersten Hälfte des 16. Jhs. an, in welchen die mannichfaltigsten Texte, leider oft nur in Anfangsstrophen, bewahrt sind. Die musikalisch besten und ächtesten Sammlungen von Originalcompositionen, besonders von Senffl, sind von Joh. Ott in Nürnberg besorgt[577]. Im Mittelpuncte der

576) Collectio operum musicorum Batavorum saeculi XVI. ed. Fr. Commer. Berol. 1857.

577) Der erste Theil „121 newe lieder" Nürnb. 1534. Dann 115 guter newer liedlein ib. 1541. (neben deutschen Liedern auch französische, welsche und lateinische).

zahllosen Liederbücher mit nachgedruckten Stücken steht der „Ausbund (oder Auszug) schöner deutscher Liedlein“, in dem Georg Forster eine Auswahl vierstimmiger Lieder der verschiedensten Meister (1539—56 in fünf Theilen) herausgegeben hat. Forster hatte sich viel in der Welt, auch im Kriege umgetrieben und war daher mit dem Volksgesang aus der Quelle bekannt. Er war daher ein Gegner der „vermeinten Kunst“, die die schlichte „liederische Art“ aufgab, d. h. der künstlich componirten Sachen von Josquin, und er hat im ausdrücklichen Gegensatze zu den „neueren ungereimten Compositionen“ lauter alte „schlechte“ einfache Lieder gewählt. Doch sind auch diese Melodien schon der Art, daß sie kunstgeübte Sänger zur Ausführung bedürfen und die ganze Richtung Forster's ist schon darauf aus, das Volkslied der Straße und ihrem herabziehenden Einflusse zu entreißen. Zwar verschmäht seine Sammlung nicht, Lieder von derber Fröhlichkeit und drolliger Zweideutigkeit aufzunehmen, doch hat er zu vielen alten Melodien die ächten Texte nicht austreiben können und viele alberne Texte hat er mit selbstgemachten vertauscht. Sein Zweck war schon, „viel unnütz Geschwätz und Zutrinken“ durch die musikalische Beschäftigung zu verbannen und, wie Joh. Ott sagt, eine erudita voluptas zu begründen. Denn diese Melodien konnten nur in abgeschlossenen Gesellschaften, in Liederkränzchen gesungen werden, die sich damals schon unter diesem Namen bildeten[578].

Sobald auf diese Weise die Kunst sich von dem Volke und seinen einfachen Bedürfnissen und Fähigkeiten trennte, nöthigte sie sich selbst in die vornehmere Gesellschaft hinauf, und bald sehen wir daher die Musik an allen Höfen heimisch und zahlreiche Liederbücher fürstlichen

578) Dehn (in der Cäcilie Bd. 25. Heft 99) theilt eine Stelle mit aus Beckmanni notitia univ. Frankf. (1707), wo in der Lebensbeschreibung von Jodocus Willichius († 1552) angegeben ist, daß dieser in Frankfurt a. O. ein solches „philosophisch-musikalisches Kränzchen“ gestiftet; die Gesellschaft versammelte sich reihum, der Hausherr trug einen Kranz (davon der Name), den er am Schlusse dem nächsten Bewirther abtrat.

Personen gewidmet und für ihre Unterhaltung bestimmt. Dies will nichts geringeres sagen, als daß schon mitten auf der Höhe unserer Volksdichtung und mitten in dem Zweige der sie am besten vertritt, sich alsobald die Erscheinung einstellte, daß unsere Lyrik wieder dem Volke entzogen und in die höheren Kreise der Gesellschaft zurückgetragen ward. G. Forster war ein Schüler von Laur. Lemlin, der in Heidelberg vor Johann Knöfel bei Kurfürst Ludwig V. (1508—44) Kapellmeister war; neben ihm bildeten sich in Lemlin's Singschule auch Stephan Zieler, Caspar Othmayer und Jodocus vom Brand. Ueber nicht lange waren aber gebildete Tonkünstler als fürstliche Kapellmeister, die noch am Anfang des Jahrhunderts nur in der Pfalz und am Kaiserhofe begegnen, an allen Höfen Deutschlands verbreitet, und deutsche Organisten kamen bis Polen, Liefland und Dänemark. Die österreichischen Erzherzoge, die Kaiser Ferdinand I. und Maximilian II. hatten ihre Utenthal und Sartorius, ihre Chr. Holland und Jac. Regnart; die Herzoge von Würtemberg ihren Leonh. Lechner, die Churfürsten von Sachsen ihre Scandello und Pinelli, die Herzoge von Lüneburg ihren Mancinus, die Bischöfe von Lüttich und Osnabrück ihre Gaßwin und Harnisch, die Herzoge von Baiern ihre Ivo de Vento und Orl. di Lasso. Von ihnen Allen gibt es eine Unzahl Liederbücher, die nicht mehr wie jene von Forster Sammlungen von verschiedenen, sondern Werke von einzelnen Componisten sind. Als ihr Mittelpunct (für die Zeit des dritten Viertels des 16. Jhs.) stehen die Liederwerke von O. di Lasso (zusammen Nürnberg 1583), dem Haupte der niederländischen Schule. In diesem Zeitraume nimmt die Künstlichkeit der Compositionen fortwährend zu in dem Maße, wie die Texte, die man dazu wählt, roher und ungeschlachter werden. Sinnlose Quodlibets aus Liederanfängen und gemischten Sprachbrocken zusammengesetzt, zotige Schnurren in Liederform, Neidharde die das rohe Bauernwesen verspotten, Ehrenlieder auf Hochzeiten und Gastungen, Acrostichen und Mottos, grobe Buhl- und Weinlieder treten jetzt an die Stelle jener sehnsüchtigen Lieb- und Scheidelieder

voll Schmelz, und statt der schlichten Naturkunst, die die Freude eines Forster war, componirte jetzt der Uebermuth der gestiegenen Künstelei. So ist es bei Lasso ein absichtliches Bestreben, „die Recreation" im Verschiedenen zu suchen, und zwischen den erhabensten und niedrigsten Texten zu wechseln; diese Eigenheit fiel so an ihm auf, daß man mehrfach seinen kirchlichen Compositionen parodische lateinische Texte unterlegte. Der österreichisch-bairische Geschmack überwiegt daher in diesen Liederbüchern der Lasso, Ivo di Vento, Schmeltzel, Scandello, Melchior Francke u. A., die in diesen Gegenden lebten oder von da ausgingen.

Dieser Geschmack sollte übrigens bald, seit dem letzten Viertel des 16. Jhs., von einem fremden Geschmacke verdrängt werden. Die Liedercompositionen dieser Zeit sind auch in dieser Beziehung Vorläufer unserer unter fremden Einflüssen gestalteten Lyrik des 17. Jhs., daß sie Texte in allen neueren Sprachen aufsuchten. Deutsche Componisten setzten französische, italienische, englische, niederländische, lateinische Liedertexte so gut wie deutsche. Schon um die Mitte des Jahrhunderts aber fing der welsche Madrigal- und Villanellen-Geschmack an, alle übrigen Liedercompositionen in Schatten zu stellen. Ihr Mittelpunct war Venedig, von wo aus die Sammlungen der Bottegari und Gardano die Werke einer Unmasse von italienischen Componisten in die Welt sandten: Herausgeber und Künstler erscheinen mit den bairischen Herzogen Wilhelm und Albrecht, den Gönnern Orlando's, durch ihre Widmungen in Beziehung. Nun wurden München und Nürnberg immer mehr die Mittelpuncte deutscher Musik, das letztere um so entschiedener, als es schon seit Baumann nicht aufgehört hatte diese Kunst zu pflegen. Fast alle die Liederbücher, die nun Compositionen und Texte „nach Art der welschen Madrigale oder der neapolitanischen Villanelle" brachten, (die Sachen von Brechtel, Demantius, Widmann, Regnart, Turini, Harnisch u. A.) sind in Nürnberg erschienen; fast alle ihre Componisten stehen zu Nürnberg in irgend einer Beziehung. Haßler und Haußmann,

P. Sartorius und Joh. Staden, Haiden, Hase, Autumnus, Jeep, Melchior Francke, Alle sind aus Nürnberg oder nennen sich von da ausgegangen, Noribergae a musicis. Diese Männer [579]) haben zum Theil italienische Dichtungen dieses Geschmackes übersetzt und mit den Originalmelodien herausgegeben, wie Haußmann die Villanellen, Canzonette und Baletti der Marentius, Gastoldi, Vecchi, Gemignani und Morlei, zum Theil haben sie den Stil der Texte und Tonsätze nachgeahmt und die Texte wohl selbst gefertigt. So Hans Leo Haßler, Organist der Freiherren von Fugger-Kirchberg, in seinen „Neuen deutschen Gesängen" nach Art der welschen Madrigalien (Augsb. 1596) Valentin Haußmann in seinem Erstlingswerke, den Neuen deutschen weltlichen Liedern (Nürnb. 1592) u. A. Beide bilden so den Kern dieser Periode, wie Lasso und Forster den der vorhergegangenen. In Melodien und Texten treten wir hier aus der deutschen Empfindungsweise in die romanische über. Die Liedertexte werden glätter und logischer, sie verlassen den abspringenden phantasievollen Vortrag des Volksliedes; der mythologische Kanzleistil der südlichen Lyrik trit herein; Vers und Sprache wird über der Nachahmung der italischen Kunst gebildeter; das „Höfliche", die Vermeidung gemeiner Volksausdrücke wird gesucht; es finden sich bei Haußmann kleine Stücke, die man heute noch ohne sprachlichen Anstoß lies't; die Accentregel ist nicht absichtlich beobachtet, aber selten verfehlt; die Eleganz der schlesischen Zeit ist hier zuerst vorbereitet vor Weckherlin und Opitz. Auf der Spitze schlug dieser Geschmack aber zu Spielereien und Sprachmengerei über, Eigenheiten die noch näher in Opitz' Zeit überführen. Diese Spitze bezeichnet der Leipziger Musikdirector Hermann Schein († 1631). Seine Waldliedlein (Leipz. 1621 und später) und seine Hirtenlust (1624), von ihm gesetzt und gedichtet, waren sehr beliebt

579) Wer die Titel der einzelnen Werke dieser u. a. Meister kennen lernen will, findet sie in Hoffmann d. Gesellschaftsliedern angeführt, der die Meusebach'schen Schätze benutzen konnte und nichts darin unbenutzt gelassen hat.

und verbreitet. Hier ist der Ernst der Villanellendichtung kindischer Tändelei und possirlicher Sprachmischung schon ganz gewichen. Er singt von Phillis und Amarillis, von dem Tausendschälklein Amor und seinen Streichen schön florirte und gezierte Reimliedlein, in denen zwischen das deutsch Volksmäßige so viele italienische Ausdrücke der Reimnoth wegen eingehen, daß wir hier zuerst auf jene buntscheckige Mischpoesie stoßen[580]), die im 17. Jh. so sehr mit Satyre verfolgt ward.

---

2. Schwänke und Volksbücher.

Wir wollen uns jetzt den Sprung von der ideellen Ritterdichtung zu der caricaturartigen dieser Zeiten, zwischen welchen beide wir das Volkslied in die Mitte schoben, näher erklären; wir wollen also noch greller den Uebergang von Unnatur zu Natur, von metaphysischer und mystischer Speculation zum geraden Verstande angeben, und dies wieder, indem wir von dem Stande des Adels durch den der Gelehrten in den des gemeinen Volkes herabgehen. Wir haben dazu eine Reihe von Dichtungen zur Hand, die uns in Leben und Kunst zugleich diese Veränderungen angeben, und diesen wollen wir ganz einfach nachgehen; sie führen uns ihrer Entstehungszeit und ihrem Charakter nach stufenmäßig von jener höheren Dichtung zu dieser allerniedrigsten herab.

Wir haben früher gefunden, daß in Zeiten, wo die unteren Klassen noch in Abhängigkeit schmachteten, sie doch schon im Besitz einer

580) Nur eine Probe aus dem 2. Theile der musica boscareccia p. XI.
Nun hat sichs Blättlein umbgewendt, ihr Wälder, Myrtensträuch,
ihr Bäumlein grün allegrement, o frewt euch all zugleich,
den filli zart und hoch geziert, sich heute wieder praesentirt,
logiret ein bei euch.
Im Jahr 1644 hat ein „Liebhaber der Musik" dieser Sammlung geistliche Texte untergelegt und in Erfurt herausgegeben.

Dichtung waren, welche einen natürlichen Gegensatz gegen die Poesie des Ritterthums bildete. Wir hatten das Thierepos als eine Gattung bezeichnet, in der gleichsam die Zustände der dienenden Menschenklasse, die unter ihrem menschlichen Werthe gehalten wurde, geschildert und die thierische Natur des Menschen seiner göttlichen oder heroischen entgegengehalten ward. Mit der Zeit, als die unteren Klassen anfingen, sich dieser Gegensätze bewußt zu werden, bildete man, sahen wir, zuerst unter den Geistlichen, dann unter den Laien, diese Thierpoesie stets mehr zu Satiren gegen die höheren Stände aus. Dies haben wir so weit verfolgt, bis im 13. Jh. zuerst die untere Geistlichkeit in den neuen Mönchsorden und dann die Zünfte in den Städten anfingen, einen wirklichen Kampf gegen Geistlichkeit und Adel zu beginnen; nun traten zugleich Dichtungen ins Leben, welche an einzelnen Individuen aus den niederen Ständen diesen Kampf versinnlichten. Das allgemeine Merkmal der Verschiedenheit dieser Zeiten, wo die ganze Volksmasse in der Geschichte thätig wird und handelnd erscheint, hatten wir bereits beim Renner Gelegenheit zu erkennen: statt des Einen Standes der Ritter regen sich jetzt Hunderte in verschiedener Richtung; der mehr friedliche frühere Zustand schlug in eine ungemeine Rührigkeit und verworrene Bestrebsamkeit um; die Pflege des Besitzes ward verdrängt von dem Jagen nach Erwerb, und die unruhige Vielgeschäftigkeit des Volkes und der Armen, die empor wollten und Alles an ihr Emporkommen setzten, ward nun der Mittelpunct des ganzen Verkehrs. In dieser Thätigkeit lernte das Volk seine Kräfte kennen, seine derbe Natur achten, seinen gesunden Verstand schätzen, und je feiner und vornehmer der Adel sich gebährdete, je dünkelhafter die Gelehrten mit ihrer verschrobenen Weisheit erschienen, desto mehr lernte man im Volk auf Einfalt und rohe Natürlichkeit pochen, und je mehr die oberen Stände in der Dauer des Kampfes in Nachtheil geriethen, desto komischere Wirkung machte der Erfolg bei scheinbar geringeren Kräften. Der Gewalt und Macht gegenüber, die noch immer in der Hand der höheren Klassen war, hielt man die einzige Waffe der List

[illegible] den Triumph, [illegible] der höheren [illegible] Ungeschlachtheit [illegible] Ueberlegenheit [illegible] Schlauheit und [illegible] verschmitzt [illegible] den Schein von Dumm-[illegible]. [illegible] Gesichtspuncte festhalten, so [illegible] Schwänke und Dichtungen, die [illegible] sich langehin eines großen [illegible] selbst die Erscheinungen mit [illegible] daß einige der Helden [illegible] Personen sind.

Der [illegible] Stricker, der Held jenes Gedichtes, [illegible] S. 34 [illegible] nannten, ist, wie der [illegible], der die schönen ritterlich-höfi-schen Zeiten [illegible], wo Freude vor Sorge, Ehre vor Schande, Treue vor Untreue, Frommheit vor Bosheit, Wahrheit vor Lüge ging, und welcher zuerst mit gutem Glücke Lügen und Trügen anfing[561]. In Oesterreich also, wo die ersten Spuren der volksthümlichen Dichtung sich unter die ritterliche mischten, entstand auch diese Erzählung; der Held aber ist ein englischer Pfaffe. Er war ein weiser freigebiger Mann und mußte um seiner Tugenden willen den Neid und Druck seines Oberen erfahren. Sein Bischof nahm einen Theil seines überflüssigen Gutes in Anspruch, und weil Amis ihm das weigert, so droht er ihm, seine Pfründe zu nehmen, geht aber darauf ein, dem Pfaffen nachzusehen, wenn er eine Prüfung bestehe. Nun legt er ihm jene Fragen vor, über die auch Eulenspiegel disputirt, wie viel des

561) In Benecke's Beiträgen 2. S. 500. V. 39.

Nu saget uns der Strickære, wer der èrste man wære,
der liegen und triegen ane viene, unt wie sin wille vür sich giene.
das er niht widersatzes vant.

Meeres sei, wie viel Tage seit Adam verflossen seien, wo der Mittelpunct der Erde sei u. s. w.; er gibt ihm auch jene Aufgabe, einen Esel lesen zu lehren, die der Pfaffe auch so löst, wie Eulenspiegel, in den überhaupt die ganze erste Hälfte des Amis sogar mit vielen Einzelheiten eingegangen ist. Die Geschicklichkeit, mit der sich der Listige in dieser Lage half, verschaffte ihm noch viel weiteren Ruhm und viel mehr Gäste, die ihm am Ende seinen Hausstand zerrütten, und so wie die Lalenburger aus allzugroßer Weisheit in Narrheit übergehen, so unser Amis von allzugroßer Freigebigkeit und Tugend in Habsucht und Bosheit. Er hat seine Klugheit kennen gelernt, nun will er auch Vortheil davon ziehen, da er von seiner Tugend Nachtheil geerndtet hatte. Er wird nun aus einem ansässigen ruhigen Manne ein fahrender, bald ein Reliquienkrämer, bald ein Maler (lauter Stücke, die in den Eulenspiegel eingegangen sind), bald ein Heiliger, bald ein Kaufmann, und er übt in der ganzen Welt, von England bis Konstantinopel seine betrügerischen und schalkhaften Streiche an Mächtigen und Niedrigen, am Aberglauben und an der Frömmigkeit, an der Einfalt und Ueberklugheit aus. Man muß zwischen Freude und Schadenfreude noch nicht recht zu scheiden wissen, wenn man diese Streiche alle lustig finden soll; allein wir sehen das auch in der älteren Thiersage, daß selbst ein grausamer Spaß für ein roheres Volk immer Spaß bleibt und es ist von Reisenden so oft an uncultivirten Völkern bemerkt worden, wie sie sich über einen Betrug namentlich an Fremden kindisch erfreuen. Am Ende seines Lebens geht übrigens Amis reuig in ein Kloster, dient fleißig Gott und verdient sich damit das ewige Leben.

In Oesterreich, wo diese Erzählung gedichtet ist, zeigt sich denn zunächst auch die lustige leichte Stimmung, die wir lange im Gedicht beobachtet haben, im Leben. Selbst jener ernsthafte Rudolph I., der zuerst die Hofsänger von sich entfernt hatte, ist einer der ersten deutschen Fürsten, in dessen Umgebung man einen eigentlichen Hofnarren findet. Seitdem hörte dieses Amt wohl nicht mehr auf; wir

und des Betrugs für erlaubt, und aus dieser Ansicht den Triumph, den diese feierten, für um so ergötzlicher; der Feinheit der höheren Kreise gegenüber machte man sich aus der groben Ungeschlachtheit des Volksverkehrs einen rechten Stolz; der geistigen Ueberlegenheit der Gelehrten gegenüber bildete man die natürliche Schlauheit und den Mutterwitz desto gründlicher aus und versteckte ihn verschmitzt hinter Einfalt und Naivetät, hinter den Schein von Dummheit oder Thorheit. Wenn wir diese Gesichtspuncte festhalten, so werden wir leicht verstehen, wie die Schwänke und Dichtungen, die wir zunächst besprechen, im Volke entstehen, sich langehin eines großen Beifalls erfreuen, und wie im Leben selbst die Erscheinungen mit diesen Dichtungen so zusammenfallen konnten, daß einige der Helden dieser Dichtungen wirkliche historische Personen sind.

Der „Pfaffe Amis" vom Stricker, der Held jenes Gedichtes, das wir schon oben (S. 34) im Vorbeigehen nannten, ist, wie der Dichter sagt, der erste Mann gewesen, der die schönen ritterlich-höfischen Zeiten unterbrach, wo Freude vor Sorge, Ehre vor Schande, Treue vor Untreue, Frommheit vor Bosheit, Wahrheit vor Lüge ging, und welcher zuerst mit gutem Glücke Lügen und Trügen anfing[581]. In Oesterreich also, wo die ersten Spuren der volksthümlichen Dichtung sich unter die ritterliche mischten, entstand auch diese Erzählung; der Held aber ist ein englischer Pfaffe. Er war ein weiser freigebiger Mann und mußte um seiner Tugenden willen den Neid und Druck seines Oberen erfahren. Sein Bischof nahm einen Theil seines überflüssigen Gutes in Anspruch, und weil Amis ihm das weigert, so droht er ihm, seine Pfründe zu nehmen, geht aber darauf ein, dem Pfaffen nachzusehen, wenn er eine Prüfung bestehe. Nun legt er ihm jene Fragen vor, über die auch Eulenspiegel disputirt, wie viel des

581) In Benecke's Beiträgen 2. S. 500. V. 39.
Nu saget uns der Strickære, wer der êrste man wære,
der liegen und triegen ane vienc, unt wie sîn wille vür sich gienc,
daz er niht widersatzes vant.

Meeres sei, wie viel Tage seit Adam verflossen seien, wo der Mittelpunct der Erde sei u. s. w.; er gibt ihm auch jene Aufgabe, einen Esel lesen zu lehren, die der Pfaffe auch so löst, wie Eulenspiegel, in den überhaupt die ganze erste Hälfte des Amis sogar mit vielen Einzelheiten eingegangen ist. Die Geschicklichkeit, mit der sich der Listige in dieser Lage half, verschaffte ihm noch viel weiteren Ruhm und viel mehr Gäste, die ihm am Ende seinen Hausstand zerrütten, und so wie die Lalenburger aus allzugroßer Weisheit in Narrheit übergehen, so unser Amis von allzugroßer Freigebigkeit und Tugend in Habsucht und Bosheit. Er hat seine Klugheit kennen gelernt, nun will er auch Vortheil davon ziehen, da er von seiner Tugend Nachtheil geerndtet hatte. Er wird nun aus einem ansässigen ruhigen Manne ein fahrender, bald ein Reliquienkrämer, bald ein Maler (lauter Stücke, die in den Eulenspiegel eingegangen sind), bald ein Heiliger, bald ein Kaufmann, und er übt in der ganzen Welt, von England bis Konstantinopel seine betrügerischen und schalkhaften Streiche an Mächtigen und Niedrigen, am Aberglauben und an der Frömmigkeit, an der Einfalt und Ueberklugheit aus. Man muß zwischen Freude und Schadenfreude noch nicht recht zu scheiden wissen, wenn man diese Streiche alle lustig finden soll; allein wir sehen das auch in der älteren Thiersage, daß selbst ein grausamer Spaß für ein roheres Volk immer Spaß bleibt und es ist von Reisenden so oft an uncultivirten Völkern bemerkt worden, wie sie sich über einen Betrug namentlich an Fremden kindisch erfreuen. Am Ende seines Lebens geht übrigens Amis reuig in ein Kloster, dient fleißig Gott und verdient sich damit das ewige Leben.

In Oesterreich, wo diese Erzählung gedichtet ist, zeigt sich denn zunächst auch die lustige leichte Stimmung, die wir lange im Gedicht beobachtet haben, im Leben. Selbst jener ernsthafte Rudolph I., der zuerst die Hofsänger von sich entfernt hatte, ist einer der ersten deutschen Fürsten, in dessen Umgebung man einen eigentlichen Hofnarren findet. Seitdem hörte dieses Amt wohl nicht mehr auf; wir

und des Betrugs für erlaubt, und aus dieser Ansicht den Triumph, den diese feierten, für um so ergötzlicher; der Feinheit der höheren Kreise gegenüber machte man sich aus der groben Ungeschlachtheit des Volksverkehrs einen rechten Stolz; der geistigen Ueberlegenheit der Gelehrten gegenüber bildete man die natürliche Schlauheit und den Mutterwitz desto gründlicher aus und versteckte ihn verschmitzt hinter Einfalt und Naivetät, hinter den Schein von Dummheit oder Thorheit. Wenn wir diese Gesichtspuncte festhalten, so werden wir leicht verstehen, wie die Schwänke und Dichtungen, die wir zunächst besprechen, im Volke entstehen, sich langehin eines großen Beifalls erfreuen, und wie im Leben selbst die Erscheinungen mit diesen Dichtungen so zusammenfallen konnten, daß einige der Helden dieser Dichtungen wirkliche historische Personen sind.

Der „Pfaffe Amis“ vom Stricker, der Held jenes Gedichtes, das wir schon oben (S. 34) im Vorbeigehen nannten, ist, wie der Dichter sagt, der erste Mann gewesen, der die schönen ritterlich-höfischen Zeiten unterbrach, wo Freude vor Sorge, Ehre vor Schande, Treue vor Untreue, Frommheit vor Bosheit, Wahrheit vor Lüge ging, und welcher zuerst mit gutem Glücke Lügen und Trügen anfing[581]. In Oesterreich also, wo die ersten Spuren der volksthümlichen Dichtung sich unter die ritterliche mischten, entstand auch diese Erzählung; der Held aber ist ein englischer Pfaffe. Er war ein weiser freigebiger Mann und mußte um seiner Tugenden willen den Neid und Druck seines Oberen erfahren. Sein Bischof nahm einen Theil seines überflüssigen Gutes in Anspruch, und weil Amis ihm das weigert, so droht er ihm, seine Pfründe zu nehmen, geht aber darauf ein, dem Pfaffen nachzusehen, wenn er eine Prüfung bestehe. Nun legt er ihm jene Fragen vor, über die auch Eulenspiegel disputirt, wie viel des

581) In Benecke's Beiträgen 2. S. 500. V. 39.
Nu saget uns der Strickære, wer der êrste man wære,
der liegen und triegen ane vienc, unt wie sîn wille vür sich gienc,
daz er niht widersatzes vant.

falt bringt den meißnischen Ritter an Otto's Hof, wo ihn ein Bauer Engelmayer am Veilchenfeste (das im Augarten als Maifest fortdauerte) foppt, wofür er nun mit Schmähreden und Schalkstreichen als Hofsänger und Narr seine Rache die Bauern fühlen läßt. Wie in den Eulenspiegel die Streiche des Amis, in den Faust viele ältere Zaubereien eingingen, so wurden auf diesen Neidhard die Lieder des älteren Nithart übertragen, beide von den späteren Zusammensetzern vermischt und für Eine Person genommen und so auch Nithart's Fürst Friedrich mit Neidhard's Otto zusammengerückt; ganze Lieder des älteren erkennen sich nun in dem sehr lose verbundenen erzählenden, aber durchaus strophischen, liedermäßigen, späteren Gedichte wieder. Das Verhältniß beider Dichtungen und Personen ist noch immer nicht genau untersucht. — Noch ins Ende des 14. Jhs. gehört das Gedicht von dem Pfaffen von Kalenberg, Weigand von Dewin (Theben bei Wien), das zwar zuerst von Seb. Brant zu Ende des 15. Jhs. erwähnt wird. Das Werkchen, durch Von der Hagen zugänglich gemacht [583]), ist in mehreren alten Drucken erhalten, und muß in verschiedenen Bearbeitungen existirt haben, da sich Fugger im Ehrenspiegel des Hauses Oesterreich auf Einen Schwank desselben bezieht, der in unseren Texten nicht gelesen wird. Wie vieles aber sich unter das Historische hineingetragenes einmischte ist schwer auszumachen. Gleich die einleitende Geschichte erinnert an eine ähnliche Anekdote von Nasurreddin's Gurkengeschenk an Tamerlan. Ein Student bringt dem Herzog Otto einen großen Fisch zum Geschenke, der Thürhüter aber läßt ihn nur unter der Bedingung ein, daß er mit ihm das, was er zum Gegengeschenk erhalte, theilen wolle; der Student erbittet sich also eine Tracht Prügel zur Belohnung, die denn auch der Thürhüter theilen muß; jener aber verdient sich die Pfarrei vom Kalenberg mit seinem Scherze. Hier nun treibt er mit den Bauern seine Schnurren: er betrügt die Gemeinde, da sie ihn zu überlisten

583) In seinem Narrenbuch. In dem ältesten Druck (o. O. u. J.) wird der Verfasser Philipp Franck Furter zu Wien genannt. Vgl. Lappenberg l. l. p. 19 ff.

finden Narren bei Albrecht und bei Leopold, der Blume der Ritterschaft. Besonders ist aber Otto der Fröhliche († 1339) seiner lustigen Gesellschaft wegen berühmt, und um der freudigen Fastnächte, Veilchenfeste und Weinlesen willen, die man um ihn feierte; aus eben diesem vergnügten Verkehre gingen auch die nächsten Dichtungen hervor, die sich an den Pfaffen Amis anschließen, und die sich schon um die Geschichte eigentlicher Hofnarren drehen. So gut wie die Hofnarren persönlich der Existenz der Hofdichter gefährlich wurden, so gut helfen die Poesien, in die man ihre Schalksstreiche brachte, die Ritterdichtung weiter zu untergraben. Auch hier also treffen wir wieder auf jene Grenzlande, auf Oesterreich und die Niederlande, wo wir Alles, was die Ritterpoesie untergrub, vorzugsweise heimisch finden. Das Thierepos war in den Niederlanden aufgegangen, die Narrenpoesie in Oesterreich; Till Eulenspiegel ist wieder in Niederdeutschland zu Hause und hat dort noch seine weiteste Verbreitung; die Kunst aller Caricatur überhaupt hat in dem germanischen Norden ihren eigentlichen Sitz. Die Lust des Lebens ist auch in beiden Gegenden von je zu Hause: in seinen vernünftigen Gedanken von der Narrheit sagt es Morgenstern, also ein Urtheilsbefugter, daß es den Oesterreichern kein so großer Ernst ist, Franzosen und Türken zusammenzuhauen, als alle Tage Fastnacht zu halten; von den Brabantern und Holländern führt Erasmus von Rotterdam, also ein Landsmann, an, daß sie sich selbst im Sprichwort Narren nennen, am geneigtesten unter allen Völkern zum fröhlichen Verkehr seien und unter Allen allein je älter je thörichter würden. Unter jenem Otto dem Freudigen also ersteht der alte Nithart wieder als Ritter Neidhart Fuchs, dessen „wunderbarliche Gedichte und Historien" in einer Handschrift mit 131 Liedern und Schwänken und in einem alten Drucke von 1566 (beide früher in Von der Hagens Besitze) existiren [582]. Seine eulenspiegelische Ein-

582) Ueber eine andere ähnliche Handschrift in Hamburg vgl. Lappenberg in den Wiener Jahrb. 1828. Bd. 42. Anz.-Bl. p. 17.

falt bringt den meißnischen Ritter an Otto's Hof, wo ihn ein Bauer Engelmayer am Veilchenfeste (das im Augarten als Maifest fortdauerte) foppt, wofür er nun mit Schmähreden und Schalkstreichen als Hofsänger und Narr seine Rache die Bauern fühlen läßt. Wie in den Eulenspiegel die Streiche des Amis, in den Faust viele ältere Zaubereien eingingen, so wurden auf diesen Neidhard die Lieder des älteren Nithart übertragen, beide von den späteren Zusammensetzern vermischt und für Eine Person genommen und so auch Nithart's Fürst Friedrich mit Neidhard's Otto zusammengerückt; ganze Lieder des älteren erkennen sich nun in dem sehr lose verbundenen erzählenden, aber durchaus strophischen, liedermäßigen, späteren Gedichte wieder. Das Verhältniß beider Dichtungen und Personen ist noch immer nicht genau untersucht. — Noch ins Ende des 14. Jhs. gehört das Gedicht von dem Pfaffen von Kalenberg, Weigand von Dewin (Theben bei Wien), das zwar zuerst von Seb. Brant zu Ende des 15. Jhs. erwähnt wird. Das Werkchen, durch Von der Hagen zugänglich gemacht [583]), ist in mehreren alten Drucken erhalten, und muß in verschiedenen Bearbeitungen existirt haben, da sich Fugger im Ehrenspiegel des Hauses Oesterreich auf Einen Schwank desselben bezieht, der in unseren Texten nicht gelesen wird. Wie vieles aber sich unter das Historische hineingetragenes einmischte ist schwer auszumachen. Gleich die einleitende Geschichte erinnert an eine ähnliche Anekdote von Nasurreddin's Gurkengeschenk an Tamerlan. Ein Student bringt dem Herzog Otto einen großen Fisch zum Geschenke, der Thürhüter aber läßt ihn nur unter der Bedingung ein, daß er mit ihm das, was er zum Gegengeschenk erhalte, theilen wolle; der Student erbittet sich also eine Tracht Prügel zur Belohnung, die denn auch der Thürhüter theilen muß; jener aber verdient sich die Pfarrei vom Kalenberg mit seinem Scherze. Hier nun treibt er mit den Bauern seine Schnurren: er betrügt die Gemeinde, da sie ihn zu überlisten

583) In seinem Narrenbuch. In dem ältesten Druck (o. O. u. J.) wird der Verfasser Philipp Franck Furter zu Wien genannt. Vgl. Lappenberg l. l. p. 19 ff.

meint, er prellt seine Tagelöhner, die ihn prellen wollen, er entweiht in derber Rohheit seinen Altar, er weiß seinen kanichten Wein an Mann zu bringen, er disputirt siegreich mit einem benachbarten Pfarrherrn, er ist ganz ein cynischer Volksredner, der hier ansässiger Prediger geworden ist. Verirte er so seine Untergebenen und seines Gleichen, so verirt er auch seine Oberen, und hier wird aufs ärgste das Geistliche und die Geistlichen herabgewürdigt. Wie er erhitzt von einem wunderthuenden Weine die hölzernen Apostelbilder in den Ofen schiebt und damit einheizt, läßt sich noch erzählen, aber wie er seinen halbblinden Bischof durch ein säuberliches Mädchen doppelt sehend macht, und wie er dessen Befehle, all seinen Kirchweihen beizuwohnen, nachkommt, das muß man an Ort und Stelle nachlesen lassen. Nachher kommt er ganz an Otto's Hofe neben dem Neidhart, der auch erwähnt wird[584]), als förmlicher Hofnarr vor, foppt die Bauern, die dahin kommen und erinnert an das Fastnachtspiel von des Hoflebens kurzem Begriff bei Ayrer, wo der Narr der Bühne als Hofmann mit Bauern ähnliche Späße treibt. Nicht allein aber die Bauern und Knechte, sondern auch seinen Fürsten selbst äfft und foppt der Kalenberger so unflätig, wie nur Markolph immer den Salomon.

Von dem Gedichte vom Kalenberger angeregt reimte ein Achilles Jason Widmann die Geschichte des Peter Leu von Hall, den er selbst den anderen Kalenberger nennt, zur Ergötzung und Freude schwerer Gemüther; Fischart in seinem gereimten Eulenspiegel rühmt das Buch und die ganze Gattung der ähnlichen Schwänke, die Niemand hasse, es seien denn solche, die größere Gecken seien, als die, die in den Büchern stecken. Die älteste datirte Ausgabe des Gedichtes ist der Druck von Neuber, Nürnberg 1560[585]); der Held soll aber

584) Narrenbuch S. 307.
Der fürst lachte mit ganzer kraft und von seinem ganzen herzen.
Er trieb mit ihm freud und scherzen, darum hielt er die zween mann,
den Nithart und den Kapellan.

585) Ein älterer Druck. Frankf. o. J. Weygandt Han. In Von der Hagens Narrenbuch; wo es in der Vorrede p. 357 heißt:

1496 gestorben sein. Dort sahen wir es einen Studenten schnell zum Pfaffen bringen, hier haben wir einen, der es allmählich vom Blockträger zum Rothgerber, und dann zum Büchsenmeister im Zuge gegen die Armagnaken (1444), im 30. Jahr noch zum Schüler und endlich auch zum Priester bringt; wir steigen also tiefer in die Volksklasse herab. Der Erzähler ist erst aus dem 16. Jh., er ahmt einiges dem ältern Kalenberger nach, wie die Antrittspredigt in Fichberg, Inhalt und Manier aber ist ganz selbständig. Die letztere erinnert namentlich in der Erzählung von Peter's Schulgang an eine ähnliche berühmte von dem Spruchsprecher Wilhelm Weber, wie denn auch die Vorträge dieser Spruchsprecher und Pritschenmeister, die selbst die Lustigmacher spielten, vielfach den Ton dieser Schwänke tragen. Wie also Peter Leu im Dorfe Rinden in großer Armut, wochenlang ohne einen warmen Bissen lebte, nahm ihn der Pfarrherr von Westein zum Helfer, hielt ihn aber auch auf magere Kost. Peter aber wußte sich Rath zu schaffen, betrog den Pfarrer bald um dies bald um jenes, und was er bei seinen Streichen gefährliches einbrockte, das mußten denn auch oft die armen Bauern ausfressen. Erst wie er sich mit der Köchin gehörig verständigt hatte, schmelzte sie ihm die Rüben etwas besser. Seine ersten Streiche flossen überall aus Noth; seine Dürftigkeit zwang ihn dazu. Nun steigt er etwas höher. Er verhöhnt den Aberglauben, wie andere dieser Figuren den Aberwitz der Zeit, er bespottet das Heilige, wie andere die gedunsene Weisheit. Er weiß sich als einen Heiligen geltend zu machen; er benutzt die Dreidonnerstagnächte, wo sich Mägde und Knechte in dem Kunkelhause versammeln und viel Aberglauben von Berchthold und dem wüthenden Heere vorbringen, um dann als Gespenst zu erscheinen, und mit diesem und anderen Schwänken weiß er sich neben dem Spaße auch ein Stück Geld zu

---

denn dieweil ich höre, dass vor zeit der Kalenberger, ein pfaff ohn
mass sei nicht gestellet in vergass, sein leben im druck ausgangen,
darob niemand empfangen beschwerde, doch ergetzlichkeit,
verhoff, mit mir's auch solchen bescheid soll haben . . . u. s. w.

Neue Ausg. von O. Schade im Weim. Jahrb. 6, 417 ff.

machen. Unwissenheit und Schlauheit gaben ihm die Unverschämtheit, mit den knappen Predigten seinen Bauern ein Auge zuzudrücken, und da er sich endlich Brod geschafft hatte, auch sich Linnen und Betten zu schaffen; denn da sich einmal ein Nebel mit Schwefelgeruch auf Berg und Thal gelegt hatte, so versichert er seiner Gemeinde, dies rühre von einem Loche her, das die Hölle bekommen und dies müsse verstopft werden; nun bringen sie ihm Leinwand und Tuch, weil auch er einer der Verordneten war, dergleichen zu empfangen. Seine Scherze sind bis auf wenige nicht so wehethuend, sondern ärmer und unschuldiger, als die des Amis und des Kalenbergers.

Der tiefere Sinn, den diese Erzählungen verbergen können, lag nur selten im Bewußtsein der Dichter oder Leser jener Zeiten. Sie sollen nur unterhalten; es sind verbundene Schwänke, wie es deren unzählige einzelne gab. In ähnlichen älteren Gedichten aber, die sich in diesen Zeiten erneuten und begierig gesucht wurden, rückt man dieser verborgenen Bedeutung schon etwas näher. So begegnen wir dem Gedichte von Salomon und Markolph in diesen Zeiten in verschiedener Weise wieder. In der Gestalt, in der wir es früher besprachen, ist der Roman ohne das Spruchgedicht zu Ende des 15. Jhs. (Straßb. 1499) gedruckt. Um 1450 ward es von Gregor von Hayden zu Ehren des Landgrafen Friedrich von Leuchtenberg umgedichtet, nachher aus dem Latein in deutsche Prosa übersetzt[586], später abweichend von dieser Prosa in ein Volksbuch gebracht und Hans Sachs und Folz machten Fastnachtsspiele daraus. In dem alten deutschen Romane, der sich an die Reden und Widerreden angereiht hat, war das Hauptkennzeichen von Morolfs Unhöflichkeit, daß er den Frauen übel spricht. Die alte Zeit blickte noch unwillig auf das Verkehren der weisen Sprüche Salomo's; Gregor hebt dagegen ausdrücklich schon das Vermögen des Mutterwitzes in einem einfältigen Bauer gegen

586) Ein niederdeutscher Druck o. O. u. J. scheint der älteste zu sein. Der früheste oberdeutsche ist der von Ayrer. Nürnberg 1487.

die Weisheit eines Salomo hervor[587]) und die Lehre ist gezogen, daß einfache Wahrheit bei dem jetzigen Weltlaufe nichts mehr verfange, da nur der Klaffer und seine List bei den Fürsten beliebt sei, daß sich die Wahrheit also ins Gewand der Thorheit kleiden müsse. Die Armut, die Noth gibt auch dem Markolph Fröhlichkeit und dreisten Humor, gibt ihm Schamlosigkeit, Erfahrenheit und Schlauheit; „der Humor verkehrt bei ihm den Sinn" der Befehle seines Herrn; und dies ist was auch die Witze des Eulenspiegels charakterisirt. Er persiflirt daher jeden bildlichen Ausdruck, wie er jeden übersichtigen Ausspruch der Weisheit parodirt. Wenn man in dem Buche der Weisheit in die ernste Lehre der Inder versetzt wird, so hat man im Markolph zugleich die Gegenseite dazu: nicht allein die schön friedliche und sanfte Weise einer Urzeit führte man damals der Nation vor, die für alles dergleichen und darum auch für die Bibel so viele Vorliebe zeigte, sondern auch die derb natürliche und rohe Seite derselben. Daß dieser Markolph, der erste Hofnarr, mit dessen Namen auch dies Amt bezeichnet ward, für die Rolle der lustigen Person auf dem Theater nicht benutzt ward, hat Docen gewundert; es ist aber fast kein Zweifel, daß dem Jakob Ayrer die Figur desselben bei seinem Jahn vorgeschwebt[588]).

Die Aehnlichkeit dieses Markolph mit dem erneuten Aesop dieser Zeiten ist schon früher aufgefallen. Noch im 18. Jh. nannte man den Bertoldo in deutschen Uebersetzungen den italienischen Aesop. Fischart schon sagte, im Markolphischen Aesop könne sich auch ein Salomo verbergen; dies ist ein Lobspruch auf die Aesopischen Fabeln, die mit Aesop's fabelhaftem Leben, mit Fabeln des Rimicius, Avienus und Petrus Alfonsi und verschiedenen Facetien des Poggio aus dem Lateinischen von dem verdienten Dr. Steinhöwel zum Lobe des Herzogs Sigmund von Oesterreich übersetzt wurden[589]). Sie sind in

587) Docen Altd. Mus. 2, 270.

588) Man sehe wie sich in seinem Servius Tullius der Spaßmacher einführt, der hier Jodel, sonst gewöhnlich Jahn heißt (opus Theatricum f. 53c).

589) Aesopi vitae et fabulae etc. lat. et germanae. Ulm. Zeiner. (vor 1480.)

Prosa, ausdrücklich um die vielen zugelegten Worte der früheren Reimfabeln zu sparen[590]; sie nehmen sich tüchtig aus, obgleich die Schreibart weit unter der Prosa Pauli's u. A. bleibt, sind eines der beliebtesten Bücher jener Zeit geworden und wurden später mit den Stücken aus Seb. Brant vermehrt herausgegeben. Dies Buch empfahl sich aber auch von zwiefacher Seite. Der Uebersetzer legte wohl allen Werth auf die moralische Lehre: der Leser soll wie die Biene nicht die Farbe der Blume, sondern den Honig, nicht die Erzählung, sondern die Moral suchen zur Nahrung des Gemüths; denn wer die Fabeln der Erzählungen wegen lese, der bringe nicht mehr davon, als der Hahn, dem ein Gerstenkorn lieber war als ein Edelstein. Den damaligen Leser aber mochte vor Allem das einleitende Leben des Aesop anziehen, auf das wir hier auch allein weitere Rücksicht nehmen. Aesop war ein einfältiger Sclave. Der Meier dem er diente sandte einst seinem Herrn Erstlingsfeigen, welche dessen Diener aufaßen und nachher den guten Aesop der That beschuldigten. Dem ehrlichen Einfältigen mangelte die Gabe, sich mit der Rede zu verantworten, er ließ aber sich und allen Dienern laues Wasser eingeben, und so brachen die Andern ihre Schuld heraus. Für eine Wohlthat, die er hernach einem Priester der Isis erweist, begabt ihn denn die Göttin mit Weisheit und Schärfe der Zunge; umgekehrt also wie in den Lalenbürgern die Weisheit zur Thorheit wird, wird hier die Einfalt erleuchtet, der „schalkhaftige Knecht fängt an klärlich zu reden," und die Dinge zu erkennen, und aus dem ungestalten Körper spricht eine schöne Seele. Es fügt sich später, daß Aesop an einen Ephesier Kaufmann verhan-

590) Zwei niederdeutsche, in einer Wolfenbüttler und einer Magdeburger Handschrift erhaltene, Aesope aus dem 14. Jh. (der Eine von Gerard Dechant zu Minden), die beide zu einem früheren Bearbeiter in Beziehung zu stehen scheinen und auch in der weitspurigen, zum Theil schreckhaften Erzählungsweise des 13—14. Jhs. behandelt sind, begnügen wir uns erwähnt zu haben unter Verweisung auf Hoffmann Niederdeutscher Aesopus (Berlin 1870), der aus der Wolfenbüttler Handschrift 20 Stücke und p. 7 auch Proben aus Gerard mittheilt. Ueber diesen vgl. Wiggert, Scherflein 2, 28—70.

delt wird, dem er selbst anrieth ihn zum Zuchtmeister und Fastnachtsbutzen seiner Kinder zu kaufen. Wie sein neuer Herr mit ihm und seinen andern Sclaven nach Ephesus aufbricht, wählt sich Aesop einen mächtigen Brodkorb zu seiner Tracht und hat klüglich bedacht, daß seine Bürde unterwegs immer leichter gegessen wird. In Samos kauft ihn dann wieder ein Philosoph Namens Xanthus, seiner natürlich schönen Reden wegen. Diesem gegenüber erscheint dann Aesop wie Markolph neben Salomon; er bezahlt ihn mit treffenden Reden; er spottet seiner Philosophie, indem er ihm Fragen über Naturgegenstände vorlegt, die ihm jener nicht beantworten kann, und die er ihm dann mit bestechenden Bildern und Gleichnissen löst. Dann folgt eine Reihe von Eulenspiegeleien, von wortgetreuer Befolgung der Befehle des Xanthus; wie ein Hofnarr bringt er seinem Herrn Ungelegenheiten mit Gästen, mit seiner Hausfrau, mit seinen Schülern, und weiß seine thörichten Handlungen zu entschuldigen mit verblüffenden Ausreden und Antworten. Wie Salomo an Markolph, sucht auch Xanthus etwas an Aesop, allein dieser macht ihm alle Anschläge zu nichte; er spielt seiner Frau die ärgsten und zotigsten Streiche, dafür hilft er ihm ein andermal aus Verlegenheiten, in die sich der Philosoph in trunkenem Muthe gestürzt. Xanthus weiß gewisse öffentliche Zeichen nicht zu deuten, aber Aesop; die gemeine Weisheit siegt also auch hier. Ganz wie die alten Philosophen, wie ein Periander, erscheint er als Ordner des Staats und Erhalter der Freiheit; Crösus wird erst von einer Unternehmung auf Samos wegen Aesop's Weisheit gewarnt, später durch Aesop selbst davon abgehalten. Hier siegt seine Weisheit über politische Gefährdung; in Babylon seine schlichte Lehre über moralische Bosheit, in Aegypten sein einfältiger Witz über die Räthselweisheit der hohen Meister; nur in Delphi „dem Haupt der Geistlichkeit," deren Schwächen er aufdeckt, deren Preis er erschüttert, geht er am Ende unter Nachstellungen unter; nach seinem Tode aber wird ihm ein Tempel erbaut. So ist in diesem Romane Handlung und Rede voll Sinn und Bedeutung. Wie auffallend trit hier

wieder die enge Beziehung zwischen Fabel und Volkssprichwort ein! So unabhängig von einander erscheinen im Markolph und Aesop die Vertreter von beiden personificirt und sehen sich so ähnlich! Sie stehen mit ihrer allgemein gültigen einfältigen Weisheit gegen Dogma, Gelehrsamkeit, Sophistik und Religionssatzung; und so sind es Sprichwörter, mit denen Sancho Pansa seinem Herrn die sublimen Gedanken stört und ihn fast zur Verzweiflung bringt. Man erkennt denn auch sogleich das Verhältniß, das zwischen unserm komischen Volks- und Hofnarren und den alten cynischen Philosophen Statt hat. Man erinnert sich des Diogenes, des komischen Gehäuses des satirischen Sokrates und seiner inneren Schönheit, wovon Rabelais und Fischart so gefällig Gebrauch machen, um die Weisheit im komischen Gewande zu entschuldigen; man erinnert sich, daß Zeno den Sokrates einen attischen Harlekin und daß Cradelius umgekehrt einen pommerschen Hofnarren einen natürlichen Weisen nannte, womit man immer einen alten Philosophen bezeichnet. Man erkannte in den beliebten Anekdoten von diesen eben jene Allgemeingültigkeit der Moral, die man auch in der Fabel fand. Man kannte diese Anekdoten, und wir wissen, schon länger her; man hatte den Diogenes Laertius 1490 übersetzt und den schon früher übersetzten Burläus gedruckt[591]; Albrecht Eyb's Spiegel der Sitten (Augsb. 1511) und so manches andere an Beispielen reiche Werk fuhr fort, diese Anekdoten auszubreiten. Die „Histori von aller Lehr und Leben Diogenis“ und die Sprüche und Lehren Socratis und Aristippi“ erschienen, (neben den Anekdoten von Philipp, Alexander und Antigonus von Macedonien) 1550 in Einerlei Verlag[592], Bücher die auch für den ungelehrten Mann kurzweilig sind, obgleich sie dem possenhaften Geschmack der Zeit nicht huldigen, sondern in einer gerade entgegengesetzten inneren und äußeren Eleganz

591) Auch das lat. Original ward Cöln bei W. Zell o. O. u. J., spätestens 1472 gedruckt.

592) Zürich, bei Rud. Wyssenbach.

auftreten. Viel früher, schon im 15. Jh., hatte man den angeblichen Brief des Hippokrates an Damagetus über den lachenden Demokrit übersetzt[593]) und es war auch für diese Zeit so viel Stoff in diesem Briefe zu denken. Das widersinnige und widersprechende Treiben der Menschen, für das damals alle Sinne aller Menschen so offen waren, hatte ja auch den Demokrit zu seinem Gelächter bewogen, daß er die Menschen heute verfolgen sah, was sie morgen schmähten, nach Gewinn haschen mit gleichzeitigem Verluste, daß sie heute die Seefahrt schelten und morgen zu Schiff gehen, das Alter zu erreichen streben und das erreichte schimpfen, mit Leid ein Kind begraben und bald andere zeugen, und daß sie, selbst trunken, des Nüchternen lachen.

An Cynismus freilich nimmt es unsere Volksweisheit damals mit den alten Philosophen auf; an innerem Gehalt aber ist unser Eulenspiegel[594]) selbst gegen den Aesop gar ärmlich. Und doch ist dieser Nationalnarr ein Liebling des Volks geworden, wie nicht leicht etwas anderes. Sein Grab in Möllen wurde von je und wird noch so hoch gehalten, wie das irgend eines Nationalhelden; das Volksbuch in verschiedenen reineren oder schmutzigeren, katholisch oder protestantisch gefärbten Ausgaben, ist verbreiteter als irgend eines; die einzelnen Anekdoten leben in der Ueberlieferung fort. Gleichzeitig mit dem ältesten niederdeutschen Drucke erschien ein verkürzter Vlämischer

593) Von dem Leben und Gelächter Democriti, kurzweilig und fast nützlich zu lesen. o. O. u. J.

594) Lappenberg, Thom. Murners Ulenspiegel. Leipz. 1854. Den ältest bekannten Druck von Eulenspiegel (Straßb. Joh. Grieninger 1519) (der nicht der erste sein kann, weil Zeilen darin ausgefallen sind die sich in späteren Drucken finden) hält Lappenberg für ein Werk Murners, dem er in wenig späteren Spottschriften zugeschrieben wird. Dies könnte sich doch nur auf eine Uebertragung des in Niedersachsen heimischen Stoffes nach Oberdeutschland beziehen, wie denn in späteren Drucken von 1539 ausdrücklich das Buch als Uebersetzung eines niedersächsischen Textes vom Jahre 1483 angegeben wird. Den alten niederdeutschen Druck eyn kurtzwylich lesen van Tyel Vlenspiegel. (Servais Kruffter. Cöln) setzt Lappenberg erst um 1520—30. Ueber die späteren Ausgaben und die Uebersetzungen vgl. dessen Einleitung.

(Antwerpen. Mich. von Hoochstraten.), der das Buch in dem Vaterland aller Genre-Kunst fast noch heimischer als in Deutschland machte. Eine Reihe von späteren vlämischen und holländischen Drucken, die lateinische Uebersetzung von Joh. Nemius 1558 und die ältesten Uebertragungen ins Englische und Französische lehnen sich an den Antwerpener Text an; eine andere lateinische Uebertragung in elegische Verse von Aug. Periander (1567), und eine andere Kette französischer Uebersetzungen folgen der Erfurter Ausgabe von 1532; allein von französischen Drucken sind etwa 30 nachgewiesen. Unermüdlich ist das Buch bei uns Deutschen nachgeahmt, gereinigt, verbessert worden. Fischart hat es in Reime gebracht und, scharf scheidend zwischen des Helden Thaten und des Buches Absicht, das sie schildert, hatte er seine Freude an dem neuen Diogenes, der der hochprächtigen Welt, die sich so gern im Pfauenspiegel sehe, den Eulenspiegel vorhält und dem Schalk, den sie nachsichtig einen Kautz nennt, sein wahres Bild zeigt. Der Eulenspiegel ist der personificirte Schwank, das komische Beispiel unserer Alten. Er ist im Fache Vertreter unserer fahrenden Leute. Er ist daher Alles aus diesem Fache zugleich: Gaukler, Arzt, Hofnarr, Kriegs- und Dienstmann, Maler, Reliquienhändler, Scholasticus und er arbeitet in jedem Handwerke. Mit dieser letzten Seite gehört er uns Deutschen ganz an. Wenn er hier jenen Kern seiner Späße ewig wiederholt, „stets nach den Worten und nicht nach dem Sinn die Befehle seiner Meister befolgt, Alles thut was man ihn heißt und es Niemanden recht macht", (woran man ausdrücklich den Eulenspiegel erkennt), so ist das freilich in der zusammenhängenden Lectüre eintönig und arm; man darf es aber nur von einander getrennt und lebendig hören, man muß Schneidergesellen einander den Spaß erzählen hören, wie er die Aermel an den Rock wirft u. s. w., und man wird doch begreifen, daß dies immer belachenswerthe Späße sind. Und so ists mit einer andern Seite seiner Schwänke, mit denen er der ganzen Welt zugleich angehört, denn diese sind Allgemeingut. Im Pfaffen Amis sahen wir schon die Stücke vorkommen, die einge-

ständlich in den Eulenspiegel „zugelegt“ wurden; von des Kalenberger's Streichen führt er einige mit Variationen aus; wie er auf einem Karren die fremde Erde auf das ihm verbotene Gebiet führt, wird von Pape Theun, von Gonella und andern Hofnarren erzählt; wie er die für unehelich Geborne unsichtbaren Gemälde malt, hat Cervantes in eine Komödie gebracht; die Beschenkung der blinden Bettler sieht man auf San Carlino in Neapel aufführen; in Pauli's Schimpf und Ernst wird eine Reihe von seinen Streichen von andern Personen erzählt, und wieder sind Streiche anderer Personen bei Pauli in den späteren Ausgaben des Eulenspiegels auf diesen übertragen. So findet unter diesem Volksgute jeder leicht etwas für seinen Geschmack, Alles für Alle möchte weniger passen. Eulenspiegel ist der geborne Silbenstecher; man weiß welcher beliebte Spaß dies ist; man weiß daß wir mit Erzählungen dieser Art von den Krähwinklern Aug und Ohr noch gerne beschäftigen; zu lange anhalten muß es nicht. Indem Eulenspiegel so die Aufträge, besonders auch die Sprichwörter beim Worte nimmt, sieht man seine Beziehung zu den andern aufgeführten Charakteren aus dem Leben und der Literatur; er parodirt aber gleichsam das Sprichwort; dennoch ist die Wahrheit zu reden, wie er der Wirthin in Rigestetten sagt, sein Gewerb; dies Gewerb berechtigt ihn zu seiner Grobheit, giebt ihm die Dreistigkeit im Handeln und Disputiren, die von keiner Verblüfftheit weiß, und läßt ihn den geraden Verstand zu jener caricaturartigen Anwendung gebrauchen; dabei ist es sehr gut, daß er manchmal selbst wieder in Metaphern und Sophistereien übergleitet und dem entsprechend auch hier und da für seinen pünktlichen Gehorsam mit gleicher Münze bezahlt wird.

Die Untersuchungen Lappenbergs, die den historischen Wurzeln des Lebens unseres Helden nachgingen, haben nachgewiesen, daß Namen und Oertlichkeiten in den originalen, nicht übertragenen Geschichten von Eulenspiegel auf festen Grund in dem Magdeburger und Braunschweiger Lande, der Geburtsort Kneitlingen in die Nähe von Schöp-

penstedt auf ächt klassischen Schwankboden führt, daß sich der Familienname Ulenspeygel in Braunschweig im 14. Jh. vorfindet und ebenso der des Pathen Thyl in Utzen (Uttesen), des Burgherrn von Ampleuen (Amtleben), daß ebenso auch alle irgend deutbaren Namen auf Personen aus der ersten Hälfte des 14. Jhs. leiten, was zu dem traditionellen Todesjahre Eulenspiegels (1350) vollkommen stimmt. Unsere Mythologen, die sich an dem bedeutungsvollen Namen stoßen (wie an dem des Faustus = Fortunatus) und den Eulenspiegel mit allen ähnlichen Volksgestalten für mythische Wesen halten, vergessen, daß dies ein Zeitalter der abenteuerlichen Narrheit, der närrischen Abenteurer war. Was damals die Schwänke und Fastnachtspiele noch so Groteskes darstellten, es spiegelt nur den Grundton des Volkslebens selber ab. Der Geist Eulenspiegels ruhte über dem Geschlechte, die verrückte und verkehrte Welt war im Leben wie in der Poesie, sie war in der Poesie des wirklichen und des gefabelten Lebens. Im Himmel, im Volke der Thiere wie unter dem Menschenvolke nahm Alles diese Wendung, daß der Untere hinaufstrebte, der Obere herunterrückte. Man kennt ja Agrippa's Lob des Esels, und die von Luther erzählte Fabel, wie der Esel, ein unerwarteter Emporkömmling, im Reiche der Thiere König wird; bald werden wir sehen, wie die Thierpoesie alle möglichen herabgewürdigten Geschöpfe zu Ehren bringt. Im Himmel erscheint schon seit jenen Zeiten, wo die Günstlingin Maria den Hof tyrannisirte, der Teufel mit seinem gesunden Menschenverstand, der ihn gegen die Ungerechtigkeiten empörte die ihm widerfuhren, ganz als der Hofnarr, der aber stets wie der Verirte erscheint, bis zu dem Bruder Rausch hin, wo es noch einem scheußlichen Pfaffen gelingen kann, ihn in Bande zu legen; von da an erscheint er stets mächtiger, läßt sich vom Hofnarren zum Volksnarren herab, er verirt und läßt sich veriren wie jeder Lustigmacher, er wandelt unter den Menschen, und bei Pauli begegnen wir ihm mit allerhand fahrenden Leuten in Gemeinschaft; auch unser Eulenspiegel kennt ihn und beide gehen da verträglich nebeneinander her wie ihres

Gleichen. Im menschlichen Reiche war dies die letzte, aber goldene Zeit der Hofnarren; die Gonella, Brusquet, Triboulet lebten damals, in Deutschland Kunz von der Rosen und Claus Narr. Die Geschichten und Witze dieses letzteren füllen alle Schwanksammlungen des 16. Jhs. aus; so wären auch von Landgraf Philipp's Narren Peter Bernhaut, nach dem Wendunmuth, ganze Bücher zu schreiben gewesen. Beide waren aber schon mehr Volksnarren als Hofnarren, ihre Narrheit weniger eine künstlerisch ausgebildete als eine natürliche; sie waren Männer von einer „angeborenen Stolidität", und aus diesem Schlage nahm man freilich öfter Blödsinnige, Verrückte, aberwitzige Gelehrte auch zum Gegenstande höfischer Belustigung, wovon der Brandenburgische Hof eine ganze Chronik darbietet [595]. Die kluge Thorheit war damals eine Seuche, die die Einzelnen und die Versammelten ergriff. Die Facetien von Bebel kennen einen Paul Wust unter Eberhard dem Bärtigen, einen Hans Narr von Zwiefalten, und noch Eyring einen Linle von Schweinfurt, als Beispiele solcher „weiser närrischer Leute" aus dem Volke; Pauli rühmt einen Kölner Abenteurer derselben Art, von dem viel zu schreiben wäre, und er selber kannte den Bauer Hans Werner, der fast die ganze Bibel auswendig wußte, mit Priestern stritt und im Winter auszog, mit den Weisen der Höfe zu disputiren und sie mit witzigen Fragen zu fangen. Die schlaurohen Meßpfaffen zählten unter diesen Schlag Menschen; von einem Priester Fisilinus erzählt Bebel Stücke, die dem Eulenspiegel Ehre machen würden und die beweisen, daß die Pfaffen vom Kalenberg noch nicht ausgestorben waren. Besondere Geschichten gab es wieder von einem Propheten Joßhart; Andere machten sich als Auf-

---

595) Flögel's Geschichte der Hofnarren S. 218 ff. Sehr eulenspiegelisch klingen noch „Hans Clawerts werckliche Historien" durch Barthol. Krüger von Spernbergk, Stadtschreiber zu Trebin. Berlin 1587. Der Held war mehr ein „wohlbedachter" Narr, ein Schwankmacher, der in Trebbin Kaufmannschaft trieb, und von Kurfürst Joachim in Brandenburg gern gesehen war. Das Buch ist auch ins Niederdeutsche übersetzt. S. Lappenberg l. l. p. 383.

schneider durch Lügenschnurren einen Namen, wie der sogenannte Lügenschmid von Kannstadt und noch eine weitere Klasse bildeten die Zauberer, wie der Pfaffe Schrammhans in Salzburg, von denen man solche Zauberschwänke umtrug, wie sie nachher in die Faustsage eingingen. Seit der Veröffentlichung der Zimmernschen Chronik[596]) hat diese Seite der Lachlust des damaligen Zeitalters neue lebenvolle Illustrationen erhalten, die in absichtlicher Systematik als komische Zwischenspiele zur Ergötzlichkeit eingestreuten Allotria sind in den früheren Partien der Chronik vorzugsweise alte Sagen, in den letztern mehr Gespenster-, Spuck- und Teufelsgeschichten, in den mittlern aber, die in diesen Anfängen des 16. Jhs. spielen, sind es Schwänke und schimpfliche Historien, die sich zumeist anknüpfen an professionirte Narren und „kurzweilige Räthe", die mit Witzreden, Possenreißen und Schalkstreichen sich mit aller Welt, wie alle Welt mit ihnen, zu foppen suchen. Jeder kleine Herr der schwäbisch-alemannischen Lande hält sich da solch einen „guten Fatzmann", um der Neigung zu dem schimpflichen, an den Höfen gebräuchlichen Fatzwerke, das gemeinhin von dem Geist und Witze der Herren und ihrer Clowns kein gerade glänzendes Zeugniß ist, stete Nahrung zu schaffen. — Derselbe schwankhafte Geist ergriff dann ganze Gemeinschaften, der Geist vorgegebener oder wirklicher Thorheit. Man erinnert sich, wie vor dem Ausbruche der Bauernaufstände die Landleute ihren Witz mit ihrer Armut nährten. Im Amt Schorndorf hatten sie sich einen Staat gebildet, einen Hauptmann gesetzt, unterhielten sich von den Gütern, die sie auf dem Hungerberg und in Nirgendheim besaßen, und nannten sich den armen Konrad (Kein-Rath). Auf andre Gemeinden häufte dann der Volkswitz die albernsten Thorheiten. Bald singt ein Volkslied von dem Kriegszug der Villgrattner und Kaltensteiner Bauern, auf dem sie einen todten Raben erlegen, bald erzählt der Schwank die Geschichte von den neun oder sieben Schwaben; von den Bauern von Mundingen, von Ganslosen, von

596) Ausg. von Barack. Bibl. des lit. Vereins Nr. 91—94. Stuttg. 1869.

Wittershausen u. A. wurden Albernheiten erzählt, die zum Theil in das Lalenbuch eingegangen sind, wie von diesem Buche aus wieder die Thaten der Schildbürger in lebendiger Ueberlieferung nach Nord und Süd, in Nieder- und Obersachsen auf Schöppenstedt und Krähwinkel, in andern Stämmen und Landen auf andere Orte übertragen wurden.

Wir sehen, was hier im wirklichen Leben und rhapsodisch umgetragen im Volke erscheint, das bildete sich allmählich aus zu den burlesken Epen in unseren Volksbüchern, zum Eulenspiegel, zum Lalenbuch, zum Finkenritter, zum Faust, zum Gans- und Eselkönig. Wir werden diese Werke allmählich an uns vorübergehen sehen; die rhapsodischen Anfänge aber, aus denen sie entstanden, sind in zerstreuten Einzelheiten mitgetheilt in einer Reihe von Schwänkesammlungen des 16. Jhs., die für den ganzen Anstrich und Zuschnitt der Volksbildung jener Zeiten außerordentlich charakteristisch sind. In ihnen, wo die Derbheit der Rosenblüt und Folz in Prosa auftrit, spiegelt sich der Volkshumor dieses lachlustigen Jahrhunderts am grellsten ab. Gegen die in jenen Zeiten gedruckten Gesten, gegen die Schwänke die in einer Dresdener Handschrift von Nikolaus im Grunde 1490 geschrieben sind, gegen die lehrhaften Fabeln, Beispiele und Historien die Brant sammelte, gegen so vieles andere dieser Art stehen diese Beispiele in einem eben so charakteristischen Gegensatze, wie gegen die Anekdotensammlungen des 17. Jhs., die durch Zinkgreff vertreten sind. Ihr Ausgangspunkt und Vorbild sind die lateinischen Facetien von Heinrich Bebel (deutsch: die Geschwenck H. Bebelii. o. O. 1558), die 1506 u. ff. zur Badekurzweil zusammengestellt und bald darauf (Opuscula nova. Straßb. 1508) gedruckt wurden. Der Verfasser, gekrönter Poet und Doctor in Tübingen, war ein Bauernsohn von fröhlicher Gemüthsart und wohlthätig über sein Vermögen, daher zum Volksfreund und zum verständigen Beobachter der Volksnatur geboren. Seine Schwänke drehen sich fast nur im Kreise der untern Klassen, unter Bauern, Fastenpredigern, fahrenden Schülern, Landsknechten

und Bettlern herum; sie sind überall der täglichen Erfahrung entnommen, selbst erlebt oder, wie bei den späteren Sammlern Schumann und Kirchhof, von lebenden, genannten Zeugen erzählt; sie scheuen nicht, das Nackteste der grobianischen Volkssitte zu berichten; und am schonungslosesten nehmen sie die rohen Meßpfaffen mit. Der Ablaß, die Käuflichkeit der Pfründen, die Dummheit der Landgeistlichen, das wüste Leben in Rom ist hier schon in so furchtbarer Schärfe gegeißelt, wie es kaum nach Luther ärger geschah; es sind Geschichten darin erzählt, die selbst heute von Vielen gotteslästerlich gefunden werden würden. Diese lateinische Sammlung fand weiterhin, ehe und nachdem die Sammlung von Luther's Tischreden der ganzen Gattung freieren Lauspaß gab, viele lateinische Nachfolger, den Benedictiner O. Nachtigall (Luscinius, joci 1524 und seria jocique 1529, die 1605 von Huldrich Theander oder Joh. Sommer im emplastruum Cornelianum in Verdeutschung viel benutzt wurden), den Baseler Geistlichen Joh. Gast (Tischreden), den Otto Melander (jocoseria 1604. deutsch 1605) u. A. Im Deutschen fanden sie schnell nach ihrer ersten Erscheinung einen gewachsenen Mitbewerber in Pauli's Schimpf und Ernst[597]). Er war von jüdischen Eltern 1455 geboren († nach 1530), trat frühe bekehrt in den Franziscaner-Orden, predigte schon 1479 in Thann im Kloster seines Ordens, war dann 1506—10 Guardian im Barfüßerkloster in Straßburg, wo er Geiler's Predigten aufzeichnete, die er als Lesemeister in Schlettstadt in drei Sammlungen herausgab[598]). Seit 1518 war er wieder Lesemeister in Thann, in welchem Jahre er die Sammlung seiner Schnurren in Schimpf und Ernst anlegte und 1519 vollendete, gleich nachher auch Geiler's Predigten über Brants Narrenschiff, bis dahin nur in der

597) Aeltester Druck: „Schimpf und Ernst findestu in disem Buch". Straßb. Joh. Grieninger 1522. Abdruck durch H. Oesterley. In der Bibl. des lit. Vereins Nr. 85. Stuttg. 1866. Vgl. K. Veith, über den Barfüßer Pauli und das Volksbuch Schimpf und Ernst. Wien 1839.

598) Das Evangelibuch. Straßb. 1515. Die Emeis. ib. 1516 und die Brosämlein. ib. 1517.

lateinischen Uebersetzung von Jul. Otger bekannt, ins Deutsche (Straßb. 1520) rückübersetzte. Es war hergebrachte Sitte der Prediger auf den Ostermontag nach der Predigt einen guten lächerlichen Schwank zu sagen; diesem Brauche steuerten Pauli's Arbeiten Materie zu. Er machte seine Auszüge aus Geiler's Predigten zu keinem andern Zweck, als um die belustigende und derbe Quintessenz daraus zusammenzustellen, wofür er dann von Geiler's Schwestersohn Peter Wickram hart mitgenommen wurde. Und so sind die Schwänke in Schimpf und Ernst gesammelt, um den geistlichen und weltlichen Sündern in Klöstern, Schlössern und Burgen schimpfliche und kurzweilige Exempel zur Erlustigung von der Strenge ihres Lebens zu geben und den Prädicanten, „um die schläfrigen Menschen zu erwecken, auch daß sie Osterspiele haben zu Ostern.“ „Und ist nichts hergesetzt, fügt er zu, „denn das mit Ehren wohl mag geprediget werden;“ was denn ein unmäßig weiter Begriff damals war! Wenn dieser Mann hätte die Eulenspiegeleien sammeln und beschreiben müssen! Wie fein wußte der zu wählen, welche vortreffliche, naive Prosa schrieb er nicht! Wie steht man unter seinen Erzählungen mitten in jener Welt unter lauter Leben und Bewegung! wie localisirt er Alles was er Aelteres aufnimmt! wie ist alles voll gegenwärtiger, lebendiger Laune! Wie viel eindringlicher ist diese ironische, manchmal scharfe Moral gegen die tiefsinnige und mystische oder gravitätische in andern Sammlungen von Beispielen. Das Lob der Wahrheit die sich hinter Narrheit verbirgt, die Freude an der natürlichen Einsicht der Einfältigen, an dem Takte der Naturkinder und dem Treiben der niederen Stände sieht überall hervor; Mönche, Nonnen, Edelleute, Aerzte, Gelehrte werden auf's stärkste mitgenommen. Die Baretleinsleute, die von nutzloser Gelehrsamkeit strotzenden Narren (denn „Kunst und Narrheit stat wohl bei einander, aber Weisheyt und Narrheyt stat nit wohl bei einander“), dann die Richter und Rechtsgelehrten, die Zungenkrämer, Alle geißelt der praktischste Spott in der trefflichsten Kunst der Erzählung.

Die Sammlungen Bebel's und Pauli's veranlaßten eine ganze Flut von Nachahmungen. Von Pauli's Schimpf und Ernst sind gegen 50 verschiedene, von ihm und Anderen vermehrte Ausgaben nachgewiesen; in die Egenolf'sche Ausgabe (Fr. 1550) „Scherz mit der Wahrheit“ sind größere Stücke aus R. Fuchs und Boccaz, aus Volksbüchern und Romanen eingegangen, einer spätern (Fr. 1583) sind die Cento Novelle ganz angehängt und Auszüge aus späteren Schwänkesammlungen, in denen schon der feine Sinn Pauli's ganz verloren war. Bei ihm war Scherz und Ernst in weiser Absicht wechselnd gemischt, der große Gegensatz des gesunden Menschenverstandes gegen alle Verbildung war der durchdringende Geist der Alles beseelte; Scherz und Witz waren die Würze, die Lehre war das Substantielle der gebotenen Speise, in solcher Verdichtung, daß sie nicht überfüllte und nicht widerstand. Hiergegen versahen es alle späteren Sammlungen nach zwei verschiedenen Seiten hin. Ein Leipziger Schriftgießer Valtin Schumann schrieb sein „Nachtbüchlein“ (o. O. u. J.), „zur Nacht nach dem Essen oder auf Weg und Straßen zu lesen“, um 1559, noch in Pauli's ernsterem Geiste, aber er moralisirt zu breit und schiebt größere, romantische Erzählungen ein. Aehnlich ist es mit Hans Wilh. Kirchhof's „Wendunmuth“ [599]). Auch Er mischt im zweiten Theile seines Buchs fremdstehende historische Anekdoten ein und andere vom geistlichen Stand und vom römischen Unwesen in der evangelisch polemischen Absicht, in der die Apologe von Ochini geschrieben sind. Bebel's Facetien sind Anlaß und Unterlage von Kirchhof's Sammlung; er vermied aber alles zu Schmutzige und „Unhübsche“, aus den geistlichen Stücken besonders ließ er Alles weg, was „zu spöttisch und gar ärgerlich von Gott und seinen Werken“ redete; jeder Anekdote ist dann eine gereimte Moral angehängt. Aehnlich sind die „627 Historien von Claus Narren“ (Eisl. 1572) behandelt, die von Mag. Wolfgang Büttner, Pfarrer in Wolfferstädt in der

599) Neue Ausg. in der Bibl. des lit. Vereins. Nr. 95—99.

Grafschaft Mansfeld, gesammelt sind[600]). Claus Narr war in der Umgebung der edlen Herzoge Friedrich und Johann von Sachsen, und diese reinere Gesellschaft merkt man trotz der unterlaufenden Rohheiten seinen Späßen an; der Diener hielt wie die Herren selber auf protestantische Zucht. Aber auch der Sammler wird manche Zoten und Aergernisse getilgt haben; er wollte etwas Sittlicheres liefern, als die „Eulenspiegelischen Schanden", und versah jede einzelne Geschichte mit einer langweiligen Moral, die in späteren Ausgaben weggelassen wurde. Das Zweckhafte und Absichtliche nun nimmt diesen Sammlungen die harmlose Naivetät hinweg, obwohl der züchtig ehrbare Charakter und der vorwiegende Ernst bei allem Scherze namentlich den Wendunmuth zu einem beliebten Hauptbuche der Gattung machte. Ganz entgegengesetzt verfuhr eine andere Reihe von Nachahmungen, die alle Lehre und allen Ernst ganz fahren ließen und nur das Scherzhafte und Schmutzige zur Unterhaltung suchten. Dieser Art ist der Rollwagen von Jörg Wickram[601]), dem wahrscheinlichen Gründer der Meisterschule in Kolmar, zu dem hernach der Stadtschreiber Jacob Frey zu Mauersmünster einen zweiten Theil, unter dem Titel der Gartengesellschaft, und Martin Montanus einen dritten, den Wegkürtzer, hinzugefügt. In diesen Sammlungen von Geschichten, bestimmt in Schiffen und auf dem Rollwagen, in Scheerhäusern und Badstuben erzählt zu werden, wird zwar in den Vorreden über die Zoten geschimpft, es wird versprochen, daß nichts, was vor Jungfrauen ungebührlich zu reden wäre, erzählt werden solle, es wird feierlich Weh gerufen über die, durch welche Aergerniß kommt; aber wenn nun diese hier erzählten Schwänke nicht voll Zoten, Aergerniß und

600) Die Oratio autoris am Schlusse gibt den Namen des Sammlers im Acrostichon. Nach Koch 2, 320 gibt es eine ältere Ausgabe o. O. 1565., die ich nicht kenne. Vgl. Gödeke, Grundriß S. 421.

601) Alle drei sind in späteren Ausgaben Fr. 1565 u. f. zusammengedruckt. Die älteste Ausgabe des Rollwagens ist O. O. 1555. Neu edirt von H. Kurz in dessen deutscher Bibliothek. Bd. 7. Leipz. 1865.

Ungebühr sein sollen, so muß jenes Zeitalter hierüber so gigantische Begriffe gehabt haben, daß wir mit unsern Begriffen nicht nachkommen können. Den Gipfel dieser „Fatzbüchlein“ ersteigt dann der Katziporus und das Rastbüchlein (beide 1558. o. O.) von Mich. Lindner, der in den Kreis der Wickram und Frey gehört, und selbst wie alle diese, wie er auch von einem Amtsvorfahr Wickram's, einem Stadtschreiber in Burkheim, rühmt, ein guter Geselle und „freier Knabe“ war. Dieser findet das moralisirende Brimborium nicht weiter nöthig; er ist um seine „Zoten“ von seinen guten Freunden, „bunten runden Schnudelbutzen, die man auf welsch Katzipori nennt“, angegangen worden, und er gibt sie ohne alle Schminke. Wenn man sehen will, was der sittliche Geist und der Witz des Kopfes bei einem Geschäfte dieser Art selbst nur in der Erzählung thut, so muß man diese Sammlungen unmittelbar neben Pauli lesen, oder wo die Vergleichung noch greller ist, man muß Bebel neben einer kleinen Sammlung lesen, die den Gipfel der Zoten im Katziporus noch übergipfelt: dem „Maynhinkler [602]) Sack“ (o. O. 1612) durch Agricolam Taveum von Weinstein in Lappenland. Es sind dies lauter venerische Schwänke aus Bebel selbst ausgezogen, in keinem andern Zwecke als der Freude am Schmutz; es wird hier ekel und widerlich, was dort voll feinen Reizes war.

Wir kehren aus diesen rhapsodischen Sammelplätzen unserer Schwänke zu den eigentlichen Volksbüchern zurück, deren uns noch einige zu besprechen blieben, die das Gemeinsame unter sich haben, daß sie alle die Behandlung gelehrter Abfasser verrathen. Dahin gehören zuerst die Schildbürger [603]) oder das Lalenbuch. Der Orient

602) Maynhinkler sind die Fuhrleute in Sachsenhausen am Main.

603) Die Schildbürger. Wunderselzame Abendtheuerliche unerhörte und bißher unbeschriebene Geschichten und Thaten obgemelter Schildbürger in Misnopotamia hinter Utopia gelegen. Durch M. Aleph Beth Gimmel &c. &c. 1598. Die späteren Ausgaben setzen statt der Schildbürger die Lalen zu Lalenburg: Lalenbuch, Gedruckt zu Lalenburg. 1599. 1614. ff.

und der Occident, das Alterthum und die neue Zeit haben ihre Sivri-Hissar, ihre Abdera und Schilda, und wie jede größere Stadt gewöhnlich ihren Volksnarren hat, so hat sie auch irgend einen Nachbarort, der die Zielscheibe ihrer Witze ist. Auch diese Scherze also leben in unsern Krähwinkeleien in neueren Bearbeitungen, in Bild und in der Anekdote, wie das Pfahlbürgerthum selbst, ewig fort. Dies Fortleben ist in jedem Falle wichtiger, als das Buch. Man hat es in seiner Art vollendet genannt wie den Cervantes! was hat man nicht Alles bei uns schon urtheilen dürfen! Das Büchlein verräth, wie die mehrtheiligen Fortsetzungen davon im (Grillenvertreiber[604]), eine gelehrte Hand. Die humoristische Sprachgewandtheit hat das ganze Jahrhundert voraus; dies Werkchen verspricht im Anfang etwas Tieferes, hält aber nicht Wort. Die Lalenbürger stammen von einem der sieben weisen Meister; der Ruf ihrer Weisheit machte ehedem, daß man sie in alle Welt an Höfe und Regierungen berief. Darüber litt zuletzt ihr eignes Gemeinwesen, das den Weibern überlassen blieb, Noth. Die Männer werden sämmtlich heimbeschieden und finden als Frucht ihrer Weisheit die Zerrüttung ihres eignen Hauses. Contrariorum contraria sequentia. Sie legen sich auf die Thorheit. Es sollte nun gezeigt werden, wie sich die Weisheit allmählich abschliff zur Thorheit, allein mit dem ersten Versuche sind die Schildbürger auch gleich vollendete Narren, die nun jene hundert Streiche ausüben, die auch hier nur gesammelt sind und in den genannten Schwänkesammlungen zum Theil schon einzeln erzählt waren. Sie legen Hand an gemeine Werke, greifen Alles aufs närrischste an, und gewinnen nichts dabei, als daß jedesmal eins auf allgemeine Kosten getrunken und ein Loch ins öffentliche Gut gefressen wird. Unter ihnen ist ihr Schultheiß wieder eine Figur, der den Zusammenhang

604) Grillenvertreiber, d. h. newere wunderbarliche Historien, seltzame abentheuerliche Geschichten u. s. w. durch Conradum Agyrtam von Bellemont. Frankf. 1605. Wir halten uns dabei nicht auf; eine Vergleichung des Inhalts mit dem Lalenbuch und Analyse der Fortsetzungen gibt v. d. Hagen im Narrenbuch.

penstedt auf ächt klassischen Schwankboden führt, daß sich der Familienname Ulenspeygel in Braunschweig im 14. Jh. vorfindet und ebenso der des Pathen Thyl in Utzen (Uttesen), des Burgherrn von Ampleuen (Amtleben), daß ebenso auch alle irgend deutbaren Namen auf Personen aus der ersten Hälfte des 14. Jhs. leiten, was zu dem traditionellen Todesjahre Eulenspiegels (1350) vollkommen stimmt. Unsere Mythologen, die sich an dem bedeutungsvollen Namen stoßen (wie an dem des Faustus = Fortunatus) und den Eulenspiegel mit allen ähnlichen Volksgestalten für mythische Wesen halten, vergessen, daß dies ein Zeitalter der abenteuerlichen Narrheit, der närrischen Abenteurer war. Was damals die Schwänke und Fastnachtspiele noch so Groteskes darstellten, es spiegelt nur den Grundton des Volkslebens selber ab. Der Geist Eulenspiegels ruhte über dem Geschlechte, die verrückte und verkehrte Welt war im Leben wie in der Poesie, sie war in der Poesie des wirklichen und des gefabelten Lebens. Im Himmel, im Volke der Thiere wie unter dem Menschenvolke nahm Alles diese Wendung, daß der Untere hinaufstrebte, der Obere herunterrückte. Man kennt ja Agrippa's Lob des Esels, und die von Luther erzählte Fabel, wie der Esel, ein unerwarteter Emporkömmling, im Reiche der Thiere König wird; bald werden wir sehen, wie die Thierpoesie alle möglichen herabgewürdigten Geschöpfe zu Ehren bringt. Im Himmel erscheint schon seit jenen Zeiten, wo die Günstlingin Maria den Hof tyrannisirte, der Teufel mit seinem gesunden Menschenverstand, der ihn gegen die Ungerechtigkeiten empörte die ihm widerfuhren, ganz als der Hofnarr, der aber stets wie der Verirte erscheint, bis zu dem Bruder Rausch hin, wo es noch einem scheußlichen Pfaffen gelingen kann, ihn in Bande zu legen; von da an erscheint er stets mächtiger, läßt sich vom Hofnarren zum Volksnarren herab, er verirt und läßt sich veriren wie jeder Lustigmacher, er wandelt unter den Menschen, und bei Pauli begegnen wir ihm mit allerhand fahrenden Leuten in Gemeinschaft; auch unser Eulenspiegel kennt ihn und beide gehen da verträglich nebeneinander her wie ihres

Gleichen. Im menschlichen Reiche war dies die letzte, aber goldene Zeit der Hofnarren; die Gonella, Brusquet, Triboulet lebten damals, in Deutschland Kunz von der Rosen und Claus Narr. Die Geschichten und Witze dieses letzteren füllen alle Schwanksammlungen des 16. Jhs. aus; so wären auch von Landgraf Philipp's Narren Peter Bernhaut, nach dem Wendunmuth, ganze Bücher zu schreiben gewesen. Beide waren aber schon mehr Volksnarren als Hofnarren, ihre Narrheit weniger eine künstlerisch ausgebildete als eine natürliche; sie waren Männer von einer „angeborenen Stolidität", und aus diesem Schlage nahm man freilich öfter Blödsinnige, Verrückte, aberwitzige Gelehrte auch zum Gegenstande höfischer Belustigung, wovon der Brandenburgische Hof eine ganze Chronik darbietet [595]. Die kluge Thorheit war damals eine Seuche, die die Einzelnen und die Versammelten ergriff. Die Facetien von Bebel kennen einen Paul Wust unter Eberhard dem Bärtigen, einen Hans Narr von Zwiefalten, und noch Eyring einen Linle von Schweinfurt, als Beispiele solcher „weiser närrischer Leute" aus dem Volke; Pauli rühmt einen Kölner Abenteurer derselben Art, von dem viel zu schreiben wäre, und er selber kannte den Bauer Hans Werner, der fast die ganze Bibel auswendig wußte, mit Priestern stritt und im Winter auszog, mit den Weisen der Höfe zu disputiren und sie mit witzigen Fragen zu fangen. Die schlaurohen Meßpfaffen zählten unter diesen Schlag Menschen; von einem Priester Fisilinus erzählt Bebel Stücke, die dem Eulenspiegel Ehre machen würden und die beweisen, daß die Pfaffen vom Kalenberg noch nicht ausgestorben waren. Besondere Geschichten gab es wieder von einem Propheten Joßhart; Andere machten sich als Auf-

595) Flögel's Geschichte der Hofnarren S. 218 ff. Sehr eulenspiegelisch klingen noch „Hans Clawerts werckliche Historien" durch Barthol. Krüger von Sperbergl, Stadtschreiber zu Trebin. Berlin 1587. Der Held war mehr ein „wohlbedachter" Narr, ein Schwankmacher, der in Trebbin Kaufmannschaft trieb, und von Kurfürst Joachim in Brandenburg gern gesehen war. Das Buch ist auch ins Niederdeutsche übersetzt. S. Lappenberg l. l. p. 383.

sich die Ueberlieferungen dieser Art dann um so leichter an, je willkommener vielleicht die Erinnerung an den Erfinder der Buchdruckerkunst war. Der Zauberer wird als eine zeitgenössische Figur von Mutianus Rufus in einem Buche an Urbanus in Erfurt 1513 genannt; Georg Gast (Sermon convival. Basil. 1548) wollte ihn in Basel 1525 gesehen haben mit einem allfertigen Hunde und Pferde, die er für den Teufel hielt; nach H. Manlius (Locorum communium collectanea Basil. 1563. p. 43.) sagte Melanchthon von ihm aus, er sei in Kundlingen bei Bretten geboren; nach der Zimmernschen Chronik (1, 555. 3, 604) wäre er in hohem Alter in dem Städtlein Staufen im Breisgau vom bösen Geiste, den er nur seinen Schwager genannt hätte, umgebracht worden. Die Schwänke von ihm wurden nach Widmann's ausdrücklichem Zeugnisse unter den Studenten heimlich umgetragen, wie es natürlich ist; denn Faust ist nichts anderes als ein fahrender Schüler, denen seit lange in der Sage die Kunst der Teufelbeschwörung beigelegt ward. In allen Bearbeitungen des Lebens von Faust beruft man sich daher auf mündliche Quellen. Als im Jahr 1585 Augustin Lercheimer seine „Bedenken und Erinnerung von Zauberei" schrieb, erzählte er darin Zaubergeschichten theils unter Faust's theils unter Anderer Namen, die gleich darauf in das Faustbuch z. Th. wörtlich eingegangen sind. Damals mußte die Spannung, mit der man diese Geschichten hörte, schon aufs Höchste gestiegen sein. Denn als 2 Jahre später der Drucker Joh. Spieß, nach der Mittheilung eines Freundes aus Speyer, zuerst die Historie von Joh. Faust (Frankf. 1587) herausgab, hatte dies Buch rasch die außerordentlichsten Erfolge[607]. Der Verfasser stellte eine lateinische Aus-

607) Die erste Ausgabe des Buchs ist uns in Einem Exemplar in Wien erhalten; wiedergedrückt durch A. Kühne, das älteste Faustbuch. Zerbst 1568. Die zweite Ausg. von 1587 nur in zwei Ex. in Wolfenbüttel und Ulm vorhanden, ist in Scheible's Kloster Bd. 2. erneuert. Gleich im selben Jahre wurde das Buch in trockne Reime verfaßt und in Tübingen 1588 bei Al. Hock gedruckt, eine Arbeit, die dem Drucker und den Verfassern eine Strafe zuzog. (Vgl. Serapeum 7, 333.) Diese Bearbeitung ist aus dem einzigen erhaltenen Exemplar in Kopenhagen

gabe in Aussicht; dies bezeichnet ihn als einen Gelehrten, wie auch die bloße Eintheilung, die den Doctor systematisch erst in der metaphysischen, dann in der physicalischen Welt umtreibt und im dritten Theile die nigromantischen Abenteuer zusammenstellt. Der Lebensbeschreiber ist mit seinem Helden zerfallen und gibt seiner sittlichen Entrüstung über seine Kunst und sein Leben Ausdruck mitten im Texte. Sie ruht wesentlich auf protestantischen Antipathien. Die Sage, indem sie Jugend, Erziehung und Hauptthätigkeit Faust's nach Wittenberg legte, schien aus Luthers unmittelbarer Vorzeit diesem neuen Magus in dem älteren ein papistisches Gegenstück bereiten zu wollen. Die Zeitgenossen, darunter Fischart, beschuldigen gern das Pabstthum der Zauberei und führen einen Vorläufer Faust's, den Bruder Rausch, als Beispiel an; Widmann schiebt den Faust ausdrücklich dem Papismus zu und läßt ihn in Ingolstadt studiren, wovon die erste Abfassung der Sage nichts weiß. Doch schuldigt auch sie ihn innerlich desselben Geistes an: er habe die Schrift hinter die Thüre gelegt; er habe des unerschütterlichen Glaubens an Christus ermangelnd die Gnade Gottes für ein unmöglich Ding gehalten; weshalb er dann in den Versuchen zur Reue verzagte und in menschlicher Sicherheit und Werken verstrickt blieb. In Rom verhärtete er sich an dem schlechten Beispiele in seinen Sünden. Dort fand er im Pabste und seiner Umgebung seines Gleichen an Hochmuth und Ueppigkeit. Der ganze Geist der Sage ist

---

bei Scheible 11. Bd. abgedruckt. Die Prosa von 1587 ward 1588 schon wieder gedruckt und im selben Jahre ins Niederdeutsche (Lübeck), gleich darauf ins Flämische, ins Englische und Französische übersetzt. 1591 (Berlin) erschien eine oft wiederholte vermehrte Auflage; 1599 die geschmacklosen Historien von Faust durch G. R. Widmann. Ein anderer Theil, ein neues Volksbuch von Christoph Wagner, Fausts Famulus, (durch Friedericum Schotum Toletanum, o. O. u. J.) hing sich 1593 an, schwach wie alle Fortsetzungen und Nachahmungen; doch ward auch sie alsbald ins Engl. und Franz. übersetzt. Ihr wieder sollte das Leben Johannes von Luna folgen, des Scholaren Wagners, unter dessen Namen dann (1607) Fausts Gaukeltasche erschien, die das Samenkorn wurde, aus dem nach und nach die breiten dem Dr. Faust zugeschriebenen theoretisch-nigromantischen Werke, Fausts Höllenzwang u. s. w., aufwuchsen, die uns hier nicht angehen.

sich die Ueberlieferungen dieser Art dann um so leichter an, je willkommener vielleicht die Erinnerung an den Erfinder der Buchdruckerkunst war. Der Zauberer wird als eine zeitgenössische Figur von Mutianus Rufus in einem Buche an Urbanus in Erfurt 1513 genannt; Georg Gast (Sermon convival. Basil. 1548) wollte ihn in Basel 1525 gesehen haben mit einem allfertigen Hunde und Pferde, die er für den Teufel hielt; nach H. Manlius (Locorum communium collectanea Basil. 1563. p. 43.) sagte Melanchthon von ihm aus, er sei in Kundlingen bei Bretten geboren; nach der Zimmernschen Chronik (1, 555. 3, 604) wäre er in hohem Alter in dem Städtlein Staufen im Breisgau vom bösen Geiste, den er nur seinen Schwager genannt hätte, umgebracht worden. Die Schwänke von ihm wurden nach Widmann's ausdrücklichem Zeugnisse unter den Studenten heimlich umgetragen, wie es natürlich ist; denn Faust ist nichts anderes als ein fahrender Schüler, denen seit lange in der Sage die Kunst der Teufelbeschwörung beigelegt ward. In allen Bearbeitungen des Lebens von Faust beruft man sich daher auf mündliche Quellen. Als im Jahr 1585 Augustin Lercheimer seine „Bedenken und Erinnerung von Zauberei" schrieb, erzählte er darin Zaubergeschichten theils unter Faust's theils unter Anderer Namen, die gleich darauf in das Faustbuch z. Th. wörtlich eingegangen sind. Damals mußte die Spannung, mit der man diese Geschichten hörte, schon aufs Höchste gestiegen sein. Denn als 2 Jahre später der Drucker Joh. Spieß, nach der Mittheilung eines Freundes aus Speyer, zuerst die Historie von Joh. Faust (Frankf. 1587) herausgab, hatte dies Buch rasch die außerordentlichsten Erfolge[607]. Der Verfasser stellte eine lateinische Aus-

607) Die erste Ausgabe des Buchs ist uns in Einem Exemplar in Wien erhalten; wiedergedrückt durch A. Kühne, das älteste Faustbuch. Zerbst 1568. Die zweite Ausg. von 1587 nur in zwei Ex. in Wolfenbüttel und Ulm vorhanden, ist in Scheible's Kloster Bd. 2. erneuert. Gleich im selben Jahre wurde das Buch in trockne Reime verfaßt und in Tübingen 1588 bei Al. Hock gedruckt, eine Arbeit, die dem Drucker und den Verfassern eine Strafe zuzog. (Vgl. Serapeum 7, 333.) Diese Bearbeitung ist aus dem einzigen erhaltenen Exemplar in Kopenhagen

gabe in Aussicht; dies bezeichnet ihn als einen Gelehrten, wie auch die bloße Eintheilung, die den Doctor systematisch erst in der metaphysischen, dann in der physicalischen Welt umtreibt und im dritten Theile die nigromantischen Abenteuer zusammenstellt. Der Lebensbeschreiber ist mit seinem Helden zerfallen und gibt seiner sittlichen Entrüstung über seine Kunst und sein Leben Ausdruck mitten im Texte. Sie ruht wesentlich auf protestantischen Antipathien. Die Sage, indem sie Jugend, Erziehung und Hauptthätigkeit Faust's nach Wittenberg legte, schien aus Luthers unmittelbarer Vorzeit diesem neuen Magus in dem älteren ein papistisches Gegenstück bereiten zu wollen. Die Zeitgenossen, darunter Fischart, beschuldigen gern das Pabstthum der Zauberei und führen einen Vorläufer Faust's, den Bruder Rausch, als Beispiel an; Widmann schiebt den Faust ausdrücklich dem Papismus zu und läßt ihn in Ingolstadt studiren, wovon die erste Abfassung der Sage nichts weiß. Doch schuldigt auch sie ihn innerlich desselben Geistes an: er habe die Schrift hinter die Thüre gelegt; er habe des unerschütterlichen Glaubens an Christus ermangelnd die Gnade Gottes für ein unmöglich Ding gehalten; weshalb er dann in den Versuchen zur Reue verzagte und in menschlicher Sicherheit und Werken verstrickt blieb. In Rom verhärtete er sich an dem schlechten Beispiele in seinen Sünden. Dort fand er im Pabste und seiner Umgebung seines Gleichen an Hochmuth und Ueppigkeit. Der ganze Geist der Sage ist

---

bei Scheible 11. Bd. abgedruckt. Die Prosa von 1587 ward 1588 schon wieder gedruckt und im selben Jahre ins Niederdeutsche (Lübeck), gleich darauf ins Vlämische, ins Englische und Französische übersetzt. 1591 (Berlin) erschien eine oft wiederholte vermehrte Auflage; 1599 die geschmacklosen Historien von Faust durch G. R. Widmann. Ein anderer Theil, ein neues Volksbuch von Christoph Wagner, Fausts Famulus, (durch Friedericum Schotum Toletanum, o. O. u. J.) hing sich 1593 an, schwach wie alle Fortsetzungen und Nachahmungen; doch ward auch sie alsbald ins Engl. und Franz. übersetzt. Ihr wieder sollte das Leben Johannes von Luna folgen, des Scholaren Wagners, unter dessen Namen dann (1607) Fausts Gaukeltasche erschien, die das Samenkorn wurde, aus dem nach und nach die breiten dem Dr. Faust zugeschriebenen theoretisch-nigromantischen Werke, Fausts Höllenzwang u. s. w., aufwuchsen, die uns hier nicht angehen.

übrigens in dieser ersten Abfassung schon tief in den Grund gelegt. Der moralistische Widmann faßt den Helden nur als einen Epikureer, dem es um einen guten „Artus-Hof" und üppiges Leben zu thun sei; er ließ auch die beiden ersten Theile der älteren Darstellung, das eigentlich Poetische der Sage, fast ganz bei Seite. Aber jene erste Abfassung legt, schon ganz in dem Tiefsinn der späteren Entwicklung der Sage, neben den sinnlichen Hang der Lebenslust in Faust zugleich die Strebsucht nach erhöhter Einsicht des Geistes. Dort wird Faust in seiner Höllenfahrt forschend dargestellt nach den Geheimnissen der außerirdischen Höhen und Tiefen, und da er dort keine erfreulichen Antworten erhält, wirft er sich auf die äußere Natur, macht wie Alexander die Luftfahrt in die Sterne, strebt und kommt wie dieser zu dem Paradiese, zu dem ihm der Engel den Eingang wehrt. „Er nahm Adlersflügel, sagt das alte Buch, und wollte alle Gründe an Himmel und Erde erforschen", in der Vermessenheit der Titanen, „davon die Poeten dichten, daß sie die Berge zusammengetragen und wider Gott kriegen wollten". Und da er die Elemente ergründend nicht in sich und nicht in anderen Menschen die Geschicklichkeit gefunden, darum habe er sich dem Teufel übergeben, unter der Bedingung, daß ihm dieser nichts was er forschen würde vorenthalten und ihm nur Wahrhaftiges antworten sollte. Die Idee dieser Sage pflanzte sich dann, wie in jenen älteren epischen Sagen so oft geschah, in den Jahrhunderten fort, bis der Berufene erschien, der den rechten Punkt ergriff und ihn neu zu bebrüten wußte.

Noch zu einer andern Volkssage ging in jenen Zeiten von Niederdeutschland ein erneuter Anstoß aus, die aber weder damals noch später in solche berufene Hände fiel, die ihr den tiefen Inhalt gegeben hätten, dessen sie fähig war. Es ist die Sage von dem ewigen Juden[608]. Das älteste Zeugniß von ihm (Cartaphilus) ist schon bei Mathäus Paris († 1259). Im Jahre 1613 machte ein Chrysosto-

608) Gräße, die Sage vom ewigen Juden. Leipzig 1844.

mus Duduläus Westphalus aus der Erzählung des Bischofs Paul von Eitzen († 1598) in Schleswig einen Bericht von Ahasverus' Erscheinung in Hamburg und andern Orten; ein etwas früher gedruckter Bericht war von Leyden ausgegangen. Wir führen diese Rudimente einer Sage, die keine Gestalt angenommen hat, nur vorübergehend an, da sie auch ihrem Inhalte nach ganz außerhalb der Reihe der humoristischen Volksbücher fällt, von denen hier eigentlich allein die Rede sein sollte.

Alle die Werkchen gerade der letztbezeichneten Art haben eine viel zu eindringende Wirkung auf die Nation gehabt, als daß man, so roh und unbeholfen sie aussehen, nicht eine tiefere Bedeutung dahinter suchen dürfte. Sie in den Erzählungen als solchen, als Kunstwerken zu suchen, das würde den Geschmack des Lalenburger Schultheißen verrathen. Allein wie es auch in andern Dingen, wie es bei dem alten nationalen Epos der Fall war, wir müssen die Geschichte zu Hülfe nehmen, wir müssen diese Werke, die sich durch zwei, drei Jahrhunderte hinschlingen, in einem weiten Verhältniß zu der Vergangenheit betrachten, und ihre nationale Grundlage im Leben selbst zu Hülfe nehmen, um uns ihre Entstehung und ihre Wirksamkeit zu erklären.

Die Uebertreibung des ceremoniellen Gesetzes und der Sitte, die auf Uebereinkunft ruht, in der ritterlichen Gesellschaft rief im natürlichen Gegensatze, wie denn jedes Uebermaß auf das Gegentheil überspringt, an den Höfen des Mittelalters jene eigenthümliche Erscheinung der Hofnarren hervor, die besonders seit den Zeiten, da die Unterhaltung mit Gesang verfiel, sehr schnelle Fortschritte machen mußte, weil die steife Langweiligkeit des höfischen Verkehrs nothwendig ein Element forderte, das an die ursprüngliche Gleichheit der Menschen erinnerte und einen Gegensatz zu den herrschenden Sitten bildete, die nicht anders als von unverwüstlichem Lachstoffe begleitet sein konnte. Auf einer andern Seite hatte man sich, wie hier im Verkehre, so auch im Religiösen, in eine höchst unnatürliche Höhe verstiegen. Man

verlangte vom Volke Frömmigkeit und Glauben und machte ihm Ceremonien vor, man sollte es lehren und predigte ihm lateinisch allerhand durch die gelehrte Convenienz ausgeklügelte Dogmen. Auch hiergegen standen im 13. Jh. die Bettelmönche und Fastenprediger auf und spielten die nämliche Rolle der geistlichen Narren, in denen die scholastische Weisheit plötzlich auf die Verleugnung und Verspottung alles Verstandeswerks in der Religion übersprang. Wir haben ja oben gesehen, daß die Mystiker predigten, man müsse sich vor der Welt zum Thoren machen; und Erasmus in seinem Gespräche von den reichen Bettlern oder Franciscanern läßt den Wirth dort die Tracht dieser Mönche bis auf die Eselsohren und Schellen mit der der Narren vergleichen, und sie antworten auch hierauf noch ganz in diesem Sinn, sie seien auch die Narren der Welt. Gegen die Unnatur und Convenienz also gehen diese grotesken Gestalten in Literatur und Leben aus; sie spotten aller Grübeleien der Gelehrten und treten jeden Anstand mit Füßen; sie gehen auf die große Revolution aus, des Menschen Naturtrieb und ursprüngliche Rohheit wieder zu Ehren zu bringen, weil auch wirklich aus einer rohen Materie leichter etwas zu machen war als aus einer verdorbenen und überfeinerten. Man that dann diese Rückschritte mit jenem caricaturmäßigen Anstellen, mit dem man jede neue Richtung ergreift; man suchte sich dann nur der Narrheit bewußt zu machen, weil es ein oft wiederholter Lehrsatz der Zeit war, der das eben ausgedrückte auch ausdrückt, daß der sich als Narr erkenne schnell zum Weisen gemacht sei. Wirklich also haben diese sonderbaren natürlichen Weisen ein Verhältniß zu den alten Philosophen, was die Zeit dunkel sehr wohl ahnte. Allein in Griechenland mußte sich dies nothwendig ganz anders gestalten; und die Intensivität des alten Lebens ist auch hier der Grund jeder Unterscheidung. Der gesellige Verkehr, der Staat, die Gelehrsamkeit, die Philosophie, die Religion, das Alles waren im Alterthume gar nicht so unabhängige Dinge, wie bei uns, sondern Eines griff in das Andere ein, und

so wurden die Diogenes und Aristipp, diese großen Volks- und Hofnarren der Griechen, Gründer oder Beförderer von Lebensphilosophien und praktischen Richtungen, die in Glaube, Staat, Umgang und Weisheit zugleich aufs ungemessenste eingriffen. Aber bei uns fiel das Alles auseinander, und das 16. Jh. unterschied gelehrte Hofnarren und närrische Gelehrte, natürlich-Blödsinnige, fantastische Religionsschwärmer, Freigeister und Staatsmänner des Bauernstandes, Pritschenmeister und Spruchsprecher, die sich der politischen Kritik annahmen. Ein einziger Gegensatz bedingte auch diesen großen Unterschied. Die Ungleichheit und Rangmäßigkeit im Mittelalter machte, daß man zur Belustigung den Mann der untern Klasse den Herrn spielen ließ, wenn man sich belustigen wollte, die Gleichheit der Geltung im Alterthum aber brachte zu Wege, daß sich dort der Belustiger zum Parasiten machte. Wenn sich die Parasiten hier und da eine Freiheit erlaubten, so war das wie eine seltene Rache für die Art wie ihnen mitgespielt ward; und so sind es umgekehrt die Prügel, die die Hofnarren bisweilen trotz ihres Vorrechts für ihre Unverschämtheit erhielten. Man fand es bei den Griechen aufzeichnenswerth, was für maßlose Schmeicheleien die Parasiten sagten, wer würde bei uns so etwas auffallend finden, um es aufzuzeichnen! Gegen die tausend Anekdoten der Freimüthigkeit, die wir aus dem Alterthum haben, müßten wir bloß die Witze unserer Narren aufbieten und würden selbst damit schwerlich ausreichen. Nur in den Zeiten, wo Rom unserer Bildung nahe kam, erhielt der Scurra eine Bedeutung, wie unsre Hofnarren. Die Ungleichheit, der Despotismus rief überall diese Gegenseite hervor; deshalb sind die Hofnarren und Volksnarren in ihrer Blüte in der Zeit des aufkommenden Absolutismus in Europa; deshalb sind sie im Oriente zu Hause. Wir haben oben gemeint, Fabel und Thiermärchen seien in Ost und West ein Ausdruck des gedrückten und wie das Thier dienenden Volkes. Die Narrenschwänke sind es eben so; man sollte meinen, die thierischen Abzeichen des Narren, die Eselsohren, der Hahnenkamm, der Fuchsschwanz, die

Schelle [609]) müßte eine Beziehung darauf haben. Das Ringen der untern Klassen nach Freiheit ist in der Stellung dieser Narren, wie in den Geschichten, die wir betrachtet haben, sehr eigenthümlich ausgedrückt. Es ist ein stetes Reiben, eine stete Wechselwirkung. Es scheint so natürlich zu sein, daß die Natur herrsche, und doch hat auch die Convenienz ihre natürlichen Rechte; es scheint so natürlich, daß das Volk herrsche, und doch hat es so große Misstände. Man sieht nun diesem Wahrheitseifer, dieser Derbheit, diesem Cynismus der Narren an den Höfen nach und selbst in diesen Büchern, die wir besprochen; man ergötzt sich daran und doch mag man sie wieder nicht, sobald man sich persönlich verletzt fühlt; und wie die Polizei immer die Gaukler zugleich verfolgt und geduldet hat, so ist's auch hier. Man bevorrechtet diese Narren und prügelt sie; man will sie nicht in der Theorie und freut sich ihrer in der Praxis, oder man vertheidigt sie in der Theorie bis man in der Wirklichkeit selbst einmal von ihren Witzen oder Streichen gelitten hat. Dies ruft denn überall gegenseitige Erbitterung hervor und man kann dem Eulenspiegel selbst seine boshaften Streiche nicht übel nehmen, er nimmt auch die ihm gespielten nicht übel, aber rächt sich. Alles ist Gegenseitigkeit; Ein Narr, sagt daher das Sprichwort, macht zehn; es ist des Narren Lieblingswitz, die Klugen selbst zu Narren zu stempeln. Man lauft den Narren stets mit seinem eigenen Kolben, man entgegnet seinen Witz mit Schlägen, wo der eigne nicht ausreicht; und weil doch ein Narr mehr fragen kann, als zehn Weise beantworten, so hilft sich der Weise oft vor seinen Fallstricken mit Gegenfragen. Sie veriren und lassen sich

609) Auch Flögel, dessen Werke ich nicht überall bei einzelnen Gelegenheiten citire, dem ich mich aber in diesen Abschnitten vielfach verbunden erkläre, vermuthete dies schon von einer andern Seite her. Was die Schelle angeht, so muß es eine häufige Belustigung der Ritterzeit gewesen sein, Thieren Schellen an die Schwänze zu binden und sich an ihren Gebehrden zu erfreuen. Im Thomasin wird so die Unstetigkeit mit einem Wolfe verglichen, dem man eine Schelle an den Schwanz gebunden. Der „schellec Hase" im Eingang des Parzival ist nichts anders als ein solcher Hase mit einer Schelle.

veriren; sie reden die Wahrheit und sophistisiren dabei; sie betrügen und lassen sich betrügen, und wo im Leben auch diese Gegenseitigkeit war, wie unter Strozzi und Brusquet[610], da ist das Narrenwesen am ergötzlichsten, so derb, grob und unwohlthuend auch die Streiche sind, die sie sich spielen; wo diese Gegenseitigkeit wegfällt, ist das ganze Verhältniß aufgelöst; deshalb verträgt sich Eulenspiegel nicht mit Kindern, da Kinder und Narren die Wahrheit in ganz anderer Weise sagen. Wer nicht das Studentenleben erträgt, wird diese unflätigen, thörichten, oft platten Späße und Prellereien der Narren auch nicht ertragen, denn von diesem Leben gilt das gleiche. Man erträgt's und findet es natürlich, selbst betroffen mag man nicht von der Unart werden. Wenn sie an der Einfalt und Philisterei, an Füchsen und Penalen ihren Muthwillen üben, schwankt man zwischen Lachen und Aerger. Die Gegenseitigkeit unter ihnen selbst, ihre Verspottungen und Streiche, die sie sich selbst spielen, verweist ihnen Niemand und sie selbst sich auch nicht. Die Freude an Gemeinheiten und Unflätigkeiten ist hier auch die beste Würze; gewöhnlich tragen die natürlicheren, die allgemeiner menschlich empfindenden Burschen diesen derben Gegensatz des Cynismus gegen die äußerlich glatten Corps öffentlicher zur Schau, obwohl alle die Narrenkappe und Schärpe tragen. Diese Vergleichung ist gar keine äußerliche, es ist eigentlich gar keine Vergleichung, sondern die Sache selbst. Das öffentliche Leben in Deutschland zur Reformationszeit ist das wahre Studentenalter der Nation; das Heraustreten aus sich selbst, die Aufklärung in Religionssachen, die erste Bekanntschaft mit dem öffentlichen Leben und der Wissenschaft, theilt jeder Einzelne in seinen Studentenjahren mit der Nation in der Reformationszeit. Es ist die Kehrseite der Tölpeljahre, die ihre sinnige und sinnliche Seite haben, der wir hier begegnen. Es kann nichts liebenswürdigeres geben, als den gläubigen frommen Jüngling, so lang ihn Vater und Mutter noch in eini-

610) Flögel's Geschichte der Hofnarren S. 350 ff.

ger Beschränkung halten und regeln, und nichts Ungeschickteres, wenn er nun plötzlich sich selbst überlassen in alle Zügellosigkeit fällt. Die Inconvenienz ist die Seele des Studenten- und Narrenlebens. Wir haben jetzt den reinen Gegensatz zu der Ritterzeit erlebt; betrachten wir geschichtlich die Poesien dieser Zeit gegen die der Ritterzeit, so stehen wir wirklich in einer verkehrten Welt. Wie Sancha Panso zu Don Quixote, so sind die Eulenspiegel die Gegenstücke zu Parzival, ja sie sind wie aus diesem hervorgegangen. Trug er nicht gleich im Anfange die Narrenjacke und befolgte er nicht ebenso wörtlich die Aufträge seiner Mutter, wie Eulenspiegel immerhin? Wie tief wirkt doch die unmittelbare Natur in den Menschen, daß so getrennte Beziehungen so scharf in einem genialen Gedichte können angezeigt sein, noch ehe sie im Leben vermittelt sind. Die ritterlichen Abenteurer sind nun Landstreicher geworden, die Lieblingshelden der Nation aus höfischen Edlen zu groben Bauern. Natur soll die Unnatur ersetzen, das Thierische das Heroische, die Caricatur das Ideal, die tollste Laune den übernatürlichen Ernst, Wahrheit die Sophistik, Rohheit den Anstand, Einfalt die Weisheit, Zügellosigkeit die Convenienz, Vogelfreiheit das Recht, Kriegsstand den Ruhestand, Unterthan den Herrn, der Bauer den Fürsten, der Grobian den höfischen Rittersmann. Kein Stand, kein Rang, keine Obrigkeit und keine Polizei wird geachtet von diesen eigentlichen Vertretern der Revolution und Anarchie; sie spotten der Alltäglichkeit, der Gewohnheit, der Philisterei und der Phantasterei, des Aberglaubens und Aberwitzes, des Dünkels und der Macht, sie wissen sich vor ihrem Gewissen sicher und gehen am Teufel vorbei und lachen des Rechts und Gesetzes. Sie sind aller Welt Feind und kaum Freund mit sich selber. Umzustürzen ist ihre eigentliche Thätigkeit, aufzubauen haben sie keinen Gedanken. Sie wollen alles vereinfachen, welches das große Ziel jeder Umwälzung ist. Sie schneiden Alles ab, bis auf die bloße Natur, die der Mensch mit dem Thier theilt. Haben die verfeinerten ritterlichen Helden die körperlichen Bedürfnisse gar nicht gehabt, so haben diese fast keine anderen

als diese. Aber sie sorgen nicht einmal für den morgenden Tag, von Armut zu Reichthum, von Reichthum zu Armut, das ist ihr Leben, und wie der Sperling auf dem Dache sind sie um Nahrung und Kleid unbekümmert. Reichthum und Jugend macht Erasmus in seinem Lobe der Narrheit (deutsch von Seb. Franck 1530), das so viele Aufschlüsse über diese Erscheinungen für den Denkenden enthält, zu den Eltern der Narrheit; Sorglosigkeit und Jugend hätte er besser gesagt. Wirklich verjüngte diese ganze eigenthümliche satirische Kraft, dieser Muthwille und diese Ungebundenheit der Sitte die deutsche Nation, wirklich hatte die Narrheit alle jene Säfte, Quellen und Kräuter, mit denen sie dem Volke die verlorene Freiheit des Geistes wiedergab und sie aus dem Schlafe des Alters, der Beschaulichkeit, der Abgeschiedenheit weckte. Sie tilgte die Altklugheit der greisenhaften Jugend, die eine stete Frucht der conventionellen Gesellschaft ist, sie tilgte Scholastik und Papismus, sie drängte selbst die pathetischen Poesien der Handwerker aus dem Leben, sie setzte an die Stelle der 20—30jährigen Weisheitslehrer wie Thomasin und Wirnt die lebensfrohen Greise, welche der Thorheit Panegyriken hielten, und jene jugendlichen Humanisten, welchen der ciceronische Stil und die Belesenheit in den Alten nicht das deutsche Herz verdarb, nicht den Sinn am Leben tödtete, und welchen die rüstige Feder das Schwert nicht aus den Händen warf. Wie Schade, daß das Alles sich selbst überstürzen mußte! Es war eine Zeit, wo sich der männliche Theil der Nation wieder aufraffte, wo die Thätigkeit der Männer und ihre ernste Beschäftigung in großen Dingen eben jene ausschließlich männlichen Erholungen, Wein und laute Lustbarkeit, hervorriefen. So wie sich aber wirklich die Dinge gestalteten, muß man mit Erasmus ironisch preisen, was in unsern Tagen das junge Deutschland, die Narren dieses Jahrhunderts, ohne Schranken wieder predigten. Der Gebrauch des Lebens ward wieder an die Stelle der mystischen Ascetik gesetzt, die Thorheit schaffte die Klugheit, die Verleugnung der Scham und Scheu, die dazu nothwendig war. Der Weise flieht zu den Büchern und lernt dort nichtssagende Wort-

bedeutungen, der Narr stürzt sich in Wagniß und Gefahr und sammelt sich mit Erfahrungen Klugheit. An die Stelle der alten Gefühllosigkeit traten die Leidenschaften wieder, die das Kennzeichen nicht der Weisen, sondern der Thoren sind. Aber eben diese Leidenschaften sind wie Zuchtmeister für die, die nach der Weisheit streben, mahnen zum Guten und spornen zu Uebung der Tugend. Denn wer dem Menschen seine Leidenschaft nimmt, läßt ein starres Bild zurück, und wer würde, sagt Erasmus, solch einen Menschen nicht wie ein Gespenst fliehen und meiden, der stumpf wäre gegen alle Triebe der Natur, der nicht mehr als ein Stein von Leidenschaft, von Liebe, von Mitleid bewegt würde, der Alles weiß, nie irrt, stets überlegt, Alles mit der Schnur mißt, nichts übersieht, nur mit sich selbst zufrieden ist? Welche Stadt würde ein solches Geschöpf, einen solchen absolut Weisen zum Magistrate, welches Heer ihn zum Feldherrn, welches Weib zum Gatten wählen? Wer vielmehr nicht jeden ersten besten Narren aus der Hefe des Volkes vorziehen, der, selbst ein Narr, Narren gehorchen oder befehlen könne, der seines Gleichen angenehm, gegen die Gattin lieb, bei Freunden heiter, ein guter Zechgenosse, ein munterer Geselle ist, und der nichts Menschliches sich fremd hält? So lebte jenes goldne Zeitalter in Einfalt nach dem Zuge und Triebe der Natur und bedurfte nicht der Lehre. Wozu war ihm die Grammatik nöthig, da alle Eine Zunge redeten und nichts wollten als einander verstehen? Wozu die Dialektik, wo kein Streit widersprechender Meinungen war? Wozu die Rhetorik, da keiner dem andern Verdrießlichkeiten machte? Wozu die Rechtsgelehrsamkeit, da es keine üblen Sitten gab? Die Menschen waren zu fromm, als daß sie mit gottloser Wißbegierde die Geheimnisse der Natur, die Entfernung, Bewegung, die Einflüsse der Gestirne, die verborgenen Gründe der Dinge erforscht hätten, da sie es für Sünde hielten, wenn der Mensch über seine Befähigung Einsicht suchte. So sind denn weit am glücklichsten, die sich fern halten von jeder Kunst und Wissenschaft, und allein die Natur zum Führer neh-

men, die nirgends in sich mangelhaft ist, wir müßten denn die Schranken der Menschheit überschreiten wollen. Die Natur haßt die Schminke und Alles gedeiht besser, was nicht durch Künstelei entstellt ist. Was gäbe es glücklicheres als die Bienen, was ähnliches ihrem Bau, und ihrem Staate? Aber das Pferd gab sich schon der menschlichen Gemeinschaft und damit dem menschlichen Elende hin. Die also sind unter den Menschen am weitesten fern vom Glücke, die nach Weisheit jagen, die, da sie als Menschen geboren sind, doppelt thöricht ihren Stand vergessen, nach dem Leben der Götter streben, und wie die Giganten mit dem Sturmzeug der Wissenschaft und Lehre der Natur den Krieg ankündigen; und so sind die am glücklichsten, die sich am meisten dem thierischen Instincte nähern und nichts Uebermenschliches suchen. Gibt es daher eine glücklichere Menschenklasse, als eben die man Narren, Hofnarren, Lustigmacher nennt? Sie haben keine Todesfurcht, sie haben kein Gewissen; sie fürchten keine Gespenster, sie haben nicht Furcht noch Hoffnung; sie werden von keinen Sorgen gequält, sie haben keine Scham, keine Scheu, keinen Ehrgeiz, keinen Neid, keine Liebe. Je mehr sie sich der thierischen Dummheit nähern, um so weniger sind sie der Sünde anrechnungsfähig, wie die Theologen bezeugen. Während der närrische Weise sich Tag und Nacht peinigt, so freuen sie sich beständig, spielen, singen, lachen, und machen auch Andere lachen, singen, und spielen, und heitern den traurigen Ernst des Lebens auf. Diesen allein verzeiht man Alles, was sie sagen und thun. Niemand will ihnen schaden, die Thiere selbst hält ein natürlicher Instinct davon ab. Fürsten suchen ihre Gesellschaft lieber, als die der närrischen Weisen; lieber als von diesen ihre verdrießliche Gelehrsamkeit hören sie die Wahrheit aus dem Munde der Einfalt. Und was wäre herrlicher, als die Wahrheit? Die, obzwar sie auch des Weins und der Kinder Eigenthum heißt, doch hauptsächlich der Narrheit ist. Denn was der Narr auf dem Herzen hat, das zeigt er auf seinem Gesicht, und in seinen Worten; aber die Weisen reden mit dop-

pelter Junge. Die verhaßte und verstoßene Wahrheit hat allein bei den Narren eine Zuflucht gefunden[611]).

---

3. Schauspiel.

Dies ist die allgemeine Physiognomie der Zeiten, in denen eine literarische Umwälzung in Deutschland vorging, die wohl nie ein anderes Volk entschiedener durchlebt hat. Wir mußten dabei bis ins 13. Jh. zurück und bis ins 17te vorschreiten, wozwischen eben die Zeiten liegen, in welchen diese Umwälzung Statt hatte, und welche eine ganz eigenthümliche Farbe gegen die früheren sowohl, wie gegen die späteren Jahrhunderte tragen; jetzt müssen wir wieder zu einem etwas strengeren chronologischen Gange zurückkehren.

Das Epos haben wir in dem Abschnitte über die Prosaromane bis in seine letzten Züge verfolgt, es hatte kaum je wieder in seiner reinen Gestalt seitdem einen Aufschwung und nur in seiner Ausartung, dem Romane, konnte es sich wieder einen gewissen Werth erwerben. Die Lyrik sahen wir einen großen Wendepunct erleben, und sich im Volksliede, das sich Hand in Hand mit der Musik bewegte, der neuen Zeit zuwenden. Wir gehen jetzt auf das Drama über, das, wie es überhaupt zu dem Epos den vollkommensten Gegensatz macht, sich eben in diesen Zeiten zuerst anfing auszubilden, wo die Epopöe unterging, und also auch in der Geschichte diesen Gegensatz sogleich bezeichnet.

Die Entstehung des Schauspiels[612]) in Deutschland böte einem Literarhistoriker die schönste Gelegenheit dar, eine große Summe von

---

611) Erasmi Encomium moriae, passim.

612) Specialwerke wie die von R. Prutz. Gesch. d. d. Theaters. Berlin 1847. und Ed. Devrient, Gesch. d. d. Schauspielkunst. Leipzig 1848. empfehlen wir zur Vergleichung und Vervollständigung unserer Darstellung ein für allemal. Ueber die geistlichen Anfänge des Schauspiels im besonderen vgl. H. Alt, Theater und

Gelehrsamkeit und Kenntniß geschichtlicher Analogie auszulegen. Das Drama läßt sich leichter als andere dichterische Gattungen in seiner Entwickelung aus Leben und Literatur verfolgen, da es erst in helleren Zeiten auftaucht und sich nicht wie das Epos in die Urgeschichte mit seinen Anfängen verliert. Das Drama hat daher auch weit häufiger die Geschichtschreiber angezogen als die Epopöe, und mit Benutzung der Vorarbeiten über die Bühnengeschichte anderer Völker ließe sich eine gleich in ihren Anfängen sehr breite Theatergeschichte herausarbeiten. Wir suchen aber überall ein Verhältniß zwischen Verfahren und Stoff zu halten; und wenn wir bei der Geschichte unseres Nationalepos oder bei der Ritterepopöe, die wir aus der ganzen Welt entlehnten, die Blicke auch über die ganze Welt schweifen ließen, und wenn wir dies Verfahren bald mit ähnlichen Zeiten und Producten noch einmal werden wiederkehren lassen, so liegt dies in der Sache selbst, so gut wie das absichtliche Vermeiden desselben in *diesen* Zeiten, wo sich Deutschland mehr in in sich selbst verschloß und mit sich selbst beschäftigte. In diesem Zeitraum, der Abgeschiedenheit der deutschen Literatur bildeten sich die Erstlinge des deutschen Dramas und dies geschah unter ähnlichen Verhältnissen und in ähnlicher Weise wie überall sonst, so daß man in großer Ausführlichkeit die Aehnlichkeiten der altgriechischen und der neuchristlichen Mysterien und Possenspiele zusammenstellen könnte. Von seinem ersten Erscheinen an wird das Drama so der Mittelpunct der neueren Dichtungsgeschichte, wie die Epopöe der der älteren war; beide sind die Pole aller Poesie überhaupt und nur von ihnen fand es Aristoteles der Mühe werth, in seiner Poetik zu handeln.

Das Epos ruht auf dem Grunde der Vergangenheit, das Drama auf dem der Gegenwart. Jenes sahen wir sich in Zeiten ausbilden, wo

---

Kirche in ihrem gegenseitigen Verhältnisse hist. dargestellt. Berlin 1846. K. Hase, das geistliche Schauspiel. Leipzig 1858. Reidt, das geistliche Schauspiel des Mittelalters in Deutschland. Frankfurt a. M. 1868.

die ganze Nation, zwar vergnüglich in ihrer Gegenwart befangen, doch allen Stoff ihrer Unterhaltung aus Ferne und Alterthum holte und in Form der Erzählung den lebendigeren Sinn des leichtgläubigen Ohres zu befriedigen suchte. Aber dieser Stoff war ausgegangen oder man war ihn müde geworden, man kehrte nun zu sich selbst zurück. Man betrachtete sich selbst, den Staat und die Kirche; man lernte stets genauer unterscheiden, und trennte die großen Stände von den kleinen, und schied jeden einzelnen wieder in sich; man forschte nach dem Aeußeren und Inneren, nach dem Kleide und nach der Sitte; der Sinn des Auges fing allein an thätig zu werden; das Subject war dazu nicht selten zugleich das Object; und es ist recht bezeichnend, daß vom Sachsenspiegel bis zum Spiegel der Tugend und der menschlichen Erlösung, ja bis zum Eulenspiegel nun eine große Reihe von Büchern stets unter dem Titel eines Spiegels erschienen. Alles in der Literatur tritt nun so sehr in Bezug auf ein schaulustiges Volk, wie vorher auf eine hörlustige Gesellschaft. Die plastische Kunst, mit der das Schauspiel eine wesentliche Verwandtschaft hat, trit ungefähr in gleicher Zeit und Weise ihre Ausbildung an. Beide beruhen auf der Ausbildung des Gesichtssinnes; Beide finden wir daher immer in einem geschichtlichen Verhältnisse. Der Orient, so weit er keine plastische Kunst kennt, kennt auch kein Drama; in Italien und England theilte sich Beides so, daß Eines überwiegend das Andere mehr ausschloß; in unserer neueren Zeit entstanden die Anfänge von Beiden gleichzeitig, und gleichzeitig Wiedergeburt und Ausbildung im 18. und 19. Jahrh.; in unserer Ritterzeit war Beides ganz im Hintergrunde. Erst nach dieser Zeit zerstreute sich und bildete sich das Auge immer mehr. Etwa seit Ulrich von Lichtenstein seine minnigliche Maskerade besungen hatte, hörten wir von neuaufkommendem Geschmacke an Wappenmalereien. Es gab den historischen Liedern zum Theile jene plastischere Lebendigkeit, daß sie statt ihrer Helden die Wappenthiere allegorisch besangen. Ein Sinn für das Plastische ging nun allmählich mit dem äußern Wohlstande wie in unsern Tagen in der ganzen Nation auf.

Die Freude an den in der Minnezeit verschmähten Possen der Gaukler kehrte wieder, die Hofsänger wurden von den Hofnarren verdrängt, die Zaubereien gingen in die Romane ein und Virgil und Faust wurden Volkslieblinge. Seit dem 14. Jahrh. fing man an, die Bücherränder mit Figuren zu bemalen, und im 15. ward nicht leicht ein Buch abgeschrieben, ohne daß zugleich mit Bildern für das Auge gesorgt sein mußte. Im 15. Jahrh. war in Wien fast jedes Haus bemalt. Die Bilder, hatte Thomasin gesagt, sind für den Bauer, der die Schrift nicht versteht; je mehr sich nun die Literatur in den Kreis der Bauern herabzog, je mehr ward das Bild eine Hauptsache in den Büchern. Aus dem innersten Bedürfnisse der Nation heraus ward daher die in diesem Jahrhundert schnell fortschreitende Formschneidekunst gefördert. Die xylographischen Werke, die Vorläufer der ersten Drucke, warfen sich, wie nachher auch diese, zuerst auf die mystischen und frommen Werke[613]), an denen das 15. Jahrh. so großes Wohlgefallen fand, auf die Apokalypse, die Mariengeschichten, auf Legenden, auf Wahrsagebücher, Kalender und Todtentänze. In diesen Werken machen die Bilder den Kern aus. In der ars moriendi, in den Armenbibeln sind die Holzschnitte die Hauptsache; das speculum humanae salvationis schrumpfte diesen Figuren zu gefallen zusammen in kürzere Erklärungen; das defensorium inviolatae perpetuaeque virginitatis gibt zu seinen Holzschnitten nichts als kurze Sprüche in lateinischen oder deutschen Versen; Steinhöwel's Uebersetzung der berühmten Frauen des Boccaz ward ausgezogen oder eigentlich blos die Holzschnitte daraus genommen, zusammengesetzt und mit oft ganz kurzen Erklärungen versehen. Kein Werk der Belehrung oder der Erzählung konnte mehr ohne Bilder erscheinen. Die Schrift bezog sich häufig auf die beigemalten oder gedruckten Figuren. In Rothe's Gedichte von der Keuschheit (vgl. oben S. 338) ist Alles auf Abbildungen bezogen, Alles von Allegorien und Sinnbildern wimmelnd.

613) J. Heller, Geschichte der Holzschneidekunst. Beilage 2.

Wir haben im Schachzabelbuch gesehen, wie gerne man nun alles Lehrhafte an etwas Faßliches anlehnt, alles Uebersinnliche versinnlicht. Diese Richtung brachte die Allegorien hervor; alle ethischen und dianoetischen Tugenden wurden jetzt personificirt, alle Leidenschaften und Laster. Noch hatte sich Thomasin mit einfachen Erklärungen seiner Tugenden und Laster begnügt, Hugo von Trimberg flatterte unsicher zwischen Erklärung und Sinnbild, jetzt trit Alles nur noch im Bilde oder in Person auf. Das so im Bild Belebte war nicht lebendig genug; es sollte auch reden, und man hängte daher den gemalten Figuren beschriebene Zettel aus dem Munde.

Es war ganz natürlich, daß auch alle Festlichkeiten mit der Zeit diesen lebhafteren sinnlich bewegteren Charakter annehmen mußten. In den Ritterepen hörten wir vielfach von Mahlen und allerhand stummer Pracht in Burgen, Gemächern, Gärten und Geräthen. Bald aber wurden Aufführungen, Gaukeleien und dergleichen die Gegenstände, auf welche sich der Luxus warf; Puppenspiele scheinen sogar schon im 12. Jahrh. im Gebrauch gewesen zu sein; phantastische Allegorien waren nicht allein in der Literatur, sondern auch im Leben im Schwung. Je mehr man diese festlichen Aufführungen nun ausbildete, der todten Schau ein pantomimisches Spiel, der stummen Pantomime Gesang zufügte und den Gesang in Rede und Gespräch überleitete, desto näher kam man auch von dieser Seite der Ausbildung des eigentlichen Schauspiels. Die Aufführungen bei dem Eselsfeste[614], die von Wechselgesängen begleiteten Aufzüge der rückkehrenden Kreuzfahrer, die man so oft als die ersten Anfänge der Mysterien bezeichnet hat, alles Processionswesen überhaupt unter Geistlichen und Laien, die Lustbarkeiten der Zünfte an dem Festtage ihres Schutzheiligen, die jahrzeitlichen Volksfeste im Frühling und Herbste, beim Maibaumpflanzen und bei der Weinlese, der Streit des Sommers und Winters, der noch in vielen Gegenden Deutschlands von Kindern bei der Früh-

614) Du Cange s. v. festum Asin.

lings Tag- und Nachtgleiche, in Siebenbürgen noch heute unter dem Volke aufgeführt und, wie vor nicht lange auch noch in slavisch deutschen Landen, der Lausitz und Schlesien, — in allem konnten Elemente zum Schauspiel liegen, so wie wir unten sehen werden, daß der Markt und das Gericht natürliche Vorbilder dramatischer Darstellung wurden. Wie leicht ein Jahreszeitfest in ein Spiel übergehen kann, scheint der Schwank von Neidhard und dem Veilchen zu zeigen. Der Streit des Sommers und Winters ist in Liedern des 14. Jhs. dialogisirt worden, im Niederländischen ist das Kampfgespräch der Streitenden zu einem förmlichen kleinen Schauspiele[615]) ausgebildet worden. Die Todtentänze[616]), von denen in den Poesien des 13. Jhs. nie die Rede ist, kamen erst mit den Schrecknissen des schwarzen Todes im 14. Jh. auf; sie wurden in den Kirchen anfangs als eine Beschwörung, später zur Erinnerung aufgeführt, ehe sie die plastische Kunst im Dienste der demokratischen Ideen zu den bildlichen Darstellungen benutzten, die Allen bekannt sind. Und so waren von Vorzeiten her vor allem in der Kirche Ceremonien und Vorträge in mimische Aufführungen und sinnliche Schaustellungen übergegangen, und es ist nichts gewisser, als daß die ersten Schauspielhäuser Kirchen und Klöster waren, die ersten Schauspieler Geistliche, und die ersten Gegenstände des Dramas der neueren Zeit fromme und christliche. Aus der kirchlichen Liturgie ist das christliche Drama unmittelbar hervorgegangen. Die Messe war an sich eine symbolische Darstellung der Passion: sie ward seit Gregors des Großen Musikinstitutionen der Keim all unserer kirchlich musikalischen Aufführungen. Die Feier der Weihnacht, des Palmsonntags, besonders der Grablegung und Auferstehung führte sehr frühe aus der bloßen Liturgie zu pantomimischem oder Gesangspiele, aus dem erzählenden Evangelium zu dramatischer Belebung über. Schon im 9.—10. Jh.

---

615) Horae. belg. 6, 125.

616) Wackernagel über den Todtentanz. In Haupt's Zeitschrift 9, 302 ff. Maßmann, Literatur der Todtentänze. Stuttg. 1830. und die Baseler Todtentänze. Stuttg. 1847. Schröer, Todtentanzsprüche. Germ. 12, 284.

wurde in deutschen Klöstern die Auferstehungsfeier durch Priester mit vertheilten Rollen begangen: am Karfreitage wurde das Bild des Gekreuzigten unter dem Altar in eine Art Grab gelegt; in der Osternacht besuchen es die heiligen Frauen unter Gesang und finden die Engel, mit denen sie Gesänge wechseln, worauf der Erstandene erscheint. In einer Handschrift des 12. Jhs. in Einsiedeln ist der schon erweiterte Gebrauch geschildert, in dem damals in den alemannischen Klöstern diese Osterspiele priesterlich begangen wurden. Eine halbdramatische Kirchenfeier der Passion hat bis heute in der römischen Kirche ausgedauert. In den Domkirchen wurden ehedem, und zum Theil jetzt wieder, in Rom wird in der Peterskirche am Karfreitage traditionell bis heute die Passionsgeschichte am Karfreitag mit vertheilten Rollen gesungen: Eine Stimme liest singend die Evangelienerzählung, eine zweite singt Alles was Christus spricht, eine dritte was überhaupt sonst geredet wird, und der Chor, was Mehrere oder die Massen zu sagen haben. Von solchen einfachen Anfängen des Wechselgesanges aus hat man in der Kirche frühzeitig begonnen, den Vortrag besonders der Leidensgeschichte mit förmlicher Handlung zu begleiten, und von da aus auch andere Feste Christs und der Heiligen mit Aufführungen zu schmücken, deren Bestimmung anfangs durchaus heilig, deren Leitung den Geistlichen überlassen blieb, bis mit der Zeit die weiteren Schritte zur Ausbildung solcher Spiele Laienhülfe nöthig machten, und die Laien weltliche Zuthaten zu dem gottesdienstlichen Stoffe hinzubrachten; im 15. Jh. waren auch in England schon die Aufführungen der Mirakelspiele ganz in den Händen der Handwerker. Die liturgischen Spiele in lateinischer Sprache in der Kirche von Geistlichen aufgeführt, emancipirten sich so, hier wie überall, zu Volksspielen von Laien außerhalb der Kirche in Volkssprache dargestellt. Im 13. Jh. richten sich wiederholte und scharfe Verbote der Kirchenversammlungen, Päbste und Bischöfe gegen die Spiele in den Kirchen überhaupt, oder gegen die Theilnahme der Geistlichen daran, oder gegen den Misbrauch derselben. In der Reihe und Art dieser

Einschreitungen glaubt man aber zu bemerken, daß im Laufe der Zeit die Oberen dem wachsenden Geschmacke an diesen Aufführungen immer mehr nachgeben mußten. Im 14. Jh., wo wir wissen, daß in Frankreich und den Niederlanden schon öffentlich gespielt wurde, treten schon deutsche geistliche Schauspiele in Deutschland hervor, und sie weisen uns nach den verschiedensten Gegenden zugleich, nach dem Ober- und Mittelrhein, wie nach der Ostsee, nach Schlesien und Böhmen, wohin Karl IV. zuerst auch die plastische Kunst der Italiener verpflanzte. Im 15. Jh. war alsdann die Darstellung der Mysterien schon ganz unangefochten. Bald waren die Aufführungen Sache der Städte, des Volkes, armer Handwerker, der Schüler und Studenten geworden. Ausgebildet aber ward diese Gattung in Frankreich und in England unstreitig mit weit größerem Eifer als in Deutschland. Der Aufführung eines Spiels von St. Katharina in Dunstayle schon ganz im Anfang des 12. Jhs., vor 1119, wird bei Matthäus Paris gedacht. In London erscheinen die Aufführungen solcher Mirakelspiele, dramatisirter Heiligenlegenden, bald darauf schon stehend; an gewissen Festtagen wiederkehrend; im 14. Jh. werden die Weihnacht-, die Ostermysterien und die Frohnleichnamspiele in ganz England herumgetragen; im 15. waren sie ganz allgemein in Stadt und Land und nicht mehr abhängig von bestimmten Kirchenfesten; und damals schienen die englischen Spieler in diesen Aufführungen den Vorrang selbst im Ausland anzusprechen, wenn man dies daraus schließen darf, daß 1417 auf dem Concil von Constanz die englische Geistlichkeit ein Dreikönigspiel von Christi Geburt mit kostbarer Zurüstung aufführen ließ[617]. Auch bei den Franzosen ging das, was bei uns bescheidene Sehlust war, bis zur Schauwuth. Dort drängte sich alles Glänzende zusammen an den Hof, der in Deutschland keine feste Stätte hatte; ungemeine Pracht der Decoration und Mechanik ward auf die Mysterien und auf jene Mirakel verwendet, in denen zu Ehren der Jungfrau besonders gern jene ernstschnur-

617) Mone, Schauspiele des Mittelalters 1, 137.

rigen, christlich-heidnischen, fromm-gotteslästerlichen Legenden von der wunderbaren Hülfleistung Maria's dramatisirt waren; es wurden eigene Theater dafür gegründet, woran man in Deutschland für diese Gattung niemals dachte. Es ist mit unserem Schauspiel wie mit unseren Universitäten. Wir fingen klein und unbedeutend und an verschiedenen Orten zugleich an. Ehe daraus etwas Großes werden konnte, mußte sich in der Nation gleichmäßig ein ungeheurer Stock von Bildung gesammelt haben; geschah das, dann war aber auch nothwendig die langsam gereifte Frucht um so trefflicher; dann war ein allgemeiner Verfall so wenig schnell zu fürchten, wie vorher eine allgemeine Blüte nicht schnell zu hoffen war. Es ist viel besser, daß wir in Deutschland nichts von prächtigen Mysterien, aber auch nichts von den Ausartungen zu erzählen haben, denen in Paris die Mirakelspiele unter den Privilegien der Passionsbrüder, der Bazoche und der enfans sans souci ausgesetzt waren. Das Mysterium ward bei uns nicht ein Erwerbszweig der weltlichen Kunst, die es in Frankreich ganz von den kirchlichen Festtagen trennte und zu Hoffeierlichkeiten und ganz weltlichen Begehungen anwandte. Es ist auch hier in dem aufkommenden Schauspiel wie vorher in dem untergehenden Epos der gute Sinn der Nation sichtbar, der diesen unnatürlichen Zwitter-Gattungen nie eine größere Geltung erkünsteln wollte, als sie von Natur haben konnten.

Wenn nach dem Bisherigen zur Entstehung und Ausbildung des Schauspiels in neuerer Zeit die Ausbildung der plastischen Kunst, die öffentlichen und kirchlichen Feste, Feierlichkeiten und Gesänge mitgewirkt haben, so kommt ein Weiteres hinzu: der natürliche Uebergang aus epischen oder lyrischen Formen zum Dialog, wie wir ihn in jenen Allegorien und in so manchen anderen Stücken vorbereitet fanden; und die unmittelbare Ueberwirkung der schon vollendeten dramatischen Form aus dem Alterthume. Was den letztern Punct zuerst betrifft, so kann man, (allerdings nicht an blos deutschen Quellen oder Zeugnissen,) das Schauspiel der neuen Zeiten in vereinzelten Versuchen von Dramen eines christlichen Inhalts bis in den Anfang unserer Zeit-

rechnung so zurückverfolgen, daß fast jedes Jahrhundert seinen Vertreter aufzuweisen hat[618]), und so knüpfte sich diese Form von selbst an das Alterthum an. Das Schauspiel, in den Augen der Kirche ein Sünden- und Teufelswerk, wurde diesem Verdammungsurtheile durch die heiligen Gegenstände die man ihm gab entzogen. Unter jenen vereinzelten Rudimenten der früheren Jahrhunderte sind die sechs lateinischen dramatisirten Legenden der Gandersheimer Nonne Hroswitha (962—67), die auch fünf andere Legenden erzählend behandelte, für uns Deutsche das Nächstliegende und Bedeutendste. Ihre verschiedenen Werke sind als Zeugnisse von dem Schwung der Kloster- und Frauenbildung in der Ottonenzeit von großem Interesse; im übrigen war sie ihrem Berufe nach nicht in der Lage, ihrer Natur oder ihrem Geschlechte nach nicht von der Anlage, weder einem historischen Gegenstande, wie sie ihn in ihren gestis Odonis aufweist, noch einer dramatischen Aufgabe gerecht zu werden. Von einem großen Kenntnißdrange beseelt, war sie selbst sich doch auch ihrer Unbildung bewußt; ihre von Gott empfangenen Geistesgaben zu bethätigen, war sie durch ein freudiges Pflichtgefühl getrieben, aber doch auch von der Furcht bewegt, ob sie vielleicht auch nichtempfangene Gaben blos vorgebe;

618) Jubinal in der Vorrede zu seinen Mystères inédits, 1837. gibt eine solche Reihe an, die wir hier (nach Vergleichung von Fr. Dübner's Ausg. des Christus patiens etc. Paris 1847. etwas verändert) mittheilen wollen. Im 2. Jahrh. die Fragmente des chronikalischen Dramas des Juden Ezechiel von dem Auszug aus Egypten. Im 3. der Querulus, eine Art Misanthrop wie in der Aulularia, und der ludus septem sapientium von Ausonius. Im 4. der leidende Christus, der unter dem Namen Gregor's von Naziamz geht. Im 5. kirchliche Darstellungen der Anbetung der Magier, der Hochzeit zu Cana u. a. Im 6.—9. der Ocipus, eine allegorische Komödie; das Urtheil des Vulcan; Fragmente einer Tragödie, Clytämnestra; ein Dialog inter Terentium et delusorem. Der Fall Adam's von dem Grammatiker Ignaz. Im 10. Hroswitha. Im 11. ein Fragment von den klugen und thörichten Jungfrauen bei Raynouard poésies des Troub. II, 139; ein Spiel von Christi Geburt; vier von Monmerqué herausgegebene über die Magier, den Kindermord, die Auferstehung und Erscheinung in Emaus. Im 12. Sechs lat. Mysterien bei Monmerqué; der ludus paschalis vom Antichrist bei Pez thes. II, 3 u. ff. Der anglonormannische Adam (ed. Luzarche. 1854), das älteste Mysterium in Vulgarsprache.

wie einst der Autor des Χριστὸς πάσχων die Passion in Euripideischen Versen und Phrasen besungen, so wollte sie in den dramatischen Formen des Terenz dessen lasciven Darstellungen gegenüber die Keuschheit heiliger Jungfrauen feiern, wußte aber wohl, wie weit ihre fehlerhafte Sprache, ihre knappe magere Prosa, in die sie nach dem Hange der Zeit zum Schmucke Reime einreihte, von dem Vorbilde verschieden sei. Ihre dramatische Schulübung mit der epischen im Waltharius verglichen sinkt außerordentlich tief herab. Im Waltharius ist nichts gegen das Wesen alles Epos verfehlt, dort fehlt Alles was das Drama ausmacht. Hroswitha's sechs Stücke sind bloße Gesprächweisen, in welchen alle Handlung aus Absicht oder Unvermögen hinwegfällt. Im Gallicanus wird in ein paar Zeilen eine große Schlacht abgethan, dann aber wird dieser Kern der Action im Gespräche breit erzählt. Im Dulcitius, der drei heiligen Jungfrauen nachstellend sich verblendet auf rußige Küchengeschirre wirft, ist der Anlauf zu einer burlesken Scene gemacht, auch sie wird nur hinter der Scene beobachtet und erzählt. Im Calimachus, der ein gottgeweihtes Weib im Leben und selbst im Tode mit unlauterer Glut verfolgt und von einer Schlange getödtet, dann in auffälliger, nicht erklärter Gunst von Christus selbst wiedererweckt wird, erzählt der Neubelebte Thatsachen, die in der vorgestellten Scene seines letzt beabsichtigten Verbrechens nicht gesehen, oder vielmehr nicht gelesen wurden; denn an eine Aufführung, die Magnin in seiner Ausgabe der Dramen Hroswitha's (1845) behauptete, ist nicht zu denken. In den zwei verwandten Stücken Abraham und Paphnutius handelt es sich darum, zwei verirrte Jungfrauen den Wolfszähnen zu entreißen. Hier wo das Bekehrungs- und Bußwerk selbst die ganze Handlung ist, fließt der Nonne die Rede am reichsten und natürlichsten. Dafür stoßen dann die legendarischen Widerlichkeiten im Paphnutius um so greller ab: die Vorstellung von dem Uebelgeruch, mit der die bekehrte Thaïs ihre dreijährige Zellenbuße antrit, wird dem Leser selbst durch das Wunder, das ihn in der Wirklichkeit austilgt, nicht verweht. Vollends die

„Schlachthauspoesie" in dem sechsten Stücke von dem Foltertode der drei Töchter der Sapientia, vor den Augen ihrer Mutter, widert in einer Frauenfeder doppelt an. Wie anders sind im Waltharius die feurigen Poetenblicke in das alte Heroenthum, als diese Märtyrerblicke in den Himmel! Die dürftige Erfindungskraft, die sich besonders im Paphnutius in den Wiederholungen aus Abraham blos stellt, und dann die, hier und in der Sapientia, in den ungehörigsten Excursen ausgekramte Schulweisheit, „gelehrte Fäden oder Flocken, aus Lappen gezogen, die dem Kleide der Philosophie abgerissen wurden," beweisen hinlänglich, daß Hroswitha das perspicax ingenium, dessen sie sich einmal rühmt, ein andermal nicht ohne Fug bescheiden ein ingeniolum nennt. Wo im Paphnutius die Musik «superficietenus» berührt und die Frage quid agit? aufgeworfen wird, scheint die Antwort disputat de sonis zu beweisen, daß die Nonne ihren Kirchengesang ganz gedanken- und empfindungslos mitgemacht hat. Wie denn selbst die trockene Weise, in der sie die verführerischen Laster bis zu ihren unnatürlichsten Arten bespricht, zu bewähren scheint, daß ihre Phantasie nur wenig erregbar war. — Vereinzelt und ohne lebendigen Zusammenhang mit dem Drama früherer oder späterer Zeiten können die Komödien der Hroswitha kaum in Betracht für uns kommen; doch sind auch sie in der Ottonenzeit wie ein vorausgeworfenes Licht von Dingen, die sich erst nach einem halben Jahrtausend vollziehen sollten. Ihre verschollenen Stücke wurden denn auch gleich in den ersten Zeiten der Wiedererweckung der antiken Literatur, die zugleich unser Schauspiel erst in Aufnahme brachten, durch Celtes der Vergessenheit entrissen [619]) und eines derselben, der Abraham, auch von einem seiner Freunde, Adam Werner von Themar, ins Deutsche übersetzt [620]), der

619) Aus der neuerdings übermäßig angewachsenen Literatur begnügen wir uns zu verweisen auf: Die Werke der Hrotsvitha. ed. Barack. Nürnb. 1858. Hrotsvithae Gandersh. comoediae sex ed. J. Bendixen. Lub. 1858. 1862. R. Köpke, Ottonische Studien. II. Berlin 1869.

620) Cod. Pal. N. 298.

in den ersten Jahren des 16. Jhs. an dem pfälzischen Hof die Rolle eines Niclas von Wyle spielte, in Prosa horazische Satiren, virgilische Eclogen, den Hiero von Xenophon und anderes ins Deutsche übertrug.

Neben den unmittelbaren Ueberwirkungen des antiken Drama's gaben wir noch die unmittelbaren Uebergänge innerhalb der Dichtungen epischer und lyrischer Gattung als eine der Vorbereitungen der dramatischen Formen an. Wir dürfen nur an einzelnes dieser Art erinnern. Wie nahe lag es, daß man schon uralte Räthselspiele, daß man die Wettstreite der Meistersänger, daß man die Tenzone vom Wartburgkrieg als einen dramatischen Embryo ansah, in dem die Erzählung den thatsächlichen Zusammenhang zwischen den Gesprächen weiterführte. In der Legende von Theophilus[621]), die schon oben erwähnt ward, ist derselbe dialogisch-epische Gang mit knapper Angabe einiger Zwischenhandlungen. Wir haben oben (S. 306 f.) die Gedichte „der Minne Spiegel", und die minnende Seele kennen gelernt, wo in die dialogische Form schon förmliche Spielanweisungen eingetragen waren. Erzählende und lehrhafte Gedichte von populärer Beliebtheit gingen, wie sich in mehrfachen Beispielen zeigen läßt[622]), in dialogische und dramatische Gestalt über. Die warnende Lehre, die man aus der Tannhäuser-Sage zog, ward in ein Gespräch zwischen ihm und der Welt gebracht. Die Moralitäten, Spiele eines sittlich lehrhaften Charakters, die einen Uebergang vom geistlichen zum weltlichen Drama bilden, hat man wohl „die in das Drama übersetzten epischen Allegorien des 13./14. Jhs." genannt.[623]) In dem kirchlichen Drama sind die

621) Theophilus, der Faust des Mittelalters, herausg. v. Ettmüller. 1849. und in Hoffmanns Theophilus. Hannov. 1854, S. 51.

622) So die Fabel von der Besiegung des Adlers durch den Zaunkönig in Verbindung mit einem andern beliebten Gegenstande, Vogelgespräch und Rath: Germ. 6, 80. So ein Spiel von den 7 Farben (bei Keller Fastnachtsp. p. 774., das auf einem ältern Gedichte (in Laßbergs Liedersaal 1, 153) ruht: vgl. Bartsch in der Germ. 8, 38.

623) Ebert in seinem Jahrbuch für romanische und engl. Lit. 1, 166.

Marienklagen, die Reflexe des Leidens Jesu in der Seele der mitleidenden Mutter, lyrische, sehr frühe — schon im 12. Jh. — dialogisch gestaltete Vorspiele der Passionsstücke, in welchen sie stellenweise zum Theil aus sehr alter Ueberlieferung aufgenommen wurden und fortgedauert haben. Schon in dem ältesten leidenden Christus von Gregor von Nazianz ist Maria und ihre begleitende Empfindung bei der Marter des Sohnes fast die Hauptsache. Einzelne heilige Dramen aus später Zeit tragen die Uebergangsformen aus epischer in dramatische Dichtung noch in auffallender Weise an sich. So nannte Mone ein Spiel von der Kindheit Jesu[624], aus dem 14. Jh., das die heilige Geschichte von der Vermählung Maria's bis zur Flucht nach Aegypten behandelt, mehr eine Erzählung in Gesprächsform, weil berichtende, nicht dialogische Bemerkungen die Handlung erzählend fortführen. So haben wir auch in den Niederlanden und in Frankreich einzelne rohe Stücke, die den Uebergang aus erzählender Form in dialogische Mysterien, und ihre Herkunft aus den contes devots sehr deutlich verrathen. Der Lantsloot, den Hoffmann (horae belg. V.) mitgetheilt hat, ist dramatische Erzählung oder episches Drama; in dem von Jubinal herausgegebenen Mysterium von der Auferstehung wird in fortlaufenden Reimpaaren das Gesprochene, die Handlungen der Sprechenden und der Apparat zur Aufführung gleichmäßig fortgeführt.

Was wir in der Entwickelung des Dramas literar-historisch als das merkwürdigste hervorheben, ist dies, daß diese Dichtungsgattung mit der aristokratisch-ritterlichen Epoche unserer Literatur durchaus nichts gemein hat. Das Drama ist in seinen Anfängen durchaus gottesdienstlicher Natur, an die hohen Festtage angelehnt, der Kirche angehörig, in der kirchlichen Sprache von Geistlichen verfaßt und zuerst für den Gesang bestimmt; dann geht es, stufenmäßig Schritt

---

624) Schauspiele des Mittelalters 1, 132.

haltend mit dem Emporsteigen der mittleren Stände, seit dem 14. Jh. unmittelbar in die Hände des Volkes über, ob sich nun anfangs Geistliche dazu hergaben oder fahrende Spielleute sich herzudrängten, die heiligen Stücke in die Vulgarsprache zu übertragen und mehr und mehr dem derben Geschmack des Volks anzubequemen, bis im 15. Jh. die Volkspoeten meistersängerlichen Schlages die Sache ganz in die Hand nahmen. Wo wir aus den früheren Jahrhunderten von Spielen eine flüchtige Kunde erhalten, die uns verloren gegangen, sind es Priester oder Mönche, die sie verfaßt haben: so hören wir von dem heiligen Otto, von dem Scholasticus Herbert[625]), vielleicht dem Dichter des Trojaliedes, und von einem Spiel, das die deutschen Herren 1204 in Riga aufführen ließen; so von dem allegorischen Stücke des Mönchs Konrad von Scheiern von 1240[626]), von einer Komödie von Joseph, die die Mönche in Hornsburg 1264 aufgeführt hätten. Das älteste, was wir nächst den unkirchlichen Schulübungen der Hroswitha haben, sind zwei Freisinger dem 9.—11. Jh. angehörige Dreikönigsspiele[627]), beide von höchst einfacher dem Epischen nahe gebliebener Form und mit Neumen versehen, lateinisch, zu liturgischer Gesangsaufführung bestimmt, wovon das ernsthaftere, **Herodes sive magorum adoratio**, älter und roher, das andere, **Ordo Rachelis** (die Klage Rahels über die erschlagenen Kinder) schon gebildeter in Hexametern und gereimten lyrischen Stellen wechselt. Die rein kirchliche Natur dieser Stücke erklärt es, daß eine genaue Verwandtschaft zwischen ihnen und zwei gleichstoffigen Spielen des 12. Jhs. besteht, die Monmerqué aus einer Handschrift in Orleans herausgegeben hat.

Das erste größere uns erhaltene unter den zur Aufführung bestimmten lateinischen Dramen, das von Tegernsee ausging und früher dem Wernher, dem Dichter des Marienlebens, zugeschrieben wurde, das Osterspiel **ludus paschalis de adventu et interitu Anti-**

---

625) Hoffmann's Fundgruben 2, 241.

626) Engelhard's Erlanger Osterprogramm 1831, p. 23.

627) Weinhold, Weihnachtsspiele und Lieder. Grätz 1856, p. 56—65.

christi[628]), ist zugleich das merkwürdigste wegen seines noch mehr patriotischen als kirchlichen Inhalts und seiner mehr gut kaiserlichen als päbstlichen Haltung: das personifizirte Heidenthum, Judenthum und Christenthum eröffnen das Stück; der Kaiser fordert alle Könige — die wie alle agirenden Personen nach einer langhin andauernden Sitte auf der Scene anwesend sitzen und, wenn ihr Stichwort kommt, auf- und vortreten — zur Unterwerfung unter das römische Reich auf und erzwingt sie von den widersetzlichen Königen von Frankreich und Babylon mit Kriegsgewalt, ja widersteht auch Anfangs siegreich dem Antichrist und seinem Heere, der sich schon alle Könige unterworfen hat, dann auch die Deutschen wie alle übrige Welt zur Anbetung zwingt, bis zuletzt durch den verklärten Messias sein Fall erfolgt und die Kirche Sieger bleibt. Es möchte sich einer genaueren Untersuchung lohnen, wie weit die geistlichen Vaganten, die zur Zeit der staufischen Kaiser den Unfug der kirchlichen Macht und Ansprüche so heftig befehdeten, sich auch dieser geistlichen Dramen bemächtigten und wie weit sie sie ihren Zwecken dienstbar machten. Unter den Dichtungen von Abälards Schüler Hilarius, die Champollion-Figeac 1848 edirt hat, gibt es solche lateinische ludi; in unserer Benedictbeurer Handschrift[629]) von Vagantendichtungen findet sich ein ludus scenicus de nativitate domini, worin Stellen aus dem Tegernseeer Antichrist benutzt sind; er ist von wesentlich musikalischem Charakter, obwohl einzelnes darin zu sprechen war, wobei das stumme Spiel hier und da vorgeschrieben ist; dem Inhalt nach ein Weihnachtspiel, in dem nicht blos einzelne Scenen, sondern (nach einem prophetischen Vorspiel) das Ganze der Geburt Christi, von der Verkündigung bis zur Flucht nach Aegypten in ganz ernster Haltung behandelt ist; den abbrechenden Schluß bildete ein Streitgespräch zwischen Synagoge und Kirche. In derselben Sammlung (p. 95) findet sich auch ein Passionsspiel (ludus pa-

628) In Pez thes. anecd. 2, 3, 187. Vgl. Engelhardt a. a. O.
629) Carmina burana p. 80.

schalis de passione Christi), fast nur angedeutete kurze Scenen des Lebens und Leidens Jesu, mit knappen biblischen Worten im Dialog und einigen eingestreuten Gesängen, die den Charakter der ernsteren lateinischen Lyrik des 12. Jhs. tragen; mit der naiven Einfalt der Handlung steht dieser anspruchvolle poetische Stil in einem seltsamen Widerspruch, den der Gesang freilich ausglich. Noch gibt es einige kleinere gesungene Stücke zur Osterfeier aus dem 12. und 13. Jh. so liturgischen Charakters, daß sie zwischen kirchlichem Wechselgesang und Drama eine Art Mitte halten[630].

In dem österlichen Passionsspiele, das wir so eben anführten, trit man schon aus dem Latein ein wenig heraus. Einzelnes von weltlichem Inhalte, was der Kaufmann oder Longinus zu sagen hat, ist deutsch, oder deutsch und lateinisch zugleich; eben so auch einige weltliche Lieder, die sich seltsam neben den strengen Antiphonen ausnehmen, besonders die minniglichen Gesänge der Maria Magdalena, deren weltlicher Wandel einer der Lieblingsgegenstände in der Darstellung der Passionsspiele ward, in dessen Behandlung sie sich gewöhnlich am freiesten bewegen. Die Fassung in doppelter Sprache hatte den Zweck, den laiischen Zuhörern die lateinischen Texte in deutscher Wiederholung zu erklären. So setzte man in der ähnlichen Absicht später den lateinischen Schulkomödien des 16. Jhs. deutsche Prologe vor, oder gab, was heute in Schulzwecken lateinisch aufgeführt war, morgen auch in deutscher Uebersetzung. Der Uebergang aus diesen lateinischen Uebungen der Geistlichen in die deutschen Spiele des 14. Jhs., an denen mehr und mehr die Laien mitwirkten, ist zunächst daran zu beobachten, daß die Bühnenweisungen zwischen dem deutschen Texte noch langhin lateinisch lauten, und daß, wie man in jener lateinischen Passion an einzelnen Stellen aus dem Latein heraustrat, man noch lange in den Stücken in Volkssprachen stellenweise im Lateinischen festhängen bleibt, daß kirchliche lateinische Gesänge darin eingeschaltet

---

630) Mone, Schausp. des Mittelalters 1, 10—27.

blieben, deren Inhalt dann gewöhnlich deutsch nachgesprochen wurde. Schon in dem altfranzösischen Spiel von den klugen und thörichten Jungfrauen aus dem 11. Jh.[631]) trit dieser Brauch zu Tage, wo was Christus spricht und singt, lateinisch, aber für das Verständniß der Laien in französischen Versen wiederholt ist.

Auffallender Weise scheint sich das älteste in der Schweiz entstandene deutsche Passionsspiel, von dem wir leider nur dürftige Bruchstücke haben[632]), bis auf die scenischen Weisungen schon ganz von der kirchlichen Sprache emancipirt gehabt zu haben. Das Spiel ist auch darin eine ganz eigenthümliche Erscheinung, daß es von einem Meister der höfischen Kunst in den sauberen Formen der klassischen Zeit zu Anfang des 13. Jhs. verfaßt ist und auch eine durchaus gemessene Haltung in der ganzen Darstellungsweise festhält, die in den weltlichen Scenen, wo der Krämer seine Waaren ausbietet und seine Salben verkauft, und wo Pilatus die Wächter bestellt, die von allem Anfang an in fortdauernder Tradition bis zuletzt in einer derben Naturalistik behandelt zu werden pflegen, nur von ferne einen Anlauf zu humoristischer Genrezeichnung nimmt.

Was wir noch dem 13. Jh. angehöriges besitzen, ist wieder dem liturgischen und musikalischen Charakter näher gerückt. Halb lateinisch ist ein ludus de nocte Paschae, der Anhang zu einem Spiel von Marien Klage aus dem Kloster Lichtenthal[633]), aus dem 13. Jh., eine Hauptquelle, aus der die spätern Passionsspiele die Klagescenen der Maria entlehnten. Die beweglichen, von großer Gefühlswärme durchzogenen Klagestrophen sind mit Noten versehen, dem Gesange be-

631) Raynouard, choix 2, 139. Monmerqué-Michel p. 1.

632) Zuerst herausgegeben von K. Öhler in den Beiträgen zur Gesch. und Lit. von Kurz und Weissenbach. Aarau 1846. 1, 223; dann vollständig von Bartsch, Germ. 8, 273.

633) Hoffmann's Fundgruben 2, 263. Vgl. Mone, Schausp. des Mittelalters 1, 31. und A. Pichler, Drama des M.-Alters in Tirol. Innsbr. 1850. p. 30 ff.

stimmt und günstig, und an dieser besonderen Gattung schien die liturgische Bestimmung bis ganz spät zu haften, so in zwei zusammengehörenden niederdeutschen, durchweg auf älterer Ueberlieferung ruhenden Stücken einer Wolfenbüttler Handschrift des 15. Jh. [634]) die eine größere Anzahl von Personen, vorzugsweise aber doch die drei Marien in Bewegung setzen, und durchweg zwischen Lateinisch und Deutsch, Sang und Rede wechseln, so daß der Mercator seine Ausrufe lateinisch singt und deutsch spricht; so in der ebenso sehr von älteren abhängigen Bordesholmer Marienklage [635]), die nur von vier Priestern (Christus, Johannes, Maria und Maria Magdalena) in der Kirche auf erhöhter Stelle vor dem Chor, oder bei gutem Wetter im Freien am Karfreitag, oder wenn sie mit der Passion collidirte, am Montag der Karwoche aufzuführen war, deren Tracht, Spiel und Gesten aufs genaueste vorgeschrieben sind. Das geflissentliche Abzielen auf überspannte Rührung in diesen Spätlingen steht mit dem üblichsten durch Häufung und Wiederholung mechanisch gewordenen Phrasenwerk der Mariendichtungen in einem seltsamen Widerspruch. Gleich handlungslos, aber von mehr rhetorischem Charakter ist eine Klage Maria's mit den Propheten aus dem 15. Jh. [636]) Jenen älteren dramatischen Resten aus dem 13. Jh. reiht sich an Würde und tiefem Ernst der Behandlung das berühmte Eisenacher Spiel von den klugen und thörichten Jungfrauen [637]) an, das 1322 vor Landgraf Friedrich dem Freidigen (mit der gebissenen Wange) von

---

634) Der Sündenfall und Marienklage ed. Otto Schönemann. Hann. 1855.

635) Haupts Zschr. 13, 288.

636) Bei Pichler a. a. O. p. 115.

637) Zuerst herausgeg. von Fr. Stephan in Neue Stofflieferungen für die deutsche Geschichte 2, 173. Mühlhausen 1847. L. Bechstein's Wartburgbibliothek I. Halle 1855. Aus einer zweiten Hdschr. (in Bonn) in oberhessischer Mundart v. J. 1428 edirt von M. Rieger in Germ. 10, 311. Vgl. Funkhänel, über das geistliche Spiel der zehn Jungfrauen. Weimar 1855. Reinh. Bechstein, zum Spiel von den zehn Jungfrauen. Jena 1866 (aus Germ. 11, 129). Uebersetzt von A. Freybe. Leipzig 1870.

den Predigermönchen in Eisenach bei dem Schloß aufgeführt wurde. Die bekannte neutestamentliche Parabel ist darin in kunstloser Weise mehr in dramatisches Gespräch als in Handlung gebracht; arm an Handlung ist das Spiel auch in der Behandlung lyrisch gehalten und mit Gesängen reich durchwebt, die später in der Bonner Handschrift weggelassen wurden. Gott schickt einen Engel an seine Diener aus, sich zu seinem großen Feste zu bereiten und mit der Angabe der rechten Bekenntniß zu erscheinen; die weisen Jungfrauen leisten Folge, die thörichten ziehen vor, der frommen Tempeltreterinnen spottend, sich mit Spielsteinen, Ballwerfen, Mährenerzählen noch zu erfreuen; wie dann der Bräutigam kommt, wird ihnen und bleibt ihnen trotz Maria's zweimaliger Fürbitte bei ihrem Sohne, diese jämmerliche Schaar ohne Urtheil zum Himmel fahren zu lassen, das Himmelsthor verschlossen. Dann sprechen sie ihre zu späte Reue und Warnung an die Lebenden aus, was sich dann gesangweise in strophischer Form der Nibelungen- und der Waltherstrophe wiederholt, um den Schlußsatz, daß sie ewiglich verloren sind, desto eindringlicher zu machen. Dieser Ausgang macht auf den Landgrafen, den durch langes Waffenleben gestählten, gewiß nicht zarten Mann, der jetzt aber allerdings schon seit zwei Jahren kränkelt, einen so tiefen Eindruck von Zweifel und Mismuth über die Eitelkeit des Christenglaubens, daß er vom Schlage getroffen wird und die noch übrige Zeit seines Lebens hinfällig verlebt.[638]) Gleichzeitig, möglichen Falls von demselben Verfasser, gleichfalls von den Mönchen des Katharinenklosters in Eisenach aufgeführt ist das Spiel von St. Katharina[639]), in gleicher Weise durchschossen mit lateinischen Gesängen, die Erzählung und Legende aufs mechanischste in Gesprächsform gebracht, verschiedene Botenbestellungen ähnlichen Inhalts werden in den gleichen Worten gemacht. Die Heilige bekehrt des Königs Julius Mutter und Gattin, aber von Beredsamkeit

638) Vgl. Wegele, Friedrich der Freidige. Nördlingen 1870.

639) Stephan a. a. O. 2, 149.

hat sie dabei nichts aufzubieten. Der Ton des Ganzen ist gleich anständig und durchweg tief ernst, nur daß in dem Mitspielen der Teufel und ihrem Hohoschreien die Absicht nach einer schreckhaft komischen Wirkung angedeutet ist, aber auch nur das. Außer diesen heiligen Spielen ist uns gleichfalls in einer Handschrift des 14. Jhs. auch ein Spiel von St. Dorothea erhalten[640]), wahrscheinlich eins und dasselbe mit einem Stücke über diesen Gegenstand, von dem wir wissen, daß es 1412 in Bauzen aufgeführt ward. Es ist gesprochen, aber ganz kurz, holzschnittartig, die Reden so, als sollten sie nur Erklärungen zu Bildern abgeben. So ist auch das Spiel einer St. Galler Handschrift[641]) von etwa 1380, das die Geschichte Jesu in ungelenkem Gespräche mechanisch fortführt, ganz wie eine Reihe von Gemälden mit kurzen dialogischen Unterschriften. Das Stück schwankt noch zwischen Latein und Deutsch; die Scenen im Ganzen enthalten blos deutsches Gespräch, einzelne Stellen aber sind lateinisch gesungen und zum Verständniß dann das Deutsche blos nachgesprochen worden.[642]) Wir reihen diesem ein Spiel von Mariä Himmelfahrt an[643]), in einer Handschrift von 1391, das mit dem Abschied der Apostel von Maria beginnt und mit der Zerstörung von Jerusalem endet: es ist mit Predigten der Apostel, mit Bekehrungen, mit lateinischen Hymnen, welche die Jünger, mit deutschen, welche die Heiden singen, durchflochten. Eben so roh ist die Zurichtung eines Stückes aus derselben Quelle von der Auferstehung Christi.[644]) Auch hier sind noch alle ernsten, der

---

640) In Hoffmann's Fundgruben 2, 285.

641) N. 919. Gedruckt bei Mone a. a. O. 1, 72.

642) Mone, a. a. O. p. 82. Tunc Jesus respiciens mulierem cantet antiphonam: Nemo te condempnavit? et tunc respondet mulier: nemo. Dicat iterum Jhesus: nec ego te condempno. Tunc dicat Jhesus:

> vrouwe, ist ieman hie, der dich versteine?
> genade, lieber herre, nein.
> vrouwe, ouch ich dich nit versteine u. s. w.

643) In Mone's Altd. Schauspielen. 1841.

644) Ebenda.

Bibel nahebleibenden, oder lyrischeren Stellen erst lateinisch gesungen und dann deutsch gesprochen, und mehrmals sind die lateinischen Texte alter liturgischer Passionsspiele ihrem ganzen Umfange nach eingeschaltet. Eine neue Seite aber bietet dies Spiel darin, daß es durchgängig muthwilliger und komischer gehalten ist, und sich freier von dem Bibeltexte entfernt oder dessen weltliche Theile breiter ausmalt; die in allen Passionen stehenden Zwischenspiele von dem Kaufmann oder Apotheker, bei dem die klagenden Marien die Salbe kaufen, und dann das Teufelspiel (diablerie) vor, während und nach Christi Höllenfahrt, sind in ganz derber und burlesker Farbe, im Stile der Fastnachtspiele gehalten. Eben dieser Ton bricht auch in einem anderen Osterspiele (1472)[645] von Besuchung des Grabes und der Auferstehung durch, sogar in den Stellen, die Christus als Gärtner zu den Frauen zu sagen hat. Dieser komische Zuschnitt hängt mit der festlichen Gelegenheit dieser Stücke eng zusammen; das Lustspiel folgte bei dem frohen Feste der Auferstehung der großen christlichen Tragödie von der Passion auf dem Fuße: in den Weihnachtstücken ohnehin war Alles von den drolligen vordramatischen Hirten- und Dreikönigsliedern her aufs Lustige angelegt, nur daß sie grade schon der Jahreszeit wegen länger innerhalb der Kirche festgehalten blieben und daher den heiligen Charakter länger festhielten, seltener in die Volkssprache übergegangen scheinen. Die geistlichen Spiele hatten ihren halbliturgischen gottesdienstlichen Charakter noch nicht verloren, als sich dieser burleske Volkston schon über ganz Deutschland hin in den gröbsten Contrasten darin einnistete. Ein hessisches Weihnachtspiel wohl noch aus dem 14. Jh.[646]) ist ein solches wie von einem Spielmann zugerichtetes komisches Sangspiel, worin der Inhalt der lateinischen Gesänge in

645) In Hoffmann's Fundgruben. Ueber die Berührung mit anderen Osterspielen in Tirol, s. Pichler p. 41 ff.

646) Ein Weihnachtspiel aus einer Hdschr. des 15. Jh. ed. K. W. Piderit. Parchim 1869. Uebersetzt von A. Freybe ibid. Vgl. C. Schröder in der German. 15, 376.

deutscher Rede wiederholt und insofern der kirchliche Ton behauptet wird; sonst aber ist das Ganze ein Gemisch von komischen Possen und geistlichem Ernst, von heiligem Sing- und schnurrigem Tanzspiel. Das Kind ist kaum geboren, so springt Joseph erst allein, dann mit den Knechten um die Wiege, worauf Maria auf sich ein Lobgedicht im Stile ihrer Verehrer in der Zeit des Spieles spricht; dann singen oder sprechen wechselnd Sänger und Mägde der Jungfrau dem Neugebornen, der Dreieinigkeit ihren Preis, in gleichem Stile, mit dem gleichen Refrain, der zum Springen und Wiegen auffordert; das Kind spricht das pia genuit virgo dazwischen, und wieder tanzen Joseph und Knechte singend um den Knaben. Für die derberen Hirtenscenen treten wieder Sänger und Mägde zum Tanz an, und den folgenden Schwank, wie die Mägde, die dem von Joseph eingelullten Kinde den Brei kochen sollen, den Alten und sich unter einander ohrfeigen und prügeln, löst wieder eine aus lateinischen und deutschen Liedern bestehende Gesangsscene zwischen Engeln, Joseph und Maria ab; nach dem nun folgenden Teufelsspiel (vielleicht eingeschwärzt, weil sonst im Weihnachtspiel nicht üblich) schließt das Stück mit dem Auszug nach Aegypten, in dem Joseph zunächst zur Reise nach dem guten Biere schickt.

Im 15. Jahrhundert bildete sich dies Genreartige und Holzschnittmäßige in den geistlichen Dramen immer stärker aus. Das niederdeutsche Spiel van der upstandinge[647]), das 1464 auf dem Hof Redentin bei Wismar niedergeschrieben und aufgeführt ist, geht schon aus der einfachen evangelischen Ueberlieferung heraus und nimmt wie ein kurz vorher in Brüssel aufgeführtes niederländisches und wie die französischen Mysterien de la nativité de N. S. Jésus Christ aus christlicher Legende und Dichtung Handlung in sich auf; das entspricht dann recht der größeren Freiheit in Behandlung der weltlichen

647) In Mone's Schauspielen des Mittelalters 2, 1. Ausgabe von Ettmüller. Quedlinb. 1851. Vgl. C. Schröder in der Germ. 14, 181.

Scenen, in welchen dieß Spiel denselben humoristischen, nur nicht ganz so ausgelassenen Ton anschlägt, wie die erwähnte hessische Auferstehung. Von der komischsten Wirkung ist die Einmischung der Neckereien Wismars gegen Lübeck, und der Mecklenburgischen Oertlichkeiten (Vers 206—12.) in der Wachscene an Christi Grab. In den Teufelspielen beider Stücke erkennt man laiische Einwirkung daran, daß eine Reihe von Handwerkern wegen ihrer Gewerbsünden dem Lucifer vorgeführt werden [648], doch ist in dem niederdeutschen Stücke der geistliche Stand noch merklich bevorzugt, indem es der Pfaffe, der vom Satan eingebracht wird, noch über die Hölle gewinnt. Der humoristische, dem platten Dialekte eigene Anstrich liegt auch über den Reden des gleichfalls niederdeutschen Spieles von Theophilus [649], dessen Handlungen zwar ganz ernst sind. Dies Stück ergänzt unsere Kenntniß von den deutschen Dichtungen über diese ins 6. Jh. gesetzte Sage. Es gehört einer Trilogie an, wovon dieser erhaltene Theil das Zerwürfniß des Theophilus mit seinem Bischof (von Odense auf Fühnen) und sein Bündniß mit dem Teufel behandelt, ein zweiter nach dem Epiloge seine Rache an dem Bischof enthalten hat, und der dritte (nach dem Prologe und nach dem bekannten Inhalte der Sage) die Rettung des Helden durch Maria dargestellt haben muß, wie sie der vorhin erwähnte dialogische, gleichfalls niederdeutsche Theophilus erzählt. [650]) Mit dem Theophilus vielfach verwandt ist das Spiel von Frau Jutten (1480) von dem Mühlhäuser Kleriker Theodorich Schernbek [651].

---

648) So werden in einer in Hall aufgeführten Teufelskomödie (vgl. Pichler, Germ. 11, 96), die den Schluß eines großen Passionsspieles bildet (in einer Hsch. von Hall 1514) die Sünder aus allen Ständen von den Teufeln eingefangen, wie in dem Gedichte von des Teufels Netz.

649) Theophilus. Niederd. Schausp. aus einer Trierer Hs. des 15. Jhs. hsg. v. Hoffmann. 1853.

650) Ein dritter Text bei Dasent, Theophilus in Icelandic. low German ꝛc. London 1845 und bei Hoffmann. Hannover 1854. S. 3—37.

651) In Kellers Fastnachtspielen. Stuttg. 1853. N. 111. Vgl. R. Bechstein in dem deutschen Museum für Geschichte, Literatur, Kunst u. Alterthumsforschung. N.F. 1, 25.

Beide halten eine gewisse Mitte zwischen Mirakel und Fastnachtspiel; in beiden spielen die Teufeleien eine große Rolle; Frau Jutta (die Päbstin Johanna) ergibt sich unbewußt den Rathschlägen des Teufels, wie Theophilus mit Bewußtsein thut, und sie wird wie dieser am Ende ihres gottlosen Wandels aus der Hölle durch Maria's Fürbitten, obwohl mit einiger Mühe, gerettet; das Stück war seinem Inhalte nach eine für die lutherische willkommene Waffe gegen die päpstliche Kirche.

Wie diese letzteren Theile in ihrer Ablösung von kirchlichen Beziehungen und lateinischer Sprache von ferne eine größere Selbständigkeit und Verweltlichung des Dramas schon ankünden, so auch ein schwäbisches Spiel von St. Georg[652], das nach des Herausgebers Vermuthung bei Anwesenheit Kaiser Friedrichs III. in Augsburg, des Stifters des St. Georgs-Orden, von Augsburgern aufgeführt und von Schüttenhelm verfaßt wäre, der den Kaiser auch sonst nach Art der Persewanten besungen hat. Nach den undeutlichen, wie erzählenden, gleichsam in der Vergangenheit redenden Bühnenweisungen klingt das Stück fast mehr als ob es zunächst zum Lesen bestimmt gewesen wäre. Es ist ohne äußere Abtheilung, nur nach innen von dramatischer Gliederung. Ein Drache verödet das Land Libia und wird mit jährlichen Thieropfern abgefunden; im Nu ist alle Zeit verflossen, in der das Ungeheuer alles Vieh verzehrt hat, so daß nun das Loos über die zu opfernden Menschen geworfen werden muß. Durchaus eigenthümlich ist dem Spiele in der folgenden Reihe von Schreckscenen das Abzielen auf seelische Wirkung. Vor der Katastrophe wird diese tragische Partie durch einen Schwank unterbrochen, in dem es aber dem Poeten in keiner Weise gelingt, aus seinem durchaus ernsten Tone herauszukommen: als das Loos des Königs Tochter Elya getroffen hat, will er statt ihrer ein lahmes Kammerweib hingeben, eine alte Hexe, die aber im Augenblick der Botschaft gesund und heil und dafür von dem Könige dem Teufel zugewünscht wird, der

652) ed. Ben. Greiff in German. 1, 165. Kellers Fastnachtspiele, Nachlese N. 126.

denn auch sofort erscheint und sie dem Drachen, „des Teufels Hüter", hinwegschnappt. Der Abschied der Elya, ihr Gespräch mit Ritter Georg, den sie abmahnt von der nutzlosen Opferung seines Leibes ist ein Ausnahmestück von großer Naivetät in dieser Art Volksliteratur. Man erwartet sonst eine minnigliche Ritterthat; der Befreier aber übt eine christliche und bekehrt das Volk zu Christus, nachdem er den Wurm besiegt und gebunden. Wenn man den Abstich dieser Arbeit recht inne werden will, muß man nur ein in ähnlicher Weise weltlich-trocken behandeltes Legendendrama, ein zweitheiliges Heilig-Kreuz-Spiel[653] (Constantin's Geschichte und Auffindung des heil. Kreuzes) vergleichen; eine kalte mechanische Reimerei, von allem Ernst und Humor völlig entblößt. Man sieht an so späten Stücken, wie oft das bloße Schauwerk, die fremdartigen Personen, ihre „Stationen", ein Aufzug mit Pfeiffen und Trompeten die Hauptsache war.

Die beiden ober- und niederdeutschen Auferstehungsspiele, die wir vorhin anführten, zielten, wie wir fanden, schon auf die Ergötzung eines großen und gemischten Zuhörerkreises ab. Dieser breitere Zuschnitt, diese Berechnung auf die Sehlust des Volkes, die Beschäftigung großer Kreise von Mitwirkenden bei der Aufführung nimmt in den erhaltenen Passionsspielen des 15. Jhs. fortan zu. Die kleineren einzelnen Scenen, wie deren die Sterzinger Handschriften, die Pichler näher bekannt gemacht hat, mehrere enthalten, wie die Grablegung Christi[654] (1494, von Mathias Gundelfinger) ist, oder die Declamation von dem jüngsten Tag[655]), oder Spiele wie das von der Himmelfahrt Christi[656]), aus dem 14. Jh., eine Art Epilog zu der Passion, dauerten zwar fort, mußten aber von den größeren Aufführungen, wie sie um das Ende des Jahrhunderts in Frankfurt und

653) Kellers Fastnachtspiele, Nachlese N. 125.
654) Mone, Schausp. des Mittelalters, 2, 131.
655) Mone, Schausp. des Mittelalters. 1, 273.
656) Ebd. 1, 254.

in anderen Gegenden vorkommen, nothwendig in Schatten gestellt oder als bloße Theile darin verschlungen werden. Das Passionsspiel, das 1498 in Frankfurt gegeben ward, hat 265 Personen und ist so ausgeführt worden, wie es eine Pergamentrolle des St. Bartholomäistifts in Frankfurt vorschreibt[657]. Sehr ähnlich mit diesem Ordnungsbuche ist ein Friedbergisches, für ein Passionsspiel entworfen, das in etwas gedrängterer Form dasselbe ist, wie das Alsfelder, von dem Bruchstücke (in Haupt's Zeitschr. 3, 477 ff.) gedruckt geworden sind. Die drei Nachbarorte hatten diese Spiele und Ordnungen, wie es scheint, gemeinsam. Charakter, Inhalt und Werth des Bekannten aus diesen Stücken hat nichts, was ihnen hier eine besondere Erwähnung verdiente; sie stehen gegen die obigen Auferstehungsspiele schon zurück, verrathen überall die Gemeinsamkeit unter sich und beruhen bald auf den lateinischen alten Grundlagen, bald auf deutschen Vorläufern (wie im Alsfelder Passionsspiel das Eisenacher von den klugen und thörichten Jungfrauen benutzt ist) und berühren sich wohl selbst, wie aus einzelnen Worten und Namen der Teufel hervorgeht, mit französischen Mysterien. In Alsfeld war das Stück in drei Tage abgetheilt, (eine Sitte, von der die spanische Benennung der Akte, jornadas, herrührt); in Sterzingen ward 1496 eine zweitägige, in Botzen 1514 durch Vigil Raber[658] eine siebentägige Passion gegeben, die zwischen Palmsonntag und Himmelfahrttag auf verschiedene Feste vertheilt war. Aus einem Passionsspiele von zweitägigem Umfange, das Mone aus einer Donaueschinger Handschrift mitgetheilt[659], lernt man einen Blick in die Aufführung thun. Der Bibeltext ist hier vollständiger als sonst verarbeitet, mit Hereinziehung der Parabeln, mit Entfernung von unnützem Nebenwerke, aber mit genauer Ausführung der einschlägigen weltlichen Scenen, wie der Bekehrung Magdalenens, und mit den nöthigen Andeutungen über

657) S. Fichard's Frankf. Archiv. 3.
658) Pichler a. a. O. p. 64.
659) Schausp. des M. A. 2, 185.

Mimik und Spiel. Es ist dabei alles Komische in den Worten vermieden, aber seltsamerweise ist es in die Handlungen gelegt, und an einer Stelle, wo man es am wenigsten erwarten würde. Wir rechnen dahin nicht die Bühnenweisungen, nach denen dem Judas ein schwarzer Vogel als Bild seines teuflischen Inneren, und den zwei Schächern bei ihrem Tode Bildchen aus dem Munde hängen sollen, die ihre Seelen bedeuten und von Engel und Teufel davon geführt werden; diese naiv drolligen Anordnungen waren so ernst gemeint, wie der Untergang von Sonne und Mond, wozu bei Christi Tod Anstalt getroffen war; dagegen sind die Mishandlungen des Heilands mit so roher Breite und ekler Wiederholung ausgeführt, daß man sieht, es zielte dies ebensowohl auf Belustigung ab, wie die Prügelscenen der Wächter auf Christi Grabe. Der gröbste Fastnachtgeschmack bricht hier mitten in die tragischen Theile der Passion herein. Auch Judenhaß war dabei im Spiele, wie man aus diesem Geiste anderswo hebräische Gesänge zur Verspottung der Juden einflocht. Dies war für den großen Haufen, der bei diesen Aufführungen nicht abzuhalten war, die nicht mehr in der Kirche, sondern im Freien, auf Messen und Märkten, oft vom Wetter gestört, vorgingen, und wo sich die Menge vor dem einfachen, wohl damals schon dreistöckigen Gerüste, das Himmel, Erde und Hölle in seinen Abtheilungen darstellte, neugierig lagerte. Wir haben nur noch Ein Passionsspiel dieser Art anzuführen, das gleichfalls in sich die Art der Darstellung vorschreibt und an dem wir besonders die Gleichungen des neuen mit vorbildlichen des alten Testaments hervorheben wollen, weil es uns zeigen kann, in wie ganz enger Verwandtschaft die Mysterien mit den Evangelien und Figuren des Spiegels menschlicher Erlösung stehen. Es ist bekannt, daß in Italien die Mysterien je nach ihrem neu- oder alttestamentlichen Stoffe mit jenen beiden Namen der Evangelien und Figuren sogar bezeichnet wurden. Wir haben nun ein solches Stück vor uns[660], das zu

660) Cod. Pal. 402. Hier hebet an das Register oder Ordnung von den geschichten der Marter und Leyden Jhesu Cristi u. s. w.

Anfang des 16. Jhs. von einem Wolfram Stück geschrieben, ohne Zweifel aber etwas älter ist. Es wird im Eingang vorgeschrieben, daß die sehr zahlreichen Personen des Spiels herrlich und ehrlich auf das Gerüste geführt und jeder in seinen Sessel gesetzt werde; dann hebt männiglich an zu singen veni sancte spiritus, und hierauf singen zwei Engel den Vers emitte spiritum. Der Ordner des Spiels ermahnt dann zur Stille. Ohne irgend eine Abtheilung geht nun, wie in allen diesen Stücken, die Geschichte Christi mit Johannes dem Täufer an; in schnell wechselnden kurzen Gesprächen, unter gelegentlichem Chorgesang des jüdischen Volks wird man durch das ganze Evangelium geführt, das ganze Personal, der Rabbi, der Kaiser und Gott Vater sitzen alle nebeneinander auf ihrem „Stand", und treten nur vor, wenn die Reihe an sie kommt. Diese Darstellung der neutestamentlichen Geschichten unterbricht dann von Zeit zu Zeit eine Perfiguration aus dem alten Testamente, die in einem vorbildlichen Bezuge auf die Stelle steht, wo das Evangelium abgebrochen ward. Zu diesen Zwischenspielen wurden meist kurzbeschlossene Gegenstände aus dem alten Testamente, Susanne, Goliath, David, gewählt, die in sich eine schlichte Einheit der Handlung trugen, daher näher zu einer klassischen Form leiteten: daher die Susanne, Haman, Esther, Samson frühe die Lieblingsstoffe der Bühnenstücke wurden. Von diesen Intermezzos der Mysterien her blieb es dann Sitte, daß man innerhalb der Bühne ein eingeschaltetes Schauspiel (schon bei Jakob Ayrer) darstellte und daß man dazu oft den Stoff eben aus diesen einfachen Bibelgeschichten, wie noch Göthe im Jahrmarkt von Plundersweiler, nahm, da man wenigstens immer im Gegensatze eine ganz einfache Anlage dazu wählte, wozu natürlich die Kürze schon zwang. Alttestamentliche Geschichten ferner blieben hauptsächlich die anfänglichen Gegenstände auch der regelmäßigen tragischen Stücke, und in Frankreich gaben eben diese Stoffe den Durchgang an zu eigentlich weltlichen Mysterien.

Schon in diesen Passionsspielen bemerken wir den Hang nach

cyclischen Erweiterungen, dem wir in diesen Zeiten in andern Dichtungsgattungen wiederholt begegneten: in dem geistlichen Drama sind die Frohnleichnamsspiele ganz eigentlich collective cyclische Stücke, die dieser Zeit ein riesiges Gefäß zum Ausfüllen entgegenbrachten. Das Frohnleichnamsspiel wurde 1264 von Urban IV. eingeführt und erhielt seine volle Gründung durch Clemens V. 1311. Noch heute zeichnet es sich in Rom vor allen durch seine pomphaften und massenhaften Processionen, in denen alle Stände vertreten sind, aus. In den Spielen, die sich an dies Kirchenfest anknüpften, war eine freieste Entfaltung so möglich wie geboten; sie waren nicht wie die Weihnachts- und Osterspiele in den Rahmen einzelner Thatsachen gedrängt; die ganze christliche Glaubenslehre, die große Geschichte der Erlösung sollte durch sie versinnbildlicht werden, sie gingen daher, Legende und Bibel zugleich umfassend, bis zum Sündenfall und Engelfall zurück und bis zum Antichrist und jüngsten Gericht vorwärts, den ganzen mittleren Raum der neutestamentlichen Geschichte und ihre alttestamentlichen Vorbedeutungen in der Weise des letztbesprochenen Passionsspiels ausbeutend. In England wurden diese „Monstermysterien" seit dem 14., allgemein im 15. Jh. in Stadt und Land aufgeführt, und umfaßten wohl 30—40 Einzelspiele, pageants, die jedes wahrscheinlich von einer besondern Zunft aufgeführt wurden. Der Bericht, der uns von einer Zerbster von Handwerkern aufgeführten Frohnleichnamsprozession vom Jahre 1507 aufbewahrt ist[661], beweist, daß man diesem Brauche auch in Deutschland nachgegangen war. Aus früherer Zeit, dem Anfang des 14. Jhs., haben wir Bruchstücke, in denen das Gedicht von der Erlösung (oben S. 87), vielleicht die Original-Handschrift benutzt ist, die wohl einem Frohnleichnamsspiel angehörten.[662]

---

661) Haupt's Zeitschr. 2, 276.

662) S. was Von der Hagen im Neuen Jahrb. d. Berlin. Gesellsch. 7, 349 mittheilt aus J. C. Dieterich, Specim. antiquitatum biblicarum. Marp. 1642.

Von ähnlicher Anlage wie ein durch Mone[663], aus einer Hs. des 14. Jhs. gedrucktes Spiel de corpore Christi, das der Herausgeber ein dogmatisches Gespräch nennt, besitzen wir von einem Arnold von Immessen (einem Dorfe bei Einbeck), in einer sehr originellen Fassung und nach niederdeutscher Art gesunden nüchternen Darstellungsweise ein niederdeutsches Spiel von der Erlösung[664], das ganz wie ein Frohnleichnamsspiel beginnt, aber nur bis zu Mariä Geburt geht, durchaus noch in der naiven, aber ernsten Haltung der Spiele des 14. Jhs. und überall mit lateinischen Gesängen noch durchschossen. Die Erzväter alle, die Propheten führen sich mit schriftmäßigen Worten urkundlich ein: „Man nennt mich Gott von Himmelreich, so hat David von mir geredet" sagt der liebe Gott selbst noch ehe er Adam erschaffen hat. Das Stück beginnt mit Lucifers Fall, dessen Hochmuth das Licht auspustete, das er trug; die übrigen Engel, die „edlen Degen" stellt Gottes Gnade sicher vor der Gefahr des freien Willens, den Lucifer mißbraucht, so daß sie nicht sündigen können, wente wat ein nicht en kan, dat môt he van nôt wesen lân. Es folgt die Schöpfung Adams und Evas und der Sündenfall; dann eine Benutzung der Legende von dem heiligen Holze und der Sendung Seths nach dem Oel der Barmherzigkeit, der in das Paradies lugend, den Baum der Erkenntniß entlaubt findet, auf ihm die Schlange und ganz oben auf dem Gipfel ein neugebornes weinendes Kind erspäht. Durch die „Bedeutnisse" der Geschichte von Noah, Abraham, von Gottes Erscheinung im brennenden Busch, von Melchisedeks Opfer gelangt der Poet zu der Berathung aller Propheten, die Hülfe finden wollen gegen die Verderbniß des Menschen durch den Ungehorsam

p. 122. Ein anderes Buch, in dem die Rede von demselben Stücke ist, Fr. v. Stade, specimen lect. antiquarum francicarum. Stade 1708, p. 34, war mir nicht zugänglich. Vgl. Bartsch in Germ. 7, 35.

663) Altdeutsche Schauspiele p. 145—164.

664) Von O. Schönemann l. l. herausgegeben.

Adams, dessen Klage aus der Hölle David vernommen hat. David beruft erst die großen Propheten zusammen, mit denen er zu seinem Sohne Salomon zieht, der nun alle kleinen Propheten und Sibyllen zum Mahle zu sich lädt, wo sie denn ehe sie Weisheit pflegen sich gütlich thun, nach diätetischer Ordnung mit Eimbecker Bier beginnen, um auf Wein und Claret überzugehen. Wie in dem St. Georgsspiel geht der Dichter mit Absicht aber ohne jede Begabung dazu, auf ein komisches Zwischenspiel über, worin die Artigkeit des Frauenholden gegen die Königin von Saba eine Scene mit seiner Gattin veranlaßt. Dann folgt die schriftgelehrte Berathung, bei der jeder der Propheten die Hauptstelle, die er „dem menschlichen Geschlechte zum Troste schrieb", lateinisch hersagt und verdeutscht. Drei Abgesandte, die erscheinen, Gott von seinem „Ernst und Frevel zu bekehren" werden ungnädig heimgeschickt. Als dann die Zeit gekommen ist, erscheint David in der Audienz bei dem Schöpfer. Michael schärft ihm ein sich kurz zu fassen, da große Herren lange Reden nicht lieben; nach einem Hader zwischen Gottes Töchtern Gerechtigkeit und Barmherzigkeit wird David dann vorgestellt; belehrt über die Begnadung Anna's, die die Trösterin der Welt Maria gebären soll, wird er ermächtigt zu verkünden, daß Gott Adams Schuld quittiren will. Er bringt die Botschaft den Propheten: ihr Te deum hört Joachim über den ganzen Markt klingen, der zum Schlusse kommt sie zum Tempelgang einzuladen, wo sie Maria darbringen wollen.

Ein ganz vollständiges Stück dieser Gattung haben wir in dem mehrfach aufgeführten Künzelsauer Frohnleichnamsspiel „zu Ehren des heil. Kreuzes"[665]. Der Gang ist der gleiche; von dem Fall der Engel und Menschen an durch die Präfigurationen des alten Testamentes durch bis zu den Zeugnissen der Propheten, deren Eintritt vermittelt wird durch die litigatio sororum misericordie pacis

665) Auszüglich von H. Werner in der Germ. 4, 338. Der Anfang mitgetheilt von H. Bauer in der Zeitschr. d. hist. Vereins f. d. wirtemberg. Franken. Bd. 6.

justicie et veritatis, mit genauer Benutzung des „Gespräches vor Gottes Throne", über diesen Gegenstand, das Bartsch in seiner Ausgabe der Erlösung mitgetheilt (oben S. 87). Der erste Theil geht bis auf Abraham, der zweite enthält die Vorzeichen der Erlösung in der Geschichte des jüdischen Volkes, der dritte reicht von Johannes dem Täufer bis auf das Weltgericht; die Höllenfahrt, die gewöhnlich (wohl der scenischen Zurüstung wegen) antidogmatisch hinter die Auferstehung gelegt war, geht hier voraus. Das Compilatorische der Zusammensetzung trit mehrfach in dieser Arbeit grell zu Tage: der Eintritt der Propheten wird durch Benutzung des erwähnten „Gespräches" eingeleitet, nach der Auferstehung ist zur Darlegung des Reiches Gottes in der sichtbaren Kirche das vorerwähnte von Mone mit der Aufschrift „Frohnleichnam" veröffentlichte Stück verwendet; unter alttestamentlichen Dingen ist ein Streitgespräch zwischen Leib und Seele eingeschaltet.

Von dem längsten dieser Riesenstücke, das in einer Hs. aus dem Ende des 15. Jhs. in Eger aufgefunden und das von Schülern auf dem Markte, drei Tage ausfüllend, aufgeführt wurde, hat Bartsch[666]) Mittheilung gemacht. Es umfaßt 7—8000 Verse. Noch ist auch dieses Stück von lateinischen Gesängen durchwebt, die, wo es nicht Chöre sind, deutsch nachgesprochen werden; die weltlichen Scenen sind frei von den Derbheiten der sonstigen Spiele dieses Jhs., und wo komische Effecte beabsichtigt sind, beschränken sie sich höchstens auf die durch bloßen Klang oder lächerliche Bedeutung malerischen Namen der Nebenpersonen und Statisten, in denen die Erfindung und theilweise eine lebhafte Sprachphantasie geschäftig ist. Auf die mannichfachen Entlehnungen und Benutzung älterer Gesänge und verschiedener mundartlich abweichender Quellen des 14. Jhs. hat der Berichterstatter aufmerksam gemacht.

Wie tief gewurzelt das geistliche Drama in Volk und Kirche

666) Ueber ein geistliches Schauspiel des 15. Jhs. Germ. 3, 267.

war, hat sich allein durch die zähe Ausdauer bewiesen, in der die Sitte seiner Aufführung sich stellenweise in den von den großen Verkehrsstraßen abgelegenen deutschen Ländern bis heute erhalten hat. In einem hochschätzbaren Beitrag zur Geschichte dieses Zweiges der Volksdichtung hat Weinhold[667]) nachgewiesen, wie in Kärnthen, Steiermark und Schlesien die Weihnachtsspiele als eigentliche Dramen oder als deren Rudimente sich erhalten haben. Er theilt die zum Theil mundartlichen Wechselgesänge auf Weihnacht- und Dreikönige mit, von traulichem, zum Theil drolligem volksthümlichem Charakter, die einen uralten Brauch fortsetzend noch jetzt in Kärnthen und Steiermark mit vertheilten Stimmen in der Kirche gesungen oder auf der Straße umgetragen werden; aus Schlesien ein Schlaupitzer Christkindelspiel (p. 104), das dort gleichfalls noch fortgespielt wird, und ein verwandtes Spiel[668]), das noch vor 20 Jahren in den Mückenhäusern bei Habelschwerdt (Grafschaft Glaz) gespielt wurde, so wie p. 122 ein Dreikönigsspiel, das in Reichenbach von Knaben noch umgetragen wird, wie dergleichen Knabenspiele auch in Tirol und Elsaß noch vorkommen. Aus Steiermark, der Gegend von Vordernberg, ein geistliches Weihnachtsspiel, dessen neuere Aufzeichnung doch (in einzelnen Theilen wenigstens) auf eine alte Unterlage des 15. Jhs. zurückweist, und ein Paradiesspiel, ein parabolisches Weihnachtsspiel, das gleichfalls noch von umziehenden Landleuten gegeben wird. Aus Baiern sind vier Weihnachtsspiele aus dem Anfang des 16. Jhs. (p. 175) mitgetheilt, die sich im Inhalt und Behandlung überall mit den Stücken aus Oesterreich berühren. Auch aus dem sächsischen Erzgebirge hat man über die Fortdauer von zwei Arten von Weihnachtsspielen Mittheilung gemacht, die dort noch bis vor Kurzem an verschiedenen Orten gespielt wurden[669]). Aus Oberufer (bei Presburg) sind uns ebenso

---

667) Weihnachtspiele und Lieder. Gräz 1853.

668) p. 111. Zuvor schon in Haupt's Zeitschr. 6, 341.

669) G. Mosen, Weihnachtspiele im sächsischen Erzgebirge. Zwickau 1861.

Spiele mitgetheilt worden, die unter den dort aus Oberösterreich im 17. Jh. eingewanderten Haidbauern vor nicht langem nach einer längeren Unterbrechung wieder aufgenommen wurden, über deren Berührungen mit dem Vordernberger, und mit einem andern schon früher[670]) mitgetheilten deutschen Weihnachtspiel aus Kremnitz (Barser Comitat) wir auf die Einleitung des Herausgebers[671]) verweisen müssen.

Ueberall sieht man aus diesen zu verschiedenen Zeiten zwar neu umgegossenen Stücken auf die alte Ueberlieferung der Texte und die Weise der Aufführung hindurch, trotz der großen und kleinen Unterbrechungen, die ihre Fortpflanzung erlitt. Das Leiden des dreißigjährigen Krieges mag die Sitte eine Weile ganz vergessen gemacht haben. Dann tauchten sie bald unter Begünstigung der Geistlichen, bald trotz ihrem Widerstreben da und dort wieder auf, meist in pausenweiser Aufführung. Das Passionsspiel der Oberammergauer ist nach und nach aller Welt bekannt geworden[672]); seine Wiederholung von zehn zu zehn Jahren wurde erst 1633 zur Abwehr gegen die Pest gelobt. So war es in Schiltach an der Kinzig alter Brauch gewesen, der nach den Störungen des dreißigjährigen Krieges aufgefrischt wurde, (1654), „eine geistliche Comödien zu agieren"[673]), wie diese Sitte damals auch in andern katholischen Theilen des Schwarzwaldes wieder aufgenommen wurde. So wurde später in Trieben in Obersteier alle 20 Jahre ein Paradiesspiel aufgeführt.

Was sich in Deutschland aus dem Mysterium bildete, was sich in dieser Gattung oder was sich in größerer Aehnlichkeit mit den Mo-

---

670) Weimar. Jahrbuch 3, 391.

671) K. J. Schröer, deutsche Weihnachtspiele aus Ungarn. Wien 1862.

672) Devrient, das Passionsspiel in Oberammergau. 1851. L. Clarus, das Passionsspiel in Oberammergau. Ed. 2. München 1860. H. Holland, die Entwickelung des deutschen Theaters im Mittelalter und das Ammergauer Passionsspiel. München 1861 und das Ammergauer Passionsspiel 1870. Lampert, das Passionsspiel in Oberammergau. Würzburg 1870.

673) Vgl. Kansler in der Germ. 12, 206,

ralitäten der Engländer und Franzosen im 16. Jh. bei uns fortsetzte oder erneute, ist gegen das Fremde so wenig der Rede werth, wie unsere Allegorien. Wie Ariost auf der Höhe der künstlerischen Ritterepopöe, wie Cervantes auf der Spitze der prosaischen Ritterromane, wie Lope de Vega als Meister der eleganteren Volkskomödie, wie Holberg als Hauptvertreter des dramatisirten bäuerischen Schwanks und Shakespeare als Koryphäe der gesammten dramatischen Kunst der neuen Zeit erscheint, so steht als Vollender des Mirakels und Mysteriums Calderon in seinen zwischen Erhabenheit und Plattheit, zwischen mystischem Scharfsinn und Unklarheit, zwischen Werth und Unwerth schwankenden Autos sacramentales. Wir können in keiner Gattung, die sich innerhalb dieser Uebergangszeiten von der Ritterpoesie zu unserer neuesten hervorthat, mit dem Auslande wetteifern; wir haben fast überall nur die ersten roheren Anfänge, wir lassen sie liegen, wir nehmen sie, das Fremde nachahmend, mistrauisch und furchtsam wieder auf, wir werfen dies endlich wieder in einem gewissen Grade ab und erreichen mit Benutzung Alles dessen, was uns die ganze Welt als warnendes oder ermunterndes Beispiel hinterließ, das Vorzüglichste, aber am spätesten. So haben wir Mysterien vor fast allen anderen Nationen aufzuweisen, und sollten wir nicht als solche biblische Stücke die Klopstockischen, als die letzte Moralität Lessing's Nathan betrachten dürfen, der ein unvergeßliches Denkmal unserer Literatur bleiben wird? So haben wir auch Fastnachtspiele in schriftlicher Ueberlieferung früher als andere Nationen; die A u s b i l d u n g des Komischen freilich sind wir uns noch schuldig geblieben. Was die grelle Mischung des Burlesken und Heiligen in den Mysterien angeht, so bemerken wir aus der angeführten Reihe von Stücken, daß die des 14. Jhs. nur ungeschickt behandelte und schüchterne Versuche dazu machten und daß erst im 15. Jh. bei der Ausbildung des gesonderten dramatischen Schwankes die Einmischung des Komischen häufiger wurde. Auch diese Begleitung oder Travestie des Heiligen durch und in die Burleske ist geistlichen Ursprungs. In Frankreich war es eine Weih-

nachtsbelustigung, daß am Tage der unschuldigen Kinder (28. Dez.), da die kirchlichen Functionen von Knaben verrichtet wurden, ein Kinder-Bischof gewählt wurde, aus dem mit der Zeit ein Narrenbischof oder Pabst wurde. Dort gab es auch dem Thiere zu Ehren, das in der Flucht nach Aegypten bei dem Einzug Christi in Jerusalem seine Stelle in der heiligen Geschichte hatte, ein wirkliches Fest, bei dem ein Esel[674] in Chorrock und Mitra mit einer besonderen liturgischen Feier vor den Altar geführt wurde. Schon zu Anfang des 13. Jhs. hatte die Kirche gegen dergleichen priesterliche Saturnalien und Betheiligung der Geistlichen an unehrbaren Spielen und Fastnachtslarven in der Kirche zu eifern, ohne durchgreifende Erfolge. Diese Dinge verbreiteten sich in Deutschland wohl nicht weit, aber sie drangen doch herüber. Im Stift zu Wimpfen war es Anfang des 14. Jhs. Sitte, daß die Priester am Tage Johannes des Evangelisten einen Bischof aus sich wählten, was mit der Zeit zu einem Muthwillen ward, indem von den Priestern in der Kirche Spiele und Maskeraden aufgeführt und außerhalb der Kirche Gesang und Tanzzüge durch die Straßen begangen wurden. Nach der Erzählung im Eulenspiegel, wie dieser als Küster den Rector eines Fastnachtsspiels macht, und die Rollen des Engels und der Marien der Pfaffenköchin und den drei dümmsten Bauern zutheilt, trat da ein grobes Faschingsspiel an die Stelle der heiligen Functionen. Dergleichen zu erfinden mußte man doch dergleichen gesehen haben. Nach der Art von Naturalistik die die Signatur aller Kunstfertigkeit jener Zeiten war, wurde in den Weihnachts- und Osterspielen alles Profane, was in die heilige Geschichte hereinspielt, im grellsten Contraste zu den heiligen Gegenständen der Mysterien ausgebildet: wie denn selbst in dem einfachsten Theil des Gottesdienstes die Ostermärchen der Prediger ein Ausdruck des schroffsten Gegensatzbedürfnisses waren, die in den saftigen Geschlechtern jener Zeiten gegen die tragischen Eindrücke des Charfreitags reagirten. Die Teufels-Scenen

674) [Vielmehr wohl ein als Esel verkleideter Geistlicher.]

gehörten zu dem Ursprünglichsten der noch scheuen Komik; die groteske Erscheinung des Teufels, die Satyrmaske, die eine Mischung von Grauen und Kitzel hervorrief, war die ursprünglichste Gestalt der neueren Caricatur, ehe ihm der Narr Concurrenz machte. Im Weihnachtsspiel die Gestalten der Hirten und der drei Könige mit dem Mohren darunter, im Osterspiele das Weltkind Maria Magdalena, der Salbenkrämer mit Weib und Knecht, der zum Marktschreier gestempelt ward, Judas und die Juden, Pilatus und die römischen Grabwächter, Petrus und sein Schwadronir-Hieb auf Malchus' Ohr, das Alles ward mit Begierde in dem Stil des Possenspiels dargestellt, darin Prügeleien und Schimpfereien gewöhnlich die beste Würze waren, und selbst die Mishandlung und Geisselung Christi ward gleichfalls wie in dem Egerer Frohnleichnamsspiel (oben S. 586), wo die Juden mit Christus Putzbirn und Kopf auf ins Licht (Bartraufen mit verbundenen Augen) spielen, in einer Weise dargestellt, die auf komische Wirkung zielt.

So flossen in bunter Mischung Heilig-Ernstes und Schwankhaft-Lustiges in diesen Dramen in einander: denn jedes Fest theilt sich gerne in heilige und heitere Theile in unmittelbarer Folge ab, wie es die Natur verlangt, wie wir es noch an allen unsern doppelten Feiertagen im Kleinen, und an der katholischen Osterfeier im Großen beobachten. Markt und Messe mit all ihren natürlichen und gekünstelten Unterhaltungen neben der Kirche gab zu der ernsten Feier das komische Zwischenspiel schon in der Wirklichkeit. Trotz der gemeinsamen und weit ergossenen Quelle nun, aus der diese Verbindung von Mysterium und Possenspiel stammt, blieb doch in Deutschland, wo man Alles ernst und gewissenhaft nahm, was unsere fränkischen Nachbarn leicht und locker nahmen, ein gewisses Maß beobachtet, selbst wenn es nur aus Unfähigkeit der Verfasser kommt; wie denn selbst die Feste bei uns einen weniger burlesken Charakter trugen. Schoben wir doch selbst die Fastnachtsspäße und die stehenden komischen Figuren im Lustspiele nach Köln und nach Wien, in eben die Grenz-

länder, welche die ersten Narren aufstellten und den letzten Narrenorden festhielten, welche das Groteske und Burleske in unserer Literatur fast im ausschließlichen Besitze haben, nach jenem ganz eigenen Streben, mit dem wir jedes Scharfe auch in den Verfassungsformen des Staates, in den religiösen Secten und in Allem immer an die Grenze oder gar über die Grenze rückten. Welch eine ernsthafte Wendung gaben nicht lateinische und deutsche Priester bei uns der Fastenpredigt! Und obgleich manche Eiferer heftig gegen die Fastnachtswuth in Deutschland schrieben, wie harmlos sieht doch wieder ein Agricola auf diese Fröhlichkeiten hin, und meint, es gebühre dem Most um St. Burchard oder der Gans um St. Martin so gut eine fröhliche Ehre, wie den Heiligen eine ernste Verehrung! In Straßburg konnten Geiler's Predigten der lustigen Kirchweihfeier innerhalb der Kirche ein Ende machen! Wie bald ermäßigte Luther's duldsame Erklärung gegen die Fastenmaskeraden ihren Mißbrauch! Wie schnell gelang es Osiander, den Uebermuth bei dem Nürnberger Schönbartlaufen zu dämpfen! Unsere ganze Natur liebt die barocke Mischung von Scherz und Ernst wenig. Wir haben auch den Geschmack der Südländer, den Eindruck des Trauerspiels mit der Posse zu unterbrechen oder am Schluß zu vertreiben, wenig getheilt; wir trennten auch sehr frühe das Fastnachtspiel selbständig ab.

Der groteske Geschmack dieses aristophanischen Zeitalters erklärt mehr als irgend etwas sonst die Entstehung der dramatischen Form, auch ohne Vorbild des Antiken, aus dem Leben selbst. Es ist nichts so sehr seiner Natur nach subjectiv, wie das Lächerliche. Wir sind dabei stets mit unserer Persönlichkeit thätig, und es gab Philosophen, die den Grund alles Lächerlichen nur in dem Stolze fanden, den wir bei Vergleichung unserer Vorzüge mit fremder Häßlichkeit oder Thorheit empfinden. Nichts ist auch seiner Natur nach so gegenwärtig, wie das Komische. Ueberlieferte Späße sind nur in Erneuung und Verjüngung schön; Dauer und Wiederholung vernichtet jeden Scherz; die Erinnerung schwächt ihn. Wir lachen ferner nur über

das, was wir kennen, was uns lebendig umgibt; das Lustspiel kann sich unter Ungebildeten nicht mit fremden Sitten beschäftigen; es ist daher das natürliche Erzeugniß einer Zeit, die ganz auf sich selbst gerichtet ist, und die ihre Laster als Thorheiten zu belachen geneigter ist, denn als Todsünden zu verfluchen. Das aufkommende Possenspiel mußte daher auch nothwendig die lateinische Sprache aus dem Schauspiel verdrängen, denn der lose Scherz, der darin herrschte, war nicht für die Gelehrten von römischer Ehrenfestigkeit berechnet, sondern für die Masse. Nichts ist ferner in seinen ersten Anfängen so plastisch wie das Komische. Körperliche Gebrechen und Auswüchse, Häßlichkeiten, die nicht von Schmerz begleitet sind, sind die ersten Gegenstände, die uns die Natur selbst zum Lachen darbietet; ihre Nachahmung, die übertriebene Nachäffung von Gebärden und Gesichtern, die Caricatur, das Groteske ist der erste Versuch, das Komische in die Kunst überzuführen. Bei allen Schwänken und Possenspielen dieser Zeit dürfen wir darum nie vergessen, die äußerste Entstellung und Verzerrung in den dargestellten Figuren hinzuzudenken, um die Wirkung, die diese oft witz- und geistlosen Dinge machten, errathen zu können. Es ist endlich nichts so dialogisch, so dramatisch von Natur, wie das Komische. Wer Spaß macht, muß Spaß ertragen; wer zum Narren hält, muß sich wieder zum Narren halten lassen; und ganz recht sagt Falstaff, er sei nicht allein selbst witzig, sondern auch die Ursache, daß es andere Leute werden. Das Komische hat daher die Gesprächsform seit ewigen Zeiten geliebt, die feine Ironie des Plato wie die so verschiedene Satire des Lucian und des Horaz; und sogar die lateinischen Gedichte vom Wolf und Fuchs häufen allen Witz auf die Unterredung.

Das Komische[675], das im Gegensätzlichen sein ganzes Wesen hat, bildete sich schon innerhalb der ersten Ritterepen und innerhalb der feierlichen Mysterien im Gegensatz gegen diese selbst. Sobald es

675) Vgl. K. Weinhold, über das Komische im altdeutschen Schauspiel, in Gosche's Jahrbuch für Litteraturgeschichte 1, 1—41.

sich dramatisch gestaltet selbständig abschied, erscheint es in einem gleichmäßigen Gegensatze gegen das Epos und das Trauerspiel. Das Epos ruht auf Ueberlieferung, das Lustspiel auf der Gegenwart; jenes wird durch jene seine Quelle ideal, dieses durch die seinige materiell; im Epos kam Alles darauf an, daß der Dichter seinen idealen Stoffen Wahrheit gab, im Lustspiele ist wie in der Satire die Hauptsache, daß ein idealer Hintergrund gewonnen wird. Es steht aus Leben und Wirklichkeit auf, es hält diese in seinen Anfängen vergröbernd fest, es freut sich in diesem an und für sich rein unpoetischen Elemente, mit dem die Phantasie, des Dichters wirkende Kraft, kaum etwas zu thun haben kann; und wirklich haben auch sonst ganz unpoetische Nationen sich in diesem Gebiete nicht ohne Glück versucht. Ernste Menschen haben daher das eigentliche Possenspiel von jeher gerne verworfen, und es kann allerdings nur einen moralischen Werth, und auch diesen nur haben, wo es in Zeiten trifft, in denen es einer übertriebenen Verstiegenheit in Religion und Literatur ein Gegengewicht halten, und aus Verirrungen in der Welt der Träume in die Wirklichkeit herabreißen will. In solch einer Zeit stehen wir jetzt, und wir erkennen, daß sich das Possenspiel mit seinen närrischen Figuren ganz natürlich auf dem Grunde jener Volksnarren und Schwänke aufbaute und ebenso den Mysterien gegenübersteht, wie die Ostermärchen dem gelehrten Sermon der Lateiner. Nachdem es im Bunde mit Satire, Pasquill und Schwank die Dichtung und die Sprache alles Reizes und aller Würde entkleidet hatte, nachdem es bis ins Tiefste in alle Zustände der gemeinsten Wirklichkeit sich herabgelassen hatte, fühlte man nachher erschreckt die Gemeinheit der Literatur und des Lebens, und sprang in der Mitte des 16. Jhs. wieder auf die Stoffe aus der altritterlichen und heroischen Zeit zurück und gestaltete aus ihnen das Trauerspiel, dessen Eigenheit es ist, daß es uns in einer unpoetischen Gegenwart die großen Bilder der Vergangenheit vorführt; denn so wenig das Lustspiel einen Gegenstand der Vergangenheit, so wenig trägt das Trauerspiel einen Stoff der Gegenwart. Auch hier also

müssen wir geschichtlich diese derben Possen neben ihren Gegensätzen sehen, um sie erträglich zu finden; als dichterische Erzeugnisse tragen sie nicht dies Gegensätzliche in sich, wie sie sollten. Es gehörte durchaus nordische Sitte dazu, das rein Bäurische und Unschickliche auf die Länge in irgend einem Zweige zu ertragen. Die Italiener haben wohl auch in jenen derben Zeiten Bauernstücke in Bauernsprache, sie haben die Tancia des jungen Buonarotti gehabt, allein man würde jetzt dazu keine Schauspieler mehr finden. In Deutschland aber haben wir Holbergische Schauspiele mit der rechten Entfernung von aller theatralischen Manier aufführen sehen, und in Weimar mochte man dem Begriff eines Hans Sachsischen Fastnachtsspiels auf der Bühne nahe gekommen sein. Das südliche Lustspiel wagte sich später nicht mehr tiefer als zum Bedienten; in der Idylle sprang man zu jenen empfindsamen Schäfern einer anderen Welt über, während uns der Maler Müller noch spät im wahren Bauernkreise hielt, und diesen Gegensatz gaben wir schon ganz frühe bei dem groben idyllischen Liede der österreichischen und schweizerischen Dichter an. Die Komödie hängt wie das Thiergedicht mit den untersten Ständen ihrer Natur nach zusammen und hält sich mehr oder minder in diesem Kreise, je nach der bürgerlichen Freiheit der Völker. Sie ward in Italien und überhaupt im Süden so künstlerisch, so flach, und hing sich so an Knoten und Intrigue, wie auch die Thiererzählung dort in gar keinen Vergleich mit dem nordischen Reinhart Fuchs kommt; ihr innerer Werth in Athen sank mit dem feineren Geschmack, wie der der römischen, als der Plautinische Witz dem Horaz zu plump ward. In Frankreich und Spanien richtete man das Lustspiel für die feinere Gesellschaft zu, wie es gehen wollte, Deutschland verschmähte es lieber überhaupt viel zu pflegen, so lange ihm nicht der Boden gegeben war, auf dem es gedeihliche Früchte versprechen konnte. Bei den gährenden Freiheitsideen um die Reformationszeit war der Boden so ungünstig nicht; allein im 15. Jh. hatten unsere Fastnachtsspiele noch gar so viel mit den Anfängen zu kämpfen; später löften sie sich gleichsam in

Gespräche auf, da sie alles Bestreben nach einem Kunstwerth gegen das nach augenblicklicher Wirksamkeit aufgaben. Eine gewisse Anlage aber ist selbst in den rohen Stücken des Rosenblüt, Hans Folz und Hans Sachs nicht einen Augenblick zu verkennen.

Unsere Possenspiele des 15. Jhs. sind jetzt von A. Keller vollständig in Einer Sammlung[676]) zusammengestellt worden: sie zeigen diese Gattung bei uns allerdings noch in roheren Anfängen als die Sotheiten und Börden in den Niederlanden im 14. Jh. waren. Oft nicht ohne eine gute und ernstere innere Bedeutung sind sie doch durchschnittlich aus der tollsten Laune geflossen und auf die derbste Lachlust berechnet durch das Verkehren alles Schicklichen; die Unanständigkeit ist die Seele dieser Stücke, wie sie die Ehre der Fastnacht ist, die der Quell und Ursprung dieses neueren Lustspiels war, wie die Bacchusfeste und phallischen Gesänge für das des Alterthums. In ausdrücklichen Stücken dieses Schlages selbst wurde das Recht der Fasten und der Fastnacht gegen einander abgewogen; es wird befunden, das Kopfhängen der ersteren und das Toben der anderen solle nicht gegenseitig übergreifen, jedem soll seine Ehre bleiben. Unter den fastnächtlichen Ehren aber standen neben den allgemeinen Mummereien diese drolligen Aufführungen mit ihrem unermeßlich groben Inhalte obenan. Freiwillig wie die ersten Komödienspieler des Alterthums, sammelten sich wenige Leute (eigentliche Meistersänger gaben sich erst später, in Augsburg seit 1540, dazu her), zogen in das Haus eines Bekannten und spielten ihm etwas vor, das seine freigebige Laune so zu steigern geeignet sein mußte, daß den Spielern, wie im Alterthum ein Faß Wein oder ein Bock zum Opferschmause, eine gastliche Bewirthung zu Theil ward. Ein Vorlaufer (praecursor), ein

676) Fastnachtspiele. Bibliothek des litt. Vereins Nr. 28—30. Stuttg. 1853 und Nachlese Nr. 46. 1858. Das Fastnachtspiel entstand sicherlich erst im 15. Jh.; Keller, Nachlese 291 theilt ein Gedicht von 1356 mit, worin ausdrücklich von den Fastnachtthorheiten die Rede ist, „dem Abgott der Welt“, wo es nahe gelegen hätte die Spiele zu erwähnen, wenn sie üblich waren.

Aus- oder Einschreier, oder Herold, hält um Platz und Ruhe an, um das Beseitigen von Tischen, Bänken, Hunden; sie spielten dann ihr Stück auf in einer plump bäurischen Manier; zum Schlusse schlagen Pauker und Pfeifer zum Reien auf oder es wird ein Urlaub oder „Gesegenreim“ gesprochen, und um Entschuldigung gebeten, falls man zu grob gesponnen oder gehobelt habe. Man ist geständig, daß, wer am Charfreitag treiben wollte was um Fastnacht erlaubt ist, mit Kammerlauge gewaschen werden müsse; aber man drohte dafür auch den, der jetzt nicht fröhlich sein wollte, zu „Dummbach“ in den Bann verkünden zu lassen. Die Zoten und Unflätigkeiten, die man sich dann erlaubte, reichen wohl an Alles, was der Art in unserer Literatur sich vorfindet, und vergleichen sich den ältesten italienischen Farcen, worin das über alle Begriffe geht.

Formell ist oft noch kaum das Schauspiel zu erkennen; an Handlungen ist in den meisten Fastnachtspielen nicht zu denken. Rosenblüt nennt noch z. B. ein verirendes Ausschreiben zu einem großen Turnier- und Hochzeitsfeste des Königs von England, oder eine kurze Zote von nur Einer Seite Länge, oder eine Reihe gegenseitiger Klagen der verschiedenen Stände Fastnachtsspiele. Wie in diesem Falle, so sind es sehr häufig nur kurze humoristische Satiren auf Menschen- und Standeseigenschaften; in Schnurren und Derbheiten sich überbietend sagen dann etwa eine Reihe Pfaffenknechte ihre Faulheiten vor, Ritter ihre Feigheit, Buhler ihre Abenteuer, Aerzte ihre Künste, Aufschneider ihre Lügen, Bewerber ihre Vorzüge, Büßende die nach „Maköckenland“ wallfahren, ihre Sünden; es sind dies „Narrenweisen“, die eine Reihe von Thorheiten an das Narrenseil aufziehen. Von der gleichen Einfachheit sind die Verkaufsspiele, Marktscenen gleichsam, wo Käufer etwa die feiltragenden Weiber mit versteckten Unfeinheiten nach dem Preise ihrer Linsen, Feigen und anderer Früchte fragen. Bearbeitete Schwänke mit einem Knoten, wie etwa jene Prüfungsstücke aus den alten britischen Romanen von Artur's Krone, Lunetens Mantel, das Trinkhorn, das jeden Hahnrei begießt, u. dergl. sind selten.

Kupplergeschichten, Buhlerschnurren, Eheskandale sind die Hauptwürze, wie in den Schwänken; die Satiren auf die „Siemänner", die Liebes- und Ehenarren, die Mönche und Weiber und auf alle Berufsklassen, werden zur höchsten Spitze getrieben hier wie dort; hier wie dort sind die „Bauernspiele" das derbste und charakteristischste von Allem[677]); die Unglaublichkeit und Unglücklichkeit der Mißehen wird hier verbisirt von den Streichen, die den Bauern von muthwilligen Freiharten gespielt werden und die sie selbst dann in Dummheit weiter spinnen. Vieles darunter trägt alle Zeichen der unmittelbarsten Nachahmung der Wirklichkeit: wie wenn Bauern einen Wetttanz um einen Hahn halten und in Rauferei gerathen, wenn Charlatanerien und Apothekerscenen der Gegenstand sind. Hier und da besteht der Witz wesentlich in Verspottung des Ritterstandes, in Parodie des zarten Minnedienstes, in Persiflage des geistigen und ascetischen Lebens. Keine Form ist aber in dem Schauspiel der ersten Zeiten häufiger, als die Prozeßform. Eine große Reihe der Possenspiele des 15. Jhs. reiht sich unter diese Form ein; es sind mit die besten und ausgeführtesten Stücke, die hineinfallen. Das schweizerische Stück von dem klugen Knecht (bei Keller N. 107) ist dieser letzten Art: die Geschichte von einem Ehemann, der seiner Frau ihr verborgenes Geld stiehlt, wofür ihm der Knecht Tuch kaufen soll, der dann Herrn und Kaufmann um Geld und Tuch, und seinen Fürsprecher, der ihm durchhilft um seinen Lohn betrügt: ein Stoff, der sich mit der französischen Farce von Meister Pathelin berührt, den H. Sachs und M. Gregor Wagner (Komödie, wie Untreue ihren eigenen Herrn schlägt. Frankf. a. O. 1547) übersetzten und noch Weise in seiner Grundlage benutzte. Weitbeliebt und verbreitet war auch ein Fastnachtspiel von Rumpolt und Marecht[678]), das ausdrücklich „ein Recht" heißt, worin ein Rechtshandel in aller Form vor Official und Sachtreibern, die unter sich lateinisch reden, durchgeführt ist. Die gleiche Form, den ähnlichen

677) Vgl. das Fastnachtspiel von Contz Zwerg, Nachlese 123, wohl 16. Jh.
678) Keller N. 115. Nachlese N. 130. Pichler l. l. p. 70.

versöhnlichen Ausgang, den ausgebildeteren Dialog hat auch das dem 16. Jh. angehörige Spiel von Elsli Trag den Knaben (N. 110), und den ähnlichen Inhalt: die Klage eines gefallenen Mädchens über den wortbrüchigen Verführer. Auch außer den Fastnachtspielen aber, auch im Schauspiel überhaupt, auch in anderen Werken ward diese Form des Prozesses damals allgemein beliebt und blieb es noch lange Zeit. Man weiß, welch ein ungemein geschätztes Buch der Belial war. Wir erinnern uns, daß die Allegorien meist solche Klag- und Prozeßstücke waren, wie die Mohrin oder der Pfennig, und daß sie zum Theile der Schauspielform außerordentlich nahe kamen. Ein Fastnachtspiel stellt unter dem Namen Tanawäsche die Epidemie von 1414 persönlich dar, der nach dem Prozeß der Kopf abgeschlagen wird. Der Prozeß des Sommers und Winters, die Klage des Knechtes Rupert gegen die Kinder, also jene altfestlichen Aufführungen, die wir als die frühesten dramatischen Handlungen ansehen können, gehören hierher. Komische Rechtsfälle waren so vielfach, erinnerten wir schon oben, die Stoffe der Schwänke; die alte Komödie des Aristophanes dreht sich mehrmals um einen Prozeß; der Wartburgkrieg, Theophilus, jene Klage des Ackermann's von Böhmen gegen den Tod, die Gott selber scheidet, alle sind solche Prozesse; die Lieblingsstücke aus der römischen Geschichte, Lucretia und Virginia nicht anders; aus der Bibel, Haman, Hiob; ein Vorspiel der Marienklage „ein Recht daß Christus stirbt“ (Pichler p. 66) ist ein Prozeß durch vier Instanzen; das erste Stück des Hans Sachs, der Venusberg, ist ein solcher Handel, mehr noch eine Allegorie als ein Spiel; die so beliebten Urtheile des Paris, die Wettstreite der Götter gleichfalls; die englischen und französischen Moralitäten sind oft nichts als Prozesse, gammer gortons needle eben so. Der Prozeß wider der Königin Podagra Tyrannei bei Jakob Ayrer könnte als Vertreter von allem diesem Einzelnen angesehen werden, so sehr wird da das gerichtliche Verfahren in bester Form beobachtet. Diese Erscheinung zu erklären ist aus vielen Gesichtspuncten möglich. Der Prozeß, wie der Markt und Handel,

jener durch seine Feierlichkeit noch mehr, sind die natürlichsten Vorbilder des Schauspiels im Leben selbst. In den Zeiten, wo sich das Drama ausbildete, war gerade der Juristenstand im schönsten Aufkommen; gerade in den Städten, wo das Schauspiel zuerst gepflegt ward, war ihr Einfluß und Ansehen am frühesten bedeutend, sie mischten sich in Alles und auch in die Literatur, und wir dürfen sie vielleicht zu diesem Zweige in einem Verhältnisse sehen, wie die Aerzte zu den närrischen natürlichen Philosophen und ihrem Gegensatze, den Astrologen, und den Poesien, die Beide vertreten. In Paris waren die Clercs de Bazoche lauter Juristen und diese standen, im Gegensatze zu der Passionsbrüderschaft, dem Possenspiele vor. Was aber wichtiger ist, die ganze Zeit mühte sich mit dem Gedanken über die Schuld der Ureltern, über die große Prozeßsache Adam's und Eva's, über das unerbittliche jüngste Gericht ab; das Schauspiel lehnte sich mit seinen Anfängen gerade an das Fest, an dem Christus sein großes Gegengewicht gegen die Klage des Erzfeindes in die Schale gelegt hatte. Der Prozeß von Adam und Eva ist daher einer der gemeinsten Stoffe der Mysterien oder Moralitäten. Ein Leben der Susanna (Nachlese N. 129) ist eine dramatisirte Erzählung, deren Weisungen alle in der Vergangenheit lauten, von einem Gerichtshandel. Die parodirenden Fastnachtsspiele parodirten auch die Form.

Die ausgeführteren Fastnachtspiele der letztgenannten Art, die schon gebildetere Verfasser verrathen, und jene anderen, die eine gewisse Handlung haben wie (N. 17) der alte Schwank von dem gerittenen Aristoteles, oder jene, die schon einen theatralischen Apparat erfordern, wie (N. 20) der Herzog von Burgund, in dem ein feuerspeiender Drache, ein Glücksrad, eine Schweinemutter vorkommen, sind übrigens die seltneren. Das größeste in unserer Sammlung ist das Neidhardspiel (N. 53), das wie die Passionen von vielen Personen vor dem Volke aufgeführt war; es ist wie das größte auch das reichste dieser Stücke, in zwei Theile getheilt, in die Geschichten vom Neidhard mit dem Veilchen und von Friderunens Spiegel, die

durch ein Teufelsspiel getrennt sind; die Scenen wechseln zwischen Hof und Dorf, die Gegensätze des Ritter- und Bauernthums, wo dort Gawan und Parzival, und hier die Figuren des alten Neidhard mitspielen, sind mit derber Schärfe gezeichnet. Wenige Stücke laufen ferner als Fastnachtspiele mit unter, die wie (N. 68) das Endchristspiel und (N. 106) Kaiser Konstantinus von ernst religiösem Inhalte sind; in ihnen blickt der Judenhaß stark vor, den die nahende Passionszeit aufregte.

Diese Anfänge unseres Lustspiels liegen fast allein in Nürnberg, das wegen seiner Fastnachtherrlichkeit lang und weit berühmt oder berüchtigt war. Wenige Stücke unserer Sammlung weisen nach Tirol, nach der Schweiz, nach Niederdeutschland (wie N. 121 von Nicol. Mercatoris). Die fast einzigen Männer, die außer diesem als Verfasser von Fastnachtspielen im 15. Jh. mit Namen genannt werden, sind Rosenblüt und Hans Folz in Nürnberg, wo später die Hans Sachs, Probst und Ayrer den Kern des Schauspiels im 16. Jh. zu bilden fortfuhren. Dem Rosenblüt werden in den verschiedenen Handschriften gewiß mit Recht eine größere Anzahl dieser Stücke zugeschrieben, worüber wir auf Keller verweisen; die ganze Gattung läßt sich aus seinem einzelnen Antheile vollständig charakterisiren. Ihm folgte Hans Folz[679] auf dem Fuße; seine Sachen lesen sich, doch nur theilweise, etwas planer und sind namentlich im Reime nicht so vernachlässigt wie Rosenblüt's. Er war Barbier, und soll eine Druckerei besessen und seine eigenen Werke gedruckt haben; als sein Geburtsort wird Worms genannt, in dem Wiederdruck seines (1474 verfaßten) Kargenspiegels von 1534 (Nürnberg). Diesen Spruch zogen die Evangelischen im 16. Jh. hervor, als das Werk eines jener seltenen Männer, die mitten im Pabstthum ihren Glauben auf Christum und nicht auf Menschenwerk gestellt; und wirklich spricht aus dem Gedichte

679) Proben seiner Dichtung und nähere Nachweisungen über seine Werkchen s. bei Keller p. 1195 ff. Einen Meistergesang von ihm theilt Keller, Nachlese 310 ff. mit.

ein schlichtsinniger schriftbewanderter Mann, der schon damals der Messen und Stiftungen spottet, mit denen der reiche Sünder seine Seele gut zu „besachen“ meine. Gegen die Denkweise, die sich hier ausdrückt, sticht dann freilich wieder Anderes sehr ab, wo Folz seinem Judenhasse (wie in dem Fastnachtspiele von der alten und neuen Ehe, bei Keller N. 1) Lauf läßt, oder den Hussitischen Glauben (die böhmische Irrung, 1483) als Einflüsterung des Judas darstellt. Folz läßt sich übrigens viel seltener als Rosenblüt auf die Dinge der öffentlichen Welt ein, man müßte denn die frommen Wünsche für Reich und Kirche dahin rechnen wollen am Schlusse seines Spruchs vom „Ursprung des römischen Reichs“ (1480; bei Keller p. 1302), dessen Anfang die Form der Allegorien trägt, dessen Mitte aber trockene Geschichtreimerei ist. Wie ihn sein Handwerk von der Stellung Rosenblüt's unterscheidet, so ist auch seine Dichtung und Sittenlehre mehr häuslich wie die des Hans Sachs auf das Privatleben gerichtet. Ein sittlicher Ernst durchzieht auch Folzens Schriften und steigert sich hier und da bis zu drakonischer Strenge. Seinen Schwänken ist dieser Geist freilich theilweise kaum abzusehen, er erscheint darin mehr als Andere als ein wahrer Dichter des Unflats. Eigenthümlich wie dem Rosenblüt die Liebhaberei an der Priamel scheint ihm in seinen Sprüchen und Schwänken die Neigung, verschiedener Menschen Art und Weise in dem plumpen Stile der Zeit zu charakterisiren, bald verschiedene Stände (in Form einer Predigt), bald einen Liebesüchtigen, bald einen Spieler, Trunkenbold, Charlatan, bald die schämigen und frechen Frauen. Eine Gattung von Neujahrs-Sprüchen, Klopfan[680]) genannt, dient bei ihm dieser Neigung ausschließlich: der Dichter fordert darin Leute verschiedenen Charakters auf anzuklopfen, und gibt ihnen dann Bescheid nach Verdienst: der Allerliebsten einen frommen Neu-

680) Fast abenteuerlich Klopffan auff allerley art. Nürnb. bei K. Hergotin. Beispiele bei Keller p. 1355. O. Schade im Weimarischen Jahrbuch II, 1 hat durch eine weitere Zusammenstellung der betreffenden Stücke aufklärendes Licht auf diese Gattung geworfen, und auf die Volksbräuche, besonders in Süddeutschland, um die Weihnacht- und Neujahrszeit in denen sie wurzelt.

jahrwunsch, dem „Schweinsohr“ und anderen seiner Antipathien einen greulichen Empfang von Schmähungen. Solche Charakterzeichnungen leiten dann zum Fastnachtspiele ganz unmittelbar über. Wir haben deren, die Folzens Namen tragen, kaum sieben bis acht, darunter das Spiel von Salomon und Markolph; die kleineren sind alle des glei-chen einfachen karrikirten Schlags wie die Rosenblütischen.

Mit dem 16. Jh., beim Annahen und Ausbruch der Reformation fängt sich der dramatische Fastnachtschwank an zu verändern und wird selbst unterbrochen. Die Zeit nahm plötzlich ernstere Züge an, und seltsam sind von den Schnurren des 15. Jhs. z. B. die Stücke ver-schieden, die im Anfang des 16. der Baseler Drucker Pam-phil Gengenbach[681]) (1512—23) von ehrbaren Bürgern daselbst aufführen ließ. Er hat in strophischer Erzählung einen Betrug und Schwank dreier Gesellen in Berlin und die Geschichte von fünf Juden vorgetragen, die das Bild der Maria beschimpften, deren Verehrer er noch war wie Sebastian Brant, dessen Ton sich vielfach bei ihm heraushört, an den er sich in den noch zu erwähnenden Stücken unmit-telbar anlehnt. In dialogischer Form sind zwei politische Stücke von ihm: eines (1513) „der welsch Fluß“, das sich auf die Verhältnisse Karls VIII. und Ludwigs XII. zu Italien bezieht; ein zweites „der alt Eydgnoß“ (1514), eine strophische Ermahnung an die Schweizer sich in die Händel der Fürsten nicht zu mischen, läuft in eine Reihe von Aeußerungen oder Rathschlägen hinaus. Ein drittes, „der Bundt-schu“ (1514), eine prosaische Erzählung vom Ursprung des Bundt-schuhs, der ein Gedicht vorausgeht, das bürgerlichen Gehorsam em-pfiehlt. Seine zwischen 1515—17 aufgeführten Fastnachtspiele, die 10 Alter dieser Welt (oder vielmehr der Menschen), der Nollhart oder der Waldbruder (die Prophetien St. Methodii und Nollhardi) und der Buhler Gauchmatte (wider Ehebruch und Unkeuschheit) sind, obwohl später, fast einfacher als die einfachsten früheren; wie in dem

681) Pamphilus Gengenbach von K. Goedeke. Hannover 1855.

pageant von den neun worthies bei Shakespeare, wie noch in dem Spiel unseres gekrönten Poeten Caspar Bruschius von den sieben Weisen Griechenlands (1555) sprechen die auftretenden Figuren nur ihre Sprüche und treten dann ab; in den zehn Altern ziehen die Menschenalter, in dem Rollhart die verschiedenen Stände kurz charakterisirt nur vorüber, um von einem Waldbruder dort Lehren, hier Weissagungen hinzunehmen. Obwohl zu Fastnacht gespielt tragen sie wie sein kurzes Gesprächspiel „die Todtenfresser" all einen tiefernsten Charakter und entbehren aller komischen Färbung. Er erscheint in seiner Polemik gegen Pabst, beziehungsweise Rom als ein Vorläufer Mendels und Luthers, als ein Mann der Reformation, in deren Dienst er auch 3 prosaische Stücke, der Pfaffenspiegel, Laienspiegel und der evangelisch Bürger, verfaßte und druckte. Mit diesen Stücken beginnt das confessionelle Streitspiel und das Lucianische Gespräch die harmlose Lust der früheren Fastnachtspiele eine Zeitlang zu verdrängen, und erst als die Reformation sich festgesetzt hatte, nahm Hans Sachs den alten Stil seiner Landsleute in dieser Gattung wieder auf und legte zugleich Hand an größere, regelmäßigere und ernste Stücke an. Dazu haben ihm die terenzischen Stücke und noch näher die scenica progymnasmata (der Henno) des Reuchlin den Anlaß gegeben. Erst seit der Uebersetzung des Terenz treffen wir in Deutschland ordentlich in Acte und Scenen abgetheilte Stücke.

Die Einführung des antiken Lustspiels ward in Deutschland mit größrer Innigkeit betrieben, als irgendwo sonst. Die Stücke der Hroswitha, die durch Celtes (1501) bekannt wurden, mußten die Humanisten zur Lectüre des Terenz nicht nur, sondern auch zur Nachahmung auffordern. Celtes selbst war darin nicht glücklich. Das andere Stück des Reuchlin aber[682], das schon früher (1497) in Heidelberg in dem Hause des berühmten Johann Kämmerer von Dalberg war aufgeführt worden, ist ganz vortrefflich für die Vermittlung des Alten und

682) Abgedruckt im zweiten Band von Gottsched's nöthigem Vorrath ꝛc.

Neuen, denn es behandelt in der klassischen Form und Regelmäßigkeit einen neuen und beliebten Possenstoff im ächten Volksgeschmack der Zeit. Das Fastnachtspiel ist hier in dem lateinischen Werke des Gelehrten so gehoben wie der Schwank in Bebel's Facetien. Denn auch die gelehrten Kreise waren von dem burlesken Hange des Jahrhunderts angesteckt und übten Witz und Humor in aller Weise. Auf verschiedenen deutschen Universitäten gab es z. B. Einmal im Jahre sogenannte Quodlibetsdisputationen, in die scherzhafte und satirische Zwischen- und Schlußreden verwebt wurden, in denen sich der freieste Witz ergoß, eine Sitte, die auf die Schärfung der Geister, die Freiheit des Blicks, die Erkenntniß der Zeitgebrechen von großem Einfluß sein mußte. Daher kann die genaue Kenntniß des Volkslebens und die Versetzung in die Sphären der untersten Stände bei Bebel und Reuchlin nicht verwundern. In dem Freundeskreise von Seb. Brant, der den Henno in seinen lateinischen Gedichten (1498) abdrucken ließ, galt Reuchlin als der Urheber des deutschen Dramas um dieser Arbeit willen. Auch später haben Locher, Hegendorf u. A. versucht, in lateinischen Stücken das Deutsche und Antike sich die Hand reichen zu lassen, allein mit weit geringerem Glücke. Schon vor Reuchlin dagegen hatte man angefangen, auf Schulen und Universitäten lateinische Komödien aufführen zu lassen, um die Schüler im Conversationslatein zu üben, und in demselben Jahre 1497 wurden in Augsburg dergleichen ausdrücklich zu diesem Zwecke gedruckt und von der Jugend dargestellt[683]). Auf allen Schulen interessirten sich seitdem die Humanisten, selbst Melanchthon, für diese Sitte, und man ließ deutsche Stücke bald im 16. Jh. zu. Da die Schulen in Norddeutschland sich schneller und weiter verbreiteten und tiefer wurzelten als im Süden, so ward dies eine Hauptursache, warum das Schauspiel gleich im 16. Jh., obgleich seine Entstehung und erste literarische Begründung in Nürnberg so ausschließlich lag, im Norden von Deutschland

683) J. G. Boioarii Comoediae utilissime omnem latini sermonis elegantiam continentes.

weit allgemeiner wurde. Auf vielen norddeutschen Schulen hören wir daher frühe von scenischen Vorstellungen, wie denn die Schulactus bekanntlich ihren großen Antheil an der Ausbildung des Schauspiels haben; in Zwickau gab man schon im 15. Jh. die terenzischen Stücke mit deutschen Einleitungen und Einschaltungen, die dem des Lateins Unkundigen das Verständniß ein wenig öffnen sollten[684]; man richtete den lateinischen Terenz, wie z. B. Johann Agricola that, mit mehr Sorgfalt als Anderes zum leichten Schulgebrauche zu. Hier also haben wir zu den vielen Gegensätzen, welche die Literatur dieser Zeiten zu der früheren bildet, auch den hauptsächlichen, daß sich nun im großen Zuge die Masse der Erzeugnisse nach dem Norden hinzieht, wie sie bisher fast blos im Süden war. Allmählich werden wir namentlich in den Grenzlanden fast im Kreise herumgedreht und werden nach und nach Schlesien, Sachsen, Preußen und den ganzen Nordosten mit der Schweiz eben so vor der neuen Concentration der Literatur in Deutschlands Mitte betrachten müssen, wie wir zunächst nach jener Concentration im 13. Jh. das Nordwestende und Oesterreich ins Auge faßten.

Hans Nydhardt hat 1486 die Uebersetzung eines Stückes von Terenz, des Eunuchs, in Ulm drucken lassen[685]. Sie ist ganz in der harten, aber kernigen Weise von Niclas Wyle übertragen. Sein Beispiel munterte 1499 einen anderen zur vollständigen Uebersetzung des Terenz auf[686], obgleich einige dem Nydhardt die Uebersetzung des heidnischen Stückes übelgenommen hatten. Der entschiedne Geschmack aber an Lustspielen, der mit dem Heimischen so verwandte Geist der römischen Komödie machte, daß diese ersten Uebersetzer so gut wie ein späterer Clemens Stephani von Buchaw, der den Eunuch und die

---

684) Gottsched's nöthiger Vorrath 1, 33.

685) S. bei Gottsched 1, 37.

686) Terentius der hochgelert und aller bruchlichst Poet von Latine zu Tütsch transferiret ꝛc. Straßb. 1499. Für den Eunuch ist die Ulmer Uebersetzung benutzt.

Andria 1554 in Reimen übertrug[687]) und den noch späteren Reimübersetzern Episcopius (1566) und Bapst (1590) vorging, eine scharfe Opposition gegen die überchristlichen und hypermoralischen Eiferer gegen diese Heiden und ihre derben Späße bildeten. Albrecht von Eyb gab sein Ansehn hinzu und übersetzte 1511 die Menächmen und die Bacchides des Plautus[688]) zugleich mit der Philogenia des Ugolino von Parma, die nachher auch in Schimpf und Ernst (in der Ausg. von Frankf. 1550) überging. 1539 konnte schon ein neuer Uebersetzer des Terenz, Valentin Boltz[689]), gegen die ungelehrten und verwöhnten Theologen erklären, daß er aus der weltfreudigen, schimpflichen, fleischlichen Materie der Heiden das Evangelium habe verstehen lernen und doch nicht ihren Glauben und Leichtfertigkeit angenommen; Gott habe uns die schöne Kunst durch die gelehrten Heiden gegeben, und wer die verachte, der verachte Gott selbst. Dieser traf aber auch schon in die Zeiten, wo Lucian schon lange (seit Niclas von Wyle und mehreres 1516 durch Dietrich von Pleningen) bekannt, von Hutten so selbständig benutzt, von Hans Sachs gebraucht war, wo dieser schon sogar den Plutus von Aristophanes (1531) behandelt hatte, wo Hamm (Andria 1535), Muschler, Heyneccius und Greff (Aulularia 1535) einzelne Stücke des Terenz und Plautus weiter verbreitet, wo Boner seinen Fleiß auf so viele Schriftsteller verwandt hatte, vieles einzelne von Plutarch und von Cicero verbreitet ward, wo Männer wie Murner, Pirkheimer, Spalatin und Schwarzenberg zum Uebersetzen griffen, wo Cicero seinen großen Einfluß auf die Männer geübt hatte, die von der barbarischen Schulphilosophie rückkehrten, wo Hans

687) Heidelb. Hs. 681.

688) Zwo Comödien des synreichen poeten Plauti, nämlich in Menechmo und Bachide. Nachvolgen die Comödien Ugolini, Philogenia genannt. Geteutscht durch den wirdigen und hochgelerten Herrn Albrecht von Eyb, Doctor 1537. Es gibt aber ältere Ausgaben von 1511, die ich nicht sah; vgl. Gödeke's Grundriß p. 140.

689) P. Terentii Aphri sechs verteutschte Comedien ꝛc. Tübingen 1544.

Sachs in seiner Weise den Geist der Alten unter das Volk breitete. So war durch das ganze 16. Jh. die Thätigkeit für diese alten Komiker rege. Nicht allein aus dem Alterthum unsere Bühne zu bereichern, sondern auch aus der Fremde war gleich anfänglich unser Bestreben, so daß also wie im Liede, so auch in diesem Zweige, das Entlehnen von außen her, die Rückkehr von der eigenen Dichtung zu der fremden sich so frühe vorbereitete. Bei Jacob Ayrer werden wir schon das vielfache Anlehnen an das fremde Theater finden; die Philogenia nannten wir schon vorhin; sogar aus Spanien haben wir schon 1520 ein Stück übersetzt. Es ist die Celestina des Rodrigo Cota (Sevilla 1501) und seiner Fortsetzer. Dieses Werk bezeichnet ganz eigentlich die Geburtsstunde des Dramas, das den neuern Zeiten eigenthümlich ist. Es ist zwar kein formgerechtes Schauspiel, sondern nur eine dramatisirte Novelle in 21 Gesprächen; aber von dem äußerlichen der Form abgesehen ist es eine ächt dramatisch durchgeführte Handlung ohne alle psychischen Sprünge, mit bewußter Beobachtung der poetischen Gerechtigkeit und mit einer meisterhaften Charakteristik aller mithandelnden Figuren, wie sie vor Shakespeare nirgends ihres Gleichen hat. Es ist vieles von dem Inhalte von Romeo und Julia in dem Werke, und der Geist, in dem die überstiegene Leidenschaft gefaßt ist, ist ganz derselbe; der höhere Adel der Sitte und Zeichnung bei Shakespeare ist hier von der Derbheit des Zeitgeschmackes noch zurückgedrängt; wie tief aber die Dichtung in dieser Hinsicht unter Shakespeare steht, so hoch steht sie doch wieder selbst in ihren nacktesten Stellen z. B. über den Hetärengesprächen des Aretin. Dieses Stück nun ist von dem Augsburger Christoph Wirsung (1500—71), den wir noch sonst erwähnen werden, aus einer italienischen Uebertragung in Venedig 1520 übersetzt und 1534 in reiferen Jahren in neuer Ausgabe[690]) verbessert worden. Der Werth des Originals ist von ihm ganz durchschaut und den Plautinischen Komödien gleichgestellt. Der

690) Ain hipsche Tragedia von zwaien liebhabenden menschen, ainem Ritter Calixtus und ainer edlen junkfrawen Melibia genannt rc. Augsp. 1520 und 1534.

Der Uebersetzer eifert für die Erneuerung der alten Kunst ganz in dem edlen Bestreben eines Niclas Wyle. An diesen erinnert Wirsung's latinistische Sprache zurück, und die sinnliche Empfindungstiefe, die er in seiner Uebersetzung ausdrückt, entspricht im Dramatischen ganz der Stellung, die Wyle's Euriolus in der Novelle einnimmt. Dabei ist die Feinheit der Menschenkenntniß in dem Originale mit solchem Verständniß wiedergegeben, daß von einer psychologischen Zeichnung wie die in diesem Werke in der dramatischen Literatur Deutschlands durch die zwei folgenden Jahrhunderte durchaus nichts entfernt ähnliches aufzuweisen ist.

---

4. Satiren, Narrenschiff und Reineke Fuchs.

Es ist Zeit, daß wir uns nach Betrachtung der Veränderungen in Epopöe und Lyrik auch wieder nach unserer Lehrdichtung umsehen. Wir haben diesen Zweig gleich bei dem ersten Wegwenden unserer Literatur von der Ritterpoesie so bedeutend gefunden und von so fruchtbarer Einwirkung, daß wir von selbst errathen, er werde in einer Zeit, die sich so lebhaft mit ihrer Sittenreinigung beschäftigte, neue Früchte getragen haben. Wir hatten bemerkt, daß sich die Lehrpoesie nach den kleineren Stücken des Freidank und Stricker bis zu dem Umfang des Renners sammelte; dann ging sie wieder in Beispiele und Fabeln auseinander und brachte eine ungeheure Masse von moralischen Erzählungen aus dem Gebiete der alten Geschichte und Kultur zu den länger bekannten der Bibel zusammen. Durch die ewige Wiederholung dieser Musterbeispiele des Handelns erhielt die Nation einen solchen Schatz von Weisheit, von gesunder Lebenspraxis, von tüchtiger Nahrung für Herz und Geist noch zu dem, was davon aus Predigt und Christenthum schon lange im Volke lebte, daß die Wirkungen, die dies in der Reformationszeit haben mußte, sehr schwer zu überschlagen sind. Es ist nicht oft, es ist nur in solchen Umwälzungszeiten der

Fall, daß die Kräfte, daß namentlich auch die geistigen Kräfte jedes Einzelnen in Anspruch genommen werden. In der Reformation sollte aber Jeder dem eigenen Urtheil in einer Sache folgen, in der es sich oft um den Leib, immer um die Seele handelte, er sollte sich darin nach eignem Wissen und Gewissen entscheiden. Wie gut war es da, daß diese Lebensweisheit und sittliche Einsicht im Volke verbreitet war, die allein die Wiedergeburt in der Reformationszeit möglich machte. Daß in der That eine solche Sicherheit der Gesinnung im ganzen Volke lag, zeigt die Aufnahme unserer Lehrgedichte und zeigen diese Lehrgedichte selbst. Es sollte doch schwer sein, in unseren vielen großen und kleinen Lehrdichtungen, außer den natürlichen Befangenheiten der Zeiten, eigentliche Verkehrtheiten und Verschrobenheiten zu finden. Selbst jener mystischen Zeit des 14. Jhs. hielt man sogleich das richtige Gegengewicht; und ihre Wiederkehr im 15. rief nur den desto gründlicheren Gegenschlag hervor. In diesem Kampfe selbst sehen wir z. B. ein moralisches Lehrgedicht von Vintler liegen, das wir hier nachzuholen haben. Es kann zugleich zeigen, wie geringe Köpfe damals in diesem Fache, aber auch mit welcher guten Natur sie schrieben.

Der Dichter dieses Werkes entstammt einem der edelsten Geschlechter Tirols. Zur Zeit der Scheide des 14/15. Jhs. saß ein kunstsinniger Herr Nicolaus Vintler auf dem erkauften Runglstein, der Maler und Dichter beschäftigte, unter dessen Patronat der Münchener Meistersänger Heinz Sentlinger 1494 eine Weltchronik nach Gottfried von Viterbo dichtete[691]; sein Vetter ist **Konrad Vintler**[692], der 1411 die **Blume der Tugend** nach dem italienischen Werke fiori di virtù[693]) arbeitete, dem es in der Anordnung folgt,

691) Hs. im Besitze von Johann v. Vintler zu Brunecken. S. Zingerle, Tirols Antheil an der poetischen Nat. Lit. der Deutschen, Innsbruck 1851, p. 137, und besonders dessen Beiträge zur älteren tirolischen Literatur II. Wien 1871.

692) Nicht Hans; Konrad nennt ihn die Innsbrucker Original-Hs. des Gedichts, Hans nur der Druck von 1486. Vgl. Zingerle in Haupts Zs. 10, 255 ff.

693) Um 1320, dem Tomaso Leoni zugeschrieben. Vgl. Lappenberg in Haupts Zs. 10, 259.

aber mit vielen eigenen Zusätzen. Konrads Gedicht zeigt mehrfach einen Uebergang von der mehr religiösen und theoretischen zu der practischen moralischen Lehre, von der Schilderung von Laster und Tugend an Beispielen aus der Vergangenheit zu der Darstellung der Gegenwart und ihrer Gebrechen. Im Anfang erinnert es ganz an die Beispielsammlungen, an das Schachzabelbuch u. dgl. Der Verfasser „klaubt" aus aller Welt Büchern, weil er selbst „hüpscher vindeler" sei, alle möglichen Lehren und Beispiele zusammen[694], aus den Geschichten von Alexander und Rom, den Gesten, der Bibel, den Kirchenvätern, den Klassikern, dem Buche der Natur u. s. w. und flicht dies alles kunst- und anspruchslos zusammen. Fast wie im Schachzabelbuch ist der Dichter in der ersten Hälfte seines Buches übertrieben bescheiden, ruft jeden Augenblick den Himmel in jenem gezwungenen Tone der Erhabenheit an, daß ihn der Wind des heiligen Geistes anwehen und ihm helfen möge. Alles hält sich in Allgemeinheit; er geht eine Reihe von Lastern und den gegensätzlichen Tugenden durch, gibt Erklärungen und Lehren mit Belegstellen aus den verschiedensten Gewährsmännern, wo dann der Vortrag Aehnlichkeit mit dem Laiendoctrinal hat; es folgt dann gewöhnlich eine Figur oder Vergleichung dieser Tugenden oder Laster mit den Gegenständen und Erzählungen einer gefabelten Thierkunde, und dann einige sehr verschiedenartige Beispiele aus der römischen Geschichte oder dem Leben der Altväter. Die ganze Behandlung mahnt mehr an die gleichzeitigen mystischen Figurenbücher; die im Anfang ganz entschiedene Entfernung von allem Bezuge der Lehren oder der Beispiele auf die Lage der Zeit macht

694) Ausgabe von 1486.
Ich han durchsucht flores virtutum
das do ein welsches Buch ist, das han ich gemacht zu dieser frist,
das es teutsche zung vernympt —
auch han ich daz darzu gemacht,
vil mange ler und abenteur, die zu tugent gebent steur,
die han ich pracht all zu eynander u. s. w.

zuerst geneigt, das Buch geradehin unter die Beispielsammlungen zu stellen, die davon ebenso entfernt sind. Allein allmählich legt der Verfasser seine Rückhaltung ab; fast furchtsam spricht er hier und da von Schmeichlern und Bauern mit einem Blick auf die Zeitgenossen, und von der Unfreigebigkeit der Fürsten, zieht sich aber sogleich (fol. 6.) zurück, und will seinen Athem sparen, wo er nichts bessern kann. Weiterhin aber geht er in einen ganz anderen Ton über, wendet sich auf seine lebendige Umgebung und Zeit und geißelt ihre Fehler mit völliger Verleugnung der früheren Scheu. Hier erinnert er eben so sehr, wie vorher an den Geschmack der Mystiker, an den der Satiriker, an Brant und an Murner; und da das Buch 1486 gedruckt und wohl damals erst mehr bekannt ward, so versparten wir seine Erwähnung bis hieher. Der Hauptgegenstand der moralischen Kritik in diesen letzten Theilen ist die Hoffart der Hauptstände und der Frauen und der herrschende Aberglaube. Die Geistlichen und ihren Prunk greift Vintler vorsichtiger an; gegen den Adel aber spricht er den allgemeinen Grimm der untern Stände aus: dieser Ausfall eines Adligen gegen die Edelleute gewinnt an Nachdruck. Statt dem Schirm, den er Armen und Reichen gewähren solle, sagt er, sieht man den Adel die Armen scheren, das machen sie zu ihrer eigenen Schande zu ihrem Amte. Er belegt diese Edelleute, die ihre Ehre um Gut dahingeben, mit einem derben Schimpfnamen, findet ihrer drei einen Bauern werth und meint, sie wüßten viel besser, wie der Mist den Acker düngt, als was Adel sei. Wie die Fledermaus schöben sie sich davon, wo es gelte, das Land zu vertheidigen oder Steuer zu zahlen. Adel erbt nicht von Vater und Ahn, denn was nützet einem die Gesundheit seines Vaters, wenn er selber siech ist? Aber so viele meinen nun, ihre Ehre von ihrem Gelde zu haben; wer tugendlich lebt, ist der Leute Spott, wer am besten fluchen kann, den hat man für einen guten Gesellen, und wer übermüthig sich gebärden kann, den schreibt man in der Fürsten Rath. Wer sich anderen zum Gelächter Preis gibt mit allerhand Narrenwerk, der trägt unter den anderen Narren

und Eselsohren die Ehre. Wer wie ein Unsinniger schreit, das soll jetzt höfisch sein, und damit sie sich untereinander zu Narren machen können, ohne daß sich ein anderer einmische, haben etliche Junker eine neue Sprache unter sich erfunden, die man rothwälsch nennt. Wohl haben aber die Alten recht gesagt: wenn der Abt die Würfel führt, so spielen die Mönche. Thäten unsere Herren recht, so würde man ihnen folgen; aber so gilt jetzt alles für recht, was sie thun, und trüge einer eine Sauhaut, man würde es um die Wette nachahmen. Wollte Mancher, der nach Wunderbarem übers Meer fährt, zu mir kommen, ich wollte ihm Wunder übergenug zeigen an Aermelwerk, an Zotten und Kappen. Denn die Thoren im Lande tragen allerhand Narrenplunder und die Frauen zweiellenlange Schleppen im Koth und an der Mütze sechsellenlange Lappen; sie wollen Alles tragen und thun, was die Männer thun und tragen, und doch ists der alten Weisen Spruch, daß, wo der Bischof den Kreisel schlägt, und wo der Ritter Bücher schreibt, der Mönch den Harnisch trägt, und die Jungfrau zu Roß den Schützen spielt, da Alles verkehrt und nicht in Ordnung sei. Als ein guter Geselle will ich strafen, was die Frauen verunehrt, denn die Frommen sind es werth, daß man sie warne; aber es sind so viele arme Edelfrauen, die gleich der Fürstin in Perlen und Spangen gehen wollen, und haben nicht so viel in der Küche, um einen Hahn damit groß zu ziehen; und haben doch die Alten gesagt, wenn die Mücke ein Hühnerei legen wolle, so sei's ihr Tod; und ist es doch auf meinen Eid wahr, daß kein Gewand schöner kleide als die Demuth. — Besonders lehrreich ist Vintler dann über den mannichfachen Unglauben oder Aberglauben der Zeit. Teufelbannen, Schatzgraben, Wahrsagen aus Vogelschrei, aus Träumen, aus der Feuerflamme, den Linien der Hand und aus Loosbüchern, der Glaube an die Frau Bertha mit der langen Nase, an Unglückstage, an die Begegnung von Glücks- oder Unglücksthieren, Abgötterei mit falschen Götzen, Verzauberungen und Sympathien, Schirm- und Zauberformeln, Verwahrungsgebräuche vor Unglück und Glaube an glückliche Vorzeichen, Viehsegen, Geomantie, Todten-

beschwörungen, Wunderkuren, Verzückungen, All das führt er in mannichfaltigen Einzelheiten an, so daß diese Stelle, die Zarncke als ein selbständiges, von Vintler nur eingeschobenes Gedicht erkannt hat [695], als eine klassische für diese Gegenstände gelten kann. Der Dichter, eine gar gute Seele, verräth an dieser Stelle so viel frommen Aerger, als sonst frommen Glauben an Legenden und Heiligengeschichten.

Dieses Werk nun kommt noch in seiner Form mehr auf den Renner hinaus; wir wollen dicht daneben das Narrenschiff (1494) des Dr. Sebastian Brant (aus Straßburg 1458—1521) betrachten [696], um zu sehen, wie der Charakter der Reformationszeit auch das Lehrgedicht formell ganz umgestaltete. Wir lassen hier eine Reihe von anderen moralisirenden Werken bei Seite, weil es uns weiterhin, bei dem wachsenden Umfange der Quellen immer mehr auf das Ausscheiden des Wichtigsten ankommt. Das Narrenschiff steht in der Mitte von einer Menge didactischer Werke, die zum Theile aus dem deutschen Alterthume hervorgesucht, zum Theile Uebersetzungen und Urschriften sind. Alles, was sich als kürzeres Beispiel empfahl, fand Verbreitung im Drucke. Boner ist bekanntlich eines der ersten Werke der Druckerkunst, die Fabeln des Aesop ebenso; und so wurden schon 1520 die sogenannten Cyrillischen Fabeln, die im 15. Jh. mehrmals lateinisch (speculum sapientiae) waren gedruckt worden, in Prosa übersetzt [697]. Später (1571) wurden sie von Daniel Holzmann ebenso durch Versificirung verschlechtert, wie die alten prosaischen Terenze um dieselbe Zeit das ähnliche Schicksal erlitten; und spät im 18. Jh. suchte sie dann Meißner noch einmal hervor. Die einzelnen Sittensprüche des Cato, Facetus, Freidank [698]) wurden hervorge-

695) In Haupts Zs. 9, 68 ff. Anders Zingerle a. a. O. S. 67.

696) Narrenschiff, ed. Strobel, Quedl. 1839. und mit trefflicher Einleitung und Commentar von Fr. Zarncke. Leipz. 1854.

697) Spiegel der wysheit u. s. im jar Christi MDXX uß dem latin vertütscht. (Basel.)

698) Proverbia eloquentis Freydangks. o. O. u. J. 4. wohl noch vor 1500.

sucht, der Renner wurde wenigstens abschriftlich vervielfältigt, verkürzt, in einzelnen Sprüchen ausgezogen (Heidelb. Hs. 471).[699] Sebastian Brant selbst beschäftigte sich auf das vielfältigste mit der Bekanntwerdung und Erneuerung aller dieser und ähnlicher Werke. Er besorgte eine Reihe von Ausgaben und Uebersetzungen von dergleichen[700]; er ließ auf die Aufforderung seiner Freunde Hölderlein und Wolf den Freidank (Straßb. 1508) „neben seinem Narrenschiffe hinschwimmen", eine Bearbeitung, die 1538 wieder von Seb. Wagner (in protestantischem Sinne überarbeitet) in Worms gedruckt ward; sein deutscher Cato (nach Zarncke zwischen 1485—92) verdrängte schnell die vielen älteren Behandlungen;[701]. In den Priameln, die Brant gemacht hat[702], in seinem Hauptwerke selbst, das eine vorzügliche Quelle des deutschen Sprichworts ist, überall verräth sich sein Studium der gnomischen und didactischen Werke der Vorzeit. Auch selbständig haben wir solche catonische Lehrgedichte (z. B. an den Kaiser Max eine fürstlich-soldatische Sittenlehre[703]) aus der damali-

699) Man ging jetzt im Volke auf das Knappe, Kleine, Enge herab: wie man die alten Rittergeschichten und Volksbücher kürzte, so griff man selbst von den liebgewordenen großen Lehrgedichten lieber noch zu Freidank, zu den Lehren Cato's, den Räthen des Aristoteles (sie sind von Suchenwirt N. 38 behandelt und mit der Zeit viel verändert worden) und ähnlichen Stücken kurzer Spruchweisheit zurück; wie z. B. dem Tugendspiegel in den altdeutsch. Blättern von Haupt und Hoffmann I, 88. Das Volk hatte nicht die Muße zum Lesen langer Sachen; was es lesen sollte, mußte kurz zusammengefaßt, also voll für den Verstand, erbauend für den Sinn, faßlich für den praktischen Sinn, lebensvoll für die Einbildungskraft sein.

700) De moribus et facetiis mense; Thesmophagia transl. in theuthon. per Seb. Brant. 1490. Liber Faceti de moribus juvenum per Seb. Brant. 1496. Liber Moreti, docens mores juvenum in supplementum illorum, qui a Cathone erant omissi, per Seb. Brant. 1508. u. A. Alle vier Stücke sind bei Zarncke p. 131—52 gedruckt. Soll die Thesmophagia (nach Zarncke) das jüngste in der Reihe sein, so habe ich alle zwischen 1485—90 zu setzen, da ich eine Ausgabe von diesem letzten Jahre sah.

701) Daß die Frankfurter Ausgabe des Renner von 1549 eine Bearbeitung von Brant sei, ist ein Irrthum: vgl. Zarncke p. 168[b].

702) In Strobel's neuen Beiträgen.

703) Im deutschen Museum. 1779. 1, 267.

gen Zeit. Die Gesten, das Schachzabelbuch, die weisen Meister, der Valerius Marinus des Müglin, Vintler, das Buch der Weisen, die Uebersetzung des Diogenes Laertius (Augsb. 1490), Albrecht von Eyb's Spiegel der Sitten und seine lateinische margarita, die Uebersetzung des schon 1471 lateinisch gedruckten, später von Brant empfohlenen speculum humanae vitae von Steinhöwel, all diese Werke müssen wir mit ihren mannichfaltigen Geschichten in der Vorstellung halten, um zu begreifen wie Brant in seinem Narrenschiffe auf ein weites Gebiet von Anekdoten nur anspielen, wie er die Bekanntschaft damit voraussetzen darf und eine sichtbare Abneigung vor dem Erzählen und Ausführen verrathen kann. Die Menschen schwankten damals so vielfältig zwischen den verschiedenen altritterlichen und neubürgerlichen, den rein christlichen und den humanistischen Lebensansichten, es konnten daher so verschiedene Werke, wie die Fabeln des Boner und das Buch der Weisen gleiche Aufnahme finden. Brant selbst konnte in seinen lateinischen Gedichten noch Loblieder auf Heilige in sapphischer Odenform machen, das Ave praeclara stella (bei Zarncke p. 163) verdeutschen und Rosenkränze auf Maria dichten, eine Ausgabe des hortulus animae mit Wimpheling besorgen und ihn nachher (1507) sogar übersetzen [704]; er konnte sich für eine Ausgabe der Werke des Felix Hämmerlein und zugleich für Regeln der Tischzucht interessiren. Es ist daher kein Wunder, daß z. B. ein Buch wie der Ritter vom Thurm [705]) gleichzeitig mit dem Narrenschiff entstehen und noch Leser finden konnte, ein Buch, das aus einem

704) Der hortulus animae ist zuerst von Joh. Wesinger in Straßburg gedruckt ohne eine Theilnahme Brants; dann 1503 hat Wesinger Brants und Wimphelings Hülfe bei einer neuen Ausgabe in Anspruch genommen. Auch der deutsche hortulus war zuerst ohne Brants Theilnahme erschienen, in den Ausgaben von 1507 und 1508 hatte er aber als Uebersetzer und Corrector seine Hand und hat darin „zu teutsch vil transferiert“ (Zarncke p. 173 a), es scheint demnach nicht das Ganze.

705) Der Ritter vom Turm, von den Exemplen der gotsforcht und erbarkeit. Basel 1493. Später in das Buch der Liebe aufgenommen unter dem Titel: Spiegel der Tugend.

französischen Werke des 14. Jhs. von dem Ritter Marquart von Stein (1493) übersetzt ward, das überall seine Entstehung im 14. Jh. und im Adelstande verräth, das noch einmal die alten Standessitten und Bräuche predigt, das neben Schwänken noch einmal die thörichtsten Legenden, Geisterspuk und Visionen bringt, das eine förmliche Frauenschule enthält und dieser Zeit darbietet, welche die alte Achtung der Weiber fast mit dem Gegentheile vertauscht hat. Wenn in den bezeichneten Werken schon ein Aufschluß über Brant's Manier und über manches Auffällige seiner Ansichten liegt, so führen andere Werke wieder von andern Seiten näher zu ihm. Das Verderben der einzelnen Stände zu schildern, war seit dem Renner und dem Schachbuch eine Lieblingsaufgabe geworden; die Wolfsklagen sind in jenen Zeiten ein ganz stehender Artikel. Allerdings hat Brant diese Betrachtungen erst neu in Schwung gebracht. Bald nach ihm zeigen die verschiedensten Werke, Joseph Grünbeck's Spiegel der natürlichen himmlischen und prophetischen Sehungen aller Trübsal und Angst, die über alle Stände und Geschlechter in der Kürze ergehen werde (1508), das niederdeutsche Gedicht von dem Laufe der Welt (1509), das Buch vom Hofleben (1497)[706], Dietrich's von Pleningen Schrift über die Unzufriedenheit der Menschen mit ihrem Stande, die letzte Hälfte von Eyb's Sittenspiegel (1511), Joh. von Morßheim's Spiegel des Regiments (Oppenheim 1514)[707], der die Diener der Untreue, die an der Fürsten Höfen gewaltig ist, ganz in der bildlichen Weise, wie Brant seine Narren, einzeln durchzieht[708]) u. A., wie beliebt und eindringend diese Betrachtungsweise damals war; und dies hat auch seinen natürlichen Grund in der ganzen Lage des Lebens, die uns das

706) Von wem ist dieß? Jacob Cammerlander aus Mainz, ein studirter Formschneider und Buchdrucker in Straßburg, edirte viele überarbeitete Werke von andern, so auch aulica vita. Hoffleben. 1532, was eine veränderte Auflage eines auch von ihm edirten Buches New Kriegsrüstung 1539 ist und was wahrscheinlich mit Morßheim's Fraw Untrewe zusammenhängt (Zarncke p. CXLI).

707) ed. Gödeke. Bibliothek des lit. Vereins N. 37.

708) Es scheint dieß dasselbe was Zarncke p. CXX Morßheims Fraw un-

Narrenschiff eben so gründlich kennen lehrt, wie Thomasin und der Renner die Zustände ihrer Zeiten.

Brant ist wie Geiler, Wimpheling u. a. sogenannte Reformatoren aus dem Kreise um Johannes a Lapide hervorgegangen, um den Basel eine kurze Zeit die Blüthe der jungen Gelehrten Deutschlands sammelte, als er an diesem Orte, wo seit dem Basler Concil die Schule der Nominalisten heimisch war, den Realismus aufpflanzte, der aber hier sogleich mit dem Nominalismus wie zusammenschmolz. Daher (nach Zarncke) in allen diesen Männern ein Bemühen die katholischen Lehrsätze und die Pabstgewalt zu verfechten, nachdem Joh. Wessel, Gregor von Heimburg, Joh. von Wesel u. A. in Staat und Kirche schon freiere Richtung angegeben hatten. Sie umgingen daher jede kirchliche und politische Frage von umfassenderer Bedeutung, und ließen sich auf das Gebiet der Moral drängen, wo sie ascetisch und fanatisch auftraten. Gerade dies aber macht sie zu Vorreformatoren, denn nichts hieß den mechanischen todten Religions-Mechanismus der katholischen Kirche stärker anfassen als die Betonung des moralischen Wesens im Menschen. Was aber die Thätigkeit dieser Männer nachhaltiger wirksam machte, war ihre Einführung der classischen Sprachen „eines ganz neuen Bildungselementes“ von größten Folgen. Zarncke findet dies befremdend, allein so gut die pietistische Richtung der Tauler zu dem Protestantismus führte, so natürlich führte der Moralismus dieser zu dem Humanismus, und ihr Verdienst dieses Weges gewiesen zu haben, wenn es auch nicht in ihrer Absicht so lag, ist um nichts geringer.

Brant lebte in Basel theils von seinen schriftstellerischen Arbeiten, theils als literarischer Gehülfe des Druckes bei Herausgabe von älteren Werken. Er ward dann in Basel Lehrer an der Hochschule voll Anregung als Jurist und Humanist. Seinen Lieblingsautor Virgil gab er erst in Straßburg 1502 heraus. Zum

treue nennt, die schon 1497 erschien und das Hofleben in handgreiflicher Nachahmung ja Ergänzung Brants behandelt.

Zwecke seiner Vorträge schrieb er eine Reihe lateinischer juristischer Werke, womit er auch noch in Straßburg, nur nicht mehr zum Zweck seiner eignen Lehrvorträge, fortfuhr. Ein geschichtliches Werk de origine et conversatione bonorum regum et laude civitatis Hierosolymae ist dadurch charakteristisch, daß es (schon auf dem Titel) die Ermahnung ausspricht das heilige Land wieder zu erobern. Wir übergehen diese Thätigkeit, auch aus seiner dichterischen die lateinischen Gedichte; darunter eine Menge Gelegenheitssachen, Schlußgedichte zu Ausgaben und Drucken, Dedicationsgedichte rc. Diese Gedichte sind nachher in die varia carmina (1498) gesammelt: sie besprechen politische Ereignisse, wo er sich den Türken gegenüber als jener Ermahner zum Kreuzzug, Italien gegenüber als ein Verfechter der Weltherrschaft des römischen Kaisers erweist, in allen diesen Dingen mittelalterlich und ein Mann der alten Zeit.

Die religiösen unter seinen Gedichten fallen meist in die Zeit vor den politischen; eigen ist darin die Mischung des alten Dichtungsstils und heidnischer Anschauungen mit den christlich-mönchischen Vorstellungen. Er verwickelte sich hier auch mit in den Streit über die immaculata conceptio, die unbefleckte Empfängniß und die Erbsündelosigkeit der heil. Jungfrau und zwar für diese wie es das Basler Concil gethan hatte. Von seinen didaktischen Gedichten in lateinischer Sprache ward er auf die deutsche Lehrdichtung herübergewiesen. Er lernte erst deutsch schreiben oder dichten in seinen Uebersetzungen aus dem Latein; sie führen aus schwerfälligen unverständlichen Versuchen zu leichterer Freiheit über; das Ave praeclara erinnert in seinen Härten an alte Meistergesänge, ist aber auch der Form nach sehr schwer zu übersetzen. So ging er ans Narrenschiff.

Der Gedanke, dem Werke die Einkleidung eines Schiffs zu geben, scheint erst nachträglich entstanden zu sein, nachdem schon ein Theil des Werkes ohne dieses Absehen gedichtet war. Die planlose Fahrt der Menschen und ihren ewigen Untergang anzudeuten ist dieser Einkleidung symbolischer Zweck. Sie ist wenig betont und nicht folgerecht

festgehalten oder tief angelegt. Zarncke hat zusammenstellend nachgewiesen, wie schon in älteren Gedichten und Reden, in dem schef der flust vom Teichner, in dem niederländischen Stücke die blauwe Schute von Jacob van Oestvoren und in einer Quodlibet-Rede vom „Leichtschiff“ von Jod. Gallus der Gedanke lustige Gesellen, verlorne Kinder, Zechbrüder in ein Schiff zu versammeln, ausgeführt war, und die letztere Rede, 1489 von Brants Freunde Wimpheling zum Druck befördert, vermuthet Zarncke wohl mit Recht, hat Brant gradezu den Anstoß zu seiner Einkleidung gegeben. Die Auffassung der Fehler der Menschen als Narrheiten war oft schon dagewesen, aber Brant gab dem lachlustigen Zeitalter zu dieser seinem Geschmack entsprechenden Auffassung den sittlichen bis zur Ascese gesteigerten Ingrimm über diese gemeine Verkehrung des menschlichen Wesens hinzu, der eben dadurch gemildert wird, weil es galt religiösen conventionellen Vorstellungen, die alle Sünde, wie ihre Büßung zu einem Possenwerk gemacht hatten, ein gewisses Gegengewicht entgegenzuwerfen in der moralischen Schätzung des Menschen und seines Treibens. Man hat Brants strengen bittern Grundton seiner Auffassung nicht geschichlich objectiv berechtigt gefunden und die subjective Stimmung seines Kreises in Anschlag bringen zu müssen geglaubt. Als ob solche ganze Kreise so ausgezeichneter und so verschiedenartiger Männer wie gerade diese irgend eine solche Stimmung tragen konnten und daher einen solchen Grundton, ohne daß die Zeit in ihrer ganzen Lage den Grund, daher die Berechtigung dazu gab! Die Derbheit, Herbheit, Grobheit, Gewalt Luthers wird aus eben solchen Gesichtspunkten subjectiv genannt. Als ob unter der Last eines politischen und religiösen Drucks, an dem nun seit Jahrhunderten Kaiser und Geistlichkeit, Concilien und Reichstage immer und immer erfolglos gearbeitet hatten („sed praecipue in hac nostra Germania“), nicht gerade hier ein Ausbruch gerade solch eines Verzagens selbst der defensiven und conservativen Männer, verzagten Conservirens auf der einen Seite, verzagten Reformirens auf der andern, wie es in diesen oberrheini-

schen Kreisen Erasmus auf der Spitze zeigt, der ganz natürliche Vorläufer des aggressiven und progressiven Werkes der Luther und Hutten gewesen wäre, der natürliche nothwendige Vorläufer, so berechtigt wie der Mysticismus und die Frömmigkeit Tauler's, obgleich wir diese heute so wenig goutiren mögen wie die ascetische Moral von Brant und Geiler.

Was Erasmus im Lobe der Narrheit ironisch pries, das verdammt Sebastian Brant in seinem Schiff von Narragonien in geradem Eifer. Er sieht sich rings in einer Welt von Menschen, die, nachdem sie die Vorschriften der höfischen Sittenlehre umgestoßen und den Damm der Hemmnisse der menschlichen Natur durchbrochen hatten, nun mit zügelloser Freiheit dem Triebe der ungezähmtesten Natur den vollsten Lauf ließen. Es ist eines der bezeichnendsten Kapitel des Narrenschiffs das von den groben Narren. Es geht gerade gegen die Klasse von Narren und Schwänken, die wir oben heraushoben. Ein neuer Heiliger, sagt Brant, ist aufgestanden, er heißt Grobian, den jetzt jeder feiert und ehrt an allen Orten mit wüsten Worten und Werken; man wähnt das in Scherz zu ziehen und doch ist wenig Glimpf dabei. Der Narr hat jetzt die Sau bei den Ohren und schüttelt sie, daß ihr die Sauglocke klingt und sie ihm den Moringer singt; sie hat jetzt allein den Tanz. Man schont nicht Gott und Ehrbarkeit, man spricht von allen wüsten Dingen, und wer der schandbarste ist, dem beut man ein Glas Wein und lacht seiner, daß das Haus schüttert, preist seine Kurzweiligkeit und dünkt sich keine schönere Freude auf Erden zu haben, denn als gute Gesellen fröhlich zu prassen. Wer solche Werke treiben kann, wie der Pfaffe vom Kalenberg oder der Mönch Ylsan, der meint jetzt ein ganzer Mann zu sein. Um der Pfaffen Rede kümmert man sich nicht, denn wäre es alles Sünde was sie so nennen, so trieben sie es nicht selber. So fürchtet auch Geiler, die Schwankerzähler würden einst ihre Schwänke der Hölle zu erzählen haben. Es ist etwas Großes, sich einem so reißenden Strome, wie gerade diese Richtung war, entgegen stellen zu wollen. Diese Absicht hat Brant

gehabt und Geiler in seinen Predigten über das Narrenschiff eifert geradezu gegen die, welche Narrheit und Sünde mit der Natur entschuldigen wollen; denn man soll, sagt er, gegen die physische Natur nach dem Gesetze der Vernunft ankämpfen; sie sei unsere wahre Natur. Es ist etwas Großes, sich gegen eine solche Richtung zu stemmen, und es ist dies um so mehr, je weniger es mit dem Uebersprung in die entgegengesetzte Richtung geschieht; je mehr der Vernunft gegenüber, deren Recht man verficht, auch der Natur ihre Rechte gelassen werden. Es ist wahr, der wackere Steuermann des Narrenschiffs neigt hier und da zu den ascetischen Ansichten des Mönchthums; auch in seinen lateinischen Gedichten und Schriften zeigte Brant mancherlei Hang zum Rechtgläubigen, Hart- und Abergläubigen; man hat fliegende Blätter von ihm, wo er Mißgeburten nach der „Kunst Aruspicum“ als Zeichen von Zeitereignissen ausdeutet, und er besorgte noch Ausgaben ascetischer Werke für solche, die sich dem Mönchstande widmen wollten. Er vertheidigt im Narrenschiff den Ablaß, er liebt den Einsiedler, der an heimlicher Stätte sein Leben Gott weiht. Und er nimmt es mit den weltlichen Freuden außerordentlich strenge. Der Tanz ist ihm die Quelle vieles Unraths, und er weiß auf dem ganzen Erdreich keinen Spaß, der dem Ernst so nahe ist, wie das unzüchtige Kirchweihtanzen. Er wirft die Nachtaufzüge und Ständchen weit weg, er zürnt gegen die Trinker und vollen Narren, gegen Scheibenschießen und Jagd, gegen das Spiel, dem sich nun Pfaffen, Adel und Bürger, und sogar die Weiber dahingeben. Trotz allem dem aber liegt diese strenge Moral doch nur in einzelnen Stellen und wird durch die Grundansicht in dem Narrenschiff verwischt. Wir erinnern daran, zu welchen oft widersprechenden Lebensregeln die älteren Moralisten durch die Lehren des strengen Christenthums und der freieren Klugheitsregel des Menschenverkehrs gebracht wurden. Man könnte im Brant die nämlichen Gegensätze nachweisen, und gegen jene ascetischeren Sätze aufführen, wie er lehrt Scherz verstehen, mit den Wölfen heulen, mit den Jägern hetzen, mit den Keglern aufsetzen; wie er

Anschläge und Ansichten klug zu verheimlichen anräth, und das Trau, Schau, Wem empfiehlt, da Treu und Vertrauen jetzt mißlich sei. Allein es ist das Eigenthümliche des Narrenschiffs, daß diese alten Gegensätze darin mehr verschwinden und überall die Versöhnung zwischen der christlichen und humanen Sitte den Hintergrund bildet. Brant ist weit davon entfernt, in der Barmherzigkeit Gottes und der Fürbitte der Maria eine Quelle der Sündenvergebung zu finden. Er ist kein Freund von Heilthümern, und eifert gegen die reichen Bettelmönche, die Stirnenstößer und Stationirer, die auf allen Kirchweihen bethlehemitisches Heu und Bileam's Eselsgebein, die Federn von St. Michael's Flügeln oder die Bundschuhe St. Claren's feil bieten. Man soll nicht auf Gottes Gnade bauen, sagt er, ohne an seine Gerechtigkeit zu denken; man soll nicht hoffen, daß uns Gottes Stimme mit Gewalt zu ihm ziehe, ohne daß wir uns selbst darnach schicken; man soll nicht in Sünden verharren im Vertrauen auf Gottes Langmuth, nicht Gott in den Bart greifen und mit ihm scherzen wollen, als ob er das vertrüge. Man soll auch nicht mit Halbheit und Lauheit auszureichen meinen, nicht auf dem Wege der Tugend sich umsehen nach den Fleischtöpfen Aegyptens; man soll nicht auf Gottes Lohn ohne Arbeit hoffen, und nicht Besserung aufschieben und cras, cras, das Lied der Raben, singen; dasselbige M o r g e n komme dann oft nimmermehr. Brant sieht vielmehr weit gründlicher und häufiger nach der ausgeübten Tugend der alten Welt aus und betrachtet Tugend und Laster nach ihrer menschlichen Weise. Indem er die Laster überhaupt als Narrheiten bezeichnet, zieht er sie in den Kreis der menschlichen Beurtheilung herab und entnimmt sie der willkürlichen Strafbestimmung des Dogma's oder eines eifrigen Gottes. Geiler scheidet zwischen der Narrheit, die eine Folge von Ugeschicklichkeit und Gebrechen der Natur ist, und der, die aus der Richtung der Sinne auf äußere Vergnügungen folgt; die letzte ist die, von der Er und Brant handelt; sie ist Sünde und wird durch den Mangel des bösen Willens, wie durch den Trieb der Natur nicht entschuldigt.

Wie noch immer die Hoffahrt, das Zuviel, das Ueberheben, die Maßlosigkeit als der Grundfehler dieser Zeiten von Brant erkannt wird, wie von Hugo von Trimberg, so sieht doch Brant gegen Hugo diesen Fehler ungefähr in dem Verhältnisse, wie Aristoteles die Unenthaltsamkeit (ἀκρασία) gegen die Unmäßigkeit (ἀκολασία); er sieht keine Absicht und keinen Vorsatz in der Sünde, sondern nur Mangel an Kraft und an Selbsterkenntniß; er sieht darin nicht eine Schlechtigkeit, die im Voraus in den Grund der Hölle verdammt sei, wie der Renner wohl noch thut, sondern er sieht darin nur eine Thorheit, mit der sich der Mensch unter Menschen erniedrigte. Brant zeigt das Laster nicht, wie jene mystischen Tugendspiegel alle thun, als etwas darum Verabscheuungswerthes, weil es von Gott bestraft wird, sondern als etwas der menschlichen Vernunft widersprechendes und daher belachenswerthes. Er will mit dem Gefühl der Menschenwürde bessern, und nicht mit dem der Strafwürdigkeit und der Gewissensangst; und dies eben ist die Quelle der Wirkung des Lustspiels und der Satire, daß wir alle menschlichen Gebrechen verächtlich und dann belachenswerth finden, sobald wir sie als etwas uns selbst herabwürdigendes betrachten, das unserer Bestimmung und Natur zuwider ist und das uns in widersinnige Bestrebungen hinreißt. Sobald wir auch das Böse auf diesem Wege betrachten, sind wir, nach Brant, auf dem Wege der Selbsterkenntniß; wir erkennen uns bald als Narren und sind dann bald geheilt, denn die Scham ist ein weit tüchtigerer Förderer der Besserung als die Furcht. Die düstere Stimmung, in welche die Schreckensmoral des eifrigen Christenthums den verschüchterten Sünder versetzten, sprang nothwendig von Verzweiflung zu Vergessen und Leichtsinn und von diesen zu jener über und hinderten an allem Gleichmaß des sittlichen Lebens, wie es noch heute in allen nichtgesitteten und ausgearteten Nationen der Fall ist. Bei uns aber festigten diese Zeiten jenen Sittenernst und jene Zucht und Scham, die uns auch unter Aufklärung und Erleuchtung verhältnißmäßig weit minder als andern Nationen verloren ging. Wir tilgten jene sklavische Furcht

vor der Strafgeißel, und sahen die Sünde lieber einem Ideal menschlicher Würde, als einem Strafbuche der Pfaffen gegenüber, so wie die Alten thaten, die der menschlichen Schwächen menschlich spotteten, und nur Todsünde und Frevel von den Göttern unversöhnlich verfolgt darstellten. So weist Brant in zahlreichen Beispielen auf die sittliche Weisheit der Griechen zurück, leitet in seinen Winken auf die Beispiele edler Freundschaft unter den Alten hin; auf die Lehre und Erziehung der Kinder, die sich die Väter damals angelegen sein ließen; auf die gesunde Seele im gesunden Körper; auf die Keuschheit der Penelope und Lucretia, die ächte Weisheit des Plato, den ruhigen Gleichmut des Sokrates und des Fabricius glückliche Armut. Der Kern seiner Lehre geht daher auf Selbsterkenntniß[709]) aus, den Mittelpunkt der alten Moral; sein Buch heißt daher in gewissen Ausgaben ebensowohl der Narrenspiegel; er hält seiner Zeit und sich selbst wie ein ächter Freund den Spiegel vor, der luglos und truglos die wahre Gestalt zeigt; auch die Holzschnitte, die bei jedem Kapitel dem betreffenden Narren sein ungeschmeicheltes Bild zeigen, sind von dem Dichter selber entworfen. Im schroffsten Gegensatze gegen die ritterliche Zeit und jene höflichen Dichter, die Alles im Besten aufnahmen, nimmt er Alles streng und scharf, sieht alles Einzelne im schlimmen Lichte, will an Allem bessern und setzt sich daher selbst mit in sein Narrenschiff, er hat aber auch Vertrauen auf das Ganze, in so trostlosem Zustande er es sieht. Er geht wie die Reformatoren zu Felde gegen den Mißbrauch der Gelehrsamkeit und gegen das moralische Verliegen, gegen die hohen Worte ohne begleitende Handlungen; denn viele giebt es, wie Geiler beifügt, die da predigen und sagen, aber nichts thun; viele Lesmeister, wenige Lebmeister; Leute die Anderen viel Korns sagen und selber Hunger leiden. Es gilt diesen Männern nicht um die einseitige Ausbildung des Gemüthes, wie der Ritterwelt, und nicht um die

709) Ausgabe von Zarncke 3, 25. Eß hat keyn weyser nye begerdt,
das er möcht rich syn hie uff Erdt,
sunder daß er lert kennen sych.

einseitige Ausbildung des Verstandes, wie den bisherigen scholastischen Zeiten, sondern um die der Vernunft; es gilt ihnen nicht um zerstreutes Wissen, das fruchtlos für das Herz ist, sondern um die Weisheit, die der Seele Ordnung ist. Brant zürnt daher gegen die eitle Kunst der Wahrsagerei, des Vogelgeschreies, der Nekromantie und Astrologie, die den Lauf der Planeten befragt, über Bauen, Krieg und Heirat; und gegen die Betrugskünste der Alchymisterei und Quacksalberei. Er verwirft sogar die Mathematik und alle physischen Wissenschaften, unwillig über die Herabsetzung der moralischen, die den Menschen zunächst berühren; Archimedes sei hoch erfahren in diesen Künsten gewesen und doch konnte er nicht sein Ende „ausecken"; diese Wissenschaften seien wahr und gewiß, aber ein Thor sei, wer es gering wäge, daß er fremde Dinge wissen wolle, ehe er sich selber kenne, und das Erdreich ausmesse, ehe er das himmlische suche. Er mag von Erdkunde nichts wissen, im Unmuth, daß man sich einer blinden Reisewuth damals hingab; ehemals reisten Ulyß und Pythagoras, Plato und Apollonius um Weisheit, und dem wolle er auch heute nachsehen, der weite Landfahrten anträte, damit er an Weisheit zunähme. Doch seien die Zeiten nicht mehr, wo man in Athen allein die Lehre fand. Nur zu viel scheinen ihm der Bücher jetzt im deutschen Lande; von zu vielem Studiren wird man, sagt er, ein Phantast. Die Drucker drucken Praktiken und Weissagungen und Alles was man ihnen bringt ohne Wahl, und was man von Schanden singt und saget. Sie befördern falschen Glauben und Ketzerei, thun sich selber Schaden und Schande und mancher druckt sich aus dem Lande hinaus. Das Verderb durch die einreißende Bücher- und Druckerwuth dünkt dem guten Brant so ungeheuer, daß er darum besonders auf den Endchrist zu vermuthen sich veranlaßt findet. Je mehr sich die Bücher ins Unendliche mehren, sagt er vortrefflich, desto minder achtet man ihrer und jeder ächten Lehre. Nie waren so viel Schulen und Gelehrte und so wenige Achtung der Kunst; die Gelehrten müssen sich ihres Standes schämen und man zieht die Bauern hervor. Er bezeichnet damit die allgemeine

weltliche Betriebsamkeit gegen die geistige, das Rennen nach falschen Gütern, nicht nach der Weisheit, deren Gaumen die wahren Güter wohl schmecken, die nicht Essen und Trinken sind, sondern Werke die gleichförmig sind mit der Vernunft. Ein löblich Ding ist der Adel und der Reichthum köstlich, doch das Alles hinfällig und nichts ewig und bleibend als die Güter des Geistes. Nach langem Leben zu trachten ist thöricht, denn hier ist nichts als Trauer, Kurzfreud und Vollleid; die Narrheit zwingt jetzt Fürsten und Land, daß sie die Weisheit verlassen und nur den Nutzen suchen; und doch stand es einst besser im Lande, als die Fürsten weise waren und gelehrte greise Räthe um sich sammelten. Nun aber mag Niemand von ernsten Dingen reden hören; die Sackpfeife ist des Narren Spiel und Zeichen. Selig aber ist der, der stets die mahnende Stimme in sich trägt und dem nachdenkenden Herzen des Weisen nachtrachtet, und nicht wie der Narr auf die Pfeife hört, der trotz Singen und Sagen nicht von seinen eilf Augen kommt und um keine Straflehre etwas gibt. Jeder dünkt sich nun allein weise und allein gut; trachtet wohl bei andern zu löschen, da es bei ihm selber brennt; strebt „eigenrichtig" immer nach etwas besonderm und sucht alleinklug Wege, wo keine sind. Rath hören ist jetzt verschmäht, unbedacht stürzt sich jeder nach dem Neuen und immer Neuen. Sie denken nicht weiter als von der Nase bis zum Mund; sie stürzen sich muthwillig in Händel und Prozesse, vertrauen daß man das Recht biegen werde wie Wachs, und denken nicht, daß sie zuletzt der Hase sind, der in der Schreiber Pfeffer kommt, die aus ihren Sächlein bald eine Sache, aus dem Quellchen einen Bach zu machen wissen. Denn der Schreiber ist wie der Reiter, er nimmt heimlich, wie jener öffentlich, mit der Feder, was jener mit der Lanze. Hoffart und Uebermut treibt auch jeden höher als er steht, mancher will nun von Adel sein, dessen Vater macht' „Bumble bum" und mit dem Küferwerk umging; mancher will ein Doktor sein, weil er einen rothen Rock anhat; mancher rühmt sich seiner Reisen in Norwegen und Granada und im Pfefferland, der nie weiter vom Hause kam, als wo er riechen konnte,

wenn seine Mutter einen Pfannekuchen backte. Die Handwerksknechte wollen Meister sein; die Meister tragen ihren kleinen Gewinn in die Zeche. Es war eine Zeit wo die Bauern einfältig waren und in Gerechtigkeit glücklich, in strohenen Hütten. Nun aber sind sie aufs Weintrinken gefallen, stecken sich in Schulden und wollen nicht mehr in Zwilch gehen, sondern in kostbaren Kleidern. Das Stadtvolk lernt jetzt Betrug von den Bauern, die wuchernd ihre Früchte hinterhalten und Theurung schaffen, bis etwa das Wetter kommt und Korn und Scheuer verbrennt. Bürger und Kaufmann will jetzt Ritters Genoß sein, der Edelmann frei, der Graf gefürstet, der Fürst gekrönt. Mancher Biedermann verdirbt dabei und kommt an den Bettelstab, oder er wirft sich auf Betrug und Judenwerk, oder er spitzt sich auf eine reiche Erbschaft und hofft wohl einen zu Grab zu tragen, der noch mit seinem eignen Gebeine Birnen abwirft. Der Geiz treibt die Menschen durch See und Unwetter, der Neid kocht seine eigenen Glieder. Die Gerechtigkeit wird feil; durch Geld käme mancher ans Seil, wenn er sich nicht durch Geld vom Seile erlöste, denn nur die kleinen Diebe hängt man, die Bremsen kleben nicht in dem Spinngewebe. Ehedem war Armut lieb und werth, da noch alles Gut gemein war, in der goldnen Zeit der Erde. Sie ist eine Gabe von Gott, sie kann nichts verlieren, und weit hin schwimmet, wer nackt ist. Der Arme singt frei durch den Wald, ihm entfällt nichts, er hat die Freiheit zu fordern; bei Armut, bei dem dürftigen Curius und Fabricius, fand man von jeher weiseren Rath als bei Reichen; sie ist der Grund aller Dinge, der Anfang aller Stände, sie hat alle Städte gebaut, alle Künste erfunden, alle Ehren erzeugt. Sie ist bei allen Völkern werth gewesen, und vor allen bei den Griechen, die mit ihr Städte und Länder bezwangen. Aristides, Epaminondas, Homer, Sokrates waren arm. Alles Große floß aus Armut, Rom kam von Hirten, ward wohl regiert von Bauern, und ward zerrissen als es reich ward; auch Crösus wäre durch Armut nicht untergegangen. So lehrt Brant auch an andern Orten die alten Sätze von dem Zielpunkte

des Glückes und dem Neide der Gottheit. Der Herr sprach: Euch sei weh und leid ihr Reichen, ihr habt hier eure Freude in eurem Besitze, selig sind die Armen mit freiem Muthe. Richte sich Niemand auf Reichthum, denn wie der Adler gewinnt er Federn und fliegt wie der Wind davon. Wäre Reichthum das Beste, so wäre Christus nicht der Aermste gewesen. Höre Hoffart, ruft der Dichter, der in diesen Stellen allein einen höheren Schwung nimmt und sich an Stellen der Alten oder Thomasin's erhebt, es kommt dir die Stunde, da du aus deinem eignen Munde sprichst: was bringt mein hoher Muth, wenn ich hier sitze in Trübsal und Leid? was hilft mir Geld und Reichthum, der Welt Ehr und Ruhm? es ist alles nichts als ein Schatten gewesen. Wohl dem, der dies verachtet hat und das Ewige betrachtet. Wir sehen nicht den Tod vor, da uns doch die Stunde gesetzt ist, und darum sind wir Thoren, daß wir uns nicht rüsten zum Tode, dem wir nicht entrinnen können. Der Weinkauf ist schon getrunken, der Handel ist nicht rückgängig zu machen. Aber die Narrheit färbt uns, daß wir denken, es werde der Tod grade unseres schönen Haares schonen und unserer grünen Kränze und Kronen. Aber der Tod erschüttert mit gleichem Fuße der Könige Saal und die Hütten der Hirten; Thoren wir, die wir täglich fliehen, dem wir nicht entrinnen können; Thoren, die wir den Geschiedenen die Ruhe mißgönnen, nach welcher wir alle streben, denn keiner fährt zu früh dahin, wo er ewig sein muß, ja geschieht manchem wohl, daß ihn Gott zeitig abruft. Der Tod nahm manchen von Trübsal und Pein, und während das Glück ungleich Gut und Besitz austheilt, macht der Tod alles gleich, ein unbestochener Richter; er ist allein der Niemanden schont und Niemanden je gehorsam ward. Thoren auch, die wir kostbare Gräber und Mausoleen thürmen; alle Erde ist gesegnet von Gott, wohl liegt der, der wohl starb. Der Himmel deckt manchen Todten, der sich unter keinem Grabstein streckt; wie könnte der ein schöneres Grabmal haben, dem das Gestirn von oben leuchtet! Wer wohl gestorben ist, deß Grab ist das Höchste.

So mäßig und besonnen sich Brant gegen die rohen, alle Zucht und Anstand verletzenden Sitten der Zeit setzte, ohne selbst allzusehr in den rohen Ton zu verfallen, so ruhig er dem weltlichen Treiben das Glück der Bedürfnißlosigkeit entgegenhält, eben so gemäßigt, obgleich feurig nimmt er sich der öffentlichen Dinge an, und steht auch da gleichsam als der letzte, der dem Revolutionseifer noch nicht verfiel. Wenn ich die Säumniß und Schande unter allen Ständen sehe, sagt er, es wäre kein Wunder, wenn ich die Augen voll Thränen hätte, daß der Christenglaube so schmählich abnimmt. Die Ketzer haben ihn halb zerrissen und zerstört, dann Mahomet, der unserm Glauben Asien und Afrika entriß und jetzt Europa bedroht. Wir haben den Feind an dem Thor und wollen schlafend sterben, der Wolf ist im Stalle und der Hirte schläft. Die vier schwesterlichen Patriarchenstädte von Rom sind dahin, bald wird es auch ans Haupt kommen. Dies ist unserer Thaten Schuld; keiner nimmt am andern Antheil und es wird uns gehen wie den Ochsen der Fabel. Jeder greift nur nach seiner Mauer, ob die kalt sei, und kümmert sich nicht um den Brand beim Nachbar. Die Pforten Europa's sind offen, auf allen Seiten droht der rastlose Feind, nach Christenblut dürstend. O Rom, da du Könige hattest, warst du lange Jahre eigen; als dich das Volk regierte, warst du in Freiheit glücklich; als aber Bürger wider Bürger focht und des gemeinen Nutzens Niemand achtete, da zerging deine Pracht, du warst den Kaisern unterthan und nahmst stets ab, wie der Mond schwindet. Wollte Gott, daß du dem Monde ganz gleich seist und auch wieder wüchsest. Nun aber meint ja keiner etwas zu haben, wenn er nicht dem römischen Reiche etwas abbricht, die Städte wie die Fürsten. Seht doch, ihr Fürsten, um Gottes Willen, was zuletzt daraus werden soll: sinkt das Reich, so bleibt ihr nicht ewig! Einhelligkeit in der Gemeinde macht alle Dinge blühen, aber durch Zwietracht wird auch das Mächtige zerstört. Der Deutschen Lob war einst hoch in Ehren, und sie haben sich durch ihren Ruhm das Kaiserreich erworben, jetzt aber denken sie nur darauf, wie sie das Reich vernichten wol-

len. Gestattet nicht, ihr Herrscher, solche Schande, sondern stehet dem Reiche zu, so mag das Schiff noch aufrecht gehen: ihr habt einen König, der der Krone werth ist, in dessen Hand die heilige Erde leicht kommen, und der das Unternehmen auch beginnen wird, wenn er nur euch trauen darf. Werft ab solche Schmach und Spott; eines kleinen Heeres waltet Gott, und noch sind Christen genug, die ganze Welt zu gewinnen, wenn nur Treue, Friede und Liebe herrscht. Wacht auf und schlaft nicht, wie der Steurer beim Sturm, steht auf aus euren Träumen, wahrlich die Axt steht am Baume. Ich mahne alle Stände, nicht zu thun, wie die Schiffleute, die sich streiten, dieweil sie in Wind und Wetter sind. Wer Ohren hat der höre, das Schiff schwankt im Meer, es ist bald Nacht um uns geworden, thut ihr, die ihr durch Gott an der Spitze steht, was euch ziemt, daß Sonne und Mond nicht gänzlich untergehen.

Wie genau Sebastian Brant das Bedürfniß und den Geschmack der Zeiten getroffen hatte, beweisen so viele Humanisten, die damals lateinische verwandte Schriften schrieben, beweist Trithemius, der ausdrücklich zweifelt, ob etwas Zeitgemäßeres und Angemessenere damals geschrieben wurde, als das Narrenschiff, beweisen die ungeheuren Wirkungen, die das Buch gemacht hat. Wie das Werk selbst nach und nach entstanden ist (was man aus einem Kapitel, das jetzt in der Mitte etwa steht, bemerken kann, wo Brant einmal äußert, er wäre nun schier zu Ende), so wurde nachher die Form bei neuen Gelegenheiten angenommen, wie in Gengenbachs Gedichten vom Bundschuh (liber vagatorum) und Bettlerorden das sich auf das Narrenschiff ausdrücklich bezieht. Eines so offenbaren Nachahmers ferner, wie Murner, wer er auch sonst sei, der eine Unmaße Verse geradezu abschreibt, brauchte sich Brant immer nicht zu schämen; noch 1531 stahl ein Hans Hörburger von Füeßen in seinem „nützlichen Büchlein" über alle Stände der Welt das Narrenschiff schamlos aus und nach diesem wieder das „kleine Narrenschiff" (Strasburg 1540). Ein 1593 erschienenes Gedicht Hasen Jacht kam in neuer Ausgabe noch 1629

mit einem Anhang heraus, in welchem die gereimten Abschnitte aus dem Narrenschiff gezogen sind und dem Narren nur der Hase substituirt ist. Bald hatte Brant's Name selbst im Auslande so guten Klang, daß man ihn zu Speculationen mißbrauchte und ihm fremde Werke zuschrieb, in den Niederlanden das geistlose Buch „von den losen Füchsen dieser Welt[710]), in Paris die regnards traversant von Bouchet[711]). Das Narrenschiff ist mit dem Eulenspiegel eines der ersten deutschen Bücher, die im Auslande anerkannt wurden[712]); es ward nicht nur zweimal, von Brant's Schüler Jakob Locher (1497) und dann von Jodocus Badius (Paris 1498, dann Basel 1506) ins Lateinische, sondern auch dreimal ins Französische, ins Plattdeutsche[713]), Englische und Holländische übersetzt, und hält seiner Verbreitung nach also gleichfalls das Gebiet der Reformation wie der Reinhart Fuchs[714]). Das Original selbst ward in unzähligen Ausgaben und Nachdrücken verbreitet, verfälscht, bearbeitet und erklärt; schon in dem Jahre, wo es erschien, beginnt in der Straßburger Ausgabe von 1494 die Reihe der Ueberarbeitungen[715]). Einer der stärksten Geister der Zeit, dem Brant selbst als einem ungebeugten, sich selbst treuen, partheilosen Strafprediger eine treffliche Grabschrift schrieb, der berühmte Geiler von Kaisersberg (aus Schaffhausen 1445—1510), der mit Brant aus der gleichen Schule des Johannes a Lapide kam,

710) Die Ausg. Fr. 1546 läßt den niederländischen Text vor 31 Jahren entstanden sein. Eine Ausgabe Brüssel 1517 konnte ich vergleichen.

711) Flögel's Gesch. der komischen Lit. 3, 136. Strobel S. 52.

712) Ueber die Uebersetzungen vgl. Zarncke p. 205 ff.

713) Nach Zarncke's Vermuthung schon 1497 (Lübeck), bekannt ist nur die Ausgabe Rostock 1519.

714) Einen der lustigsten bibliographischen Irrthümer machte der Spanier Jos. Vieja y Clavijo, der in der hist. de las islas de Canaria. Madr. 1672. von der Reise des heil. Brandan spricht, die Locher aus dem Deutschen ins Lateinische übersetzt hätte, unter dem Titel: Narratio profectionis nunquam satis laudatae navis a. S. Brandano vernaculo rithmo fabricata etc. So citirt er statt narragonice profectionis nunquam satis laudata navis per Seb. Brant etc.

715) Die ganze Reihe der ächten und unächten Ausgaben und Bearbeitungen gibt Zarncke übersichtlich an p. LXXX ff.

wählte sich die Kapitel des Narrenschiffs zu eben so vielen Predigttexten. Dies war an sich nichts Neues und Auffallendes; denn es hatten Andre über Facetus Sprüche, es hatte Geiler selbst über das Gedicht eines Bauern[716], wie jetzt über das eines Doktors schon früher gepredigt; allein der ganz weltliche Gegenstand, die Unverholenheit der Sittencensur, das Aufsehen, welches das Narrenschiff machte, machten auch diese Predigten Geiler's auffallender, als andere. Zahllose vortreffliche Predigten wetteiferten damals in practischer Richtung, aber des Volkes Sprache laut zu vertheidigen war Geiler voran, und heftig sprach er gegen die Lateiner, die ihr auswendig gelerntes Zeug herplapperten wie die Schulknaben, und kaum selbst die Grammatik verständen[717], geschweige, daß das Volk sie verstehen sollte. Wir wissen, daß die Predigten Geiler's vor Luther fast die ganze Erbauungsliteratur der früheren Zeit umstießen; welch eine Empfehlung mußten diese Predigten, die 1498 gehalten wurden, für das Narrenschiff sein. Von der kühnen Freimüthigkeit dieser Schriften bis zu den Briefen der dunklen Männer war nur ein kleiner Schritt, und dann folgte in Einem Zuge diese maßlose Heftigkeit der Kritik der öffentlichen Angelegenheiten, so daß das Narrenschiff, obwohl es gegen die Zügellosigkeit im Leben anging, die Zügellosigkeit in der Literatur doch gleichsam eröffnet.

Dieser ungemeinen Wirksamkeit stand die Formlosigkeit des Buches nicht entgegen. Hutten betrachtet es als eine ganz neue Erscheinung, so wenig war man in den höheren Ständen mehr an deutsche Verse gewöhnt:

> Brantus ab iis paulum semotus considet oris,
> qui Germana nova carmina lege facit,
> barbaraque in numeros compellit verba ligatos etc.

---

716) Zarncke p. 262 vermuthet vielleicht über das oben erwähnte (S. 357) Gespräch des „Ackermanns aus Beheim“.

717) Geiler hielt (nach Lappenberg) die Predigten über das Narrenschiff 1498 in deutscher Sprache; sie wurden aber nur in lateinischer Uebersetzung von Jac. Other bekannt; 1520 gab sie Joh. Pauli wieder deutsch heraus.

und Jacob Locher vergleicht Brant's Gebrauch der deutschen Sprache mit den Verdiensten Dante's und Petrarca's um die ihrige. Das beweist wie groß der Ungeschmack der Zeit war, die zwischen Prosa und Poesie nicht mehr schied. Fast kann man im Narrenschiffe nichts Poetisches entdecken, als einzelne Ausdrücke und Bilder, die Versabtheilung und den Reim. Dem fühlte sich nachher jeder gewachsen, und Jeder reimte dann auch zunächst im Tone des Narrenschiffs hin über Alles was ihm vorkam. Der satirische Ton war dem ganzen Geschlechte angeboren. Man kann über den Reichthum der satirischen Sprache in Geiler's und Pauli's Schriften nicht genug erstaunen, und wenn je in Deutschland die komische Literatur wieder unter ähnlichen politischen Aufregungen einen ähnlichen Schwung erhalten und eine Lücke unserer Poesie ausfüllen sollte, die man thörichterweise aus dem ernsten Charakter der Nation für eine ewige Leere erklären wollte, statt daß man die Ursache in der bürgerlichen Lage des Vaterlandes gesucht hätte, die kaum des Spottes werth ist, wenn je diese Lücke ausgefüllt werden soll, so müssen unsere jungen Dichter hier Volkswitz lernen, falls sich dieser erlernen läßt, sie müssen hier den unermeßlichen Reichthum der Sprache und die ganze Fülle ihrer satirischen Gewalt ergründen, sie müssen von den Brant und Hutten lernen, wie man etwas gelernt haben muß, wie sie das Wissen der Zeit und die Lage der Zeit gleichmäßig umspannen müßten, ehe sie aristophanische Form und klassische Versglätte über nichtswürdige Stoffe breiten, die kein vernünftiger Mensch einer Silbe für werth hält. Wie traurig ist es, daß wir ewig in diesem Mißverhältniß der äußern Form und des innern Werthes in unserer Literatur verharren mußten! Wie dieser Brant die Gebrechen, und Hans Sachs die Gestalt, und Hutten die Kräfte und das Bestreben der damaligen Zeit kannten, wäre ein Muster für immer, wenn sie nicht in ungenießbarer Sprache stammelten — und heute dagegen, wie viele Gewandtheit der Sprache und Gelenkigkeit des Wissens! Nur wenn aus allem ein Gewinn für die Seele oder auch nur ein practischer Nutzen gezogen werden soll, dann

fühlt man, daß aller Gemeinsinn und alles, was rein menschliche Regung ist, in gezwungenem oder freiwilligem Schlafe liegt. Indem sich Brant dem Bedürfnisse der Zeit hingab, es ganz in sich aufnahm, und nun ohne eigentlichen poetischen Beruf dies Gedicht mehr aus Lectüre und mit mühsamem Fleiße, als mit unmittelbarem Talente niederschrieb, ward er von der ungewöhnlichsten Bedeutung für das Leben und selbst für die Geschichte der Dichtung. Er eröffnete auf mehr als hundert Jahre in Straßburg einen dauernden Antheil an deutscher Dichtung, nachdem schon vor ihm Wimpheling durch die literarischen Gesellschaften, die er, nach dem Muster der rheinischen Gesellschaft des Celtes, in Schlettstadt und in Straßburg gegründet hatte, einen wissenschaftlichen Aufschwung hervorgerufen hatte, der sich über den ganzen Oberrhein verbreitete; und was mehr ist: die Lehrdichtung trat durch Brant in die Satire über und diese dauert nun volksthümlich fort bis ins 17. Jh. Dieser Uebergang ist durch nichts anders gemacht, diese neue Form durch nichts anders gewonnen, als durch den geraden Bezug auf die Gegenwart. Das moralische Gedicht wird sogleich zur Satire, sobald es Sitte lehrt nach dem Bedürfnisse der Umgebung und die Motive dazu aus dem wahren Vortheil derselben hernimmt; denn sogleich zeigt es alles Tadelnswerthe als widersinnig und geräth in satirischen Eifer. Wer im Thomasin die Stellen vergleicht, wo er das System verläßt und die Zustände seiner Zeit bespricht, wer im Renner die allgemeinen Klagen mit den Abschnitten vergleicht, wo er die Fehler der Gegenwart rügt, der wird in einem und demselben Werke diesen Uebergang sehr deutlich erkennen. Brant gibt sich nie der allgemeinen Lehre hin, sondern steht mitten in seiner Nation und Zeit und weiß von keiner Lehre, als die sich für beide aus beiden selbst ergiebt. Er erhebt sich nur Einmal an jener ausgezogenen Stelle über das Lob der Armut über die wirkliche Umgebung und schildert der trostlosen Vielgeschäftigkeit der Erwerbsucht gegenüber das Glück der zufriedenen Ruhe und der goldenen Zeit der Menschheit. Dies zeigt eine natürliche Anlage zur Satire. Denn

der ächte Satiriker setzt dem Zustande der Entartung, den er schildert, stets einen möglichen und dagewesenen Zustand der Natur und Einfalt entgegen oder läßt diesen die Unterlage bilden, auf die er jenen aufträgt; er läßt idyllisch auf einen Friedensstand blicken aus dem wirren Kriegsstande, den er darstellt, so wie die Idylle satirisch auf die verfeinerten Zustände der höhern Gesellschaft blickt, denn beide Gattungen sind unter sich in der nächsten Verwandtschaft.

Während das Narrenschiff seine Rüge gegen das Verderbniß aller Stände überhaupt, mit mehr Gewicht aber gegen das Ueberheben der untern Stände richtet, so erschien nun recht zu gelegener Zeit das Gegenstück hierzu, das die Entartung der weltlichen und geistlichen Höfe geißelt. Der niederdeutsche Reineke Fuchs erschien in Lübeck 1498[718]), der einzige Nebenbuhler des Narrenschiffs, und um so vorzüglicher als dieses, als er der Schlußstein gleichsam jener am volksmäßigsten fortgebildeten größeren Dichtung der germanischen Stämme ist, wie das Narrenschiff nur der Grundstein einer neuen Dichtungsart, die noch långhin ohne eigentliche Ausbildung bleiben sollte. Was nämlich das formelle Verdienst dieses Werks angeht, so müssen wir es natürlich im Verhältniß zu seinen älteren Quellen betrachten und uns des Zusammenhanges mit dem niederländischen Reinaert erinnern. Nach den neueren Entdeckungen, Gödekes und Anderer, und Latendorf's Berichtigungen[719]) stellt sich das Literargeschichtliche so. Die niederländische Ueberarbeitung des alten Reinaert (vgl. 1, 229 ff.) stattete im 15. Jh. ein Schulmeister und Erzieher der Prinzen von Lothringen, Hinrik von Alkmar, der in der ersten niederdeutschen Vorrede zum Reineke sich den Uebersetzer des gegenwärtigen Buches aus welscher und französischer Sprache in „dudesche Sprake" nennt

---

718) Danach die Ausgaben von Hoffmann von Fallersleben. Breslau 1834. 1852, und die neueste von A. Lübben. Oldenburg 1867.

719) Fr. Latendorf, zur Kritik und Erklärung des Reineke Vos. Schwerin 1865.

mit Kapitelüberschriften und einer prosaischen Glosse aus[720]). Von dieser Arbeit fand Senator Culemann in Hannover einige gedruckte Blätter (der Druck fällt um 1470—80), ein Fund, durch den die Existenz dieses Mittelgliedes zwischen dem niederländischen Reinaert und niederdeutschen Reineke festgestellt ward[721]). Aus diesem Hinrik hat das niederländische Volksbuch van Reynaert de Vos seine Kapitelargumente und Moralisationen, und so der niederdeutsche Reineke geschöpft. Grimm sah die Glosse des Reineke für das Werk des deutschen Umarbeiters an, sie ist aber aus Hinrik nur übersetzt. Text und Glosse rühren von einem niederdeutschen Uebersetzer her, daher Hoffmann die Glosse nicht hätte weglassen sollen. Der Lübecker Druck selbst hat die Vorreden und die Glossen; Hackmann (in der Ausgabe von 1711) gab die Moralisationen im Anhang zu jedem Capitel. Noch ist ein kaum zu schlichtender Streit zwischen den Forschern[722]), ob der in anerkannter Meisterschaft eines unabhängigen Uebersetzers erzählende Niederdeutsche ein Nicolaus Baumann oder ein Buchdrucker Hermann Barkhusen war. Barkhusen läßt sich nach Latendorf durchaus nicht halten, weil seine bekannten Schriften, die man vergleichen kann, wesentliche sprachliche Verschiedenheiten von dem Reineke ausweisen. Auch für Baumann ist Latendorf nicht; doch wir lassen das wie schon früher auf sich beruhen und verweisen auf das Urtheil Latendorfs, daß man über Hypothesen über den Verfasser nicht hinauskommt[723]). Wir wenden uns vielmehr sogleich zu dem Verhältnisse des Reineke zu dem Reinaert.

---

720) Möglich daß Hinrik auch den Reinardus Vulpes gekannt und einigemal ansehend im Auge gehabt hat.

721) Diese Reinaert-Fragmente sind in Hoffmanns Horae belgicae XII gedruckt.

722) Lisch, Gödeke, Wiechmann, Zarncke in Haupts Zs. 9, 372, Leverkus ebend. 11, 374.

723) Ueber die Geschichte der deutschen Uebersetzung s. Grimm, Reinhart Fuchs, Kap. 8 der Einleitung. Aus ihr floßen im 16. Jh. lateinische, hochdeutsche, dänische, im 17. eine schwedische, im 18. Göthe's Bearbeitung.

Gewiß ist, daß die Comburger Hs. als Ganzes und der Anlage nach voransteht und daß, versteht sich von selbst, der Reiz einer Urschrift ihr allein bleibt. Das Letztere ist unstreitig; was die Anlage angeht, so dürfte man schon milder urtheilen, falls man den Reineke als Ganzes den beiden ungleichen Hälften des Reinaert, diese in nothwendiger Verbindung betrachtet, gegenüber stellte, weil es scheint, als ob der Reineke den Zwiespalt zwischen dem Originalstück und der zweiten Hälfte etwas aufhebe und versöhne. Man würde sagen, daß im Reinaert die Thiersage in ihrer reinsten Auffassung erscheint; daß der Dichter, vor seinem Stoffe überall zurücktretend, den allgemeinsten Eindruck zu machen unter allen Bearbeitern weit der fähigste ist; daß er dieser Dichtung eine Form gegeben, dieser Masse einen Geist einhauchte, der seitdem typisch feststand und von den frühesten und spätesten, von den sklavischsten und genialsten Nachahmern festgehalten ward. Gegen ein Verdienst dieser Art muß wohl jedes andere schwinden, so lange man im Allgemeinen urtheilt. Im Einzelnen ließe sich streiten, ob die Ausführung da oder dort den Vorzug verdiene. Grimm scheint der Reineke auch im Detail schwächer und geringer, als Reinaert; er wirft ihm die Abkürzung vor, wobei man den zweiten Theil nicht in Anschlag bringen würde; im ersten ist sie unbedeutend; es findet sich darin überhaupt ein Verfahren des Zusetzens und Abwerfens, das man sich schwer erklären kann. Manchmal scheint es, der Reineke sei züchtiger als das Original; so läßt er gewisse Vorfälle in der Scene mit der gefangenen Katze hinweg, aber anderswo setzt er die Geschichte mit der Wölfin zu, die der Reinaert nicht hat. Daß es ihm nicht darauf ankam, seinen Stoff zu erweitern, sieht man überall, dies aber möchte man ihm kaum zum Vorwurf machen; daß er sich so streng, in jedem Fall viel strenger, als es sonst die Sitte des Mittelalters war, an sein Original hielt, daß er überhaupt das Wesen des Gedichts außerordentlich treu festhielt und dadurch die Sage vom Reinhart vor einer Verwässerung und Auflösung, wie ihr in Frankreich zu Theil ward, bewahrte, dies scheint im Gegentheil für den Sinn des

Mannes und für den Werth seines Werkes zu sprechen. Diesen Werth gegen den des Reinaert mit Vergleichung einzelner Stellen zu ermitteln, mit dem Beweise, daß Reineke an einigen Stellen ausführlicher sei als sein Original, daß er eigne treffende Wendungen, Anspielungen und Züge habe, dies scheint kleinlich und hilft überdies nicht zum Ziele; an allen Verdiensten dieser Art ist der französische Renart überreich und ist darum doch gegen den Reinaert ein schlechtes Machwerk. Es muß vielmehr in etwas anderem liegen, daß dieser Reineke erst den Ruf der Thiersage oder die Gestalt, welche ihr im Reinaert zu Theil ward, in weite Ferne getragen hat. Denn that er das, wie er wirklich gethan hat, indem er Alkmar's Werk dem deutschen Volke (zur Hälfte wenigstens) vermittelte, so kann er unmöglich ganz werthlos sein; darf unmöglich für eine bloße unbedeutende Uebersetzung gelten, die kein eigenthümliches Verdienst hätte; er kann dann unmöglich blos durch das Dunkel, das auch jetzt noch über seiner Entstehung liegt, anziehen; es könnte ihm auch nicht zum Nachtheil oder Vorwurf gereichen, daß er für die Geschichte der Thiersage nichts Neues liefert, denn ein Gedicht macht seine Wirkung nie bloß dem Stoff, sondern hauptsächlich der Form nach. Es wäre wunderbar, wenn irgend ein literarisches Werk auf Jahrhunderte, auf Nationen, auf die größten Köpfe solche Wirkung üben sollte, wenn es nicht in sich die Ursache dazu trüge; wunderbar, wenn man in den Zeiten seines Entstehens nicht den Weg auf seine Quelle zurückgefunden hätte, der noch durch die holländische Prosa leichter zu finden war, falls man dies Original für würdiger der Verbreitung gehalten hätte. Der Stimme des Volks *im Augenblick* zu trauen, den Schrei der Masse über das, was sie *gerade jetzt in dieser Stunde* unterhält, zerstreut und ergötzt, für Gottes Stimme zu halten, ist eine große Thorheit; aber was sich in einem großen Raume, was sich durch alle Klassen, noch mehr aber, was sich im Laufe langer Zeiten als bewährt und trefflich in der öffentlichen Meinung erhält, dem trachte man im Fall des Zweifels lieber einen Werth zu *suchen* als abzusprechen,

denn die Stimme der Zeiten ist wirklich Gottes Stimme, wenigstens hört man in der Geschichte, seit Gott aufgehört hat, zu uns in unserer Sprache zu reden, seine Stimme nicht anders als durch die Zeiten. Es wäre auch gar nicht verwegen, aufs bestimmteste zu weissagen, daß, obzwar jetzt der Reinaert und Alkmar's Bearbeitung aufgefunden ist, er den verlornen Rang dem Reineke nicht wieder abjagen wird.

Der Reinaert von Willem und Alkmar's Werk ist einmal in einer Sprache geschrieben, die seine unmittelbare Verbreitung hemmte. War das Gedicht erst in den Händen einer großen Nation, wie die deutsche, so war für die geistige Vermittlung, für den Durchgang in andere Sprachen und Länder von selbst gesorgt[724]. Der Reinaert ist ferner, so vortrefflich er dem Stoffe nach ist, der auch eben deshalb jeder wesentlichen Veränderung getrotzt hat, der Form nach dem strengen Stil und der trocknen Manier angehörig. Sie sei wahrer, naiver, ächter, als die des Reineke, es fehlt ihr aber jene Glätte und Eleganz, die ein Gedicht haben muß, wenn es ausgebreiteteren Eingang finden soll. Dieser Glätte widerstrebt die Sprache an und für sich; keinerlei niederländische Poesie hat daher überhaupt irgend einen bedeutenden Wirkungskreis gehabt. Man lese beide Gedichte nacheinander, man zerlege sie nicht in Stellen, man vergleiche nicht die Breite oder Enge, die Sätze und Worte, sondern man lasse jedes Ganze als Ganzes auf sich wirken, man nehme den Eindruck, ungestört von einzelnen Betrachtungen, in das Gemüth auf und man wird fühlen, daß das Knochengerüste und das innerste Mark dem Reinaert gehört, daß dies das Modell ward, nach dem jeder spätere Künstler arbeitete, daß aber diesen festen Bau der Glieder fürs Auge wohlthätig mit Fleisch zu decken und Rundung und Weiche hervorzubringen, dem Reineke vorbehalten blieb. Man wird den Reinaert höher achten,

724) In Oberdeutschland ward der Reineke zugänglich durch Mich. Beuther's Uebertragung: Von Reinicken Fuchs. Ander Theil des Buches Schimpf und Ernst. Fr. 1544.

dem strengen, kunstsinnigen Kenner wird er vielleicht werthvoller scheinen, aber den Reineke wird man schneller liebgewinnen. Wie wenig man mit einer zergliedernden Vergleichung zweier Gedichte, die in einem solchen Verhältniß der Verwandtschaft zu einander stehen, das Wahre trifft, wird man bei einer solchen Prüfung des jeseitigen Ganzen aufs unzweideutigste lernen. Man zählt die Verse, man findet das niederdeutsche Gedicht kürzer, trotz einzelner Zusätze die es macht, und dennoch fragen wir jeden Leser von Geschmack, ob er nicht vom Reineke den Eindruck einer größeren poetischen Ausführung, einer feineren, behaglicheren Breite erhält? Es ist ein Verschieben, ein Zusetzen und Wegnehmen, was, indem es das Ganze unverändert läßt, die Erscheinung ganz anders gestaltet; es ist ein Zusammengreifen der verschiedensten Kleinigkeiten, das wohl nur ein nachdichtender Künstler wie Göthe, wenn er beide verglichen hätte, in seinen innersten Gesetzen hätte durchschauen können. Hätten doch alle unsere volksmäßigen Gedichte solche Bearbeiter, solche Uebersetzer gefunden! Die es so verstanden hätten, den Grundton eines Werkes zu halten und doch leise zu mildern, dem Ganzen seine feste Form zu lassen und doch so sinnig zu verfeinern, die naive Einfalt so zu wahren und doch ein wenig absichtlich manchmal ins Burleske zu streifen.

Soviel möge für den Vortrag genügen. Was aber die innere Behandlung angeht, so steht diese in einem ähnlichen Verhältniß. Der Verfasser des Reineke konnte den Ausdruck bessern, aber hätte ihn schwerlich schaffen können; er konnte vielleicht nicht objectiv den Sinn der Fabel so rein fassen, so trefflich er ihn subjectiv auslegt. Sein Gedicht verhält sich zu dem Reinaert, wie etwa Tasso's Auffassung des Rittergeistes zu der Unmittelbarkeit, in welcher das Dichten und Treiben der Ritterdichter in ihren eignen Werken erscheint. Was dort Takt ist, wird bei ihm Einsicht, und diese geht allerdings schon in den zweiten Theil, die Arbeit Willem's, in dem niederländischen Gedichte ein. Dies gab schon dem zweitheiligen Werke nothwendig bei den Vielen einen Vorzug vor dem ursprünglichen ersten Theile.

Es wird hier leise die Hand geführt zum Verständniß des Gedichtes: in seine innere Bedeutung geht man hier leichter ein. Und darin geht der Reineke noch einen Schritt weiter, als Willem; schon bei diesem ist die zweite Beichte des Fuchses, möchte man sagen, der Mittelpunkt des Gedichtes, im Reineke aber noch weit mehr. Ueberall ist hier dem Helden ein größeres Bewußtsein geliehen, eine größere geistige Kraft beigelegt, als der erste Theil nöthig hatte. Der Reinaert schildert die Gesellschaft, wie sie ist, wenn kein höherer Grundsatz in ihr waltet, wenn kein anderes Gesetz sie bindet, als das positive; er geht von einem Landfrieden aus, der verkündet ist; der Uebereinkunft nach soll Friede herrschen, aber der Wirklichkeit nach überläßt sich jeder seiner Willkür, so gut er vermag. Es siegt nun die geistige Ueberlegenheit über die rohe Gewalt, mit der sie ununterbrochene Kämpfe zu bestehen hat; der zweite Theil aber zeigt besonders in jener Beichte, wie dieser Sieg errungen wird. Der Reinaert schildert nur den Hergang, indem er treu den gemeinen Weltlauf abbildet, der Fuchs bei Willem aber weiß schon deutlicher, warum dieser Hergang nöthig ist, der Held kennt seine Kräfte und übt sie nach Grundsätzen.

Dies stört allerdings den einfachen Gang der epischen Erzählung, aber sobald wir eine bestimmte satirische Beziehung sehen, so können wir diese Wendung nur loben, und nun fragen wir nur, wie jene Grundsätze gefaßt sind, und wie sich hier im wesentlichen Punkte der Reineke zu Willem verhält. Jene Beichte ist bei beiden ganz verschieden. Willem zieht vortrefflich die Grundlinien der diplomatischen Theorien, aber der Reineke bezieht sie erst unmittelbar auf die Uebelstände der Zeit, auf die Schlechtigkeit derer, die von oben gutes Beispiel geben sollten, vorzugsweise auf die Verdorbenheit des Clerus. Und da er diese Richtung des Gedichtes, die ursprünglich darin gelegen war, gerade zur rechten Stunde in das schärfste Licht stellte, wo die Welt reif war, die praktische Anwendung von dem zu machen, was hier schon ziemlich praktisch gelehrt, mehr aus moralischen und politischen Rücksichten gestellt als blos auf poetische Wirkung berechnet ist,

so begreift man wohl, daß dieser richtige Takt dieser zeitgerechten Erneuerung des alten Gedichtes nicht am wenigsten ihren Sieg über dieses und ihre große Verbreitung und Wirkung verschaffte. Der Fuchs, seiner Ueberlegenheit und seiner Unentbehrlichkeit sich bewußt, stützt seine Grundsätze auf die innerste Verachtung Aller, die er aber verschweigt, weil er Alle zu Zwecken gebrauchen will; er entschuldigt seine Grundsätze mit der Nothwehr gegen die Großen der Welt, gegen Hof und Prälaten, die es ärger machen als die kleinen Diebe. Wenn er mit Ehe, Religion, Völkerrecht, mit Bund und Eid, mit allem Heiligen seinen Spott treibt, wenn Verleumdung, Heuchelei, Arglist, Verrath an Freunden und Feinden triumphirt, wenn Einfalt und Unschuld zerrissen werden und das Unglück ausbaden, das die Klugen und Argen anrichten, so hält er die Habsucht und Geldgier der Oberen entgegen, Weiberregiment und Gewaltthat herrschen dort, das mißliche Beispiel wird dort gegeben, die Prälaten machen den Vorgang, der König raubt selbst, keiner klagt's und sagt's, denn die Großen rauben und genießen mit. Druck der Unterthanen thut nichts, wenn nur da sind, die dem Könige viel bringen. Sieht man nun das, so denkt man, es muß ja wohl so recht sein, da dessen soviel geschieht; will man die Hand im Spiel haben, will man mit der Welt schwimmen, so kann man sich billig nicht so bewahren, wie der Einsiedler und Mönch; den Dummen wird ihre Stumpfheit und und Plumpheit zum Nachtheil und zum Vorwurf, den Klugen bleibt der Gewinn, freilich die Sünde auch. Das Gewissen spielt unterweilen herein, doch geht es vorüber; man soll seines Gleichen lieben, aber wer achtet das groß? wer soll mit solchen tölpelhaften Gesellen viel Umstände machen? man macht sich daraus blutwenig Gewissen! So beichtet der Fuchs fremder Leute Sünden, wie ihm sein Beichtiger sagt (dieser Zug fehlt bei Willem), wo er für die eigenen Buße thun soll! Es sind die schönsten Grundrisse zum Tagebuch eines Diplomaten. Und so erscheint auch Reineke überall; das bewußte Erkennen

der Schlechtigkeit der Welt, die Verachtung der niederträchtigen Masse, eine darauf gegründete, aus dem Lauf der Welt abgeleitete Moral läßt sich auch nicht anders personificiren. Man ist auf eine höhere Stufe gerückt, man bewegt sich in den oberen Sphären des gemeinen Lebens, man hat daher immer im Reineke eine Satire auf Hofleben gefunden und auch Göthe hat ihn so gefaßt; kein früheres Gedicht vom Fuchs, selbst nicht der Reinaert konnte so unmittelbar auf diesen Gedanken leiten.

Das alte Lied wird hier gesungen, daß die Fehler der Menge die Schuld der Oberen seien; und diese Schuld wälzt sich am Ende ihrem ganzen Umfange nach auf die Geistlichkeit, deren weltlichem Ehrgeiz endlich ein Ziel gesetzt werden sollte. Man hört nun die ehemals oft wiederholte Predigt, daß man auf die Worte und nicht auf die Werke der Geistlichen sehen sollte, nicht weiter. Man achtet vielmehr auch auf ihre guten Werke nicht mehr, wie es im Reineke weiter heißt, sondern man späht nur aus nach dem Schlechten und verschlimmert es noch dazu.. Mit den Laien die Weiber zu theilen, Steuern für Kirchenbauten zu erheben und selbst nichts dazu zu zahlen, schöne Kleider und leckere Speise, viele Geschäftigkeit in weltlichen Dingen, und kurz unter allen Mönchen, Legaten, Aebten, Pröbsten und anderen Prälaten das Eine Lied: Gebt mir das Eure, laßt mir das Meine — dies ist nun der herrschende Ton in dem geistlichen Stand. An dem geistlichen Hofe ist Alles käuflich und bestochen; man hilft dort jedem, der was zu geben hat; man citirt und will nichts als Geld, mit Geld macht man da jede schlechte Sache siegen; mit Geld findet man Gnade und Hülfe. Der Pabst selbst ist ein alter kranker Mann, der sich keines Dinges annimmt, durch seine habsüchtige und geldgierige Umgebung muß man sich durch Gunst und Gaben durchschlagen, dann kann man jeder Unterstützung und Nachsicht sicher sein.

Das Gedicht vom Fuchs ward zum erstenmal bedeutend, als der erste Kampf zwischen Geistlichkeit und Laien begann; wo dieser Kampf

enden sollte, vollendete sich auch das Gedicht, und tauchte nur noch einmal verjüngt in ähnlichen Revolutionszeiten und durch sie veranlaßt hervor. Von welcher Bedeutung das Gedicht gerade in der Zeit des Reineke, gerade in dieser Reformationszeit werden mußte, sieht man von selbst. Der große Streit des Absolutismus gegen das Volksthum, der Machiavellismus, die Regierung der Laune und Willkür, die tückische Staatskunst, die damals systematisch begründet ward, fand hier einen vortrefflichen Vertreter in der Poesie. Alles fing in Deutschland an, die Begriffe von Fürsten- und Volksrecht zu ändern, es war daher gerade zur rechten Stunde, daß man dies Gemälde von solchen Regierungen auffrischte, in denen keine Theilnahme am Volke und seiner Wohlfahrt, sondern nur Gewalt, Habsucht und Geiz zu finden war. Es traf ohnehin gerade in die Zeiten, wo sich Reuchlin schon gegen schlechte Hofberather, Wimpheling gegen die Kirche, die Reichstage in lauten Beschwerden gegen die papistischen Mißbräuche Luft zu machen anfingen, und wo die Humanisten, von dem rohen Adel und den ungebildeten Fürsten abgewandt, die reichsstädtische aristokratische Freiheit begeistert zu preisen anfingen.

---

5. Murner.

Die ungeheuren Bewegungen der Reformation spiegeln sich in der Geschichte unserer Poesie zwar in einer gewissen Dürftigkeit, aber doch auch Vollständigkeit ab. Wir reihen unsere Betrachtung derselben an die Thätigkeit von vier Männern, die uns in die vier Hauptklassen der Gesellschaft mitten hineinstellen, welche bei diesen Bewegungen thätig und betheiligt waren. Mit Murner treten wir unter die Geistlichkeit, die den alten Ordnungen anhing, mit Hutten unter den humanistisch gebildeten und patriotischen Adel, wie wir mit Brant in den Kreis der bürgerlichen Gelehrten eingegangen waren, Hans Sachs führt uns in die Gesellschaft des Bürger- und Gewerbstandes, und Luther selbst endlich unter die Geistlichkeit, die dem neuen

Bekenntnisse angehörte. Unter diesen knüpft sich Thomas Murner[725]) (aus Straßburg (1475—1535?) schon als Landsmann an Seb. Brant enge an, und ist übrigens auch seiner ganzen Manier nach sein sclavischer Nachahmer. Nur darin macht er einen wesentlichen Fortschritt, daß ihn unter den Ersten der neue Geist, der jetzt mit einemmale die freiwillige Censur abschüttelte, welche man sich bisher aus Scheu und Gewohnheit aufgelegt hatte, weiter riß als sich Brant gewagt hatte, daß er zu dem Uebergang der Satire von dem Allgemeinen zu dem Besonderen mit das erste Zeichen gab. Er legt die ruhige Mäßigung Sebastian's ab, er behält seine Derbheit und verdunkelt den edlen und reinen Hintergrund, auf dem jener seine Bilder aufgetragen hatte. Der Charakter der Dichter fängt nun an, für die Dichtungen von Wichtigkeit zu werden, weil die Dichtung jetzt wieder mit dem äußeren Leben ganz zusammenfällt. Brant war ein wohlgesinnter, ruhig und besonnen thätiger Mann, der sich von keiner Leidenschaft beherrschen ließ; Murner war ein unruhiger, ausschweifender Mönch, unzufrieden mit seiner Stellung und doch nicht fähig, eine andere einzunehmen, anmaßend und dabei ein schwacher Kopf, strebend ohne Ausdauer, unstet bald in Italien bald in Deutschland, in Paris und Krakau sich umtreibend und nirgends nur eine kleine Zeit ansäßig und ausharrend; jetzt ein Nachbeter des Brant, dessen Narrenschiff er in seinen Gedichten nachahmte, und dann wieder mit ihm überworfen; jetzt ein Widersacher der dunklen Theologen und der Bartholisten, dann selbst in Poesie und Wissenschaft mit den größten Thorheiten der scholastischen Gelehrsamkeit beschäftigt; jetzt, wie es scheint, ein gutmeinender Uebersetzer lutherischer Schriften, dann einer der heftigsten Gegner der Reformation und im Sold von Heinrich VIII

725) Vgl. über ihn Waldau, Nachrichten von Th. Murner's Leben und Schriften. Nürnberg 1775; Strobel, Beiträge zur deutschen Liter. und Lit. Geschichte 1827; A. Jung, Beiträge zur Gesch. der Reformation. Straßb. 1830; Röhrich, in Niedner's Zeitschr. f. hist. Theol. 1848; Hottinger. Geschichte der Eidgenossen während der Zeit der Kirchentrennung, Bd. VII, 2. Abth., und namentlich Lappenberg in seinem Ulenspiegel (Leipzig 1854) p. 387 ff.

von England, oder der katholischen Parteien in der Schweiz und im Elsaß; 1526 aus Straßburg geflüchtet ward er in Luzern aufgenommen und ließ von hier aus seine Schmähschriften (Ketzerkalender 1527 u. a.) gegen die Schweizer Reformatoren ausgehen; er entflammte im Cappeler Kriege den Religionshaß, ward dann nach dem Religionsfrieden (1529) wieder verfolgt und machte nun an dem Hofe von Heidelberg Glück. In den Briefen der dunklen Männer ward er noch unter den Freunden Reuchlin's genannt und seine ersten poetischen Werke stellen ihn auch der Gesinnung nach nothwendig unter diese. Er ward daher seit seinem Auftreten gegen Luther, das nur die Scheelsucht eines unmächtigen Ehrgeizes eingegeben haben konnte, mit einer ungeheuren Wuth als Abtrünniger verfolgt und zeigt uns also in der Dichtungsgeschichte einen der Schwankenden, die in der Geschichte der Humanistik und Reformation so häufig sind. Wenige derselben sind so arg mitgenommen worden. Niclaus Manuel hat es vielfach mit dem Dr. Murrnarr zu thun; Wimpheling behandelt ihn ganz als einen niederträchtigen Gesellen und Simon Hessus scheint den Nagel auf den Kopf getroffen zu haben, wenn er in seiner „Ursache, warum die lutherischen Bücher verbrannt wurden" von ihm sagt, er sei ein armer Barfußermönch Franciscanerordens gewesen, ein Doctor der heiligen Schrift, der aber nach seinem Sinne noch nicht genug Würdigkeit gehabt und bei sich gedacht, wie er lux mundi möchte werden, und dazu Doctor in beiden Rechten, denn er hätte das Institut verdeutscht[726]) und halte sich selber für einen hochberühmten Juristen, wiewohl ihm's Niemand glaubt. So habe er in Basel Doctor in beiden Rechten werden wollen, und damit er ein herrlich Gepränge haben möchte, habe er die Stadtpfeifer aus Straßburg mit sich gebracht, allein sein Anschlag sei fehlgegangen und er habe ohne Geschrei und Pomp, wie einem Mönch gebührt, müssen Doctor

726) Murner hatte 1519 in Basel eine Übersetzung der Justinianischen Institutionen drucken lassen, welche 1520 neu aufgelegt wurde; Lappenberg p. 400.

werden.[727] Dies enthält in der That den Schlüssel zu seinem Charakter, den eine Masse von Schmähschriften in seinen Tagen aufs gehässigste ausmalten. Nicht blos die Zeitgenossen, auch die Spätern konnten dem armen „Gänseprediger" nicht vergeben. Fischart nahm ihn noch als einen Vertreter des alten üblen Schlags von Mönchen, „der Schälke, Murmelthiere, Murner und Brüder Murrnarren;" und noch Moscherosch nannte seine Schriften mit mehr Witzelei als Witz ein verkümmertes, verstümmeltes, verschimmeltes Gemaunze.

Seine Poesien haben in der That wenig Eigenthümliches, obwohl man der Schelmenzunft die Ehre angethan hat, sie ins Lateinische (nebulo nebulonum Frankfurt 1620) und Holländische zu übersetzen. Man möchte sagen, wo er Brant nicht ausschreibt und breit trit, wiederholt er sich selbst. Ohne eine mehrfache Bedeutung sind seine Werke gleichwohl nicht. Man sieht vor Allem daran, wie nun mit Gewalt der Volksgeschmack alles bis ins tiefste herabriß, wie nun selbst die gelehrten und adeligen Dichter sich vergeblich hiergegen stemmten, und wie die große Kluft zwischen den lateinischen und deutschen Poesien in diesen stürmischen Zeiten verschieden durchbrochen ward. Ernste Strafrede und Ermahnung, sagt Murner am Schlusse seiner Gäuchmatte, helfen jetzt nicht mehr trotz Bitten und Flehen; man zwingt die Gelehrten, von allen Dingen schimpflich zu reden und im Scherz. Es bleibt daher nichts übrig, als Schimpf mit Ernst zu mischen. Viele muthen mir an, ich sollte geistlich schreiben und auf dem Ernste bleiben. Wahrlich, fünfzig Bücher habe ich geistlich geschrieben, allein die Buchdrucker weisen mich damit ab, und so bleibt Gott in der Kiste liegen. Kein deutsch Buch ward je von mir gedichtet, ich dichtete es daneben auch für die Ernsten und Weisen im Latein, allein die Drucker lassen es mir liegen. Zugleich fügt er bei, was auf die verbreitete Gewöhnung an Reime ein Licht wirft: daß er in Reimen dichte, dafür könne er nicht; wenn er schon anders reden

727) Er war 1519 von der Juristen-Facultät zu Basel trotz des Widerspruches von Ulr. Zasius u. A., zum Licentiaten beider Rechte gemacht worden.

wolle, so würde ihm der Mund voll Reime und wer das so von Natur habe, dem werde es nicht sauer. Er gibt sich also der deutschen Dichtung für's Volk hin, allein nachdem er diesen Einen Schritt gethan hat, thut er auch einen zweiten, der ganz unnöthig war. Er redet nicht allein volksmäßig, sondern pöbelhaft, und wenn man ihm die Dichtung oder Herausgabe oder Uebersetzung des Eulenspiegel ohne Grund in die Schuhe schob, so hat doch diese Erdichtung in so fern einen Sinn, als er im unnöthigen Schmutz in seinen Versen und in den Arabesken, die diese umgeben, viel zu weit ging, viel zu weit in gemeinem Fluchen und Schimpfen, im Nachahmen der rothwälschen Ausdrücke und der rohen Verkehrsart der Verehrer von St. Schwarm und St. Schmoßmann und wie die groben Heiligen der Zeit alle heißen, überhaupt in jeder Art Ausübung seiner vulgaren Kunst, die er, sagte man [728], in Freiburg im faulen Pelze erschnappt haben müsse. Ob man dem wackern Manne überhaupt glauben soll, daß er so viele ungedruckte ernste Bücher geschrieben? Mit seiner Verleugnung der Gelehrsamkeit zu Gunsten des Volksgeschmackes ist's eine eigne Sache. Man brachte damals gelehrte historische und mythische Andeutungen ohne Anstand sogar in's Volkslied, und daß Murner's Poesien davon so leer sind, daß er wenig Bibel darin anführt und nicht viel griechisch und chaldäisch dazu gebraucht, machte man ihm ausdrücklich zum Vorwurfe, denn nur in der Gäuchmatte dreht er sich um einen kleinen Kreis von Beispielen, wie sie damals aller Welt geläufig waren, die aber, wie er selbst gesteht, ihm sehr sauer zu erwerben waren. Murner konnte, wie das Brant und Hans Sachs gethan haben, den groben Ton der Zeit angeben und nachahmend bekämpfen, allein er verfiel zu tief darin, so wie er selbst in seiner Polemik gegen seine Standesgenossen, die Geistlichen und Mönche, nicht seiner eigenen Vorschrift nachkommt, daß der Vogel sein eigenes Nest nicht beschmutzen solle.

Die Art und Weise übrigens, wie Murner in der Narren-

728) In einem Gespräche zwischen einem Pfarrer und einem Schultheißen von 1521. 4.

beschwörung[729]), die Kaiser Max das andere Narrenschiff nannte, und in der Schelmenzunft[730]) (beide 1512) die Gelehrten und Geistlichen, die Juristen und Fürsten angreift, leitet das, was zunächst in der Literatur und im Leben gegen diese Stände alles Stürmische losbricht, ein. Er höhnt aufs Derbste die Schriftmeister, die sich Doctoren schelten lassen und nicht wissen, was die Rüben gelten, und die des Narrenbeschwörers weit mehr bedürfen, als manche Laien des Lehrers. Wenn wir unsere Bibel lesen, sagt er, so sind wir froh, als ob wir Bohnenstroh kauten; wir achten nicht das göttliche Recht, es macht uns schwamplicht im Kopfe; wir zeigen dir das ewige Leben und gehen selbst weit irre; wir sind die ersten, die verspotten was wir dich lehren und dir rathen. Die Pfaffen plappern Gebete gedankenlos hin; ihre wahren Gedanken sind nur auf Besitz und Geld gerichtet und auf kriegerische Stärke. Man findet jetzt Prälaten, die das Wild fällen, und den Armen durch ihre Felder rennen, und ist das geistlich, wenn die Priester Jäger werden und die Hunde die Messe singen? Die Bischöfe sind Wölfe aus Hirten geworden. Der Fürsten Kinder sollen nun Pfründen haben, wenn sie noch in den Windeln liegen; und die erwachsenen Infulträger wollen dann nicht singen und stecken doch die Gulden ein. Alles ist nun käuflich, Pfründen, Sacramente, Tugend und Ehrbarkeit, Reu und Leid um unsere Sünde, Alles feil. Sonst mußte ein Christenlehrer in Rechtschaffenheit predigen und regieren, jetzt überlädt man einen mit Aemtern, wie andere Esel mit Säcken. Das macht der Pfennig; soll ich beichten, so muß ich nach der Tasche greifen, soll ich zum Sacrament gehen, ebenso, soll ich zur Weihe, so muß ich mirs verschreiben lassen und das Siegel tapfer netzen. Die Menschen vertrauen so leicht, wenn sich einer heilig ge-

729) Erste Ausgabe: Straßburg 1512. Sie entstand aus einem latein. Buche, welches er in Frankfurt (vor 1506) schrieb und worüber er deutsch predigte. Der Anfang der „Narrenbeschwerung" fällt ins Jahr 1506.

730) Erste Ausg. 1512. 4. (Frankfurt bei Beatus Murner). Ausgabe von Waldau. Halle 1788. Auch sie war ursprünglich (in Frankfurt) lateinisch abgefaßt.

bärdet, doch ist er ein Mensch wie ein anderer und kann nur den besonderen Fund, daß er seine Wolfshaut deckt. Die Mönche gehen an Frau Venus Bad und steigen des Nachts über die Mauer (auf diese Stelle spielt Fischart an), die Nonnen, in zarter Jugend vom armen Adel ins Kloster gestoßen, hätten sich lieber mit einem armen Manne vergnügt und verunehren dann im reiferen Alter das Kloster. Wenn sie das Handwaschen vor Tisch vergessen, so beten die Klostergeistlichen zu Gott daß er die böse That nicht räche, dieser Beginentand ist ihnen eine große Sache; wenn sie aber buhlen und alle Klöster durchlaufen, Zwiespalt stiften und jedem ein Lotterspöttlein anhängen, dessen dürfen sie sich nicht schämen. Die Decane dürfen nicht gegen den Bischof für den gemeinen Nutzen sprechen, sie müssen sein Lied pfeifen und nach ihm tanzen. Ehe einer Decan wird, muß er schwören, nicht in des Bischofs Sache zu reden, dem Kapitel durch seine Finger zu sehen, und wenn die Köchin die Messe singt und das puer natus ruft, mit seinem Gesang dazu zu stimmen. Dagegen gibt ihm der Bischof das Gleiche, sie grüßen sich Gevatter über den Zaun und solcher Gevattern läuft die Welt voll und Gries kennt den Gramen wohl. Leichtsinnig wird von der Gewalt der Kirche und dem Banne Mißbrauch gemacht, so daß der Glauben auf Stelzen geht und ehestens den Hals abbrechen wird. Man hat so oft im Namen der Kirche den Türkenkrieg bei uns gepredigt, und uns so oft betrogen, daß einen Wunder nimmt, wann wohl die Deutschen werden witzig werden. Man traut auf den Spruch, St. Peter's Schiff solle nicht untergehen, und doch schwankt es schon; Königreiche und Kaiserthümer fallen nacheinander um, und die Schuld liegt an den Fürsten, die dem Kaiser nicht gehorsam sind, an den Städtern und Bauern, die ihm nicht beisteuern. Am Regimente sitzen Tyrannen, in ihrem Rathe sind, die Alles seinen Gang gehen lassen, stillschweigen und ihren Sold nehmen, ihren Oberen die Ohren melken und schön thun und kuppeln, die Suppenfresser, Schmarotzer, Schmalzbettler und wie er sie alle in Rothwälsch nennt, die sich dann zum Vergelte wieder von ihren Herren auf ein

Kissen setzen und säuberlich halten lassen, statt daß sie auf dem Rade sitzen sollten. Daneben treiben die Ritter ihr Unwesen: keine Kunst sei es, sagen sie, daß König Ferdinand Inseln mit Specereien in Indien entdecke, sie fänden deren zu Schiff auf dem Rheine. Und dann die Advokaten, mit großen Büchern und kleinem Verstande, die allen unnützen Sachen den Fuß halten, mit deren Eintritt ins Reich das gute Recht im deutschen Lande aufgehört hat.

Man wird bald sehen, hier sind im Umrisse alle die Gegenstände angegeben, um die sich bald das ganze reformistische Streben in Deutschland regte, und die Ulrich von Hutten mit Feder und Schwert anzufechten zunächst auftrat. Die Schelmenzunft ist in dieser Hinsicht weniger wichtig. Auch hier will Murner zwar der Welt im Allgemeinen ihr nequam sagen und meint, es brauche dazu nicht viel Vernunft, weil der tägliche Brauch dies wohl lehre; er hat also wirklich keinen Begriff davon, daß man nicht in, sondern über der bösen Welt stehen muß, die man belehren will, wie auch seine sämmtlichen Bücher nicht eine Spur von dem Grundsätzlichen der Brantischen Moral an sich tragen. Doch ist es in diesem Gedichte, obgleich sich Murner auch hier auf alle Klassen von Menschen einläßt, die er meist kurz redend einführt und sie dann in eigener Person anfährt und zurechtsetzt, mehr als auf die öffentlichen Zustände, auf die Laster des privaten Verkehrs abgesehen, auf die frommen Buben, die freien Knechte, die Demmer und Schlemmer und ihre rohe Unterhaltung, auf jene eisenfresserischen Fluchmäuler und Prahler, auf die Aufbinder und Strohbartflechter, auf die Kerbholzredner, die adlig versprechen und es für bäuerisch nehmen zu halten, auf die Kothrütteler, die alles Uebel aufsuchen, auf die Zutrinker, die wie die Gänse einander nachtrinken ohne Durst, die nach löblicher Sitte der Deutschen nichts anfangen ohne die Flasche, und mit der Flasche nicht enden bis der Wein hinein, der Witz heraus ist, und sie dann vom Dirdendein anfangen zu lallen. In diese Klasse gehören dann auch die Kannegießer („die von den Reichstädten reden," heißen sie hier), die ihren

Rücken mit fremder Sache beladen, Tag und Nacht sorgen, wem die Venediger Gold abborgen und wie sie es wollen wiedergeben. Wo sie trinken und essen, vergessen sie den König nicht, und die Franzosen und Türken; die Reichstädte müssen auch dran; sie haben uns dies und das gethan, das können wir nicht ungerochen lassen. Lieber Schelm, schüffst du das Deine und ließest die Reichstädte Reichstädte sein und tränkst einen guten Wein dafür, so ging er dir desto glätter ein. — Man merkt sogleich, daß dies einen aufgeregten Ton der politischen Unterhaltung verräth, der auch in der Geschichte sonst angetroffen wird und die ersten Bauerntumulte in diesem Jahrhundert bald nach diesen Schriften begleitete oder ihnen voranging.

War es nicht Murner's persönliche Unleidlichkeit, die seinen Werken gleich bei oder eigentlich vor ihrem Erscheinen Gegner verschaffte, wie er selbst einmal andeutet, so kann es auch ihre wirkliche Schwäche gewesen sein. Je länger er schrieb, desto mehr wiederholte er sich. In seiner geistlichen Badefahrt (Straßb. 1514), die im Bade und zum Danke für Genesung geschrieben wurde, geht er alle einzelnen Badeverrichtungen durch, um das Bild der Abwaschung sündiger Unreinheit auszuführen; daß er dabei Christus in den Handthierungen eines Baders abbildete, zog ihm starke Verhöhnungen zu. Im nächsten Jahre folgte die Mühle von Schwindelsheim oder Gret Müllerin Jahrzeit (Straßb. 1515). Die Mühle dieses Namens lag drei Meilen von Straßburg, und gab im Volksmunde Anlaß zu manchem Witz gegen allerlei Schwindel der Menschen. Die Vorrede des Gedichtes führt nun eine Reihe solcher Schwindeleien auf, für die dem Müller in Schwindelsheim Zins sollte entrichtet werden; dann folgt der eigentliche Text von der Gret Müllerin, der insignis meretrix, die Geistlich und Weltlich in ihre Pflicht genommen hat, daß sie nach Schwindelsheim zu ihrem Jahresfest rannten. Mit diesem Inhalte bildet das Gedicht eine Art Vorläufer zu der Gäuchmatte, die im gleichen Jahre (nach Lappenberg 1514) geschrieben ist, aber erst 1519 in Basel ausgegeben ward.

Auch hier schreibt Murner sich wieder selber aus. Nachdem er schon vielfach in der Narrenbeschwörung die Fantasten, Spiegelgucker, Knebelbärte und Weiberdiener durchgehechelt hatte, versammelt er hier diese weibischen Gäuche auf einer eignen Matte. Im Anfang scheint es, als wolle er eine neue Einkleidung gewinnen, als solle es eine Parodie jener Allegorien vom Venus-Garten oder -Berg u. s. w. werden; hier ist's ihre Matte; ihres Reiches Gesetze und Artikel und der Eid der Gäuche werden vorgelegt, nach dem sie den alten Liebesdienst beschwören und die alte Treue in dem Geschlechte anbeten, dem alle Creatur weichen müsse. Bald aber verläßt der Dichter diese Einkleidung, führt seine Sprichwörter in alter Weise auf, mit eingemischten historischen Liebesbeispielen von Eva bis auf Caspar Schlick, und diese wiederholen sich in einer Reihe von Portraits dieser historischen Personen, und wie in jedem einzelnen Kapitel fast jede einzelne Figur und Sache wiederholt wird, so variirt sich in einem Anhängsel nachher das Ganze, die Sprichwörter und die Figuren noch einmal. Alle diese Werke, in denen sich Murner tief in Gegenstände einließ, in denen er seinem Stande nach billig keine Erfahrung haben sollte, wurden Murner schon vor seinem Zusammenstoß mit den Lutherischen verdacht, seit diesem aber zu den stärksten Angriffen gegen ihn benutzt. Er hatte schon früher etliche namenlose Büchlein gegen Luther ausgehen lassen, seine derben Sprichwörtlein hatten ihn alsbald verrathen, nun regnete es Pasquille und Satiren gegen ihn, die ihn als Katze, als Drachen, als Murrnarren verspotteten; der Karsthans, der Murnarus Leviathan und die Novella[731]), die gegen ihn gerichtet waren, sind von den geglückteren satirischen Dialogen der Zeit. Wie um 1520 der Bruder Michael Stiefel von Eßlingen im Bruder Veiten Ton die „christförmige rechtgegründete Lehre Dr. M. Luthers" besungen und den Reformator darin für den Engel erklärt hatte, den Johannes in der Offenbarung (Cap. 14.) das Evangelium lehrend

731) Abgedruckt in Gödeke's Pamphilus Gengenbach p. 262 ff.

fliegen sah, schrieb Murner in demselben Tone ein „Lied von dem Untergang des christlichen Glaubens", eine kleinlaute Klage über die Fortschritte des Lutherthums. Dagegen setzte Stiefel wieder eine prosaische „Auslegung und christliche Glosse" voll grober Persönlichkeiten. Dies reizte Murner wieder zu einer Replik, auf die Stiefel die Antwort nicht schuldig blieb, und zuletzt zu seinem großen Gegenausfall in dem Gedichte von dem großen Lutherischen Narren[732], 1520 begonnen, das Hans Grieninger in Straßburg (1522) druckte, nicht ohne am Schlusse eine Entschuldigung nöthig zu finden, und das der Straßburger Rath verbrennen ließ. Es ist dies, obwohl unleidlich breit, nicht die schlechteste Arbeit Murner's, sie machte aber übel nur ärger. Der Fiction des Gedichtes liegt eines der vielen „Büchlein" der Lutherischen zu Grunde, die „klägliche Klag an K. Karolum von wegen Dr. Luthers und Ulrichs von Hutten" (o. O. u. J. 4.), worin vorgegeben wird, es seien 15 Bundesgenossen zusammengetreten, gemeiner Christenheit die Schäden zu entdecken, mit denen sie behaftet sei. Diese 15 Bundesgenossen schneidet nun Murner als Narrenbeschwörer dem großen Narren aus dem Bauche, um im ausgeführten Bilde Luthers Sache als einen Bundschuh und Verschwörung darzustellen; Stiefel und seine anderen Gegner werden dabei mit gleicher Münze bezahlt; das Stechendste aber ist der Schluß. Luther belagert mit seinen Bundesgenossen den Murner, und bietet ihm Versöhnung und seine Tochter zum Weibe an. Murner geht scheinbar ein und seufzt tausend Meilen von Herzensgrund nach der Stunde, die liebe Adelheid zu küssen; er hofirt ihr und singt das nachher vielberüchtigte burlesk-ironische Loblied, dessen Strophen mit dem Refrain Sparnößlin enden. Bei der Hochzeit entdeckt ihm die Braut, daß sie den Grind habe, worauf er sie ausschlägt, da ja Luther selbst die Ehe nicht für ein Sacrament halte. Diese Beschmutzung der Ehe des heiligen Reformators zog nun erst die ganze

732) In Scheible's Kloster Bd. X; mit Erläuterungen herausgeg. von H. Kurz 1848.

Flut der heftigsten Ausfälle auf Murner, der Refrain vom Sparnößlin sollte noch oft auf ihn zurückprallen [733]). Hier tastete er einen Fleck an, wo das Zeitalter sehr empfindlich geworden war. In der Stellung und Schätzung des Weibes, in dem Urtheile über die geschlechtlichen und ehelichen Verhältnisse ging jetzt eben eine große Wandelung vor sich, wozu die Reformation durch die Erschütterung des Cölibats nicht sowohl einen ersten als einen letzten Anstoß gab. Murner hielt in dieser Beziehung mehr die alten Standpunkte fest. Er war, durch seinen Vater von Jugend auf so gewöhnt, noch ein warmer Verehrer der Jungfrau Maria, und er spricht seine Verehrung der Weiber dem entsprechend noch mehr im Stile der mittelalterlichen Frauenhuldigung aus. Aber er ist auch vielleicht gerade der allerletzte, bei dem man noch auf diese Eigenheiten stößt; die Jungfrau Maria verschwindet jetzt aus der Poesie und mit ihr all jene schwärmerische Anbetung des weiblichen Geschlechtes. An Maria's der Allsühnerin Stelle trat jetzt Mutter Eva, die Allsünderin, die so viel auf Erden gesäet hat, woran wir noch erndten; hinfort mischte sich Scherz und Ernst in der Verehrung und Verherrlichung der Frauen und das muthwillige Zeitalter sagte dem zarten Geschlechte die härtesten Wahrheiten. Die Schamlosigkeit der verbuhlten Geistlichen wurde nun schonungslos aufgedeckt; die Nacktheit des geschlechtlichen Verkehrs wurde in Schwänken und Fastnachtspielen unbarmherzig in aller Blöße gezeigt; die schleckige Liebelei verfolgte das Volkslied und die gelehrte Satire unter dem Namen der Löffelei (cochleatio); die Lateiner geißelten, Olearius in

---

733) In einer Flugschrift von Hans Heinrich Freyermut (um 1524) heißt es von dem Cölibat:

Damit wird nit mer außgericht, denn daß nur groß hurerey geschicht,
wie man's denn öffentlich ersicht, von heimlichen da sag ich nicht;
hat einer mit einer nicht genug, nimmt einer zwo drey nach seinem fug,
welch ihm nit gefällt, die läßt er gon, nimmt andre als viel er wil hon,
und hat mit sein'm Sparnöselein ein frölich sein guts mütelein.
Murman Murnar der hetscht auch mit, denn er läßt schlechts sein mausen nit.
Ursach er hat, hätt's bald vergessen, ein Stück vom rohen Narren gefressen,
das er noch nicht verdauen kann; daut wol noch 30 Jahre daran.

einem maccaronischen Gedichte de fide concubinarum in sacerdotes (1504) und Bebel in seinem Triumphus Veneris (1515), das Concubinat und den Götzendienst der Liebe; dafür wurden dann aber auch die Ehren der Ehe desto mehr gesteigert und der weiblichen Sittsamkeit und Häuslichkeit die höchste Würde zuerkannt. In wie vielen Liedern und Büchlein wurde jetzt über alle Mönch- und Nonnenorden hinweg der Orden der Ehe gepriesen! Wie oft gedruckt und weit verbreitet war das Gespräch von „Bärbeli" (1526), das seiner Mutter Anmuthung ins Kloster zu gehen nach reiflichen Bibelstudien abweist und Beichtväter und Priester, die ihren Sinn beugen wollen, durch ihre Schriftkenntniß theils bekehrt, theils „liederlich abziehen" läßt.[734]) In diesem Punkte des Ehepreises waren vor den persönlichen Spaltungen seit 1517 manche der späteren Feinde einträchtig. Der Johannes Murner, der ein Gedicht von des „ehelichen Standes Nutz und Beschwerden" (o. O. u. J.) schrieb, das oft unserm Thomas Murner zugeschrieben wird, und jener Hier. Emser in seiner „deutschen Satire und Straf des Ehebruchs" (Leipz. 1505) sind von diesem Gegenstande handelnd so ehrenhaft wie ein Urbanus Rhegius oder Albrecht von Eyb. Erasmus von Rotterdam's Gespräch von der Ehe war der Zeit nicht ehrenhaft genug; als es Fr. Alberus in seinem Ehebüchlein (1539) zu Ehren und Schutz der Ehe übersetzte, ließ er in ehrfürchtiger Scheu vor dem Stande alles Unzüchtige hinweg. Ein Theil dieser oder anderer in den Stoff einschlagender Werke der Zeit sind dem Gebiete der Poesie angehörig; so auch der „Frauenspiegel" (Straßb. um 1520 und Augsb. 1522), den noch Fischart (als „Ehespiegel") beifällig anführt. Auch die Polemik, der die Dichtung damals am häufigsten dienen mußte, drängte sich in diesen

734) Die Zeiten hatten sich geändert, seit dies ein Lieblingslied ward, gegen jene andere im 15. Jh. wo ein naives niederrheinisches strophisches Gedicht „von dem Beginchen in Paris" (Schade, Niederrhein. Gedichte p. 333) erzählte von einer Jungfrau, die sich gegen den Wunsch ihrer Mutter von dem weltlichen Leben abthat, Begine ward, in die Jesusliebe vertieft jedes andere Werk ablehnte und nach siebenjährigem Leben ohne Speise und Trank verschied.

Gegenstand ein. Wie die sinnliche Kraft der damaligen Menschen von so mancher Unnatur erlöste, nachher aber auch Ausschweifungen der entgegengesetzten Art mit sich führte, so haben wir auch in der Literatur neben den angeführten aus schöner Gesinnung stammenden Streitschriften über das Frauenwesen bei Gelegenheit der Doppelehe Landgraf Philipp's des Huldrich Neobulus Dialogus für die Bigamie und hiergegen wieder ein deutsches Reimgespräch, das den Bucer als den pseudonymen Verfasser jenes anderen bezeichnet. Wo aber auch diese Schriften wirklich Gedichte und deutsche Gedichte sind, da fallen sie so tief in die gemeine Prosa herunter, daß hier für den Geschichtschreiber der Dichtung kein Ort des Verweilens ist. Die Kämpfe des wirklichen Lebens rissen die Poesie jetzt in so tiefe Niederungen herab, daß ihr allmählich der letzte Ausgang bevorzustehen schien.

Man muß es nicht vergessen, an welche Dinge sich die Poesie im 15. und 16. Jh. gewöhnen mußte, um zu begreifen, wie sie selbst da, wo sie zunächst bei theuren und begeisternden Gelegenheiten gebraucht ward, so durchaus roh und prosaisch verfallen konnte. Es war kein Stand, der sich nicht mit dem Reimen abgab und der nicht das Gröbste, Gemeinste und Handwerksmäßigste in Reime gebracht hätte. Die Aerzte brachten die regimina sanitatis, die Diätetik in lateinische und deutsche Verse, behandelten astrologische Gegenstände in Reimen, dichteten sogar physiognomische Regeln, denn in diesen Zeiten, wo man alles deutete, verfiel man natürlich auch darauf, aus der Beschaffenheit des Körpers die der Seele zu errathen. Die Künstler freuten sich an poetischen Beschreibungen von Gemälden und Kunstwerken. Die Reichsbürger hörten von Stadtämtern und von fürstlichen Rathgebern, von ihrer Stadtgeschichte und von ihren Trinkstuben in Versen so gern wie in Chroniken. Der Fromme wollte sein Beichtbüchlein, der Hypochonder die Gesundheitsvorschriften, der Bauer seine Wetterregel gereimt haben, Denk- und Gedächtnißverse kamen in allen Zweigen auf, und die plumpsten Gelegenheitsgedichte. Das Schachspiel ward jetzt (1507 von Jacob Mennel und später um

die Mitte des Jahrhunderts von Christophel Fischer) um seiner selbst willen poetisch behandelt; vom nöthigen Hausgeschirr, von den warmen Bädern, von einem Geschenk mit Spezereien (liber collationum 1485) reimte Hans Folz; Jacob Köbel aus Heidelberg (1492) von der Tischzucht. Die Kriegsleute reimten über ihre Künste, die Fechter über ihre Handgriffe, von Falkener und Leckūchner gibt es Gedichte dieser Art; von Jeremias Schemel eines über das Roßtummeln und die Zurichtung der Pferde; von Schaller eine gereimte Naturgeschichte; von Martin Agricola einen poetischen Unterricht im Instrumentspiel (musica instrumentalis 1528). Hält man dies nun Alles zusammen mit der Aeußerung Murner's über die Leichtigkeit seines Reimtalents, mit dem vulgaren Charakter des Verses in dieser Zeit, mit der Uebung der Meistersänger und Spruchsprecher, mit der ungemeinen Fruchtbarkeit eines Hans Sachs, mit dem allgemein herrschenden Volksgesange, so sieht man immer deutlicher, wie von dem Höchsten bis zum Niedrigsten jeder Gegenstand von einem Poeten aus höchstem oder niedrigstem Stande poetisch mißhandelt werden konnte.

Es bedurfte nun nichts, als daß in dem Leben der Nation irgend ein großes Ereigniß überwiegend hervortrat, so konnte man sicher sein, daß die äußeren Begebenheiten und Bewegungen die Dichtung völlig an sich reißen würden. So kam es, daß unter den ersten Stürmen der Reformation sogar die große Kluft zwischen der gelehrten lateinischen Poesie der Humanisten und der deutschen Volksdichtung durchbrochen ward, und daß das glänzendste Talent unter diesen seine kaiserliche Lorbeerkrone hingab für die Weihe unter den Volksdichtern, seinen Poetennamen, der ihn seiner damaligen Bedeutung nach neben Virgil und Cicero stellte, durch den Gebrauch der Volkssprache nicht zu entwürdigen meinte, daß er die Volksdichtung ergriff und ihr für ein halbes Jahrhundert eine ganz eigne scharf politische Richtung gab.

---

6. Ulrich von Hutten.

Dieser Mann ist Ulrich von Hutten (bei Fulda 1488—1523), der, wenn Reuchlin und Erasmus die beiden Augen der Nation unter dem vorigen Geschlechte genannt wurden, mit Luther die beiden Lichter des jetzigen ausmachte, der wie typisch den Charakter der edleren deutschen Jugend, so wie Luther den der kräftigeren deutschen Mannheit darstellt, der, wenn er mit den größten Geistern der damaligen Zeiten in anderen Völkern zusammengestellt wird, ein herrliches Zeugniß für die natürliche Ueberlegenheit deutscher Anlage bietet. Dieser Mann ist der Nation neuerdings vielfach in Erinnerung gebracht worden, und Göthe schon hat scharf bemerkt, wie sich die Zeiten mehr und mehr zur Wiederbelebung der Verhältnisse in Hutten's Zeiten schicken; es steht zu erwarten, daß, wie in gewissen Zweigen der Literatur des vorigen Jahrhunderts sich die Wiederaufnahme der Bestrebungen der Reformationszeit fruchtbar zeigte, auch andere Zweige ihre damals begonnene Ausbildung noch unter uns vollenden, und andere Männer ihre Anerkennung finden werden. Es ist nicht hier der Raum und auch nicht die Gelegenheit, dem deutschen Ritter das Denkmal zu setzen, das er noch vermißt[735]), denn hierzu war seine Wirksamkeit für die Dichtung der Deutschen zu gering, so wie überhaupt die Poesie das damalige Leben in Deutschland am schwächsten darstellt; dennoch ist es für uns wichtig, in kurzen Umrissen dem Gange seines Lebens und Wirkens zu folgen, weil dies versinnlicht, wie das Volksthümliche damals alles Große für sich gewann und jedes Talent anzog, weil es ein tragisches Gemälde von dem Uebergewicht der Zeiten und Verhältnisse über die unvergleichlichsten Kräfte des Einzelnen liefert.

---

735) [Diese Lücke ist inzwischen ausgefüllt durch D. Strauß, Ulrich von Hutten. 2 Bände. Leipz. 1858. 2. Ausg. 1871., und die kritische Ausgabe seiner Werke von E. Böcking. 5 Bde. u. Supplem.-Bd. 1. 2. Leipzig 1859—70. Die Gespräche übersetzt von Strauß. Leipz. 1860.]

und weil es für unsere gegenwärtigen Zustände und Bestrebungen eine inhaltschwere Belehrung an die Hand gibt.

Ulrich von Hutten fiel mit seiner ersten Entwickelung mitten in Verhältnisse, die für eine strebsame Natur eben so fördernd als vernichtend ausschlagen konnten. Auf dem gewöhnlichen Wege etwas zu werden, durch Günstlinge sich durchzuschlagen, mechanische Kenntniß zu sammeln, war dem dürftigen Kopfe, wenn er bemittelt war, am leichtesten, dem hellen Geiste und dem edleren Charakter war es unmöglich. Man hatte das Gewohnte und Gewöhnliche erschüttert; der Welt Ehre und Ruhm war nicht mehr das einzige, was das junge Geschlecht seit dem Aufleben des Humanismus anzog; der unsterbliche Ruhm der neuaufblühenden Alten weckte in manchem Geiste nachstrebenden Eifer, die fruchtbare Weisheit der griechischen Philosophen schob die christliche Scholastik hinweg, die Dichtungen Virgil's und Ovid's hatten in den Klassen der Gebildeten die vaterländische vergessen gemacht, den Poetenlorbeer zu erringen, galt dem Edleren mehr, als ein Turnierdank und eine erschlichene Pfarre, und aus dem Kloster und der Raubburg tauchten die Rittersleute und Mönche hervor, um das Licht der neuen Weisheit in der weiten Welt zu suchen. Es trieb die Menschen eine unbestimmte Unruhe zu einem Etwas, das sie nicht immer bestimmt vor sich sahen, und so hatte Hutten sein Kloster und Tritheim sein Vaterland verlassen, ohne klar zu wissen, was sie außerhalb suchten. Ein körperliches Unbehagen lag damals über der Welt; Podagra, Fieber und ärgere Krankheiten waren stehende Uebel, wie im vorigen Jahrhundert die Hypochondrie, und bekanntlich hat jeder Schriftsteller und Dichter des 16. Jhs. einer oder der anderen dieser Krankheiten einmal ein Werkchen aus eigener Erfahrung gewidmet. Diese Uebel mehrten die natürliche Reizbarkeit der Geister; Armut und gestörter Unterhalt kamen häufig hinzu, eine unnatürliche Anspannung der Kräfte in den Emporkömmlingen der Literatur zu unterhalten. Auf Hutten lastete das Alles, was sich auf Andere vertheilte, in seinem zartesten Alter schon zusammen. Der edle Eitelwolf

von Stein hatte das Verderben, das diesem Geiste im Kloster drohte, vorausgesehen und ihn gerettet; im engeren Vaterland hatte der Jüngling keine Wurzel, die ihn hätte halten können; er hatte seines Vaters Gunst verloren, der nie satt ward ihn selbst zu tadeln und ihn von andern loben zu hören, und seiner armen Mutter Thränen konnten ihn auch später in seinem Thun und Treiben selbst unter Gefahr und Wagniß nicht hemmen. Die Vortheile, die ihm Stamm und Geschlecht boten, gab er auf, weil ihn sein Geist trieb; das Schicksal wollte nicht, sagt er selbst, daß er Ruhm im Vaterland genösse und ein friedliches Leben verbrächte. Seine ersten Freunde waren die freien und kräftigen Jünglinge in Erfurt, die Eoban Heß, Crotus, Temonius, und in Köln die Rhagius, Cäsarius und der Graf Nuenar, die unter sich nicht anders wirken konnten, als die neuerungssüchtigen jungen Männer in dem Göttinger Dichterbunde des vorigen Jahrhunderts. Seinem Ehrgeiz und seiner Ruhmsucht wuchsen da nothwendig die Schwingen; man nannte ihn schon so frühe unter den Poeten und die Muse war in seiner Thätigkeit sein Eins und Alles. Von Ehrsucht glühend, seiner Natur und seinem Talente zu Danke verpflichtet, aber nicht seinem Schicksale, krank, bettelhaft, von Sorgen gequält und ohne Aussicht ward er, als ihn seine unsteten Wanderungen in Deutschland nach Greifswalde trugen, auf Anstiften des dortigen Bürgermeisters Lötz und dessen Sohnes in Frost und Kälte bis auf die Blöße beraubt. So ward sein erster Eintritt in die Literatur polemisch; er bewegte jeden Stein über dies Verbrechen, forderte in seinen Elegien die ganze literarische Macht in Deutschland gegen diese Lossiek auf, betend zur Gerechtigkeit des Himmels rief er die rächende Vergeltung auf sie herab. Durch seine kunstmäßigen Verse leuchtet die Ungeduld unmächtiger Rachsucht und gerechten Grimmes hindurch, und obgleich er noch keinen Landsknecht zu seiner Hülfe aufruft, hätte er doch gern gesehen, wenn seinen Feinden mit Weglagerung wäre vergolten worden, was sie mit Plünderung verbrochen. Dennoch war Hutten damals durchaus mehr ein friedlicher Literat und

diese Hitze hätte vorübergehen können, ohne Folgen für ihn, wie Reuchlin's leidenschaftlicher Eifer gegen seine Verläumder, wenn nicht spätere Geschicke ihn immer steigernd in ähnliche Verhältnisse geworfen hätten. Man bewunderte damals, wo man die geschickte Benutzung der Alten und den fließenden Numerus Poesie hieß, seine leichten Verse; er konnte sich in diesen Zeiten (1511) noch in heroischen Versen über lateinische Metrik auslassen; als er sich in seiner Gefahr bei der Belagerung von Pavia (1512) eine Grabschrift schrieb, war ihr Gegenstand sein Unglück und seine Muse; und wenn er Kenntniß der Welt und des Himmels suchte, die Ursachen und den Lauf der Dinge und die Sitten der Menschen erforschte, so war es, weil er das Alles als Bedürfniß des ächten Dichters erkannte. Als schon sein Name in gutem Klange war, und seine Verbindungen mit allen guten Köpfen seines Vaterlandes geknüpft, kam er von langen Reisen, im Elend geprüft und weise geworden, befriedigt in seinen Studien, verstoßen von der äußeren Welt, nach Hause zurück, und ward nicht einmal wie der verlorene Sohn empfangen. Die dunkeln Leute hatten noch einen Greuel an den Dichtern, die den Petrus Hispanus verachteten und die parva logicalia, das vademecum und das exercitium puerorum; sie wollten es in der Beichte hören und mit Buße belegen, wenn einer den Virgil gelesen hatte, sie wollten keine Poeten, sondern Magister und Baccalaureen, und verhöhnten die vieljährigen Schüler, die nur Plinius und Virgil und andere „neue" Autoren gelesen und am Ende keine Promotion erlangt hatten[736]. So wenig auch heute einer, der

---

736) Die schreckliche Schule, die im 15/16. Jh. die angehenden armen Scholaren im Dienste der Beanen, und diese Studenten im Lotterwesen des Vagantenlebens machten, ist durch die pikanten Selbsterzählungen des Schweizers Plattner und des Johannes Butzbach aus Wittenberg (Johannes Piemontanus, geb. 1478) auch dem großen Publicum durch Freitag und O. Jahn (Bildungsgang eines deutschen Gelehrten am Ausgang des 15. Jhs. in: Aus der Alterthumswissenschaft. Populäre Aufsätze. Bonn 1868) bekannt geworden. Piemontanus war einer der Bekämpfer Wimphelings und figurirt daher in den Briefen der Dunkelmänner.

menschliche Weisheit für die Seele zu lernen sich beikommen ließe, vor den Plänen seiner Eltern oder den Fragen seiner Examinatoren bestehen würde, so wenig Hutten vor jenen großprahlenden Juristen, jenen hochnasigen Theologen, jener inhumanen Ritterschaft und jenen ungelehrten Gelehrten, unter denen er sich fühlte, Nichts zu wissen und Niemand zu sein, wenn sie ihre Kenntnisse auskramten, und die, was in ihm war von Wissen und Weisheit, tief unter aller Verachtung sahen. Damals entwarf er zuerst seine Satire vom Niemand; damals warf er zuerst seine eindringenden Blicke auf die inneren Zustände in Deutschland, in dessen politischen Verhältnissen ihn bisher blos die Schmach in der äußeren Stellung der Nation erzürnt hatte, und daß der französische Ruhm und ein trügerisches Krämer- und Fischervolk den deutschen Namen in Schatten stellen konnte, vor dem einst der Erdkreis erbebte; damals sog er den ersten Haß ein gegen die römischen Rechtsgelehrten und Pfaffen. Er hatte Italien kennen gelernt und Deutschland, er glühte vor Scham, daß das weibische Volk der Wälschen die deutsche Kraft sollte schwächen und mißbrauchen können. Noch aber wußte er damals nicht anders, als daß der Druck, den die römische Kirche und das römische Recht auf Deutschland ausübte, mit geistigen Kräften müsse abgeworfen werden. Er wollte die Rechtsbücher und Glossen mit dem heimischen Gebrauche der nördlichen Sachsen vertilgen, die ungezögertes Recht sprechen nach alter Sitte, wo wir sonst 20 Jahre unter 36 Doctoren hängen. So sehr ihn schon damals die alte deutsche Kraft in Tacitus' Zeiten anzog, so suchte er doch nur in Bildung und Frieden das Heil. Er eifert heftig gegen seinen rohen Adel, diese Centauren von schlechter Sitte; er freut sich, daß dem armen Haufen der Weg zur Bildung offen steht. Keuschheit, Fleiß, Anbau des Landes und der Geister zeichnen Deutschland aus; wir haben die friedlichsten und kriegerischsten Erfindungen gemacht, denen das Alterthum nichts zu vergleichen hat, und dennoch ruht still noch so viel Kraft und Tapferkeit im Volk, daß der Gallier nie wagte, nach der römischen Krone zu greifen, der Italiener sein

Joch nicht abwarf, der Türke den deutschen Boden scheute. Wie voll Anerkennung und Einsicht ist dies! wie fern von der nichtswürdigen Art, mit der unsere heutige Freiheitsjugend, deren Einsicht nichts, deren Kraft und Freimut nichts ist neben Hutten's, das Vaterland mit Koth wirft! wie fern von jener Verbitterung von Haus aus, die wir heute so häufig finden. Mit der Gesundheit, mit der Freiheit, die er aus seiner antiken Bildung gezogen hatte, griff er im Bunde mit jedem kühneren Gleichgesinnten, angereizt durch Reuchlin's Streitsache, die jammervolle Gelehrsamkeit der dunklen Männer mit jenen berühmten Briefen bei der gefährlichsten Stelle an. Wäre er doch immer bei diesen Waffen geblieben, die ja nicht minder ruhm- und gefahrvoll waren, als das Schwert! Hätte er doch seine juristischen Studien wenigstens so weit wie seine theologischen zu führen die Geduld gehabt, damit er auch die juristischen Freiheitsfeinde in Deutschland mit jener geeigneten Waffe angegriffen hätte, mit der er die geistlichen in Gemeinschaft mit Luther vertilgte. Wie ist hier alles noch Umsicht und Vorsicht, wie setzt man den guten Reuchlin sicher! wie verschanzt man sich hinter Unschuld und Anonymität! Denn jene bekannten verleugnenden Briefe Hutten's an Richard Crocus müssen ihrer geschraubten Weise nach weit eher für einen Beweis für Ulrich's Theilnahme an den Briefen der Dunkelmänner, als dagegen gelten. Noch waren aber diese merkwürdigen Briefe erst vorbereitet und im Werden, als ein neuer Schlag den reizbaren Mann traf, da er gerade sich seiner Genesung in Ems zu erfreuen anfing. Herzog Ulrich von Würtemberg ermordete 1515 seinen Verwandten Hans von Hutten. Seine eigene Vertheidigung beschuldigte den Mörder statt ihn zu entschuldigen, und ganz Deutschland gerieth über diese That in eine Bewegung, noch ehe Hutten seine „Deplorationen" gegen den Herzog schleuderte, die, zu Pferd auf der Reise geschrieben, entfernt von allem gelehrten Schmuck, zuerst seinem rednerischen und dichterischen Stile den höheren Schwung gaben, und aus denen in der That unschuldig ungerochenes Blut schreit. Sie verdienten ihm den Namen eines deutschen Cicero oder

Demosthenes, und sein Phalarismus, der, weil er auch ins Deutsche übersetzt ward [737]), uns schon näher angeht, den eines deutschen Lucian. Der ausgesprochene Abscheu der Nation gab der Kühnheit Hutten's Nahrung, er rief die schwäbischen Städte zum Ergreifen der Freiheit auf, nach der sie nicht undeutlich strebten; er bezeichnete diesen Frevler als den ersten, der auf deutschem Boden eine Tyrannei gründen wollte, auf dem man den Retter Armin nicht geduldet, da er die Hand nach Herrschaft ausstreckte; er malte den Deutschen das Bild des Tyrannen so aus, daß er zum Sprichwort ward. So empfindlich war damals Deutschland gegen eine That, die in Italien jedes Jahrzehnt einmal vorkam; und man trug es, daß Hutten dem Tyrannenmord Ehre verhieß. Gleich nach dieser Familienschmach blühte Ulrich's Glück auf und das war ihm, scheint's, gefährlicher als sein Unglück. Er war durch diesen Vorfall eine deutsche, ja eine europäische Person geworden; England kannte ihn und Italien als den Theilhaber an den dunklen Briefen, und diese hatten die alte Scholastik in ihren Grundfesten erschüttert; die Poetenkrone ward ihm aufgesetzt; sein Ruhm erschallte überall, endlich bot sich ihm an dem Hofe Albrechts von Mainz eine sichere Zufluchtsstätte dar, der damals der Schützer jedes Talents war. Jede gute Sache der Reuchlinisten, der Hutten'schen Familie, bald des auftretenden Luther siegte unglaublich in der öffentlichen Meinung. Dies schärfte den Ton der jungen Vorfechter, dies spannte ihre Erwartungen und Ideale. Schon früher hatte Hutten mit Liebe sich an Maximilian gedrängt und dann mit Begeisterung an Albrecht von Mainz, der zugleich den Markgrafentitel von Brandenburg führte, Erzbischof von Magdeburg und Administrator von Halberstadt war und im Reiche den größten Einfluß besaß. Der nationale Dichter muthete ihm in seinem Lobgedichte ein Ergreifen der deutschen Verhältnisse an, das auch in unseren Zeiten die Freunde deutscher Einheit von diesen selben Flüssen Rhein, Elbe

737) Hutten's Werke ed. Böcking, 4, 1.

und Oder her erwarteten. „Nie habe der Rhein, sagt er ihm, sein Schicksal in besseren Händen gesehen, und bedürfe es der Mahnung, so rufe sie dieser mit lautem Munde zu: Völker, die früher zu dienen verschmähten, freuen sich deine Unterthanen zu sein und laden dich selbst zum Herrscher. Warum nun diese Scham und gezierte Zögerung? Auf, empfange, was du weniger gesucht als jene freiwillig gegeben haben, unterziehe dich der Stellung, die dir die Götter günstig bieten, daß nicht in Trägheit und schlaffem Wohlleben jede Thätigkeit erstarre. Nicht weichliche Völker sind dir anvertraut, sondern des Rheines waffengewöhnte Völker und die trotzigen Bewohner der Elbe und Westphalens, Thüringens und Hessens; die Mark gehört dir, und wenn du zu herrschen weißt, werden sich dir die Sachsen, des Jochs unkundige Männer, unterwerfen; du fühlst, was auf dem Spiele steht, wenn du dich dem Allem, was dir hier von selbst zufällt, nicht gewachsen zeigst. Der beste Theil der Erde ist dein, du hast Waffen, Männer und Schätze und die Zügel eines großen Reiches, du kannst Vater und Bürger sein, und das Eine bedenke, daß diesen Völkern nicht sowohl Herrschaft als ein Beispiel Noth thut. Nun aber liegt all dein Thun dem Erdkreis offen und kein Winkel wird deine Fehler verbergen können. So der Rhein. Dir legt sich die Glut der Scham auf die Wangen und wenn du versprechen wolltest, was du Alles im Geiste bewegst und wie groß dein Vorhaben ist, so würde der Tag nicht hinreichen; aber du willst Alles lieber *thun*, willst nicht die Hoffnungen auf dich mehren, *versprechen* willst du nichts. Nur dies Eine willst du, daß der Beifallruf der Freude, die Ehrenbezeigungen deiner Völker spärlicher seien. So groß bist du und willst nicht so groß gepriesen werden! Was willst du zu Hause sitzen und der Ruhe pflegen, da dir ein anderes Loos fiel? Hier möge die Pflege der Musen und der gelehrten Ruhe ein Ende haben, da dich zu Größerem die Geschicke rufen." Bald steigen diese kühnen Forderungen noch mehr. Gleichzeitig mit Luther's Auftreten gibt Hutten des Valla Schrift über die erlogene Schenkung Constantin's heraus, mit jener

Vorrede an den Pabst. Welche Größe ward nicht dem armen Leo X zugemuthet von den Machiavell und Hutten, den ruhigsten und heftigsten Köpfen der Zeit! Er sollte Florenz herstellen und der Herrschaft darauf entsagen! er sollte den Frieden in die Kirche zurückführen, den seine Vorfahren vertrieben! er sollte den todten Valla, den Tyrannenbekämpfer, ehren, wie einst Griechenland seine Tyrannenmörder geehrt! er sollte, da er als Kaiser herrschen kann, als Hirte bewachen! und weil die Lügenpäbste, seine Vorgänger, der Deutschen Einfalt so lange mißbraucht, so sollte er sich nun der Deutschen ganze Grobheit gefallen lassen! Auf dem Reichstage zu Augsburg 1518 folgt dann Hutten's Rede für den Türkenkrieg, in der selbst von dem Kaiser ein guter Theil Freiheit genehmigt ward; an dem Hofe Albert's schrieb er seinen Dialog vom Hoffeind (1518), wo er den Lucian zum unmittelbaren Muster und in Aeneas Sylvius einen Vorgänger hatte. Von dieser Zeit fing er an, sich in diesen Freimüthigkeiten zu gefallen und sie unnöthig zu benutzen und dadurch ihre Spitze selbst zu stumpfen.

Mitten im ersten Durchbrechen der Schranken aber ist er auf dem Gipfel seines Wirkens. Man darf seine Bestrebungen mit denen des Machiavelli in vielen Beziehungen vergleichen: welch ein Ruhm ist dieser Vergleich für den Mann und sein Volk! Auch Machiavelli wollte reformiren; er nahm seine Weisheit aus traurigen Erfahrungen und aus dem Buch, Hutten aus großen Begebnissen in der Zeit und aus einer kerngesunden Natur. Jener nahm den römischen Urstand Italiens zum Muster und wollte ihn mit allen Einzelheiten verpflanzen, Hutten wollte die deutsche Urzeit inmitten der neuen Verhältnisse beleben. Machiavelli wollte die Kraft und Tapferkeit auch auf Unkosten der Bildung, die Waffen statt des Friedens, den Krieg statt der Gewerbe; Hutten wollte Beides vereint. Den erstorbenen römischen Geist wollte jener ins Leben rufen, den schlummernden deutschen dieser erwecken. Vom Hof, von der Regierung aus wollte Machiavelli das Volk beglücken, nach diesem bestimmten System, mit diesem bestimmten

Verfahren, Hutten drängte dem Volk nichts auf, nahm selbst und ließ das Volk das Gute annehmen woher es kam. Jener vermißte einen weisen Tyrannen, dieser vertraute auf das Volk; Machiavelli will immer diese und diese Form, der Geist wird sich finden, aber Hutten will blos den Geist und sorgt nicht für die Formen, er will blos die Kraft, in der der Zweck enthalten ist und die die rechten Mittel leicht ergreift. Daß sein Volk einer verdorbenen Statue gleicht, ist der Schmerz Machiavelli's, daß das seine im Schlafe liegt, der des Hutten. Wenn nur die Gesinnung recht und rege ist, so wird, was werden soll und kann, von selbst kommen. Ist nur ein guter Geist in Bewegung, Menschlichkeit und natürliche Richtung gewahrt, dann ist das Heil auch verbürgt. Er will keine neue Kriegsordnung, sondern den kriegerischen Sinn der alten Heroen, die die römische Herrschaft gebrochen. Er schreibt keine Mittel zum Türkenkriege vor, die werden sich finden, wenn nur Zucht und Gehorsam da ist. Er zeigt nicht diesen und jenen Weg, das Joch der weichlichen Italier abzuwerfen, sondern er stellt geschichtlich Nation zu Nation und regt das Ehrgefühl auf und das Bewußtsein moralischer und physischer Ueberlegenheit, unbesorgt um die Erfolge. Er sucht nicht die Sophisten und Pharisäer zu widerlegen, sondern er pflegt nach Kräften gesunde Kenntniß und Bildung, ohne Angst um den Ausgang. Der Gedanke dünkt ihm schmählich, gegen den Zwingherrn in Würtemberg erst die Waffen aufbieten zu müssen, er knirscht, daß es in Deutschland möglich ist, einen solchen Tyrannen zu dulden, daß ihn nicht die bloße Meinung vertilgt. Er will nicht eine deutsche Einheit in dieser oder jener Gestalt, sondern Einigkeit der Gesinnung, dann wird jene von selbst zufallen. Er hat keine neue Kirche, kein neues Dogma, keinen neuen Staat, keinen Reichstag und Kaiser in Aussicht; er hätte mit gegebenen Landständen darum noch keinen ständischen Geist erwartet; was man auf den Reichstagen und Synoden besserte und stritt, läßt ihn ganz gleichgültig; er will keine politischen Factionen, so wenig wie Luther religiöse Sekten wollte. Hätte es dabei bleiben können, wie

heilsam wäre es gewesen! Denn Hutten's bestimmtere politische Plane rieben ihn auf. Machiavelli scheiterte mit seinen planmäßigen Reformen, die er seiner blinden Masse aufdrängen wollte. Hutten hätte fortwährend, wie er im Anfang that, dem gesunden Sinne des Volkes trauen, auf den Theil desselben vorzugsweise bauen sollen, der die bessere Bildung überhaupt unterstützte und förderte. Machiavelli schob den Untergang Savonarola's darauf, daß er keine Waffen hatte, aber Hutten ging mit Sickingen unter gehobenen Waffen unter, weil sie voreilend das Volk verließen, auf dessen Begleitung sie immer warten mußten. Nur Luthern krönte sein Werk, weil er allein unter so vielen unruhigen Köpfen zur rechten Zeit eigensinnig feststand, die Neuerungssucht dämmte, und sich ganz allein auf den Mittelstand stützte, der damals die einzige moralische Kraft in Deutschland war. Als Hutten den Sinn und Geist, den er bedurfte, nach seinen Kräften erregt hatte, hätte er seine Ungeduld bändigen müssen; was die Zeit damals leisten konnte, leistete sie redlich. Hätte er seine Kräfte gespart bis zu dem schmalkaldischen Kriege, dann seine eiserne Stimme gehoben, dann seine Lieder und Reden ins Volk geworfen, wo das Volk nach Noth und Erfahrung seine Predigten begriffen hätte, wie anders wären wohl die Dinge geworden; wie leicht ein glücklicher Ausgang, wenn er so lange fortgefahren hätte, die Meinung zu bilden, den freien Geist der Alten in das junge Geschlecht zu pflanzen, den Boden für alles Rechte und Gute zu reinigen. Wenn Demagogen so redlich und offen, so ganz nur gegen Gleisnerei und Geistesunterdrückung gerichtet, so hoch gebildet und unterrichtet, so aufrichtig allem Schönen und Edlen ergeben, so uneigennützig und patriotisch sind wie Hutten war, dann hat es, sollte man denken, mit Umwälzungen wenig Gefahr, weniger als wenn der Staat in Schlafsucht seine besten Kräfte verdirbt, und wenn die Leitung der Dinge denen überlassen ist, die aus dem Buche regieren, dem praktischen Talente nichts vertrauen und Formen bauen, ohne zu wagen die Materie flüssig und glühend zu machen, mit der sie sie füllen wollen.

So stand es also mit Hutten in der schönsten Zeit seines Lebens, als ihn Glück und Gelingen zu schlimmern Entschlüssen lockte, als wozu ihn vorher sein Unglück gezwungen hatte. Bis jetzt war er nur ein Mann der Wissenschaften und Künste, nun wollte er auch ein praktischer Staatsmann sein. Mit den Pfaffen fertig zu werden war Alles im schönsten Gange, jetzt sollten auch die Beamten, die Hofleute und die Juristen dran. Kaum eben hatte Hutten noch eingesehen, wie untauglich die Gelehrten zum Leben und praktischer Wirksamkeit sind, und gleich darauf ringt er nach der Palme in beidem. Nur eben hatte er den Deutschen zu ihrem Mark das Hirn gewünscht (wie man ihnen heute zum Hirne das Mark wünschen möchte) und bald ist es ihm mehr um die Kraft als den Witz zu thun. Der makellose unbescholtene Bilibald Pirkheimer, der Mann, den selbst der Neid nicht berührte, mahnte den feurigen Ulrich, als er sich an Albrecht's Hofe befand, allein den Musen fortzuleben; er hätte ihm folgen sollen. Der merkwürdige Brief, in welchem Hutten die Anmuthung ablehnt, zeigt ihn an dem Scheidewege, an dem er nicht gut wählte, öffnet sein innerstes Wesen und lehrt, wie in dem vortrefflichsten Menschen Folgerichtigkeit und Unsicherheit, Selbstkenntniß und Selbsttäuschung, ächter und falscher Ehrgeiz, Kraft und Schwäche leicht nebeneinander liegen. Es widerstrebe, sagt er, seiner Natur wie seinem Alter, sich in scholastische Ruhe zu vergraben und in vier Wände zu bergen; er kenne das Leben nicht, er habe mancherlei gelernt, aber nichts gethan. Die Studien könnten ihn nicht von den Menschen abziehen, mit denen ihm der Verkehr ein Bedürfniß sei; und habe er in der Wissenschaft ein kleines Verdienst, so verzweifle er auch nicht an einem Ruhme in großen Thaten; doch werde er darum nicht die Wissenschaften aufgeben, weil er sich an Albrecht's Hof begeben, noch da verfechte er die Sache Reuchlin's gegen jene Obscuren, denn dieses Unkraut müsse vertilgt werden, damit die Pflanze der ächten Wissenschaft wuchern könne. Er preist Pirkheimern glücklich um seiner bildungsvollen, kunstreichen Vaterstadt willen: in seinen Ritterstand

ziehe diese Liebe zur Bildung langsam ein. Darum müsse man sich jetzt an die Höfe drängen, um die oberen Stände hierfür zu gewinnen. Zu voreilig rufe er ihn zu einer Ruhe und Dunkelheit, die entweder seine Natur oder sein Alter gar nicht oder noch nicht ertrage; er solle diese Glut erst sich kühlen, diesen unruhigen und strebenden Geist ein wenig ermüden lassen, bis er jene Muße verdient. Er feiere ja nicht von seinen Studien, es sei ihm Zeit dazu übrig und im Haufen der Menschen sei er oft allein. Wohin solle er sich auch wenden vom Hofe weg? Auf seine Ritterburgen? Da sei nichts als Hader, Krieg und Ueberfall, eine festungsartige Wohnung beim Stalle des Viehs, Geheul der Hunde, Geblöke der Schafe in der Nähe, aus dem Wald das Geheul der Wölfe, dazu die Mühen des Landbaus und ewige Sorge und Angst. Zu solch einer Ruhe rufe er ihn vom Hofe weg; und doch könne er sorglos sein; die Angel habe ihn nicht gepackt, er benage blos vorsichtig die Lockspeise. — So klug war er, aber er bemerkte nicht, daß die Lockspeise vergiftet war! Es mag für einen großen Mann wohl lockend sein, sich in Leben und Wissenschaften zugleich versuchen zu wollen, wenn nur nicht die Geschichte so ausnahmslos zeigte, wie elend die großen Regenten schreiben und die großen Schreiber regieren. Es mag für einen Mann der seine volksthümliche Wirksamkeit bereits erprobt hat, wohl verführerisch sein, sich auch außerhalb der Menge auf die Stelle der Herrschaft zu stellen, um von oben her leichter zu überschauen, zu ordnen, zu gebieten, wenn nur nicht die deutsche Geschichte so unaufhörlich bewiese, daß wir nichts haben und werden sollten durch Höfe und Regierungskünste und Akademien, sondern Alles durch die Kraft und die Bewegung des Volks. Wie sonderbar, daß Hutten auf einmal den Reichstädten den Rücken kehrt, als wären sie eine Welt für sich, die ihn nichts weiter anginge, zu der ihm der Weg ganz verschlossen wäre, und daß er plötzlich die Ritterschaft bekehren will, die er immer für unheilbar angesehen hatte. Er erkannte so im vollen Maße an, daß die ganze Kraft der Nation auf den Unadligen, Bürgerlichen ruhe,

die aus dem Staube emporgekommen die Ritter überholten; er sieht und weiß, daß der Adel dies Emporkommen selbst durch seine Trägheit verschuldet, da er freiwillig aus den Vortheilen und Besitzen gewichen sei, die jene mit Recht ergriffen hatten, weil alles Verlassene Allgemeingut werde. Und warum wollte er nun jenen fruchtbaren Boden wenigstens theilweise aufgeben, um diesen unfruchtbaren zu bauen? jenen vollen Strom verlassen, um diese stehenden Wasser in Lauf zu bringen? Und indem Ulrich seine Thätigkeit nun in diese gefährlichen Gebiete verpflanzen, praktisch in die politische Welt eingreifen will, so will er das, da ihm noch Feuer und Leidenschaft in allen Adern kocht, und der eifrige Mann kann hoffen, mit dieser Naturart die Schlangenkünste der Hofleute, die kalte Ruhe der Staatsmänner, die Glätte eines Albrecht und endlich die großen politischen Verhältnisse der Nation zu beherrschen, mit der er nicht einmal in der Wissenschaft auszukommen getraute? So sehr verkannte er jetzt, was sein Beruf sei! Denn überall sind in Staatsgeschäften die kalten und besonnenen Talente so wesentlich, wie in wissenschaftlichen Revolutionen, wenn es sich darum handelt, einen hergebrachten Schlendrian zu verlassen, die üppigen und feurigen Geister, die Hutten und Lessing, an ihrer wahren Stelle sind. Schwerlich also konnte Hutten in Wahrheit hoffen, auf seiner neuen Laufbahn sich treu und der alte Hutten zu bleiben: ein Ehrgeiz fesselte ihn plötzlich, er wollte eine würdige Stelle seinem Adel gegenüber einnehmen, eine ritterliche Stelle, weil sie eine schreibermäßige verachteten. Er will sich daher auf das neue Feld des Hofes wagen und es scheint schon mißlich, daß er so vielfach wiederholt sagt, er wolle nicht hoch steigen, daß er nicht tief fallen könne; er wolle in die Reuße gehen, aber den Rückzug offen halten, das Glück ein wenig versuchen, aber nicht weit, er glaube Ehren verfolgen und verachten zu können. Er schwanke, versichert er, nicht unsicher zwischen verschiedenen Wegen, obgleich er noch kaum vorher geäußert hatte, wenn Bilibald ihm ein bequemes Asyl wisse, so wolle ers annehmen. Er habe sich auf Einen Zweck gerichtet,

auf Ein Ziel den Bogen gespannt, wornach er mit Absicht und Willen steure, worüber er ihm einmal mündlich Mittheilungen machen wolle, doch verzweifle er, dazu ohne fremde Unterstützung zu gelangen. Da war Machiavelli weiser! Denn allein und auf eigenen oder verwandten Kräften muß stehen, wer bedeutend irgendwo und wie wirken will, nicht allein im Kriege, sondern auch in der Literatur; dann ordnet sich der Geist und hüllt sich in Gleichmut, den Hutten damals angezogen zu haben meinte, als er im Glücke war, der ihm aber im Unglück stückweise zu Boden fiel. Als Hutten auf seinem Pirkheimer, Crotus, Luther stand, da stand er sicher; im Bunde mit Sickingen und aufgereizt von den Busch und Eoban Heß fiel er zu frühe für sein Vaterland und sich. Des Waffenmannes, eines Sickingen, Sache wars, Hutten's beflecktes Bild an den Mönchen mit dem Schwerte zu rächen und den Bestechungen und Kabalen der Kölner Pfaffen mit dem Schwerte ein Ende zu machen, allein daß Hutten die Hand darin hatte, war seiner weniger würdig. Es ist wohl begreiflich, daß Hutten an diesem heroischen Manne voll Begierde nach Bildung, voll Popularität, Schlichtheit und Gradheit Gefallen fand, da er auf dem Reichszug gegen Ulrich mit ihm zusammentraf. Ueber den Krieg hatte er den Hof, über Sickingen den Albrecht sogleich vergessen. Aber auch vom Kriege rief ihn Erasmus, wie Vilibald vom Hofe, zu den Wissenschaften zurück; und so wohl sich Hutten in Einem Augenblicke unter dem Heere und unter geglückter Rache fühlte, so sehnte er sich doch auch da bald nach den Musen zurück, ohne auf seine Natur zu lauschen, die ihn noch immer auf den rechten Weg wies. Mitten unter kriegerischen Beschäftigungen und Plänen trieb er gerade das Entfernteste; er schrieb damals zwar auch die Trias, das Heftigste, was bis dahin gegen Rom geschrieben war, allein er verfaßte auch damals seine Abhandlung über die Guajakwurzel, gab den Livius heraus, fand und veröffentlichte ältere Schriften, die mit den Tagesgeschichten in glücklichem Bezuge standen; er sehnt sich sogar damals nach einer Gattin, die schön, jung, gebildet,

heiter, züchtig und duldsam sei, von einigem aber nicht vielem Vermögen, und von Geschlecht wie sie will, denn er glaubte sie genug geadelt, die Hutten's Weib sei. Bald nach dem letzten Lächeln des Glücks in seinen Zügen mit Sickingen sollte nun sein Gleichmuth die Probe bestehen. Das Unglück überfiel ihn wie das Glück auf Einmal. Albrecht wandte sich von ihm ab, Kaiser Karl bewährte sich nicht, Leo wollte ihn gebunden und ausgeliefert, Meuchelmörder verfolgten ihn. Daß er nun Städte und Menschen meiden sollte, ergreift ihn; bald sieht er daß er auf die schlimme Sache minder gefaßt war, und daß er die Kriegsregel vergessen hatte, keinen Feind zu verachten. Er sah sich getäuscht in den Erwartungen, die er von den Häuptern gehegt, die er nie hätte hegen sollen; er wandte sich an die Fürsten zweiten Ranges, er suchte bei Sickingen Zuflucht, bei dem auch die Oecolampad und Bucer, die Aquila und Schwebel, geladen und ungeladen, Aufnahme und Willkomm fanden. Aus der Druckerei auf Ebernburg, wo er über großen Dingen brütete, zu denen er den langsameren Franz bearbeitete, schleuderte nun Hutten seine Mahnungen und Gespräche, wandte sich an alle Stände und an die Landsknechte und bot jede Waffe auf, denn nur mit dem Schwerte dünkte ihm jetzt noch der Schaden zu heilen. Das deutsche Geld den Römern zu entziehen, den Bischof von Rom herabzureißen von seiner Höhe, die Mönche auszurotten, die Geistlichen zu deciminen, was bedurfte es dazu der Waffen, da die Sache schon so im Gange war? Er will das vielhauptige Thier in Rom nicht weiter anbeten, denn er fürchtet, das Trinkgeschirr des göttlichen Zornes würde über ihn ausgegossen werden, als ob er allein für die Irrungen der Menschheit verantwortlich wäre! Er sann über Verschwörung und Aufruhr, unkundig, daß nicht die Menge dem Einzelnen in Bewegungen dient, sondern der Einzelne dem Ganzen. Wie er stets für Alle zu arbeiten sich bewußt war, hoffte er, würden auch Alle für ihn arbeiten, und edel und uneigennützig, wie Er war, werde der große Haufen gegen ihn sein; weil er des Volkes Ehre erweitert, sollte es sein Heil nicht vergessen, und

nicht gestatten, daß er vor ein fremdes Gericht gezogen und dieser Erde entrissen werde, die ihn geboren, und der Luft, die ihn genährt. Nun will er auch dem gemeinen Haufen offenbaren, was er bisher nur in Latein verhandelt, jetzt fängt er daher an, seine Schriften zu verdeutschen und eben in dieser Periode (in den Jahren 1520 und folgend.) beginnt er für die deutsche Volksdichtung von großem Einflusse zu werden. Hierher fallen jene Gedichte und jene Lucianischen Gespräche, die nachher eine Lieblingsform der politischen und literarischen Polemik wurden; hier trat rücksichtslos jene Anfeindung und Schonungslosigkeit hervor, besonders seit dem Reichstage in Worms, die nachher Ton der Literatur bis spät ins 16. Jh. blieb. Sicher in seinem Schlupfwinkel ist Hutten jetzt zu Allem fähig und kühn genug; er weist auf Ziska und die Böhmen, die noch vor zwanzig Jahren Niemand anders, denn als die verruchtesten Ketzer darzustellen gewagt hätte: nun preist er jenen als einen großen Feldherrn, der den Ruhm hinterlassen, das Vaterland von Tyrannen und Müßiggängern und Mönchen befreit, des heiligen Mannes Huß jammervollen Ausgang gerochen zu haben. Der Gehorsam gegen den Kaiser wird schon förmlich der Pflicht der Sorge für des Reiches Wohlfahrt nachgesetzt. Als er Bildung und Menschlichkeit für die Arznei der Zeit hielt, hatte er seine Ritter verschmäht, jetzt, da er mit Feuer und Eisen helfen will, sucht er sie hervor. Sonst hatte er ihre Rohheit gerügt, jetzt preist er ihre Einfachheit und Rüstigkeit. Er hatte noch nicht lange den wüsten Aufenthalt in Burg und Wald verabscheut, jetzt rühmt er das mäßige Landleben; Jagdlust und Eigenmächtigkeit hatte er sonst als den Verderb des Landes angesehen, jetzt erhebt er die körperliche Uebung, die sie mit sich führen. Er will jetzt, daß Ritter und Städter, geadelt als Stände, ausgeschieden von dem Raubvolk und den Bevorrechteten, sich die Hände reichen gegen Pfaffen und Juristen. Die Theologen hatte man so glücklich bekämpft und mit ihrem Ansehen fiel mehr und mehr auch die Macht der römischen Curie von selbst; man durfte hier Luthern weiter sorgen lassen, ohne ihm Sickingen's

Waffen zu bieten. Aber die Legisten, diese Belagerer und Aussauger der Fürsten und des Landes, diese Emporkömmlinge ohne Kenntniß, ohne Gewissen und Sitte, diese in eben der Weise zu bekämpfen, wie es mit den Theologen geschehen war, dies fiel Hutten nie ein, der auch vergebens gesucht hatte, sich der Jurisprudenz zu bemächtigen. Luthern glückte daher der Kampf, den er redlich fortführte bis ans Ende, aber der Kampf mit dem römischen Recht und den Glossatoren, den Staats- und den Rechtskünstlern ist noch heute nach drei Jahrhunderten übrig. Wer es dem erwartungsvollen Hutten gesagt hätte, in seiner Unfähigkeit die Zeit zu erwarten, daß noch nach drei Jahrhunderten ein Boden für ihn in Deutschland sein würde! Diese Juristen suchte er damals kurzweg mit dem Schwerte auszutilgen, und deutlich sagte er, er hätte wenig gegen sie geschrieben, weil er diesen Mangel mit Thaten zu ersetzen denke. Da er in Worms gesehen hatte, wie man die leichtesten Fragen in unlösbare Schwierigkeiten verwickelte, Tag und Nacht unter Bergen von Büchern darüber schwitzte, mit Beweisstellen die einfachsten Dinge verwirrte, so dünkte ihm Deutschlands Zustand unter dem Faustrecht besser als unter dem Bücherrecht. Seine Reizbarkeit stieg immer mehr, die Aleander und Caraccioli bedrohte er, daß er nicht länger seine Hände halten werde und wollten sie nicht den Worten gehorchen, so sollten sie dem Schwerte weichen müssen; und da nun Sickingen fiel, für ihn nicht länger ein Aufenthalt in Deutschland war und er nach der Schweiz ging, so mußte er da auf den schüchternen Erasmus noch treffen und seine letzten Tage sich dadurch verbittern, daß er von dem vorsichtigen Manne verlangte, er solle wie Hutten sein und handeln.

Wir wollen zwei Stücke aus Hutten's deutschen Werken ausheben und mit ein paar Zügen charakterisiren, das eine um des Stoffs, das andere um der Form willen. Die Klag und Vermahnung wider die Gewalt des Pabstes sei das eine[738]), die An-

738) Hutten's Werke ed. Böcking Bd. III.

schauenden das andere. Jenes möge dazu dienen, die Art zu bezeichnen, wie die reformatorischen Bestrebungen in der Poesie sich aussprachen; zugleich enthält es fast die ganze Summe der Lieblingsideen Hutten's und entfaltet seine ganze Kühnheit und Kraft. Er ruft im Eingang Gott an, den Menschen Erkenntniß und Wahrheit einzugeben und die Falschheit hinzutreiben, damit diese Nation einsehe, wie weit seine Gnade da sei, wo man von seiner Gottheit schreibt und doch bei Goldes Nutzung verharrt, wo man jeden einen Priester heißt, den man doch als einen Buben kennt; ihm solle er verleihen aus seinem Munde zu sprechen, ob man ihm schon darum nach dem Leben stelle. Die Priester sollen weltliche Ehre nie vor Gottes Testament setzen, wie Christus selbst Beispiele genug gegeben, der weit hin floh als man ihn zum König ausrief, da jetzt der Pabst Leute- und Lande unterdrückt, zwei Schwerter und drei Kronen zu haben strebt und den Schlüssel hintansetzt. Er schätzt den Himmel um Geld, verkauft Ablaß um Sünden und verkehrt gute Weise und Sitten, denn wer wollte Uebelthun meiden, da man es jetzt austilgen kann? Den Priestern steht ihr Muth allein auf Prassen, auf kostbare Gewänder, auf Frauenscherze und Müßiggang. Ist das ein geistlich Leben, so müßt ich sprechen, daß Gottes Wort nicht gerecht sei. Und wer nun solches gern zum Besten änderte, den heischen sie zum Feuertode! Sie lehren jeden Tag, wie Wuchern eine große Sünde sei, und seh ich sie doch immer das Nämliche treiben in ihren Werken, gleichwie ein Bildstock die Straße zeigt, die er nicht selber gehen mag. Es wäre zu viel und wider die Zucht, alle Schande aufzudecken, die sie im deutschen Lande treiben. Noch ist die Welt so blind, daß man nicht die Wahrheit verstehen will. Er schreit jetzt deutsch an das Vaterland, sich nicht mit Türkenkriegen und Kirchenbauten um das Geld äffen zu lassen. Er mahnt die Kardinäle, ihre Pracht zu mäßigen, den Pabst, seine Schinder, die Legaten, nicht mehr herzusenden, die uns zu beichten anregen und lange Lieder vom Fasten singen. Den Deutschen muß man diesen Rauch von den Augen blasen, denn wären sie klug, so hätte

das Evangelium vor diesen Fabeln seinen Ruhm. Er schildert das Unwesen, das er in Rom mit seinen Augen gesehen, und das Bubenvolk in Kirche, Hof und Stadt, und fragt ob es zu leiden ist, daß solch unnützes Volk unsern Schweiß und Blut täglich einnehme? Er habe in Rom zur Fastenzeit nicht die Fleischbank geschlossen gesehen, und keinen Narren, der wie bei uns um Geld die Erlaubniß zu essen kauft. Was so lange unser eigen gewesen ist, das kaufen wir jetzt in Rom und diese Zahlung hat kein Maß und was ehedem 100 Gulden war, das müssen jetzt 1000 sein. Da schatzt man dann die Armen und nimmt das Haar mit der Haut weg. Mich wundert, ob nicht mancher mit Grauen denkt, daß man mit seiner Habe einen Bischof kauft, der dann mit Waffen und Harnisch reitet, statt zu beten und zu predigen, und sich der Geistlichkeit schämt. So haben wir uns Herrn gekauft, statt daß das Volk sich seinen Bischof wählen sollte, der der Tugend voll und mit Kunst, mit Wahrheit, mit Gottesliebe geziert wäre. Ich rufe dich König Karl an, diese Sache anzuhören, und ich mahne alle Deutschen, in Unterthänigkeit gegen dich bereit zu sein, diesen Schaden und Schande auszutreiben; du sollst Urheber und Vollender sein, so will ich dir zu Hülfe kommen mit allem was ich mag, und begehre darum keinen Nutzen und keine Ehre. Laß auffliegen die Fahne des Adlers, so wollen wir das Werk beginnen. Der Weingarten Gottes ist nicht rein, der Weitzen des Herrn trägt Wicken, wer das Unkraut nicht tilgen hilft, der wird nicht mit Gott Haus halten. Viele deutschen Herzen werden sich der Sache annehmen wie ich; ich berufe Adel und Städte, gemeinsam zusammenzuhalten; erbarmt euch übers Vaterland, ihr werthen Deutschen, jetzt ist die Zeit um Freiheit zu kriegen: Gott wills! Herzu, wer Manns Herzen hat, er gebe fürder keiner Lüge Gehör. Vorhin hat es an Vermahnung gefehlt, als die Pfaffen allein gelehrt waren, jetzt hat auch uns Laien Gott die Kunst beschеert, daß wir die Bücher verstehen, wohlauf, es ist Zeit, wir müssen dran. Ehedem haben sie Wahrheit und Glauben entstellt nach ihrer Willkür und haben die Gegeneiferer, die Huß und Hieronymus ver-

brannt, und seitdem fürchtet Jeder des Feuers Strafe. Jetzt aber rufen unser Zween und haben manchen bekehrt, und ich hoffe es hat nicht Noth; ja ob mir schon der Tod gewiß wäre, noch wollt ich kämpfen als ein frommer Held und Spieß und Schild um die Wahrheit heben, den Tyrannen widersagen die uns mit ihrem Banne schrecken, vor dem so mancher fürchtend die gute Sache verläßt. Ich aber bin das nicht gesinnt, so eifrig sie es treiben; nicht daß ich Gottes Strafe verachte, sondern ich spreche: ihr Bann hat keine Macht, denn wie kann der andere strafen, der selber von Sünden schwer ist? Man stellt mir nach mit Gift, aber Gott half mir; und mit Kerker, aber König Karl wird mich nicht verrathen. Sie haben einen grauen Mönch mit Holzschuhen geschickt, der das Mandat hat, mich überall zu greifen; ist Niemand den diese Tyrannei bewegt, mir beizustehen? Ich hoffe, ich will es rächen mit meiner Hand und sollt ich fremde Hülfe brauchen. Das Recht habe ich nie geflohen, dieweil sie aber Gewalt brauchen, so stell ich mich auch dargegen. Es ist zum Höchsten aufgestiegen, man hemme der Kurtisanen Lauf, sie haben Geld und Gut aus deutschem Land genommen und dafür aller Laster Schand gebracht. Ich frage, wo ist der Deutschen Mut? wo ist das alte Gemüt und Sinn? ist alle Mannheit hingefahren? die alten Römer waren ehrbare Männer und tugendhalber werth über alle Welt zu herrschen, doch litt es nicht die deutsche Art, daß sie uns Land und Freiheit abgewannen; jetzt hat uns ein weibisch Volk ohne Herz, ohne Mut, ohne Tugend überstritten. Mir thut im Herzen der Hohn weh, denn je bedünken mich das nicht Männer, bei denen ich keine männliche That gefunden, deren keiner je eine Wunde gewann, es hätte sie ihm denn eine Hure gebissen. Dies sind jetzt die Herrn dieser Welt, unter denen keine Frommheit, nur Geld etwas gilt. Der Herr hatte gesagt, daß von seiner Lehre nicht das mindeste Wort getrennt werden solle, aber die Päbste machen neue Gesetze ohne Zahl; und wer dawider spricht der ist ein Ketzer. Man soll der heiligen Kirche wohl gehorchen, aber ich sage, dieser Räuberhaufe, der uns täglich

plündert, ist nicht die heilige Kirche. Auch ist nicht die Zeit, daß Christs große Heerde jetzt noch von Einem Hirten geweidet werde; denn Christus selbst hat seine Gewalt getheilt. Darum mahne ich alle Fürsten und den Adel und die Städte und wer sein Vaterland lieb hat, herzu ihr frommen Deutschen, ihr Landsknechte und Reiter, den Unglauben wollen wir tilgen, die Wahrheit wieder bringen, und weil es nicht mag im Guten sein, so kost es denn Blut, da es sich nicht anders fügen will. Verzage kein Mann an dieser Sache. Wer sie mit mir treibt mit reinem Gewissen und aller Güte, der wird Gott zu einem Helfer haben. Ihr habt großen Schmerz gelitten, daß Müßiggänger ohne Zahl in Freuden lebten und die Bettelorden nur Gut aufbringen und alles nach Rom tragen. Ist Niemand den das bewegt? Niemand der dazu thun wolle? Auf nur ihr frommen Deutschen, wir haben Harnisch und Pferde, und hilft nicht freundliche Mahnung, so laßt uns die gebrauchen. Mit uns ist Gottes Hülfe und Rache, wir strafen die, die wider ihn sind, wohlauf es hat nicht Noth. Gott geb ihm Heil, der mit mir kämpft, was hoff ich mancher Ritter thut und mancher Bürger, den in seiner Stadt die Sachen beschweren. Wohlauf, wir haben Gottes Gunst, wer wollte in solcher Sache daheim bleiben? Ich habs gewagt! das ist mein Reim.

Der Dialog, die Anschauenden[739]) ist, wie so viele andere lateinische von Hutten, ganz in Lucian's Manier. Sol und Phaeton unterhalten sich über das Erdvolk. Die Italier seien so herab, daß sich kaum noch einer zu waffnen verstünde, und man sagen möchte, es sei im Betracht der alten Römer, mit Ausnahme der Venetianer, kein Italiener mehr in Italien. Die Deutschen zechten und ließen sich dabei im Kriege leicht verlocken, sie seien je die besten Krieger gewesen, wüßten aber keinen Sieg zu nutzen und keine Eroberung zu behaupten. Die Spanier seien vor allem fleißige Diebe, sonst im Felde redlich trotz Einem, kriegserfahren und kühn. Phaeton zertheilt jetzt die

739) Werke ed. Böcking 4, 269.

Wolken und fragt, was für ein seltsames Getöse da in Augsburg sei mit Schlemmen, Prassen und Rathschlagen? Das sei ein deutscher Reichstag. Sie gewahren einen Aufzug des Legaten Cajetan, der unter dem Vorwand zu einem Türkenkrieg den Deutschen neues Geld abluchsen soll; er wolle die Schafe des Pabstes schinden und scheeren, belehrt Sol den Sohn, kenne er aber die Deutschen recht, so sei jetzt nichts mehr damit, es sei nahebei, daß die Deutschen weise würden, denn dies sei der erste Legat, den die Barbaren leer gehen ließen zu großem Schrecken von Rom. Sol kommt wieder auf die Trunkenheit dieser Barbaren, besonders der Sachsen, deren alte Gebräuche beleuchtet, deren Städteregiment, Sicherheit, Gesundheit und Kraft, deren altes Recht und Sitte, Zucht und Scham gepriesen werden. Sie seien frei, rüstig, tapfer und hätten den Kaiser in Ehren aber nicht in Ehrfurcht und seien ihm daher auch nicht fast gehorsam. Fürsten, Grafen, Geistlichkeit, Adel und Städte werden in ihrer gegenseitigen Stellung geschildert; die Fürsten brauchen den Raubadel gegeneinander, darum erhält man sie; in der Auseinandersetzung des Verhältnisses zwischen Adel und Städten wird auch hier die Ritterschaft geschont und ihre beste Seite herausgehoben; zuletzt geht es über die Pfaffen. Ueberdem achten die Unterredenden wieder auf Cajetan, der zürnt, daß Sol nicht scheinen wolle, um ihm das kalte Land zu wärmen; er möge päbstliche Gewalt über Himmel und Erde bedenken; er verlangt daß Sol beichte, um Absolutz bitte, sich einer Buße unterwerfe; Sol sagt ihm, er solle sich eine Purganz von Nießwurz eingeben lassen, da erklärt ihn Cajetan de facto in Bann. Zum Spotte gibt Sol etwas nach und Cajetan fordert, daß er Pestilenz unter die deutschen Pfaffen bringe, damit recht viele Stellen gekauft würden. Phaeton gibt ihn zuletzt der Verspottung der Deutschen Preis.

Daß das Lucianische Gespräch in diesen Zeiten so beliebt ward, daß nun eine Menge von Nachahmungen Latein und Deutsch folgten und in der Literatur vorzuherrschen anfingen, lag in dem neuen Sinne für jede dramatische Form, wie auch diese Unterredungen von Hans

Sachs und Anderen stets als Dramen betrachtet oder Fastnachtspiele genannt werden. Aber auch die ironisch naive, oder volksthümlich belehrende, oder allegorisch darstellende Manier machte sie dem Geschmacke der Zeit lieb, wie denn überhaupt zur Besprechung und Verspottung von Zeitverhältnissen oder Begebenheiten nicht wohl eine treffendere, leichtere, und grade durch Anspruchlosigkeit und Leichtigkeit so empfindliche Form gedacht werden kann, so daß man sich billig wundern würde, wie in solchen Tagen wie die unseren der gesunde Menschenverstand nicht irgend einmal in diesem Gewande sich zu zeigen wagte. Damals ergriff man diese Form mit einer Lebhaftigkeit, Begierde und Allgemeinheit, daß lateinische und deutsche Poeten, Gelehrte und Bauern sie gebrauchten, daß sie in Jedermanns Händen gerecht war und auf jedes Ereigniß von Bedeutung angewandt ward. Sie war auch so geschickt für Jedermanns Talent; denn wer etwas dichterischen Sinn hatte, der konnte ihr die poetische Seite abgewinnen und eine Art von Handlung damit verbinden, wie Hutten im Phalarismus, in der Bulle, in den Anschauenden gethan; oder der Nüchterne konnte sich blos auf das einfache Besprechen des Gegenstandes beschränken, so wie Hutten im Vadiscus, in den Räubern und anderen, und dann haben diese Stücke freilich keinen Theil mehr an der Dichtung. In beider Manier dauern die Gespräche fort, so lange die lebhafteren öffentlichen Angelegenheiten dauern. Von der ersten Art sind viele Satiren über die Reformationsgeschichten, einige auch über die neuen Lehren; von der letzteren aber eine Menge Pasquille und Unterredungen, namentlich aus dem schmalkaldischen Kriege, die stechend und beißend, oft nicht ohne satirisches Verdienst, aber meist blos trocken erörternd, ohne dichterische Anlage und Einkleidung sind.[740]) Auch gingen in diesen Zeiten schon historische Gegenstände voll Gewöhnlichkeit und theologische Streitfragen in die Dichtung ein, die keiner poetischen Auffassung mehr fähig waren; Gedichte oder Ge-

740) Satiren und Pasquille aus der Reformationszeit herausg. v. O. Schade. 3 Bände. 1856 ff.

spräche vertraten dann nur die Stelle von Zeitungsartikeln, die in der dürrsten Reimerei die Neuigkeiten aus der öffentlichen und häuslichen Welt, aus Siebenbürgen und Hispanien wie aus jedem Winkel des Reiches die Vorfälle in Krieg und Frieden brachten. Darunter gibt es dann allerdings auch würzige Caricaturen, die allen Unfug in Reich und Kirche mit jenem ersten Wetteifer bekannt machten, der keine Hemmung achtet und kein Maß kennt. Es war eine Zeit der Ausschweifung, der Ausgelassenheit in allen Richtungen; alle Fächer können ihre Eulenspiegel in diesen Zeiten aufweisen, die Theologie ihren Sebastian Frank, die praktische Religionslehre ihre vielfältigen Fanatiker, die Magie ihren Faust, die gesammte Wissenschaftlichkeit ihren Agrippa, die Arzneikunst ihren Theophrastus Paracelsus; die Poesie aber vollendete jetzt ihre Ausschweifung, in die sie sich verloren, in der Allgemeinheit der Volkstheilnahme. Und schon, werden wir sehen, treten Männer hervor, die einzelne Theile der Poesie in heilige Zufluchtstätten vor der Gemeinheit retten, in die sie zu versinken droht, wie Luther das Kirchenlied; und andere, die in der heimlichen Zelle sicher und leidenschaftlos saßen, das ganze Gebiet der Poesie von dem Kothe zu befreien versuchten, wie Hans Sachs; und wie andere, die das unsinnige Wesen der ganzen Zeiten durch allerlei Schriften in scheinbar unsinniger Manier anfochten, wie Fischart; und endlich ließ man die vaterländische Poesie hoffnungslos ganz fahren, und führte neue Formen und Stoffe aufs ungeschickteste aus allen Zeiten und Welttheilen zugleich ein.

Der Ton, der von Hutten angestimmt war, wurde seit dem Reichstage in Worms ein allgemeiner. Alles Geschehende war jetzt in Reime gebracht und verbreitet, alle Wünsche des Volks und alle Erwartungen der Wohlgesinnten machten sich in tausend Flugschriften Luft, und der Kampf in Versen und Prosa gedieh schnell zu einer Heftigkeit ohne Gleichen.[741]) Zahllose Pamphlete machten sich über

741) Vgl. über Pasquillen, Spottlieder und Schmähschriften aus der ersten Hälfte des 16. Jhs. von Joh. Voigt, in Raumer's hist. Taschenbuch, 9. Jahrg.

die Klerisei her. Mit einem glühenden Hasse verfolgte man den Firlefanz des Gottesdienstes, das Gaukelspiel der Ceremonien, die Abgötterei mit den Heiligen, die Mönchskutten und Bettelorden, alle Gleisnerei und Anstellerei, das Plärren und Singen, das Neigen und Beugen, das Läuten und Orgeln, und alles Gepränge mit Heilthum, mit Fahnen und Kerzen. Wie Luther den Endchrist mit dem Worte Gottes geschlagen und mit Thomisten und Sophisten siegreich gestritten, fand seine Anerkennung im Gesang; Hunderte von leidenschaftlichen Vertheidigern stellten sich laut um den Mann Gottes und für jeden Vertheidiger hoben sich Hunderte von Stimmen aus dem Volk: es ist ein sehr seltenes Beispiel, wenn einmal ein Schreiber wie der des „Kegelspiels" (1522) Niemanden zu Lieb und Leid dichten will und sich in unentschiedener Mitte wundert, wer das Spiel gewinnen wird. Vielmehr schaart sich Alles auf der lutherischen Seite in diesen Pamphleten gerade um die heftigsten Parteimänner; dem Hutten sangen die Landsknechte zu; des Sickingen ganzes Leben und seine Fehden wurden gereimt und die Dichtung begleitete ihn bis an die Pforten des Himmels. Dem edlen Churfürsten von Sachsen wußte man für seine gefahrvolle Unterstützung ruhmvollen Dank. In einem Liede (newlich geschmidet durch Meyster Hemerlin im Berg Ethna) ruft der Pabst den Kaiser an, den Mann zu vertreiben, der alle seine Pracht umkehren, um Blei, Wachs, Bullen und Interdicte nichts mehr geben will und ihn nöthigen werde nach Betlem zu gehen. So singt ein anderer Poete, der sich Raphael nennt, ein Lied (um 1525), wie er drei Händlern mit Blei, Wachs und Pergament begegnet sei, was nicht mehr abgehen wolle, und wie er ihnen den Rath gegeben, mit Blei und Kalbsfell nach Mailand in den Krieg, mit dem Wachs nach Baiern zu gehen, wo man der Pfaffen Rath noch folge. Die öffentlichen Disputationen in der wirklichen Welt gaben sodann den beliebten Gesprächen neue Nahrung. Nicht allein, daß die verschiedenen Disputationen wie die von 1519 durch Joh. Rubeus, die Badener von 1526 in einem „hübschen neuen Liede" schweizerischen Ursprungs

und Andere anders poetisch behandelt wurden, die Form dieser Verhandlungen wurde auch überhaupt benutzt, um alle Fragen des Tages nach laiischen Gesichtspunkten zu besprechen. In satirischem Gegensatze disputirt dann in solchen Gesprächen nicht die Gelehrsamkeit und der Scharfsinn, sondern der gute gerade Verstand und der Bauernwitz; nicht die Theologen mit Theologen, sondern Bauern mit Bauern, der Kegelhans mit dem Karsthans, und Kunz mit Fritz, oder der Handwerksmann mit dem Mönche, der Strohschneider mit dem Holzhauer, der Bauer mit dem Glöckner, der Schuster mit dem Chorherrn, der Schneider mit dem Pfarrer. Ueberall schickt der Mutterwitz in Christo den in Scoto gelehrten Scharfsinn heim; und wo der Inhalt weniger polemisch, mehr belehrend und orientirend ist, mehr „Unterweisung ohne einige Verspottung", wie es in dem Dialogus des Apostolicums mit der Angelica (der Kräuter in Ulrich Boßler's Apotheke in Haßfurt) heißt, da kann sich an gesundem Sinn und überzeugender Kraft mit den lutherischen Büchlein nichts messen, was damals von katholischer Seite, wie die Fragen und Unterweisungen des Seb. Felbaum von Bretten, des Jo. Dytenberger u. A. (1524) ausging.

Nicht allein die Gesprächsform, sondern auch die Aufführung diente dazu, dies alles noch mehr zu beleben. In der Schweiz namentlich, wo die Heftigkeit der Polemik besonders stark war, führte man dieser Art Gespräche oder Fastnachtspiele von Hans Rüte und Anderen, besonders die von Nicolaus Manuel auf. Dieser Berner Maler[742] (1484—1530) war vielleicht unter allen den reformistischen Satirikern des Tags der ebenbürtigste mit Hutten. Er hatte die berüchtigte Geschichte, wie die Dominicanermönche 1507 in Bern den Ruhm der Wunder des heiligen Franciscus ausstechen wollten, zwei Jahre nach dem Vorfalle selbst in prosaischer Rede erzählt; dann machten 1522 seine zwei Fastnachtstücke vom Todtenfresser und von

742) Vgl. Niclaus Manuel, von Grüneisen. Stuttgart 1837.

dem Statthalter Christi, in Bern aufgeführt, den tiefsten Eindruck, und lehrten die Stadt, die man die wenigen Jahre vorher ausdrücklich ihrer Einfalt wegen noch zum Schauplatz jener falschen Wunder gewählt hatte, „christliche Freiheit und päbstliche Knechtschaft" zu unterscheiden. Das erstere Stück fängt mit der Ankündigung einer fetten Leiche und Todtenmesse an und verbreitet sich erst in duldsamer Ironie über die Unsitten der Geistlichkeit, bis dann der offene Zorn über den Christenhirten losbricht, an dem gezweifelt wird ob er würdig wäre, der mindeste Sauhirt in der Welt zu sein. In dem anderen geht der wirksame Scharfsinn Hutten's oder des Barfüßers Kettenbach, in dem sie die Handlungen und Aussprüche Christs mit denen seines Statthalters verglichen, in belebte Darstellungen und dramatische Aufführung über. Der Heiland wird reitend eingeführt auf einer armen Eselin, mit der Dornenkrone auf dem Haupt, und dagegen der Pabst in großem Triumph im Harnisch mit Kriegszeug zu Roß und Fuß, reichlich und prächtig als ob er der türkische Kaiser wäre[743]). Vom Jahre 1528, wo in Bern die Reformation, nicht ohne Manuel's wesentliche Förderung, durchdrang, ist dann sein muthwilliges Spiel von der sterbenden Beichte. Hier ist Manuel's satirischer Geist am sinnreichsten. Die Messe ist, wie der Kardinal dem Pabste anzeigt, in Deutschland verklagt. Zu Richtern sind die Epistel der Zwölfboten bestellt, zu Zeugen die Propheten, zum Obmann das alte Testament. Die Beichte hat sich übrigens den Handel so zu Herzen gezogen, daß sie todtkrank ward; sie hat die schweinende Sucht und die Etica. Unter dem Bemühen der Aerzte, Apotheker und Mönche, die Beichte zu retten, wird sie immer siecher. Man will sie am Fegefeuer wärmen, aber das haben die Bauern mit dem Weihwasser aus-

743) Ein Spiel verwandten Inhalts, und gleichfalls aufgeführt, ist „der neu deutsch Bileams Esel". o. O. u. J. 4. und Straßb. 1542, in Gödeke's Gengenbach N. 18; nach Zarncke von (und bei) Jac. Cammerlander, wie auch „Ein frischer Combißt, vom Bapst und den seinen etwann uber Teutsch-Landt eingesaltzen" bei Gödeke l. l. N. 17.

gelöscht; ein Todstich für die Kranke, denn das war die rechte Alp und Weide auf der sie feist worden war. Man will sie zum Bild unserer lieben Frauen bringen, aber die Bauern haben Kapelle und Haus zerstört. Der Meßner soll ihr unseren Herrgott reichen, allein er kann ihn nicht erlangen, denn der Himmel ist sein Stuhl, die Erde sein Fußschemel, wie sollte er ihn aufheben? der Doctor schreit nach dem heiligen Oel, aber der Küster hat seine Schuhe damit gesalbt. Rathlos machen sie sich zuletzt still davon und lassen die Sterbende liegen. Hierzu denke man an die Tragödia, gehalten in dem königlichen Saale zu Paris, (1524) und des Masenius Nachricht von dem pantomimischen Spiele, das vor Karl V und Ferdinand in Augsburg gehalten worden wäre, worin in einer sinnreichen Allegorie erst Reuchlin auftrat und ein Bündel Holzscheiter ausstreute wie zum Aufheben für jedermann bestimmt, dann Erasmus kam und die geraden und krummen Scheiter vergeblich mit einander zu vereinigen suchte, hierauf Luther den Haufen in Brand setzte, der Kaiser mit dem Schwerte vergebens dies Feuer zu löschen suchte und zuletzt der Pabst im Rettungseifer statt Wasser Oel hineingoß.

So lange Hutten lebte, hörte man der lutherischen Polemik überall den Ton und das Bewußtsein des Sieges an. Die Gegner Luthers erlitten Schlag auf Schlag, in lateinischen und deutschen Pamphleten und Liedern, durch Gelehrte und Laien. In der „lutherischen Strebkatze“[744]) (1522) werden diese Gegner von dem hülfebedürftigen Pabste alle versammelt, nur um ihn vom Gewissen getroffen sogleich zu verlassen; sie treten in Thiergestalt auf: Murner, Eck, Lempe, Hochstraaten, Cochleus, Schmidt von Constanz, Emser, als Katze, Eber, Hund, Rattenkönig, Schnecke, Wolf und Bock. Hieronymus Emser, von dem es auch einige andere deutsche Gedichte ohne Bedeutung gibt, bekannte sich wie Murner zu seiner Thierverwandlung und schrieb 1525: „der Bock trit frei auf den Plan, hat wider Ehren nie gethan“;

744) Die „Strebkatze“ ist ein Spiel der Kinder, die an einem Reif hin und her ziehen.

das Gedicht setzt Luthern auf Eine Linie mit Münzer und faßt seine Stellung zum Bauernkriege so auf, als ob er jetzt nur den Kopf aus der Schlinge ziehen wolle. Dies war dann der Wendepunkt, von wo an die Gegner der Reformation sich auch in der poetischen Literatur etwas ermannten. Die Sache der Bauern hatte fast alle öffentlichen Stimmen gegen sich. Gelegentlich wagte es wohl ein Lied sich für den „armen Konrad" auszusprechen und ein Volksbuch von Kaiser Friedrich[745]) (1519) sieht dann wie eine mythische Verherrlichung des Bundschuhs aus; aber im Ganzen ist Alles Partei gegen die Bauern. Luther's Feinde ergriffen diesen Vortheil, die Reformation als ein Werk des Aufruhrs und der Verwirrung aller Standesverhältnisse zu bekämpfen. Auf Schloß Rämbach führte 1531 Hans Wilh. Keller mit seinen Gesellen das „Bockspiel M. Luthers" auf; die verschiedenen Stände traten darin auf und beschuldigten Luther, daß er falsches Spiel spielte und alle Stände der Welt verkehre. Aus der Umgebung des Herzogs Georg von Sachsen, aus der dieses Spiel stammt, kam auch „Luthers Klagred, daß er so gar nicht hippen oder schänden kann" (o. O. 1534); des Verfassers Fleiß ist, Luthern zu überweisen, daß er sich dem Teufel ergeben habe, daß er das Band christlicher Einigkeit zerreiße, daß er verdiente lebendig geschunden, geviertheilt und in Oel gebraten zu werden! Der Unsinn der Widertäufer, der Fall von Münster (1535) gab dann den Feinden der Reformation neue Waffen. Der Minorit Gerhard Haverland schrieb unter dem Namen Daniel von Soest[746]) 1534 seine „gemeine Beicht oder Bekennung der Prädicanten zu Soest" (1539. 4.) gegen die evangelischen Eidgesellen, die seit 1525 in Soest bestanden, aufgeschreckt durch die widertäuferischen Erfahrungen. Als um dieselbe Zeit in einer „Tragödia Johannis Huß" (Wittenb. 1537) das Concil von Konstanz dargestellt ward, in der ausdrücklichen und nicht übel gelungenen Absicht, Haß gegen das Pabstthum zu säen, schrieb Simon Lemnius ein „heimlich Gespräch"

745) In Haupt's Zeitschr. 5, 250 von Pfeiffer herausgegeben.

746) Neu herausg. von L. F. v. Schmitz, der Soester Daniel. Soest 1848.

darüber unter dem Namen Jo. Vogelsang (1538), eine boshafte und derbe dialogische Recension, worin Luther und Melanchthon selbst das Stück, als dessen Verfasser Agricola genannt wird, verwerfen. Dies war zu eben der Zeit, als Lemnius, gereizt durch Luther, die zweite Auflage seiner lat. Epigramme (1538) mit der Monachopornomachia herausgab, wo Murner's Beschimpfung von Luthers Ehe noch überboten ist, wo Luther in der Anrede als der Verderb des Friedens, die Ursache des Aufruhrs, der Verführer des Pöbels, ein Verfolger der Dichter u. A. gescholten wird. Es war Noth, daß sich gegen diese scharfen Federn neue ebenbürtige Kämpfer auf Luthers Seite stellten. Erasmus Alberus ward in diesen mißlichen Zeiten (ein trefflicher Vorläufer Fischart's) der heftigste Gegner des Papismus durch seine Fabeln und seinen Barfüßeralcoran, auf die wir zurückkommen; in seiner Contrafactur Jörg Witzel's (um 1539) herrscht eine göttliche Grobheit, der Ausdruck jener rücksichtslosen Wahrheitsliebe, die gefährlich für Alberus' Feinde aber auch für ihn selber gefährlich ward. Wie ihm in seinen Fabeln Burkard Waldis zur Seite steht, so auch in dieser Art von Gelegenheitsdichtung. Als 1542 der große „Scharrhans“ Heinrich von Braunschweig vertrieben wurde, hob dieser Sieg wieder das Selbstgefühl der Protestanten; Luther gab hier selbst den gröbsten Ton der Befeindung an. Einige Stücke von Burkard Waldis (mit B. W. unterzeichnet) beziehen sich auf dies Ereigniß: der „wilde Mann von Wolfenbüttel“, der Heinrich's Fall mit dem Schicksale des ruchlosen Hochmuts anderer Fürsten vergleicht; dann Heinrichs Klagelied, die Wolfsklage des Welfen; und der höhnende Spott, „wie der Lycaon von Wolfenbüttel neulich in einen Mönch verwandelt ist“ (1542). Wie in diesen so sind auch in andern Stücken dieser Jahre die Schwingen der protestantischen Polemik wieder bedeutend gewachsen. Um 1543 erschien die Uebersetzung eines lucianischen Dialogs, von einem Italiener in lateinischer Sprache verfaßt[747], der

747) Pasquilli extatici colloquium. s. l. et a. Ein verschiedener ital. Pasquino in estasi ist später (Amst. 1667) ins Deutsche übersetzt: „der entzückte Pas-

„verzückte Pasquinus", der in den päbstlichen Himmel versetzt das Treiben der römischen Kirche beobachtet, sehr verschieden von dem andern Himmel, zu dem Christus allein die Pforte öffnet, wo es keine Fürsprecherin Maria und keine heiligen Halbgötter gibt. Die Parallele, die hier zwischen einer Anzahl heidnischer Götter und christlicher Heiligen gezogen wird, war bereits ein Lieblingsgegenstand protestantischer Satire; Hans von Rüte hatte sie schon in seinem in Bern aufgeführten „Fastnachtspiele von heidnischer und päbstlicher Abgötterei" (Basel 1532) ausgeführt und Alberus that es in seinen Fabeln. Aus demselben Verlage wie der Pasquin ging 1545 der „Rathschlag Pauls III mit dem Collegio Cardinalium, wie das angesetzte Concilium von Trient fürzunehmen sei", hervor. Er ist spielsweise geordnet und beginnt im ersten Acte in einem arglistigen Ernste; im zweiten sendet der Pabst eine Legation an St. Peter, die übel abgefertigt wird; im dritten ruft dann der Pabst, in Himmel und Erde verspottet, den Teufel zu Hülfe. Auf den Uebermut in diesen letzten Stücken, den die Verfasser selber empfinden, folgt dann bei dem Herannahen des schmalkaldischen Krieges wieder eine andere Stimmung. Trotz und Aengstlichkeit, schlimme Ahnung und dreister Muth wechseln dann ab. Der Kaiser Karl war längst in der Volksgunst gefallen, aber er war gefürchtet. Bei seiner Kaiserwahl, zur Zeit der Schlacht von Pavia, hatte man ihm hoffnungsvolle Lieder gesungen, bald aber, wie des Kaisers Plane hervortraten, die Nation unter seinen spanischen Gehorsam zu bringen, richteten sich die Landsknechte und alle Liedersänger gegen den „Butzemann" und seine Fremdlinge. Jetzt bei Ausbruch des Krieges war der Eifer der lauten Meinung so groß, daß Reichsgesetze gegen die Sänger und Spruchsprecher erlassen werden mußten. Es regnete Pasquillen und Satiren, oft Stücke in dem alten Uebermuth (wie z. B. des Pabstes und der Pfaffen

---

quinus". Ein nachgeahmtes deutsches Stück ist ein „Gespräch zwischen Pasquillo und einem Orthodoxo" o. O. u. J. (um 1515) und wieder etwas Anderes ist ein Gespräch „Pasquillus" von 1542, gegen Andr. Osiander in Königsberg.

Badestube 1546), oft kecke Lieder und feurige Aufrufe wider das monarchische plus ultra und die Herrschaft der Walen und Spagnolen, oft auch vorsichtigere Ermahnungen von Leuten (wie Hans Witzstat, Joh. Schradin von Reutlingen u. A.), die fühlten was auf dem Spiele stand. Wie dann die Sache für diesmal verloren war, sangen die baierischen Reitersmänner und andere Gutkatholische ihre Lieder „dem Landgrafen zu Leide", dem „Schartenbart" (Schertlin) zum Spott, den reichstädtischen Pfeffersäcken, „den frommen, den freien", zum Possen. Aber der Geist ließ sich nicht beugen. Auch während des spanischen Druckes brach der heftige Sinn gegen den Kaiser, und Rom seine Hure, und deren Töchter Paris und Köln los, und gegen das „heuchlische und glatte Kätzlein Interim" (von Cyr. Schnauß in Koburg). Bald ließen die Magdeburger ihre Sendschreiben über Deutschland ausgehen und ihr Klaglied „zu Gott und allen frommen Christen" (1551). Der endliche Sieg der Protestanten ward dann mit Mäßigung gefeiert. Seit den 50er Jahren folgten mit dem allmählichen Aussterben der Vorfechter der Reformation gelassenere historische Reimereien den bisherigen polemischen nach, bis nachher unter den Fortschritten des Calvinismus und den Gegenwirkungen der Jesuiten in Fischart's Zeit ein neuer Ausbruch eintrat. Die Helden der reformistischen Kämpfe traten nun nicht mehr in Liedern, sondern in breiteren Reimgeschichten auf; Moritz von Sachsen ward auf diese Weise meistersängerlich verewigt durch Leonh. Reutter (1553), Landgraf Philipp durch Kirchhof, den Verfasser des Wendunmuth (1567), Johann von Sachsens Befreiung durch Cyr. Schnauß (1552) und Andere von Anderen. Und so dauerten diese Behandlungen der öffentlichen Angelegenheiten fort bis zu den berüchtigten Grumbachischen Händeln und der Erscheinung der in der Literatur so viel besprochenen Nachtigall und was sich daran knüpft, wo durch Maximilians II Mandat zu deren Unterdrückung durch die strenge Verfolgung der Drucker und Verbreiter dieser Gedichte der Preßfreiheit ein Ziel gesetzt ward. Auf diese Dinge analysirend einzugehen, ist natürlich weit

eher die Sache der politischen oder Kulturgeschichte; die Literaturgeschichte darf sie nur anführen und darauf hindeuten, daß dieser Gebrauch der Poesie sie völlig verdarb. Wo irgend eine Seite des Lebens so gewaltig Alles verschlingt, wie in der Reformationszeit das Moralische und Religiöse, da muß jede andere Seite nothwendigerweise verhältnißmäßig darunter leiden. Talente, Verhältnisse, Zufälle konnten einzelne Zweige erhalten oder neu gründen, und so war durch Bebel und Hutten's große Anlagen der Satire zu dem Geiste, den die Zeiten gaben, eine zierlichere Form geliehen worden, die aber wieder verschwand. Und sobald dieser Gattung vollends der große Inhalt genommen war, so wäre mit ihr der letzte Rest unserer Dichtung ganz versunken, wenn sich nicht indessen neue Wege geöffnet hätten, auf denen man mitten aus Verderbniß und Rohheit heraus allmählich zu ganz neuen Entwickelungen der Dichtung gelangte.

7. Hans Sachs.

Wer es zuerst dunkel empfand, daß sich die gesammte Poesie in eine Tiefe herabbegeben hatte, in der sie unmöglich beharren konnte, das war Hans Sachs (aus Nürnberg 1494—1576). Wie von allem ächt Nationalen, was wir in der Poesie des Mittelalters besitzen, so müssen wir auch von der ächt deutschen Erscheinung dieses Mannes sagen: man muß ihn geschichtlich würdigen, um sein Verdienst zu erkennen und seinen Werth darnach zu bestimmen[748]. Er steht wie der Mittelpunkt zwischen alter und neuer Kunst, weist mit seinen Werken auf Aelteres, was die Nation erschaffen hatte, und legt

748) Vgl. J. L. Hoffmann, Hans Sachs. Nürnberg 1847. E. Weller, der Volksdichter H. Sachs und seine Dichtungen. Eine Bibliographie. Nürnberg 1868. K. A. Mayer, Hans Sachs in Herrig's Archiv 40, 241—292. Einen vollständigen Wiederabdruck der alten Ausgabe der Werke hat A. v. Keller (Bibliothek d. liter. Vereins N. 102—106) begonnen. Eine Auswahl gibt Gödeke (Deutsche Dichter des 16. Jahrh. 4. 5.) Leipzig 1870. 1. Theil: Geistliche und weltliche Lieder, 2. Theil: Spruchgedichte. Vgl. noch Fr. G. Hertel, ausführliche Mitthei-

den Grund zu Späterem, was sie erschaffen sollte; er umfaßt die poetische Vergangenheit des Volks und behandelt vielfach alle Formen und Stoffe, die seit dem Aufkommen der bürgerlichen Dichtung beliebt geworden waren; er ergreift Alles, was in seiner Zeit gegenwärtig vorging und macht den ganzen Lauf der religiös-politischen Dichtung mit; er zieht sich dann zuerst hiervon zurück, entnimmt die Dichtung der Richtung auf das wirkliche Leben und wirft sich auf die dramatische Form, welche seitdem die Hauptform aller neueren Dichtung blieb. Er zieht die ganze Geschichte und den Kreis alles Wissens und Handelns in die Poesie, bricht die Grenzen der Nationalität und deutet so an, was hinfort für die deutsche Dichtung das Charakteristischste werden sollte. Er ist im gewissen Sinne ein Reformator in der Poesie, wie Luther in der Religion, wie Hutten in der Politik; glücklicher als dieser, weniger glücklich als jener, von weit unbewußterem Talent als Beide, unermüdlich beschäftigt gleich ihnen, wenig erkannt, ja lange als Vertreter des Meistergesangs verspottet, aus dem er hinweg rang, für den er nur privatim dichtete, an dem er nur moralisch achtete, was er dichterisch nicht des Druckes für werth hielt [749]. Erst in der neuesten Zeit hat Göthe, die Keime in seinen poetischen Formen und seiner Sprache aufdeckend, ihn wieder zur Beachtung und Anerkennung gebracht, so daß man nun den alten ehrwürdigen Meister neben den Häuptern der Reformationszeit wird nennen dürfen, die an großen Geistern und Charakteren so fruchtbar und gesegnet war.

---

lung über die kürzlich in Zwickau aufgefundenen Hss. des Hans Sachs. Zwickau 1854. Mittheilungen aus dem 6. Buch der eigenhändig geschriebenen Sprüche ꝛc. in R. Bechsteins Deutsch. Museum 1, 62. Vier Dialoge von H. Sachs, herausg. von R. Köhler. Weimar 1858, (vgl. Germ. 4, 97, 117). H. Sachs. Eine Auswahl aus dessen Werken von G. W. Hopf. 2 Theile. Nürnberg 1856. Ueber seine Dramen s. Hase, christliches Drama p. 257.

749) [Ein günstigeres Bild von H. Sachs meistersängerischer Thätigkeit gewinnt man jetzt aus Gödekes trefflicher Einleitung zu der erwähnten Auswahl. Gödeke zeigt, daß der Dichter auch „als Meistersänger immer Hans Sachs bleiben, immer der Meister der Sprache, der innig fromme, der heiter launige Mann und Dichter sein mußte, der aus seinen gesammelten Gedichten bekannt und lieb war“.]

Wir stehen in der Zeit des Hans Sachs mitten in einer zweiten Hauptrichtung unserer deutschen Poesie. Wir haben nach dem Ende der urvolksthümlichen Dichtung zuerst unter dem Adel und an den Höfen eine große Entwickelung beobachtet; eine andere nicht minder merkwürdige folgte unter dem niederen Volke. Jene war ihren vorherrschenden Gattungen nach episch und lyrisch, diese lehrhaft und satirisch; jene durchaus auf einen unterhaltenden und fesselnden Stoff ausgehend, diese auf reine Sitte; jene, obwohl meist erzählend, doch weniger plastisch als diese, die zwar meist belehrte, aber zur Belehrung das erzählende Beispiel liebte; jene auf das Ideale, auf Reinheit und Züchtigkeit mit empfindlicher Vorsicht gerichtet, diese auf das Groteske und Caricaturartige mit derber, bäurischer Rücksichtslosigkeit; jene ganz Anstand, diese ganz grobe Natur; Alles voll Gemüth in jener, in dieser Alles voll Mutterwitz und gesundem Verstande. Die ältere Kunst war musikalisch und voll Empfindung, die später volksthümliche war lebendig und ganz bildend; der Scherz in der letzteren verdrängte den Ernst der erstern, die Gemeinheit das Erhabene, das Thatsächliche das Abstracte, das Lose und Lockere die Heiligkeit und Feierlichkeit, die Grobheit das Höfische, der Leichtsinn den Fleiß, die größte Nachläßigkeit die mühseligste Ueberlegung, die natürliche Philosophie die geistlich-mystische und sophistische, der Naturmensch die Heroen und Heiligen, der alte Gott der Väter die neuen Götzen mit ihrem unsinnigen Cultus. Die ritterliche Kunst war meistentheils ihren Stoffen nach fremd, die volksthümliche war vaterländisch; in jener hatte Alles aus der Wirklichkeit weggewiesen, in der späteren wies Alles darauf hin. Galt dort die Beobachtung des Lebens nichts, so galt sie hier Alles; war dort der gesunde Verstand minder thätig, so hatte hier die Einbildungskraft fast keinen Theil mehr an der Poesie; stand dort die Dichtung in geringerem Bezuge mit der Gegenwart und Umgebung, so war hier Alles Gelegenheitspoesie. Wir waren von Einem Aeußersten vollkommen auf das andere übergegangen und auch die Oertlichkeit zeigt uns diese Veränderung an. Früher

standen wir immer im Westen und Süden, jetzt rücken wir nach Osten und Norden. Die Kunst hatte ordentlich einen Zug von Westen nach Osten, von Süden nach Norden genommen, ganz so wie die Kultur des Mittelalters überhaupt that; so wie aber ihre Bewegung dorthin an den zu rohen Stämmen und dem zu rauhen Klima stockte, so ging die neuere Bildung, wie sich Handel und Wandel massenweise nach Westen und Süden wandten, eben so massenartig von Konstantinopel, Prag und Wittenberg westwärts aus, und es läßt sich gar nicht leugnen, daß erst mit dieser naturgemäßen Richtung, welche alle wahrhaft fortschreitende Kultur von jeher genommen hat, das Natürlichere und wahrhaft Fördernde auch in unserer Kunst aufzugehen anfing.

Jene höfische Poesie war von einem Stande gepflegt worden, der zwar für Krieg und Wanderung und äußere Beschäftigung geschaffen, doch der eigenthümlichen Lage der Zeit nach an Haus und Häuslichkeit, an Weiber und friedliche Gesellschaft sinnig gefesselt war, als er seine Dichtung ausbildete; diese Volkspoesie ward von Gelehrten und Handwerkern geübt, die von Natur für das Haus und die Stube bestimmt sind, die aber der eigenthümlichen Lage dieser späteren Zeit nach auf Wanderungen und Verbindungen hingewiesen waren. So sehr der Mangel an Kenntniß der menschlichen Natur den höfischen Dichtern geschadet hatte, so sehr schadete der zu große Verkehr mit Menschen gemeiner Art den Dichtern der Volksklasse. So sehr der Mangel an großen einheimischen Begebenheiten die Poesie der Ritter arm gelassen hatte und bewegungslos, so sehr verdarben die großen einheimischen Ereignisse der Reformationszeit die damalige Dichtung, wie wir umständlich gesehen haben. Der Strudel dieser Ereignisse hatte so manchen dahin gerissen, der gemeine Ton der Bewegungspartei der damaligen Zeit hatte Sprache und Alles verdorben, was die Poesie am nothwendigsten braucht. Mitten in diese Bildung, in diese Begebenheiten fällt Hans Sachsens Leben, in die glücklichen und unglücklichen Schicksale der neuen Lehre; und seine ersten Jugendjahre gerade in die ersten Bewegungen. Wenn er sich, wie so viele

andere hätte mitreißen lassen, es wäre bei seinem Eifer und seinem Talente kein Wunder; wenn er in den allgemeinen Ton nach dem ersten Beifalle eingestimmt hätte, er könnte sich mit dem Vorgang so großer Männer entschuldigen! Welch eine Natur zeigt es doch an, daß dieser Mann mit so umständlicher und eindringlicher Vielseitigkeit der Lage seiner Zeit und seines Volkes folgen und sie ergründen und schildern, loben und tadeln konnte, ohne in seiner Besonnenheit zu wanken, ohne von seiner Höhe herabzusinken, von er er die Dinge betrachtete. Die ganze Fülle der Zustände, die ungeheuere Bewegung jener Zeit öffnen uns die zahllosen Werkchen des ehrlichen Schusters, lebenvoll und sprechend, aber nicht leidenschaftlich; bewegt und eindringend, aber ohne Unruhe, ohne Mühe und Absicht. Er führt uns in die plebejischen Haufen, aber man sieht sogleich, er gehört den Edleren an, die sich in eine reinhaltende Gesellschaft zurückgezogen hatten. Er zeigt uns die ganze Welt in ihrer treibenden Bewegung und Hast, ungeirrt er selber, aus seiner stillen Klause, in der ihm nichts entgeht, nichts ihn gleichgültig läßt, nichts aber auch ihm seinen Gleichmut raubt. Er sieht des Reiches mannichfaltige Gebrechen durch, aber Er will sie nicht bessern. Nur sieht man, daß er der Bürger einer Stadt ist, die damals in beneidenswerthem Flore des Wohlstandes, des Haushalts, der Bildung stand; deren Glückstand von jedem Dichter seit Rosenblüt gepriesen, von jedem Schreiber seit Aeneas Sylvius beschrieben war, deren Verfassung jeder Aufgeklärte beneidete, die große Talente nicht nur gebar und fesselte, sondern auch fremde Talente an sich zu ziehen wußte, was kaum je eine Republik zusammen verstanden hat; die in Handel und Gewerben, in Mechanik und Erfindungen, in Wissenschaften und Künsten groß, der Mittelpunkt und die hohe Schule des Meistergesanges war; die durch mehr als 100 Jahre von Rosenblüt und Folz bis auf Hans Sachs und Ayrer die Hauptwiege des deutschen Schauspiels blieb, und die in allen Fächern die Größten, die den Regiomontanus, den Celtes, den Vischer, den Dürer, den Pirkheimer, den Hans Sachs in ihre Mauern

schloß, die eine solche Fruchtbarkeit von Künstlern und Gelehrten bewies, daß in keiner deutschen Stadt weiter, ja nicht in manchem deutschen Lande die Kunst- und Gelehrtengeschichten sich mit den ihrigen vergleichen dürfen, die nur von denen der großen italischen Republiken theilweise übertroffen werden. In dieser Zufluchtsstätte voll Anregung und ohne Aufregung hatte er es leichter zu beobachten, leicht, das Beobachtete zu bewältigen und zu beherrschen; er übersah aus der Ferne und verwirrte sich nicht in der Nähe. Einmal, wie die Reformation nach Nürnberg drang, ließ er in Gemeinschaft mit Andreas Osiander, aus jener eifrigen antikatholischen Familie, ein Schriftchen gegen das Pabstthum ausgehen[750], welches sehr selten geworden, weil es der Rath von Nürnberg verbot. Damals beschwerte sich der Rath, daß dies Büchlein die Censur umgangen, verwies es dem Hans Sachs ernstlich und zeigte ihm an, daß solches seines Amtes nicht sei und ihm nicht gebühre, darum eines Rathes ernstlicher Befehl sei, daß er seines Handwerks und Schuhmachens warte und sich enthalte, einig Büchlein oder Reimen hinführo ausgehen zu lassen. Damals geschah das und weiter war es nicht nöthig. Denn wie schon sein poetischer Antheil an jener Schrift sehr unschuldig war, so waren auch fernerhin seine Schriften für den Protestantismus zwar scharf und bestimmt, aber immer mäßig und ruhig und von aller Ausschweifung in Form und Inhalt völlig frei. Sein Verfechten der guten Sache hätte einen Hutten nicht interessiren können, aber es interessirte den stillen Melanchthon; es konnte keine stürmische Bewegung hervorrufen, keine Eroberung machen, aber behaupten. Als Hutten die Nation aufregte,

750) Eyn wunderliche Weyssagung von dem babstumb, wie es yhm biß an das end der Welt gehen sol, in Figuren oder gemälde begriffen, gefunden zu Nürnberg ym Carthenserkloster und ist seher alt. Eyn vorred Andreas Osianders u. s. 1527. S. Jäck und Heller Beiträge zur Kunst- und Lit. Geschichte S. 99. Ein zweites Büchlein: St. Hildegardten Weissagung vber die papisten 1527. 4. ist auch durch Osiander in gleichen Zwecken gleichzeitig herausgegeben. Die Auslegung jener Holzschnitte in dem ersteren Werkchen auf die weltlichen Beziehungen des Pabstthums wurde später von Theophrastus Paracelsus tiefer angegriffen, „nach magischer Deutung", worauf wir noch zurückkommen.

war kein Platz für Hans Sachs; allein als Hutten bereits vergessen und sein Wirken verloren war, hielt Hans Sachs in seinen seitdem gesuchten Gedichten gleichmäßig an, und in trüberen Zeiten des 16. Jhs. schloß sich jeder einfache lutherische Geistliche und jeder ehrliche Gewerbsmann an den wackeren Meister an und nannte seine und Hans von Schwarzenberg's Gedichte[751]) als die sittlichen Wegweiser im Volke, da bereits die Zänkereien der Theologen wieder alles zu verwirren anfingen. Er arbeitete dem gemeinen Ton des Lebens und der Kunst entgegen, nicht, indem er wie Murner diese Rohheit nachahmte, sondern indem er seine Sprache und seine Darstellung zu heben und sich über der gemeinen Wirklichkeit zu halten suchte.

Wie er dies that, das beweist, welch ein angebornes Dichtertalent er besaß. Und das hat Göthe so an ihn gefesselt (der es selbst wußte, wie schwer es ist, sich hereindrängenden Zeitverhältnissen überlegen zu halten), daß er sah, wie leicht und spielend der ehrbare Meister Welt und Leben behandelte, wie sicher und ungestört er sich darin umtrieb, wie die eigentlich schaffende Kraft des Dichters in ihm wirkte, nicht Leidenschaft und persönliche Theilnahme und Bewegung; wie seine Dichtung nicht der platte Abdruck des Lebens, sondern ein freies Abbild ist. Es ist wahr, man darf nur von Anlage bei ihm sprechen, von Ausbildung nicht; nur von Kraft und Ausdruck und von der großen humoristischen Gewalt seiner Sprache, die uns unter Göthe's vollendenden Händen so sehr anheimelt, während bei ihm selbst die Eintönigkeit und Flüchtigkeit, mit der er seine Reime hingießt, ermüdet und abschreckt. Es ist wahr, des müßigen Geplauders, des Ungeschicks in der Behandlung, des gleichgültigen Ergreifens jedes ersten besten Stoffes, und später des seelenlosen Hindichtens aus Gewohnheit ist viel in seinen Werken. Allein man kann auch dieser einfältigen Dichterei gut sein, wo sie für einen einfältigen Schlag Menschen berechnet, anspruchslos und vergnüglich, und nur dem in-

751) Sie sind gedruckt hinter seinem deutschen Cicero. Augsp. 1834.

neren Kern nach durchweg gesund, heiter, versöhnend und ermuthigend ist. Es ist etwas reizendes um ein Talent, wie Lope de Vega's, das sich leichtfertig nach allen Seiten entwickeln will, das überall mit Sicherheit und Naivetät an das Rechte und Gute nur streift, das Bessere sieht und es freiwillig fahren läßt, das der Regel spottet, dem Volke fröhnt, die Menge befriedigt und sich in sich selbst gefällt. Hans Sachs ist kein Lope de Vega, obgleich er viele tausende von Dichtungsstücken gemacht hat und an Fruchtbarkeit vielleicht nicht nachstehet, aber Lope ist auch kein Hans Sachs, so gesund und kräftig er sein mag. Mit einem lebhaften Geiste, mit südlichem Blute, mit vierzehnjähriger Reife, mit einer Sprache, die ausgebildet ist und sich leicht in Verse und Reime fügt, unter einem schaulustigen, stürmisch-belohnenden Volke, bei freier Muse und sorgloser Seele ein Schriftsteller wie Lope zu werden, ist vielleicht nicht so schwer; aber in großen Ereignissen des öffentlichen Lebens, bei so viel Theilnahme und Gemüth, immer ein Mensch zu bleiben wie Hans Sachs, ist bewunderns-werth; bewundernswerther, als daß er eine völlig versunkene Poesie wieder frisch aufblühen und neuen Samen für andere Pflanzungen tragen zu machen suchte. Es war eine Zeit, wo so Manche sich unberufen in Dinge mischten, die sie nichts angingen, wo so viele ihre Stellung verloren oder verkannten. Wie aber Hans Sachs, nachdem ihn einmal in seinem zwanzigsten Jahre die Musen zu dem Werke der Dichtung berufen, mit ihren Gaben belebt, ihn für den Gesang der Tugend, für die Erheiterung der Traurigkeit begeistert hatten, und er, gefesselt an sein bescheidenes Gewerk, ihrem Rufe anfänglich mit weniger Neigung gefolgt war, wie er von da an, auch als ihn der Beifall von Deutschland schon laut ehrte, immer in demselben Gleichmaße, mit Bescheidenheit und Selbstkenntniß sich beschränkte, und immer der dichtende Gewerbsmann, der handwerksmäßige Dichter blieb, wie er im Leben den gleichen Ton bewahrte, den auch seine Gedichte tragen, dies ist leichter zu beobachten als zu begreifen. Er würde mit Hutten haben streiten können, wer von ihnen die Menschen besser

kenne, die Verhältnisse in Deutschland aufmerksamer beachte, das Schicksal des Vaterlands und seiner Bildung und Besserung wärmer im Herzen trage, aber doch bilden seine Gedichte über die Zeitverhältnisse zu Hutten's einen vollkommenen Gegensatz der Ruhe zur Unruhe, der Selbstbescheidung gegen kühnes Selbstvertrauen, der Mäßigung gegen ungeheure Leidenschaft, und, was die dichterische Behandlung angeht, der überlegenen Beherrschung des Stoffes gegen ein Beherrschtsein vom Stoffe. Geharnischte Reden zu schreiben, fiel ihm nicht ein, auch wo er am heftigsten war; sich in Persönlichkeiten zu mischen und in den Ton der Fehde einzugehen, fühlte sich der stille Mann nicht berufen, ja wo er Luthern am feurigsten preist, nennt er kaum seinen Namen. Wunden zu schlagen mit Feder oder Schwert lag ihm minder am Herzen, als Wunden zu heilen und er wies zu der Sanftmuth zurück, die lieber die Fehler der Menschen verlacht als verflucht. Er verstieg sich klüglich nicht zu Aufrufen ans Volk, sondern legte ihm seine Anliegen etwa in planen Allegorien vor; er schrieb nicht Mahnbriefe an Kaiser, an Pabst und Reich, sondern er ließ sich die Götter in rathschlagender Versammlung über sie unterhalten, und nützte mit seinem sanften Humor vielleicht mehr, als Andere mit treffender Geißel. Er predigte nicht mit feuriger Zunge wie Luther, denn er wußte wohl, daß kein Kanzel- und Prophetenton ihm ziemte in seiner Zelle. Er band nicht mit Theologen an und bestritt keine Lehrsätze, hielt sich fern von den Schulfragen, die den Meistersängern vor nicht lange gar nicht so fern gelegen waren; er hielt sich an das Buch der Bücher, das er kannte und einfältig verstand, wandte sich gegen die Unsitte von Hoch und Niedrig, fuhr unter die unwissenden Mönche und kleinen Pfaffen, denen jeder ehrliche Mann überlegen war. Er ließ sich von dem groben Schriftton der Zeit nicht hinreißen; im größten Zorn und Unwillen schimpft er nicht wie Luther, wie selbst die regierenden Häupter der Zeit thaten; seine Schreibart ist kräftig und reich fast neben der jedes anderen Zeitgenossen, sie ist unschuldig, lebendig und hell neben Murner's, viel poetischer, anschaulicher, eindringlicher, edler als Hut-

ten's, voll Gesundheit und reinem Humor gegen Fischart's, und nächst Luther's ist seine Sprache weit die beachtenswertheste des Jahrhunderts; sie ist für jeden künftigen vaterländischen Humoristen und Satiriker eine reiche Quelle.

Es kann nicht unsere Absicht sein, in die ganze Masse der Dichtungen von Hans Sachs einzuführen; wir wollen sie blos mit Wenigem in großen Zügen umschreiben. Zwei große Perioden theilen seine Poesien, die für die geschichtliche Beurtheilung derselben von der größten Wichtigkeit sind. In der einen beschäftigt ihn, wie alle Schriftsteller der Zeit, die Gegenwart mit ihrem gesammten Treiben, in der späteren kehrt er dieser den Rücken und geht in die Vergangenheit zurück. Noch genauer ist es, zu sagen: er beschäftigt sich in der ersten Periode mit dem öffentlichen Leben, mit Kirche und Staat, in der zweiten mehr mit dem Privatleben und zugleich mit dem Verjüngen altpoetischer Stoffe in neuem, in dramatischem Gewande. In den Erstlingen seiner Muse ist er ganz auf die Frage der züchtigen Liebe gerichtet, die jedem innerlichen Menschen gewöhnlich den ersten Kampf macht. Er zeigt sich da mit schlicht bürgerlichen Gesinnungen und preist die eheliche Liebe vor der abenteuerlichen, wie jeder Gutgesinnte dieser Zeit für Pflicht hält zu thun. Er gibt schon frühe (1517) in seinem Hofgesinde der Venus kund, wie wenig er geschickt sein würde, die Liebe und ihre Natur anders zu fassen. Er weist früh und spät, in seinem Jugendgedichte über die vertriebene Keuschheit (worin die genauen Vorschriften, die er sich zieht, seinen schönen Charakter hoch ehren), wie in seiner Beurtheilung des spät behandelten Stoffes des Tristan, auf das Versparen der Liebe auf den Ehestand hin; und die Heiligkeit dieses Standes ist auch in seinen ernsten und komischen Werken der ewige Angelpunkt, um den sich seine hausmoralische Dichtung fast am liebsten dreht. Wenn er sinnend mit sich selbst forscht, oder sein heimlicher Genius an den Fensterläden lauscht, wenn er in das Innere des Familienlebens blickt, oder wenn er den Ulyß zur Kalypso und Circe begleitet, hat er den Ehestand zu preisen, die herr-

schende Untreue zu geißeln, die Zwietracht der Gatten zu bedauern, den üblen Hausstand in Städten und Dörfern zu verspotten und zu verwünschen. Erinnern wir uns, daß dieser reine Mensch in seinen Jugendjahren erlebte, wie gegen die Pfaffen und Mönche, deren Regeln dieser keuschen Liebe entgegenzuhandeln verführten, gegen diese privilegirten Ehebrecher und Ehespötter aus ihrer eigenen Mitte Luther auftrat, so wird es uns erklärlich sein, daß sich der gradsinnige Mann mit innerem Jubel auf diese Seite schlug und mit Wärme die neue Lehre ergriff, mit unermüdetem Studium die evangelischen Texte sich aneignete, mit ungemeinem Takte die Sprache, den Ton und die Richtung derselben zum Volke aufnahm, ja zuletzt von ihnen aus auf die entferntere Quelle des reformistischen Geistes, auf die Alten, hingewiesen ward und mit einer Liebe einging, die seine Werke vielfach durchdringt. Schon 1523 schrieb er seine berühmte Wittenberger Nachtigall und begrüßte die neue Lehre mit so viel Entschiedenheit, daß es nichts bedarf als eines Blickes in dies Gedicht, um seine Stellung zur Reformation zu erkennen und zugleich einzusehen, in welcher Weise Luther's Lehre langschlafende Gedanken des ehrbaren Mittelstandes in Deutschland traf und weckte, wie sich der gerade Verstand dieser Klasse, das leitende Testament in der Hand, nun von selbst nach allen Seiten Licht schaffte, wie die ehrbaren Bürger mit der singenden Nachtigall den Tag begrüßten, wie sie sich von ihr aus der Irre, aus Wüste und Nacht zurückrufen ließen, wohin sie der listige Löwe gelockt hatte, wie sie allem Gebelfer seiner helfenden Unholde widerstanden. Mit Zorn eifert der biedere Dichter, indem er ein altes beliebtes Bild umständlicher ausführt, gegen das, was der Pabst Gottesdienst nennt, gegen Pfaffenthum und Gebetplärren, gegen Kasteien und Fasten, Beichte und Ablaß, und gegen alles eitle Gedicht und Menschenfund; gegen die Schamlosigkeit und Unzucht der Klerisei, gegen die willkürlichen Decrete, womit sie die Schafe des Herrn zwingen; gegen alles Gelderpressen bei Taufen, Vermählen und Sterben, bei Firmelung, Beichte und Messe, womit sie die Schafe des Herrn scheeren; gegen

das Maulbanden des Volks mit Zehnten, gegen Geldstöcke und alle Bettelerfindungen dieser Art, womit sie die Schafe melken; gegen die Ablaßbullkisten und ähnliche Schalkstricke, womit sie die Schafe schinden; gegen das Unwesen an den Bischofshöfen, wie sie mit Bann, Steuern, Krieg, Unfug und Raub an Waisen und Wittwen die Schafe fressen, und endlich gegen Mönche und Nonnen und den ganzen faulen Haufen, die ihre guten Werke um Gold verkaufen und die Schafe wie Schlangen aussaugen. Dagegen ruft der neue Prediger die einfache Lehre des Evangeliums zurück: Liebe Gott und deinen Nächsten wie dich selbst. Ueber alles, was mit den neuen geistlichen Bewegungen zusammenhängt, über die Begriffe von Menschenrechten und Unterthanenwürde, von der Geltung der Vernunft gegen eigenwillige Satzungen der Gewalthaber, ist er nicht im geringsten schwankend, aber frei von aller Parteisucht, gleich aufgebracht gegen Bauern- und Fürstentyrannei, gleich unwillig gegen alle „Opinion" bei Evangelisten und Romanisten. Ueber des Gottesmannes Sarg läßt er in den Zeiten, wo so düstre Wolken das neue Licht bereits wieder zu verdunkeln anfingen, die Theologie weinen [752], die von so vielen Geistlichen und Secten geschändet, mißhandelt und verunreinigt wird. Er sieht wohl (II, 4, 100.), daß durch Luther's Lehre das Affenspiel mit Reliquien und Heilthümern vernichtet ist, daß die Klugen ihren Beutel zumachen, er tröstet die über Luther's Leiche klagende Gottesweisheit und rühmt die Schützer, die sie vor den unsauberen Händen der alten Unholde bewahren werden, aber er täuscht sich nicht über den unseligen Einfluß der sophistischen Streitfragen der Theologen, über die sie bereits den festen Anschluß an das einfache Testament aufgaben. Er sieht die Wirkungen des Gifts vielfältiger Rotten und Secten, erkennt wohl (I, 1, 81, Keller 1, 345.), daß noch allzuviele erst das Evangelium blos im Munde führen und es im Leben verläugnen, daß noch Gefahr sei von denen, die die Reformation verketzern, von

752) In Heußler's Ausg. der Werke des Hans Sachs von 1570. I, 1, 94. Keller 1, 401.

den Priestern, welche sie politisch verschwärzen, so daß er das klagende Evangelium aussprechen läßt, es werde vor den Maulchristen, den Romanisten und Religiosen noch aus dem überblinden Vaterlande weichen müssen in die Fremde[753], ohne daß er darum verzagt und die gute Sache in ihrer Gefährdung verließe, ohne aber auch sich näher auf das Irrsal, die Spitzfindigkeiten und das Schulgezänk der Theologen einzulassen, worin er scharfsichtig den fressenden Schaden des Protestantismus erkannte.

Das aufmerksame Beachten der religiösen Dinge in Deutschland lenkte Hans Sachs von selbst auf das deutsche Reich und seinen Zustand, besonders zur Zeit des schmalkaldischen Kriegs. Im 5. Jahrzehnt ist der dichtende Meister daher vorzugsweise viel mit ihm beschäftigt. Er geißelt, was Hutten, was jeder uneigennützige Mann der Zeit geißelte, allein er thuts auf seine eigenthümliche Weise. Er bleibt der Einsicht treu, die Hutten verließ, daß Gemeinsinn und Eintracht allein das Rettungsmittel für Deutschland sei. Die Götter halten (1544) einen Rath über die deutschen Angelegenheiten (I, 4, 401. Keller 4, 176). Der Zwiespalt will da trotz aller Reichstage nicht enden. Mars will mit Feuer und Schwert darein fahren, Juno will die Fürsten mit Geld zur Ruhe bringen, das widerräth Plutus, weil es dann nur ärger werden würde. Man will Noth und Armut über sie schicken, dann aber steht zu befürchten, daß sie desto ärger drücken würden. Mercur soll mit seiner Rednergabe Friede und Eintracht stiften, allein es ist zu bedenken, daß jeder Recht will haben und für alle Einrede taub ist. Phöbus soll die Blinden erleuchten, allein sie kennen die Wahrheit wohl, verunreinen sie aber mit Lug. Minerva räth die Gemeinnützigkeit, die respu-

753) Also werd ich umtrieben
von dreierlei Parthei, ich sei gleich wo ich sei,
erstlich von den Maulchristen, darnach von Romanisten,
und den Religiosen, sind eines Tuchs drei Hosen,
der ich nicht ziehen kann. (Keller 1, 350.)

blica, zu schicken, Mercur aber kann sie nicht finden; in den Reichsstädten ist sie weg, im Himmel und auf Erden nicht zu treffen, einst sah sie Luna in Athen, jetzt ist sie in Höhlen und Löchern verkrochen, endlich da sie krank und lahm gefunden ward, muß Aesculap erst eine zweifelhafte Kur mit ihr vornehmen. Betrachtungen dieser Art führen den Dichter vielfach auf das Nachdenken über die Quelle des Verderbs im Staate; nicht zufrieden, sich über die auf den Höhen der Staatsgesellschaft mangelnde Uneigennützigkeit aufgeklärt zu haben, sieht er sich dann in allen Ständen zugleich in ihren Verhältnissen zum Staat um. Mönchorden, Secten und Zwietracht und das schandbare Leben der Pfaffen zerstören alle Bande. Pfaffen und Juristen braten in seiner Dantischen Strafhölle im ärgsten Feuer, wie auch Hutten gebilligt haben würde, weil die Einen mit ihren nutzlosen Zänken, die Andern mit ihren Ränken und Verzögerungen, beide mit Meinungen und Glossen die Zustände und die Urtheile verwirren und am weitesten von jenen vereinfachten Verhältnissen abhalten, zu denen jene Zeit aus unnatürlich verwickelter Lage zurückstrebt. So hatte auch Pauli mit dieser selben Einsicht gefunden, daß in Bezug auf Religion die zu vielen Glaubensartikel den Umsturz nothwendig machten, obgleich er vor dem neuen Propheten warnte; daß schon Augustin geklagt vor 1100 Jahren, man häufe in Staat und Kirche zu viele Gesetze, während seitdem noch das Decret und das Decretal, Sext, Clementin, die Extravagantes und so viele Statute, Constitutionen, Synodalia und Gewohnheiten des Chors dazu gekommen und so viele Nußschalen vorhanden seien, daß man kaum den Kern, Gottes Gebot, darunter erkennen könne. Und so läßt Hans Sachs einen einfältigen Müller, dessen studirter Sohn ihm ein glossirtes Corpus Juris heim bringt, den Rand mit der Glosse hinweghacken. Klar ist vor des Meisters Blicken, daß das Saugsystem der Fürsten, die Räuberei und Schinderei des Adels, die Gebrechen des Reichstags, die Ränke und Aufschübe der Gerichte, die Sucht im Bürger die Pracht des Adels nachzuahmen, kurz daß die Bedrückung von oben (II, 4, 61.) und die Un-

ruhe und Strebsucht von unten der Verderb des Landes sei. Gern möchte er sich der schlechten Ueberzeugung von dem Stande der Welt erwehren; der Teufel erscheint ihm (1540), wie er sich in Nürnberg Bauleute zur Erweiterung des Höllenbaues holen will, er versichert ihn, er solle das unterlassen, es gehe neuerdings auf der Erde alles aufs Beste; der Böse will ihm aber nur auf die Eidleistung von zehn ehrlichen Zeugen trauen, und die kann er leider nicht aufbringen. Er läßt (I, 3, 294. Keller 3, 325) den Frieden durch alle Gebiete des Reichs wandern und mit jederlei Volk es versuchen. Er ging zu den Fürsten und fand Blutdurst und Tyrannei, zu den Geistlichen und fand Lehrspaltung und Mord, unter den Bürgern traf er auf Streit mit dem Adel, unter den Kaufleuten auf Unruhe und Betrug, unter den Handwerkern auf Neid und Beeinträchtigung, unter den Bauern auf Untreue, Bissigkeit und Verfolgung, in dem Ehestand auf Zwietracht, in der Nachbarschaft auf Nachrede und Verleumdung, unter den Frauen auf Geschwätzigkeit, unter den Männern auf Rohheit. In seiner 1543 geschriebenen Wolfsklage (einem bekannten altbeliebten Thema) läßt er (I, 3, 347. Keller 3, 554.) mit fließender Rede die Bestie Klage führen, daß selbst das Thier seiner Natur nachkomme und daß einst das Vieh Zeugniß gegen alle Menschen ablegen würde, wie sie allein wider Natur, Vernunft und Tugend gelebt hätten. Daß der in allen Ständen herrschende Eigennutz die Quelle aller herrschenden Uebel sei, diese Ueberzeugung spricht er vielfach aus in den Gedichten aus dem 4. und 5. Jahrzehnt, wo die moralische Kampflust am höchsten in ihm ist, wo er in allen erdenklichen Formen, mit Ernst und Strenge, mit Wehmut und Spott, mit unermüdeter Sorge dem Volke seine Lehre vor Augen stellt, daß der Neid die Ursache aller Zwietracht sei, daß Hetzerei und Klafferei das Feuer schüre, daß alle Liebe und Treue verschwunden und verdrängt, die Wahrheit verdrückt, Zucht und Keuschheit vertrieben, die vier Kardinaltugenden gefangen, Tapferkeit und Großherzigkeit dahin sei, und daß Nichts als Gemeinsinn aufhelfen könne. Mit dieser Gesinnung traf er auf die

Zeiten, wo die Reformatoren und Humanisten bereits das Alterthum öffneten, wo die historischen und philosophischen Schriften der Griechen und Römer übersetzt und mit Begierde aufgenommen, wo Plutarch, Seneca, Cicero so begeistert gelesen wurden. Mit seinem Fleiße nahm Hans Sachs aus einer großen Masse von Schriftstellern sammelnd und umarbeitend heraus, was ihm irgend diente, und wie mußte er erstaunt sein, in der Geschichte der alten Völker gerade den Gemeinsinn so herrschend zu finden, den er unter der deutschen Nation so sehr vermißte; wie überrascht, in jenen unzähligen Anekdoten zu lesen, daß von den alten Philosophen die Zähmung der Natur und die Hemmung angeborener menschlicher Lüste und Triebe mehr geübt als gelehrt ward (II, 48, 5.), während die gleißenden Religionsprediger seiner Zeit schöne Worte machten und schändliche Thaten übten. Wie mußte er bewundernd stutzen, unter den Heiden jene großen Beispiele von Liebe, Freundschaft, Hingebung fürs Vaterland zu finden, zu denen ihm seine christliche Umgebung eben so viele Gegenstücke des Hasses, des Neides, der Selbstsucht darbot. So hatte jeder Uebersetzer alter Werke die Tugend und Lehre der Alten verfochten, so hatte Hartlieb in seinem Alexander auf den frommen Gottesdienst der Griechen gewiesen, an dem die Christen Beispiel nehmen könnten, so hatte Peter Tritonius gewünscht, man ahmte die Alten lieber nach, statt sie unduldsam zu verfluchen. Mit augenscheinlicher Freude warf sich nun Hans Sachs auf Alles, was er von den Schriften der Alten erreichen konnte, und theilte in einer Reihe von Jahren eine Unzahl von verschiedenen Erzählungen und Gedichten mit, deren Stoff er aus Diodor (übersetzt von Herold 1554), aus Herodot, Herodian, Plutarch, Justin, Xenophon (alle ganz oder theilweise von Boner zwischen 1532—1540 übertragen), aus Livius (von Schöferlein 1505), aus Plinius (1565 übersetzt), aus Ovid, Virgil, Lucian, Homer, Apulejus, Musäus, Val. Maximus, Seneca, Cicero u. A. entnahm. Geneigter zu Selbstthätigkeit und Umarbeitung ließ er sich nur von einzelnen Aussprüchen der alten Weisen oder von Zügen aus ihrem

Leben anregen, gab ihnen dann eine eigenthümliche Einkleidung und verwebte seine eigenen Betrachtungen hinein. Eine große Menge seiner Tugendklagen, seiner allegorischen Schilderungen, seiner Kampfgespräche, die in diesen Jahrzehnten vorherrschend und mit das schönste sind, was seine damals in frischester Thätigkeit schaffende Muse hervorbrachte, sind nichts als solche Ausführungen eines durch Sokrates, Cicero oder Seneca angeregten Gedankens. Die meisten jener allegorischen und sonstigen Dichtungen, die noch mehr mit satirischer Geißel die Auswüchse der Zeit als Laster verfolgen, während er sie später milder und duldsamer nur verlacht, sind aus dieser kräftigen, auch im öffentlichen Leben lebendigeren Periode. Die glückliche und sichere Beobachtung von Welt und Menschen, die dem Genius unseres Meisters natürlich war, fand in der Richtung der alten Volksweisen auf die innere Natur des Menschen reiche Nahrung; und Bestärkung fand an ihrer besonnenen Mäßigung seine Ruhe, mit der er dem Ameisengewimmel der Menschen (I, 3, 344. Keller 3, 541) unverwirrt zuschaut und das Volk vor den Spiegel seiner wahrhaftigen Gemälde führt; ihre anschauliche Weisheit förderte seinen plastischen Sinn. Nebenbei vergaß er nie die Testamente und ließ seine poetische Muse, wie die Reformatoren ihre wissenschaftliche, mit der urchristlichen Lehre immer Hand in Hand gehen. Und einerlei Gesinnung spricht daher aus jenen Musterbildern aus der Bibel über Wollust, vernachlässigte Erziehung und dergleichen (1540), wie aus allen jenen Gesprächen (aus den dreißiger Jahren, wo er seine Geschichte oft an seine Lectüre in den Alten knüpft), aus den allegorischen Bildern von der Sorge, den menschlichen Anschlägen, dem Glück, dem Gerücht, der vergänglichen Weltlust, der Armut, von Alter und Jugend, von Solon's Trost und vielen ähnlichen Dingen. Er hob aus der Geschichte des Alterthums seinen Zeitgenossen das hervor, was wir in der Schule dem kindlichen Geiste ebenso vorführen, und leitete auf die unmittelbarste Weise die lautersten Wasser des aufgefundenen Quelles bis in die untersten Volksklassen. Was zwei bis drei Jahrhunderte dafür bereits

gearbeitet hatten, wäre so gut wie verloren gewesen, wenn nicht in dieser Zeit der ersten Drucke, und wo das Volk wirklich bildsam war und las, ein Mann, der den rechten Ton des Volks traf, die ganze Masse alles dessen, was Thomasin, der Renner und alle Lehrgedichte und Beispielsammlungen seit lange verbreitet hatten, in neuer Sprache, in passendem Vortrage erneuert hätte. Dies Verdienst wollen wir dem Hans Sachs nie vergessen. Er ward ein humanistischer Volkslehrer, wie die Gelehrten Jugendlehrer wurden. Er führte die Alten zuerst von ihrer rein sittlichen Seite volksmäßig bei uns ein, wie in neuerer Zeit Wieland seinen Cicero, Lucian und Horaz von der lebensphilosophischen weltmännischen Seite einführte.

Seit dem 6. Jahrzehnte herrscht in Hans Sachsens Dichtungen alsdann ein anderer Geschmack etwas vor. Er wirft sich mehr auf Schwänke und Fastnachtspäße, das Lehrhafte knüpft sich gern an Beispiele, der ethische Charakter seiner Gedichte wird mehr plastisch, seine deutsche Malerei mehr eine niederländische, seine Allegorie wird mehr mit der Fabel vertauscht, die geraden Bezüge auf die Gegenwart werden seltener, er führt uns aus dem öffentlichen ins Privatleben. Er sieht dann die Stände und Klassen minder aus ihrem Verhältnisse zum Staat und zur Pflicht, als zu der menschlichen Natur und Vernunft überhaupt, er schildert mehr das schnackige Treiben der Menschen humoristisch und verlacht es, statt daß er es früher gegeißelt hatte. Seine eindringlich strenge Lehre verschwindet mehr neben der launigen Schilderung, seine Strafpredigt wird ironische Darstellung; seine Poesie, welche früher mehr Tugenden einschärfte, will jetzt mehr die Traurigkeit lindern; die Strenge des Mannes schleift sich ab und weicht der Milde des Greisen. Zu jeder Zeit seines Lebens hat der Meister Schwänke und Erzählungen gemacht, seit den funfziger Jahren aber sowohl häufigere, als auch bessere. Die ganze Einförmigkeit seiner Manier und das Fabrikmäßige seiner Dichtung legt sich in dieser Gattung dar, aber sie ist auch zugleich sein höchster Triumph. Er hat diese Gattung der belehrenden ernsten und komischen Erzählung aus

den älteren Zeiten überkommen, deren Novellen, Schwänke und Possen er in Unzahl erneute und mit neuen vermehrte, er hat sie aber auch der künftigen Zeit hinterlassen. Kein älterer Erzähler thut es ihm an sittlichem Kerne, wenige spätere an Kunst der Darstellung und an ächtem Humor gleich. Er hat bei den besten Meistern der Erzählung, bei Boccaz mit am frühesten gelernt; er hat die Meister der Dichtung, er hat einen Göthe am unmittelbarsten gelehrt; seine komischen Legenden dürfen an naivem unschuldigem Vortrag und gesundem Sinn für Muster gelten. Seine Schilderungen von der verkehrten Welt oder von dem Schlaraffenlande, wo er die ganze Welt zu Nebenbuhlern hat, werden trotz Boccaccio und dem französischen Schwank von Cocaigne immer ihren Werth behaupten. Seine Späße von den Landsknechten, den Himmelsstürmern, die St. Peter nicht im Paradies und Lucifer nicht in der Hölle mag, sind ganz unvergleichlich. Und was sein Fastnachtspiel angeht, so gibt es nicht viele, die so tiefen und innerlichen Gebrauch von der Posse zu machen verstanden hätten, und Göthe fand die Gattung der Nachahmung, und Hans Sachsische Spiele der Aufführung werth, die, wenn man sich eine launige plumpe, marionettenartige Darstellung, oder auch gute Improvisation hinzudenkt, allerdings von der größten Wirkung sein können. Das Leben und die Treue der Schilderung, das mannichfaltige Gewühl der Gegenstände und die stets gleiche Verläßigkeit und Schärfe seines Pinsels reizt in diesen Stücken ungemein und hat auch unsern Göthe angezogen, der in Hans Sachsen's poetischer Sendung dem alten Meister das ehrendste Denkmal gesetzt hat. Die Gestalten leben und weben hier vor uns, und rühmt Hans Sachs den Maler, er könne Alles vor Augen stellen, daß man es nicht klarer erzählen könne, so erzählt und schildert er selbst, daß man es nicht klarer vor Augen stellen könnte. Die muthwilligste und frischeste Laune färbt die Bilder des Zauberkastens, den er uns öffnet, wenn er uns auf Fastnachten und Kirchweihen, in Himmel und Hölle, auf die Berge der Lüge und Völlerei, in die Länder der Faulheit und des Unsinns führt, wenn er uns mit der groben

Galanterie der Gesellen und der schnippischen Sprödigkeit der Mägde vertraut macht, wenn er uns auf dem Bierturnier ein Muster von Gemeinheit, viehischem Wesen und „kühischem Saufen“ aufthut, wenn er am Abend lauschend den Gesprächen der Hausleute zuhört, wenn er auf dem Markte das Treiben der Bader und Marktschreier verfolgt, wenn er das mißgestaltige Gewirr der Bauerntänze abkonterfeit, was Alles mit Nichts zu vergleichen ist, als mit den Burlesken der niederländischen Malerei. Wir begleiten den Dichter in die Mitte seiner Landsknechte, Bauern, Handwerker, Reiter, Zigeuner, Pfaffen und Schüler, beobachten ihr tolles Treiben und Jagen, wir hören den führenden Meister dazwischen Mäßigung und Sitte predigen, sehen den milden und lebensfrohen Ermahner ihre losen Streiche gutalten, und wo sich die Menge durchkreuzt und anstößt, versöhnen mit Ermunterung und Nachsicht. Nun prellt er einen geizigen Nagenranft, allein es geschieht mit Maß, ohne Aufwand, und gutherzige Lehre entschuldigt; nun weist er übertreibend auf Buhlschaft und bösen Hausstand, allein man sieht den derben Spaß eines mehr rohen als sittenlosen Menschenschlages durch. Früher mehr mit sich selbst beschäftigt, mit Reich und Kirche, im Verkehr mit Musen, mit Genien, mit Göttern, mit Engeln und Teufeln, sahen wir ihn durch Himmel und Hölle wandern, mit den Unsichtbaren im Verkehre, ernst, auf große Gedanken gerichtet; jetzt hat er sich in die wogende Menge begeben, sucht Unterhaltung und Erheiterung, mischt sich unter die geringsten Klassen in Schenken, Wäldern und Märkten. Früher waren seine Schwänke (von der Fastnacht, vom Narrenfressen, Narrenbade, vom Schlaraffenland, Baldanders, Hans Unfleiß, Widerporst, vom Lügenberg und vollen Berg, vom faulen Lenz u. s. w. zwischen 1530 – 40) gern allegorisch, jetzt führt er uns in die wirklichste Welt, in die schmutzigsten Gelage, in das niedrigste Treiben. Seine Poesie nimmt also den Gang wie das Volkslied, das wir gleichfalls aus schönerer Höhe in diesen Zeiten herabsinken sahen. Doch ist auch hier immer Maß in seiner Darstellung, Maß in seiner Lehre. Gern hat er es mit dem

rohen Adel, mit den verderbten Städtern, mit den begehr- und streb-
süchtigen Bauern zu thun. Er meint, es habe gar recht in der Welt
gestanden, als noch die Bauern einfältig, fromm und schlicht gewesen,
und nicht wie jetzt pfiffig und kniffig. Wo er tölpische Dummheit und
Hartköpfigkeit verlacht und verhöhnt, steht im Hintergrunde der gute
Landjunker Strepsiades, hinter dessen Einfalt der Komöde sein gerades
Urtheil versteckt. Lachend und schonend sagt er die Wahrheit und lehrt
das Gute, er badet, und höchstens schneidet er die Narren, wenn er
bald schlechte Kinderzucht, bald grobe Büffelei, schlechten Wandel bei
besserer Einsicht, Geiz und Verschwendung, Zanksucht, Neid, Verleum-
dung, Schamlosigkeit, Dünkel, Faulheit und Schlemmerei, Spielsucht
und eheliche Untreue auszurotten gedenkt. Alles was den guten deut-
schen Mittelstand gut bezeichnet, Handwerkscharakter, ehrbare Gilden-
natur, Hausverstand, Ehrlichkeit und Biederkeit, fromme Einfalt,
tüchtiges sittliches Mark und praktische Einsicht ins Leben, spricht
liebenswürdig aus jedem Tone und jedem Sinne in diesen Stücken,
so manche davon leer an Gehalt und schale Witze sind.

In den letzten Jahrzehnten der Hans Sachsischen Dichtungen
geht eine deutliche Veränderung vor. Er selbst klagt wiederholt über
das Abnehmen der Kunst überhaupt. Ehedem sei sie blühend gewesen,
der Gelehrten alle Winkel voll, sinnreicher Werkleute und Künstler
genug und Bücher die Hülle und Fülle; jetzt seien die Künste gemein
und verachtet, wenige Jünger blieben, als Phantasten schief angese-
hen; die Welt renne nach Wollust und Geld, die Musen verließen das
Vaterland. Sein Gesang der Sitte hatte ihm Neid und Haß erregt;
vielfach kam ihm der Gedanke, sein Singen zu lassen, auch weil ihm
zuletzt seine Vernunft sagte, daß seine dichterische Kraft abnehme.
Doch aber will er getrost sein Pfund wuchern lassen; nach 44 Jahren
musischer Beschäftigung will er auch nun nicht ablassen, Tugend zu
verbreiten und Traurigkeit zu sänftigen, und kein Lästermaul soll ihn
in seinem heiligen Berufe stören. Bei der Ausgabe seiner Werke, die
er erlebte, arbeitete er besonders in den Jahren 1557—59 auf eine

merkwürdig thätige Weise, und nur wenn man hier aus seinen eigenen Angaben sieht, welche Unzahl von Dingen er überhaupt bis dahin gedichtet hatte (788 größere Stücke und 4275 Bar deutsches Meistergesangs, die nicht in Druck gegeben sind, „sondern die Singschule mit zu zieren und zu erhalten"), begreift man, wie er in diesen Jahren aus einer unglaublichen Belesenheit die Stoffe zu einer so ungeheuren Menge von Dichtungen bearbeiten konnte. Nur allein gegen hundert Erzählungen aus alter, mittelaltriger, nordischer und deutscher Geschichte schrieb er in diesen drei Jahren, außer einer großen Anzahl von Eulenspiegeleien und Schwänken, und allen möglichen anderen Gattungen, naturhistorischen Stücken, geistlichen und weltlichen Tragödien und Komödien, Anekdoten, Sprüchen der Philosophen, Gesprächen und Betrachtungen aller Art, Evangelien, Fabeln, Psalmen, Prophezeihungen und testamentlichen Lehren. Immer ärmer an Erfindung greift er jetzt nach jeder Form und nach jedem Inhalte. Es fällt doch auf, bei ihm jene Figuren wiederzufinden, jene Deutungen der Begebenheiten aus dem alten Testament auf neue Zustände. Alle poetischen Formen seit mehreren Jahrhunderten hat er behandelt; alle bedeutenderen Werke ausgezogen. Er hat lehrhafte Stücke wie Hugo von Trimberg, Allegorien wie Müglin, Meistergesänge, Fabeln, Beispiele jeder Gattung, politische Gedichte, Lucianische Gespräche, Panegyriken wie Rosenblüt, Sittenpredigten, Narrenpoesien und Kirchenlieder. Zu allem fügt er nun noch vorzugsweise in seinen letzten Jahren das Drama hinzu. Er versuchte es schon in seinen frühesten Jahren, namentlich die Gesprächsform Lucian's und Aehnliches noch in der Art des Rosenblüt und Hans Folzens zu bearbeiten; bald griff er die klassische Form auf, nach dem Muster des Terenz und Reuchlin, und bildete mehr und mehr ein regelmäßiges Drama aus. Die Kunst, einen dramatischen Plan zu entwerfen und ein Gespräch anzulegen ist nur ganz in der Kindheit bei ihm. Doch lagen bei ihm alle Keime zu einem volksthümlichen Schauspiel, das sich unter uns ohne das Dazwischentreten anderer Elemente ganz wie das englische

Drama würde ausgebildet haben, auf dessen Weise Jakob Ayrer noch bestimmter hinwies, der als ein bloßer Nachläufer des Hans Sachs angesehen werden darf. Wir wollen bei diesem, dessen einzige Seite das Drama ist, während es in Hans Sachs bei weitem die unerfreulichste und geringste bildet, die Art dieser Stücke näher betrachten, die bei ihm mit weit mehr Anspruch und übrigens mit weit weniger Werth, nicht so kurz aber viel leerer, mit ähnlichem ungelenkem Gange und farblosem Vortrage, aber mit mehr mechanischem Aufwande, als die Hans Sachsischen erscheinen. Die Stoffe theilen sich bei Beiden gleich in Fastnachtspiele und in ernste Historien, wie man die Dramen auch in England nannte; nur hat Hans Sachs noch die religiösen Stücke aus dem alten und neuen Testament, die seit der Mitte des 16. Jhs. neue Aufnahme in Deutschland fanden. Die Geschichtstücke sind wieder theils wirkliche Geschichtsstoffe, wie sie in Shakespeare's vaterländischen Stücken ihre Vollendung fanden, oder sie sind dramatisirte Novellen aus denselben Quellen, wo Shakespeare die ähnlichen schöpfte, oder sie sind (was auch von Ayrer, Wild u. A. geschah) den Romanen und Volksbüchern entlehnt. Dies betrachten wir als ein ganz eigenes Zeichen der Zeit. Die Gegenwart hörte auf, Stoffe für die Dichtung zu bieten; die Volkspoesie, die Gelegenheitspoesie stockte, man war auch des gemeinen Tones satt, man zog sich aus der Wirklichkeit zurück und suchte für die Dichtkunst ein anderes edleres Element. Ehe die antike Kunst oder deren Nachbildungen in Italien oder Spanien Aufnahme fanden, wies man noch Einmal auf die alte Romantik zurück, und brachte sie in alten und neuen Formen wieder. Ein thörichter Gedanke. Man konnte jetzt wie Puschmann prosaisch die Regeln der alten Kunst sammeln, zu halten war sie nicht mehr; das Heldenbuch theoretisirte über Riesen und Zwerge, Helden und Menschen; Paracelsus verschmolz mit kabbalistischen Vorstellungen eine dem Volksglauben und der Poesie abgezogene geistreiche Theorie der Elementargeister; allein daß die spukhaften Geschichten der Mohrin, die Joh. Adelphus herausgab, oder des Staufenberg, den

Fischart umarbeitete, oder des Thedel Unvorferden von Thym wieder für die Poesie von Einfluß werden sollten, war nicht vorauszusehen. So waren auch das Buch der Liebe, das bereits oben angeführt wurde, und dann diese dramatischen Behandlungen derselben Romanstoffe bei Ayrer und Hans Sachs größere gewichtigere Arbeiten, die auf ein Wiedereinbürgern dieser alten ritterlichen Dichtungen und ihres Geschmackes ausgingen. Allein schon war diesem allzusehr jeder Boden in Deutschland genommen. Der gröbere Volksgeschmack dauerte noch immer in Dedekind und Fischart u. A. feindlich gegen alle „dritthimmelverzückte“ Manier fort. Schon war die Thätigkeit in den romanischen Nationen zu groß, die Verbindung zu offen, die Sucht nach Neuem zu gewöhnlich, als daß man nicht lieber das fremde Neue, als das einheimische Alte hätte suchen sollen; schon wirkte auch im Stillen der klassische Unterricht fort, als daß man nicht bald den ersten Versuchen hätte entgegensehen müssen, antike Formen und Stoffe einzubürgern. Doch aber bleibt es merkwürdig genug, daß Hans Sachs, wie er in seiner Dichtungsweise immer aus der gemeinen und gesunkenen Manier der Zeitgenossen wegarbeitete, so zuletzt auch noch in den Gegenständen auf Etwas Edleres hinstrebte, obwohl er in der durchaus unedlen Behandlungsart dieser heroischen Stoffe verrieth, wie wenig mehr die Zeit für eine Wiederaufnahme dieser Dinge geschaffen war.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

